Baltische Monatsschrift.

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
184543

Achtzehnter Band.

H. 1-6

Riga, 1869.

Est. A
Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
13733

Inhalt

des achtzehnten Bandes.

Erstes Heft.

Statistische Studien zur Wohnungsfrage, von Laspeyres . Seite 1.
Ueber die Anwendung der Elektricität in der praktischen Medicin, von B. Holst . . . . . „ 38.
Amerikanische Briefe eines Livländers, V. . . . . „ 51.
Schwedische Intoleranz in Livland . . . . . „ 61.
Der neue Tarif . . . . . „ 68.

Zweites Heft.

Die Renaissance in Italien, von Herm. Lücke . . . . „ 75.
Die Genossen Pugatschews in Livland . . . . . „ 104.
Amerikanische Briefe eines Livländers, VI. . . . . „ 128.
Notizen . . . . . „ 147.

Drittes Heft.

Ueber die Grenzstreitigkeiten zwischen Mensch und Thier, von A. Laurenty . . . . . „ 155.
Die Russen in Turkestan . . . . . „ 183.
Amerikanische Briefe eines Livländers, VII. . . . . „ 219.
Die Ostseeprovinzen während des schwedisch-russischen Krieges 1788—90, von A. Brückner . . . . . „ 230.

Viertes und fünftes Heft.

Zur livländiſchen Landtagsgeſchichte des 18. Jahrhunderts, I. Nach der Conquête . . . . . Seite 247.
Ein Streifzug in den Südweſten der Krim . . . . . „ 2.0.
Zur Geſchichte der Geſchichte, I, von A. Brückner . . . „ 326.
Mitauer Correſpondenz . . . . . „ 363.
Notizen . . . . . „ 380.

Sechstes Heft.

Zur Geſchichte der Geſchichte, II, von A. Brückner . . . „ 399.
Zur livländiſchen Landtagsgeſchichte des 18. Jahrhunderts, II. Die Anfänge der Agrarfrage . . . . . „ 428.
Unſere literariſch-hiſtoriſchen Geſellſchaften . . . . . „ 475.
Zum Abſchiede . . . . . „ 483.

Statiſtiſche Studien zur Wohnungsfrage.

I. Die Wohnungen Rigas.*)

Der Verfaſſer beabſichtigte, wie aus der vorläufigen Anzeige im Januarheft dieſer Zeitſchrift hervorgeht, in der ſo überaus wichtigen Wohnungsfrage den Leſern diejenigen Hauptpunkte zugänglich zu machen, auf welche die Statiſtik bereits ſoweit ihr Licht geworfen hat, daß gewiſſe Regelmäßigkeiten oder Geſetzmäßigkeiten in dem Verhalten des Menſchen zu ſeiner Wohnung ſich zeigen laſſen. Es ſind das die Studien Nr. II., III. und IV.

Ehe jedoch der Verfaſſer dieſen Plan ausführen konnte, erſchien das Werk von v. Jung-Stilling „Beitrag zur Gebäudeſtatiſtik der Stadt Riga",**) was den Anſtoß gab, dieſen Studien eine vierte vorangehen zu laſſen. Dieſe erſte Studie über die Wohnungen Rigas paßt freilich, rein objectiv betrachtet, nicht ganz zu den andern drei Skizzen, allein trotzdem ſchien aus ſubjectiven Gründen die Aufnahme nicht nur erlaubt, ſondern geboten. Die Monatsſchrift iſt eben eine ſpecifiſch baltiſche, und darum eine Beſprechung der Rigaſchen Wohnungsverhältniſſe gerechtfertigt. Die Rigaſche Wohnungsfrage wird unbedingt für die meiſten Leſer mehr Intereſſe haben als die andern drei Studien, und vielleicht bewegt dieſes Localintereſſe die Leſer auch in den andern Studien zu blättern, obwohl dieſelben

*) II. Der Einfluß der Wohnung auf die Moralität der arbeitenden Klaſſen.
III. Die Ausgaben für Wohnung im Verhältniß zu den Geſammtausgaben.
IV. Die Wohnung des Handwerkers in ihrer Abhängigkeit vom Geſchäftslocal.

**) Beitrag zur Gebäudeſtatiſtik der Stadt Riga für das Jahr 1866, herausgegeben im Auftrage des ſtatiſtiſchen Comités der Stadt Riga aus dem Material deſſelben vom Secretair Fr. v. Jung-Stilling. Leipzig, Teubner 1868. 4°. 40 Seiten und 21 Tabellen als Anhang.

statistischer Natur sind und die Statistik bisher überall nur eines sehr kleinen Leserkreises sich zu erfreuen hat.

Mit Freude begrüßen wir in dem obengenannten Werk die erste Publication des statistischen Büreaus der Stadt Riga. Unter den deutschen Städten, welche ein eigenes Büreau für städtische Statistik gegründet haben, steht die Stadt Riga zu deren nicht geringem Ruhme mit in erster Reihe.

Indem wir dieser ersten Publication unsere Aufmerksamkeit zuwenden, freuen wir uns mit einigen tadelnden Bemerkungen beginnen zu können; es ist das die bekannte Freude eines Kritikers, der, wenn er anfangs zu tadeln hat, am Ende das Lob bringt. Die tadelnden Bemerkungen treffen weniger den Verfasser dieser sorgfältigen statistischen Arbeit als die Auftraggeber und den Verleger. Durch die Art des Druckes fehlt dem Werk vielfach die Uebersichtlichkeit, welche bei einem statistischen Werk doch besonders wichtig ist. Diese Uebersichtlichkeit ist zwar schwer zu erreichen, aber die Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich. Am meisten stört, daß die Tabellen, welche nicht in den Anhang gebracht werden konnten, aus dem Text sich nicht genügend durch Einrahmung abheben, wodurch der Leser aus dem Text in die Tabellen und aus den Tabellen in den Text sich verirrt. Noch störender aber ist, daß in vielen Fällen durch den Schluß der Seite gerade diejenigen Tabellen durchbrochen werden, welche darauf berechnet sind in fortlaufenden Zahlen die Convergenz oder Divergenz jener Zahlenreihen zu zeigen. Da solche Zahlenreihen ein Bild geben sollen, so ist dieses Durchschneiden des Bildes nicht verschieden von dem aus Rücksichten des Raumes vorgenommenen Durchschneiden eines Portraits in ganzer Figur, deren Kopf in dem einen, deren Beine in dem andern Saal aufgehängt sind. Ist eine solche Anordnung irgend erlaubt?

Wird das Studium der Rigaschen Wohnungsfrage durch diesen gerügten Uebelstand erschwert, so gilt das noch viel mehr von einem zweiten zu rügenden Mißstande. Der Verfasser sagt am Schluß seiner Abhandlung, S. 33, in sehr bescheidener und vorsichtiger Weise: „Damit glauben wir unsere Arbeit abschließen zu dürfen, freilich ließen sich noch manche Schlüsse und Ableitungen aus den von uns gebotenen Zahlen machen, unsere Aufgabe ging aber nicht so weit, die vollständige Verarbeitung einer Rigaschen Gebäudestatistik zu geben, vielmehr nur geordnetes Material zu derselben zu bieten, und so begnügen wir uns, nur auf die wesentlichsten Resultate hingedeutet zu haben, um den Ueberblick über das Gebotene zu erleichtern

und die Richtung anzugeben, in welcher eingehende Forschungen Weiteres zu entnehmen im Stande sein dürften."

Allerdings ist sehr zu bedauern, daß es dem Verfasser nicht erlaubt war, die Anschauungen ökonomischer oder ethischer Art, welche er bei Bearbeitung des vorliegenden Materials gewann, weiter zu verfolgen und zu entwickeln. Referent weiß aus Gesprächen mit dem Verfasser, daß dieselben sehr interessant waren und vielleicht eine bisher nur auf deductivem Wege erforschte Materie der Induction durch Statistik zugänglich gemacht hätten.

Wodurch werden die statistischen Publicationen über das Niveau des „schätzenswerthen Materials" emporgehoben als durch die Schlußfolgerungen, die derjenige daraus zieht, welcher am meisten mit der Materie vertraut ist? Das Rigasche Publicum schwärmt schwerlich in dem Maße für statistische Werke, daß es sich selbst aus diesem statistischen Material ohne Anleitung durch den, der am meisten darin heimisch ist, die Schlüsse zöge, welche daraus abgeleitet werden können. Sind die Schlüsse, welche der amtliche Statistiker aus seinem Material zieht, falsch, so wird die Kritik derselben sich schon bemächtigen.

Daß ein ganzes statistisches Comité nicht die wirthschaftlichen Anschauungen seines Secretairs theilt, ist sehr natürlich, darum gebe man aber doch demjenigen, der die Sache publicirt, freien Spielraum auf seine wissenschaftliche Verantwortung hin das Material gleich zu verwerthen. Ueberhaupt muß dem Director eines statistischen Büreaus (und das ist der Verfasser, mag man auch den in der ganzen civilisirten Welt üblichen Titel demselben vorenthalten) eine etwas freiere Stellung in Bezug auf Publicationen eingeräumt werden; als ein Fortschritt gegen die Publication über den Handel Rigas ist übrigens schon zu loben, daß der Name dessen, der die Hauptarbeit bei Publicationen eines statistischen Comités hat, auf dem Titel wenigstens genannt wird. Zwar hofft Referent, daß der Verfasser die erwähnte Verwerthung noch selbständig übernehmen werde, derselbe weiß aber auch aus eigener Erfahrung, daß derjenige, der mit Arbeiten überhäuft ist, eine bis auf einen gewissen Punkt abgeschlossene Arbeit, auch wenn der Wurf ein glücklicher war, nicht leicht von Neuem zur Bearbeitung hervornimmt.

Auch dem Referenten ist es leider nicht möglich für jetzt die vorliegende Arbeit wesentlich weiter zu führen, da hierzu eine langjährige Bekanntschaft mit den Rigaschen Verhältnissen die nothwendigste Voraussetzung ist. Selbst eine Vergleichung mit der in manchen Beziehungen ähnlichen

Gebäudeſtatiſtik der Stadt Berlin, der bisher unſeres Wiſſens einzigen ausführlichen Wohnungsſtatiſtik einer Stadt, muß unterbleiben, da die Zuſtände zu verſchieden ſind, um mehr als Gegenſätze zwiſchen Berlin und Riga zu zeigen.

Referent muß ſich, ſo wenig er dergleichen Arbeiten liebt, begnügen, das Publicum in dieſe erſte ſtädtiſche Publication einzuführen und namentlich diejenigen Theile derſelben näher zu beſprechen, welche den anderen verſprochenen Studien naheſtehen, alſo aus der ganzen Gebäudeſtatiſtik hauptſächlich die Wohnungsſtatiſtik.

Eigene Verſehen und Unklarheiten, welche zum Theil auch aus mangelnder localer Kenntniß kommen, mögen dem Referenten damit entſchuldigt werden, daß derſelbe dieſe Einführung in das ſtatiſtiſche Werk v. Jung's dem Publicum gleichzeitig mit dem Erſcheinen deſſelben in die Hände geben wollte, wodurch die Arbeit alſo etwas ſchnell an Hand der einzelnen Correcturbogen, welche der Verfaſſer Referenten zur Dispoſition ſtellte, gemacht werden mußte.

In dem Vorwort führt der Verfaſſer an, was faſt von jeder Statiſtik gilt, daß das vorhandene Material zwar nicht den Anforderungen ganz entſpricht, welche die Wiſſenſchaft an die Statiſtik ſtellt, daß aber daſſelbe doch für viele Zwecke brauchbar genug iſt, um über die Wohnungsverhältniſſe zum erſten Mal die ſtatiſtiſche Leuchte ihr Licht verbreiten zu laſſen. Im Weſentlichen iſt die ſtatiſtiſche Aufnahme zu Steuerzwecken gemacht, wie wir ja die meiſten ſtatiſtiſchen Publicationen dem Intereſſe des Fiscus verdanken.

Die Arbeit zerfällt, abgeſehen von den zwei Anhängen, in 4 Capitel: Zahl und Nutzung der Gebäude; Beſitzſtand der Gebäude; Beſteuerung der Gebäude; die Wohnungen, von denen nur das ſehr kurze zweite Capitel uns nicht näher angeht.

Das Hauptergebniß iſt für 1866 eine Zahl von 8777 Gebäuden auf den 4515 Grundſtücken der Stadt Riga, welche mit Ausſchluß der Citadelle 100,828 Einwohner im Jahre 1867 zählte. Von dieſen 8777 Gebäuden ſind 7004 Wohnhäuſer, 422 Speicher, 246 andere Geſchäftsgebäude, 146 öffentliche Gebäude und 959 ſonſtige Häuſer der Privatnutzung. Ausgeſchloſſen aus der Statiſtik ſind 24 Kirchen und 5 Bethäuſer.

Wie für die ganze Stadt ſo ſind dieſe wie alle andern Angaben auch für die innere Stadt und die drei Vorſtädte, ja was beſonders wichtig iſt, auch für die einzelnen 16 Quartal berechnet worden. Was wir leider

vermissen, ist eine Angabe des Flächenraumes dieser Stadttheile, welche doch leicht zu beschaffen gewesen wäre; die Vertheilung der Häuser und der Einwohner auf den Flächenraum würde für den Localunkundigen den großen Unterschied zwischen Innstadt und Vorstädten und zwischen den mehr städtischen und mehr dörfischen Theilen der Vorstädte klar gelegt haben. Noch besser wäre die Beifügung eines kleinen Planes der Quartaleintheilung, welche auch auf dem neuen Wieckmann'schen Plan fehlt, gewesen, denn ohne diesen kann der Ausländer absolut kein Bild aus der Gebäudestatistik gewinnen.

Die Vertheilung der Wohnhäuser über die 4 Stadttheile, bei der wir für die Quartale nur das Maximum und das Minimum angeben, ist die folgende:

In der	Zahl der Wohnhäuser.	Durchschnittlich per Quartal.	Größte Menge Wohnhäuser in einem Quartal.	Geringste Menge Wohnhäuser in einem Quartal.	Einwohner.
Stadt	764	194	234 II. 1	163 I. 1	17,012
St. Petersb. Vorstadt .	1,777	444	773 II.	188 IV.	26,774
Moskauer Vorstadt . .	2,593	519	843 II. 1	213 I. 1	41,401
Mitauer Vorstadt . .	1,870	602	1072 II.	312 I.	15,641
Ganz Riga	7,004	467	1072 II. Mit. Vorst.	163 I. Stadtquart.	100,828

Schon diese Zusammenstellung zeigt wie ungleicher Natur die innere Stadt und die Vorstädte sind, wie viel des Aehnlichen aber die drei Vorstädte aufzuweisen haben. Die Gleichheit der Vorstädte unter einander tritt recht deutlich hervor, wenn wir fragen, in welchem Verhältniß das mit Häusern am meisten und das mit Häusern am wenigsten besetzte Quartal zum Durchschnitt des ganzen Stadttheils = 100 gesetzt sich verhält.

In der	Das häuserreichste Quartal verhält sich zum Durchschnitt = 100 wie	Durchschnitt.	Das häuserärmste Quartal verhält sich zum Durchschnitt = 100 wie
Stadt	121	100	85
St. Petersb. Vorstadt.	174	100	42
Moskauer Vorstadt .	164	100	41
Mitauer Vorstadt . .	178	100	52
Ganz Riga	230	100	35

Das heißt: die 4 Quartale in der Stadt sind einander sehr ähnlich, während die Vorstädte sehr wenig und sehr viel mit Häusern besetzte Quartale haben, die in den 3 Vorstädten gleiche Abweichungen von einander zeigen. Zugleich ersieht man auch wie wenig vergleichbar die 16 Quartale unter einander sind, da das am meisten und das am wenigsten mit Häusern besetzte Quartal zum Durchschnitt wie 230 und 35 : 100 sich verhalten.

Da wir, wie gesagt, nicht wissen können wie viele Einwohner und Wohnhäuser auf einen bestimmten Flächenraum fallen, müssen wir gleich zu der Zahl von Einwohnern, welche auf jedes Haus fallen, übergehen.

In der	Es kommen Einwohner auf ein Wohnhaus.	Verhältnisse zum Durchschnitte der ganzen Stadt.
Stadt	22,26	155
Moskauer Vorstadt	15,96	111
St. Petersburger Vorstadt . . .	15,06	105
Mitauer Vorstadt	8,36	58
Ganz Riga	14,39	100

Fragen wir wieder nach den Quartalen, welche die bewohntesten und welche die menschenleersten Wohnungen haben, so verhalten sich dieselben zum Durchschnitt des ganzen Stadttheils:

In der	Maximum.	Durchschnitt.	Minimum.
Stadt	119	100	85
Moskauer Vorstadt	116	100	89
St. Petersburger Vorstadt . .	136	100	93
Mitauer Vorstadt	194	100	79
Ganz Riga	183	100	46

Mit diesen Zahlen ist noch nicht viel bewiesen, denn wenn in einem Wohnhaus mit 2 Zimmern 4 Menschen und in einem anderen von 8 Zimmern 16 Menschen leben, so haben beide Häuser fast gleiche Wohnungsdichtigkeit. Darum hat v. Jung mit Recht die Einwohnerzahl nicht zur Zahl der Häuser, sondern zu ihrer Qualität in Verhältniß gesetzt, wie man auch die Marine zweier Länder nicht nach der Zahl der Schiffe, sondern nach ihrem Inhalt, dem Tonnengehalt, vergleichen muß. Die Qualität der Häuser findet aber einen ziemlich passenden Ausdruck in dem für Steuerzwecke taxirten Werth derselben.

v. Jung stellt zusammen für alle Quartale den Durchschnittswerth eines Wohnhauses und die Zahl von Personen, welche auf je 1000 Rbl. Wohnungscapitalwerth kommen. Statt dieses letzten setzen wir lieber den Capitalwerth, der auf jeden Kopf kommt, und gruppiren die Quartale nach dem Durchschnittswerth der Wohnhäuser. Neben diese beiden Zahlenreihen setzen wir mit v. Jung die sog. Ordnungszahlen in der zweiten und dritten Spalte.

In der	Ein Wohnhaus ist werth.	Auf den Kopf fallen an Wohnungscapitalwerth.	Rangordnung *)	
			des Wohnungswerths.	des Wohnnngscapitalwerths per Kopf.
	Rubel.	Rubel.		
Stadt I. Stadttheil II. Quartal .	17,206	740	1	14
„ II. „ II. „ .	14,972	695	2	12
„ II. „ I. „ .	13,670	725	3	13
„ I. „ I. „ .	12,113	461	4	11
Mosk. Vorst. I. Stadtth. I. Quart.	3,235	175	5	9
St. Petersb. Vorstadt III. „	2,687	191	6	10
Mitauer Vorstadt I. Quartal . .	2,660	164	7	7
St. Petersb. Vorstadt II. Quart.	2,437	171	8	8
Mosk. Vorst. I. Stadtth. II. Quart.	2,238	135	9	6
„ „ I. „ III. „	1,462	79	10	5
„ „ II. „ I. „	1,060	75	11	4
St. Petersb. Vorst. I. Quartal .	899	57	12	3
„ „ „ IV. „ .	843	41	13	1
Mosk. Vorst. II. Stadtth. II. Quart.	651	43	14**)	2
	2938	202		

*) v. Jung sagt darüber in der Einleitung S. IV. „Was schließlich die in dieser Arbeit angewandte Operationsmethode betrifft, so dürfte es vielleicht für den mit statistischen Darstellungen nicht vertrauten Leser erwünscht sein mit kurzen Worten das Wesen der Rangordnung erörtert zu finden. Um nämlich das Verhältniß einzelner Zahlengruppen zu einander leichter überschauen und vergleichen zu können, ordnet man dieselben, sei es in abfallender oder steigender Linie der Art, daß man in jeder Gruppe die höchste oder niedrigste Zahl mit: 1, die demnächst höchste oder niedrigste mit: 2, die sodann höchste oder niedrigste mit: 3 u. s. w. bezeichnet, und derart den Ueberblick gewinnt, in wie weit in den beiden Zahlengruppen die mit einander verglichenen Factoren in einem gleichen, d. h. directen oder in einem entgegengesetzten, d. h. umgekehrten, oder schließlich gar in gar keinem Verhältniß zu einander stehen. Diese beiden derartigen Gruppirungen heißen dann „Rangordnungen".

**) Weggelassen hat v. Jung das zweite und dritte Quartal der Mitauer Vorstadt, da diese als meist nur im Sommer bewohnte Aufenthaltsörter der oberen Stände abnorme Verhältnisse aufweisen.

Vergleicht man die beiden Ordnungsreihen mit einander so sieht man auf den ersten Blick, daß ein Zusammenhang zwischen dem durchschnittlichen Werth eines Wohngebäudes und dem Capitalwerth, der auf die Wohnung per Kopf fällt, stattfindet. Nimmt man nun gar immer 2 Quartale zusammen, dann laufen die Ordnungszahlen ausnahmslos gegen einander.

	Werth der Wohnhäuser.	Capitalwerth per Kopf.
Je 2 Quartale	1	7
	2	6
	3	5
	4	4
	5	3
	6	2
	7	1

Zu diesem gefundenen Zusammenhang zwischen Wohnhauswerth und Wohnungscapitalwerth per Kopf (Wohnungsdichtigkeit) bemerkt nun der Verfasser S. 3: „Es ist das Wohnungsbedürfniß wohl in allen Culturländern als Ausdruck der Ansprüche, welche der Einzelne an das Leben macht, zu beurtheilen und steht auch nach den bisherigen, allerdings noch in keiner Weise abgeschlossenen Untersuchungen, die Ausgabe für Wohnung in einem bestimmten Verhältniß zu der Ausgabe überhaupt. Deßhalb dürfte es nicht unberechtigt erscheinen, aus der Wohnungsdichtigkeit der Bevölkerung auf deren Wohlhabenheit resp. deren allgemeines Wohlbefinden zurückzuschließen." Hierzu sei bemerkt, daß der Verfasser hinzufügt, unter Wohnungsdichtigkeit wäre nicht zu verstehen die Zahl von Menschen, welche auf ein Wohngebäude überhaupt kommen, sondern welche auf einen bestimmten Wohnungscapitalwerth fallen.

Leider können wir nun nach den neuesten statistischen Forschungen, welche v. Jung noch nicht bekannt waren, dem Satz, daß die Ausgabe für Wohnung in einem bestimmten Verhältniß zu der Gesammtausgabe stehe, uns nicht anschließen. In unserer dritten Studie beabsichtigen wir gerade dieses mit der Wohlhabenheit wechselnde Verhältniß von Wohnungsausgabe zu den andern Ausgaben zu charakterisiren; für unsere Verneinung des Jung'schen Satzes führen wir besonders die Hauptresultate an, welche die Berliner Wohnungssteuer geliefert hat. Darnach nehmen in einer Familie die Ausgaben für Wohnung immer weniger Procente aller

Ausgaben in Anspruch, je größer diese Gesammtausgaben sind. Bei den Beamten mit 325 Thlr. Einkommen nimmt die Wohnung hinweg 24%, bei 625 Thlr. nur 22% und bei 925 Thlr. nur 17½%. Noch größer sind die Unterschiede in den Einkommensklassen über 1000 Thlr. Hier fällt der Procentsatz der Ausgaben für Wohnung zu den Gesammtausgaben von 27½% bei 1100 Thlr. Einkommen, auf 2—10% bei 10,000 bis 80,000 Thlr. Einkommen, und zwar geschieht das mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß der Director des statistischen Büreaus der Stadt Berlin, Schwabe, dadurch zu dem Gesetz geführt wird: „Je ärmer Jemand ist, einen desto größeren Theil muß er für Wohnung verausgaben."*) Allein so unbedingt richtig kann dieses Gesetz doch wohl nicht sein, da für Hamburg ganz andere Resultate gewonnen werden. Daselbst soll**)

bei einem Einkommen von	die Wohnungsausgabe für Miethe wegnehmen
500 Mark	16 %
750 „	16 %
1,200 „	18,3%
2,500 „	18 %
3,800 „	19,7%
12,000 „	20,8%

Daraus würde zu folgen scheinen, daß, je reicher Jemand ist, ein um so größerer Theil für Wohnung verausgabt wird.

Ferner sei noch erwähnt, daß Engel***) nach Ducpetiaux gefunden hat, daß die belgischen Arbeiter bei einer

Ausgabe per Kopf von	auf Wohnung verwenden
129,73 Fr.	8,72%
169,08 „	8,33%
242,89 „	9,04%

Endlich ergeben die 39 Arbeiterbudgets, welche in den Werken von Le Play†) mitgetheilt sind, daß die 19 Arbeiter mit durchschnittlich 881,9 Fr.

*) H. Schwabe, Das Verhältniß von Miethe und Einkommen in Berlin und seine Entwickelung. Gemeindekalender für 1868. Berlin 1868. S. 264—267.

**) Tabellarische Darstellungen der Hamburgischen Consumtionsverhältnisse. Hamburg 1864 Seite 6 und 7.

***) Zeitschrift des sächsischen statistischen Büreaus 1857. S. 168.

†) 1) Les ouvriers européens. folio. Paris 1855.
2) Les ouvriers des deux mondes. 4 Bände. 8°. Paris 1857—1863.

per Normalfamilie auf Wohnung $6_{,21}$% verwenden, die 20 Arbeiter mit $2045_{,5}$ Fr. aber $8_{,17}$%, also je wohlhabender um so mehr. Unter allen diesen Untersuchungen von denen nur die Angaben über die belgischen Arbeiter mit der v. Jung'schen Ansicht übereinstimmen, sind die Berliner diejenigen, welche am ausführlichsten und sorgfältigsten gemacht sind, und diese stehen in sehr directem Widerspruch zu der Anschauung v. Jungs.

Unbedingt richtig ist also nur, daß die Ausgaben für Wohnung zunehmen mit Zunahme der Gesammtausgaben, daß jedoch die Zunahme eine schwächere ist als bei den Gesammtausgaben.

Trotzdem bleibt der Schluß, den v. Jung aus der auffallend übereinstimmenden Rangordnung zieht (S. 5), wahr, „daß je armseliger die Häuser sind, desto mehr Menschen sich in ihnen zusammenschaaren, und je behäbiger desto weniger" nur muß man nicht glauben, daß das Sichzusammenschaaren quantitativ, d. h. in demselben Verhältniß stattfindet, als die Wohnungen armseliger nach den Quartalen sind. Eine sehr einfache Berechnung zeigt diese quantitativ bleibenden Unterschiede; man braucht nur zu ermitteln, in welchem Verhältniß der Durchschnittswerth eines Wohngebäudes und der Durchschnittswohnungswerth per Kopf in jedem Quartale zum Generaldurchschnitt der ganzen Stadt steht. Dieses ergiebt in der obigen letzten Reihenfolge der Quartale folgende Zahlen.

Verhältniß, in welchem zum Durchschnitt von ganz Riga steht:

In der	Durchschnittswerth der Wohnhäuser.	Wohnungswerth per Kopf.	Der Wohnungswerth weicht vom Durchschnitt mehr oder weniger ab als der Wohnungscapitalwerth per Kopf.	
	Rubel.	Rubel.		
Stadt I. Stadttheil II. Quartal .	586	366	+220	
„ II. „ II. „ .	510	344	+166	
„ II. „ I. „ .	465	358	+107	
„ I. „ I. „ .	410	228	+182	
Mosk. Vorst. I. Stadtth. I. Quart.	110	87	+ 23	
St. Petersb. Vorst. III. Quart. .	91	95	+ 4	
Mitauer Vorstadt I. Quart. . .	91	81		—10
St. Petersb. Vorst. II. Quart. .	83	85	+ 2	
Mosk. Vorst. I. Stadtth. II. Quart.	76	67		— 9
„ „ I. „ III. „ .	50	39		—11
„ „ II. „ I. „ .	36	37	+ 1	
St. Petersb. Vorst. I. Quart. .	31	28		— 3
„ „ „ IV. „ .	29	20		— 9
Mosk. Vorst. II. Stadtth. II. Quart.	22	21		— 1
Ganz Riga	100	100		

Die Menschen sind nicht in demselben Verhältniß ärmer oder reicher als der Durchschnitt der ganzen Stadt, in welchem weniger oder mehr als durchschnittlich an Wohnungswerth auf sie fällt, sondern wahrscheinlich differirt der Wohlstand weit mehr als der Wohnungscapitalwerth per Kopf, da nach dem Beispiel von Berlin die Wohnungsausgaben der Armen mehr % ihres Einkommens hinwegnehmen als die der Reichen, denn sonst käme nach unserer Tabelle zwischen dem ärmsten und reichsten Stadttheil keine größere Reichthumsdifferenz heraus als zwischen 20 und 366, also die 18fache. Wie schade, daß wir die wahren Durchschnittseinkommen aller Quartalbewohner nicht kennen und auch noch nicht im Stande sind, aus der Wohnungsausgabe unfehlbar auf die Wohlhabenheit zu schließen!

Unsere letzte Tabelle zeigt nun auch noch, daß die einzelnen Quartale im Wohnungswerth bedeutend mehr differiren als im Capitalwerth der Wohnung per Kopf, und zwar ist besonders in der inneren Stadt jedes der 4 Quartale bedeutend über dem Durchschnitt. Diese Erscheinung mag mannigfache Gründe haben, einer ist gewiß der, daß die Häuser in der Stadt durchschnittlich auf gleicher Grundfläche mehr Wohnungsraum haben als in den Vorstädten. Hätten die Stadthäuser auf gleichem bebautem Grunde nur ebenso viel Wohnungsgelaß als in den Vorstädten, dann wäre allerdings jedes Haus absolut billiger, weil kleiner, allein relativ käme auf jeden Einwohner ein viel größerer Capitalwerth, da der gleiche theure Bodenwerth auf eine geringere Anzahl Einwohner sich vertheilen würde; die Abweichungen des absoluten Wohnungswerthes eines Hauses wären geringer und die Abweichungen des Wohnungswerthes per einwohnenden Kopf größer.

Der niedrigste Wohnungscapitalwerth per Kopf ist 41 und 43 Rbl. im 4. St. Petersburger Quartal und im 2. Quartal des 2. Moskauschen Stadttheils. Darüber sagt v. Jung mit Recht in schmerzlichem Ton: „Was müssen das für Wohnungen sein, in denen, selbst bei Annahme einer Rente von 10 % die jährliche Miethe per Kopf etwas über 4 Rbl. beträgt, zumal dieses nur Durchschnittswerthe sind und unbedingt nach beiden Seiten des Mittels starke Extreme erwartet werden müssen“ (S. 5). Solche Zahlen sind freilich schwer mit denen anderer Länder zu vergleichen, allein um die Ungeheuerlichkeit solcher Wohnungsverhältnisse zu zeigen, geht es doch an. Dieser Durchschnitt von ganzen Stadttheilen entspricht nämlich ungefähr den Wohnungsausgaben der beiden unterſten Schichten

des belgischen Arbeiterstandes, welche per Kopf $11,_{31}$ und $14,_{08}$, d. h. durchschnittlich $12,_{69}$ Fr. für Wohnung verausgaben, was, den Rubel zu $3,_{50}$ Fr., eine jährliche Wohnungsausgabe von $3,_{63}$ Rbl. per Kopf betragen würde. Sicherlich entspricht aber in Belgien mit seinem niedrigen Zinsfuß, $3,_{63}$ Rbl., nicht einem Capitalwerth von nur $36,_{3}$ Rbl., wie v. Jung für Riga annehmen zu müssen glaubt, sondern der Wohnungswerth ist nach einem viel geringeren Zinsfuß sammt Amortisation als 10% zu berechnen. Dazu ziehe man in Betracht die hohen Miethen und hohen Baukosten in Riga, und man wird finden, daß die gesammten Einwohner der beiden genannten Quartale durchschnittlich weit unter den beiden untersten Arbeiterklassen von Belgien stehen. Die französischen Arbeiterbudgets weisen sogar für die 20 untersten Arbeiter eine jährliche Wohnungsausgabe von doch mindestens $4,_{30}$ Rbl. und für die gesammten 39 Arbeiterfamilien von sogar 9 Rbl. per Kopf auf, unter welchen 39 Arbeiterfamilien allerdings 9 in dem wohnungstheuren Paris leben.

Für den Rigenser allbekannt, für den Ausländer aber höchst auffallend ist der gewaltige Unterschied im Baumaterial zwischen Stadt und Vorstädten. Während auf 763 städtische steinerne Wohnhäuser nur ein einziges aus Holz fällt, d. h. $^1/_8$%, sind Wohngebäude

	von Stein	von Holz
in der St. Petersburger Vorstadt	77	1760
„ „ Moskauer Vorstadt . .	24	2569
„ „ Mitauer Vorstadt . . .	23	1847

d. h. ca. 99% von Holz. Die Moskauer und St. Petersburger Vorstadt tragen wieder genau denselben Charakter, nur die Mitauer hat ein klein wenig mehr Steinhäuser im Verhältniß zum Holzbau.

Bei den Speichern, um auch diese für Riga so wichtige Gebäudeart zu erwähnen, ist der Unterschied von Stadt zu Vorstadt nicht so bedeutend.

In den Vorstädten freilich ist der Charakter der Speicher derselbe wie der der Wohnhäuser, Moskauer Vorstadt 1 und Mitauer Vorstadt 3 Steinspeicher, allein in der Stadt sind 66 von 228 d. h. 29% der Speicher von Holz, gegen nur ein hölzernes Wohnhaus und 20 andere Holzhäuser auf 263 steinerne Wohnhäuser und 136 sonstige Steinhäuser.

Endlich ist zur Charakteristik der Armseligkeit Rigascher Wohnhäuser in den Vorstädten von Interesse, daß der Werth eines Speichers in Riga größer ist, 3759 Rbl., als der eines Wohnhauses, 2937 Rbl., ein

Verhältniß, was wohl nirgends sonst vorkommen mag. Dieses Werthverhältniß findet aber auch nur im Durchschnitt von ganz Riga statt; in den beiden Stadttheilen, aus denen dem Werth nach taxirte Speicher verzeichnet sind, der inneren Stadt und der Moskauer Vorstadt, sind die Wohnhäuser durchschnittlich dreimal bis viermal so viel werth als die Speicher.

In der Moskauer Vorstadt ist der Speicher durchschnittlich auf 356 Rbl. taxirt, ein Wohnhaus auf 1379 Rbl. Verhältniß wie 100:386.

In der inneren Stadt der Speicher 4455: Wohnhaus 14475=100:324. Also kein wesentlicher Unterschied des Werthverhältnisses von Wohnhaus zu Speicher im Innern der Stadt und in der Vorstadt. Größer sind die Differenzen in den vier Stadtquartalen. Es gilt Rubel

In der Stadt	Speicher.	Wohnhaus.	Verhältniß Speicher : Wohnhaus.	
I. Stadttheil I. Quartal . . .	4780	12112	100	254
I. „ II. „ . . .	4694	17225	100	366
II. „ I. „ . . .	4891	13670	100	279
II. „ II. „ . . .	3924	14972	100	381
Ganz Innstadt	4455	14475	100	324

Also das Quartal nächst der Citadelle und das zwischen Kalkstraße und Sünderstraße haben theure Speicher und billige Wohnhäuser. Das Quartal zunächst der Moskauer Vorstadt und das zwischen Kalkstraße und Sandstraße die billigsten Speicher und theuersten Wohnungen. Das entspricht auch ganz dem äußern Anschein der hauptsächlichsten Straßen, in denen anständige Häuser stehen.

Das zweite, übrigens nur sehr kurze Capitel des v. Jung'schen Werkes beschäftigt sich mit dem Besitzstand der Gebäude und hat für die Wohnungsfrage geringeres Interesse. Die Hauptzahlen sind die folgenden:

Es gehören	Gebäude an Zahl.	Procent.	Gebäude im Werth. Rubel.	Procent.
der Krone	14	0,17	1,019,073	3,76
der Stadt	211	2,40	2,090,182	7,72
Kirchen und Klöster	61	0,69	375,915	1,38
verschiedenen Ständen . . .	81	0,92	286,220	1,05
verschiedenen Stiftungen . .	36	0,41	287,438	1,06
Privatgesellschaften	28	0,31	365,599	1,35
Privatpersonen	8,346	95,07	22.620,145	83,64
Summa	8,777	100	27,044,572	100

Zu den detaillirteren Angaben, in welchem Verhältniß an den Gebäuden für Unterricht, Armen- und Krankenversorgung die Stadt, die Stiftungen und Stände, im Gegensatz zu dem geringen Antheil des Staates an denselben, participiren, bemerkt der Verfasser mit Recht, daß sie den Stempel autonomer ständischer Entwicklung tragen, und dabei ist das Jahr 1866 ein sehr unglücklich gewähltes, denn unter den Gebäuden ist das Polytechnikum, welches außer der Universität des schweizerischen rein städtischen Halbcantons Basel einzig in seiner Art dasteht, als fast ausschließlich von der Stadt und den städtischen Corporationen errichtet, nicht für locale Zwecke, sondern für die weitesten Kreise berechnet.

Ausführlicher ist das dritte Capitel über die Besteuerung der Gebäude behandelt; gerade der Besteuerung verdanken wir ja die werthvolle Gebäudestatistik.

Als Steuern werden angeführt:

die Polizeiabgaben mit $^1/_5$ % des Capitalwerths,
„ Quartierabgaben mit $^2/_5$ % des Capitalwerths,
„ Straßenpflastersteuer mit 2 % des Revenüenertrags,
„ Erleuchtungsabgaben mit $1^1/_2$ % des Revenüenertrags,
„ Kronsimmobiliensteuer mit $0{,}_{138}$ % des Capitalwerths.

Diese Steuern treffen nun aber nicht jedes Gebäude, sondern von der einen Steuer sind diese, von der andern jene Gebäude eximirt. So werden von allen Gebäuden getroffen durch

die Polizeiabgaben . . .	$82{,}_{81}$
„ Straßenpflastersteuer .	$82{,}_{08}$
„ Quartierabgaben . .	$77{,}_{90}$
„ Erleuchtungsabgaben .	$97{,}_{33}$
„ Kronsimmobiliensteuer	$89{,}_{51}$

Der Raum gebricht uns leider näher darauf einzugehen, wie alle verschiedenen Steuern zusammen auf den verschiedenen Quartalen der Stadt lasten, noch viel weniger aber können wir verfolgen, wie die einzelnen Steuern in einzelnen Stadttheilen verschieden sich vertheilen, dafür müssen wir auf das Buch selbst verweisen, das wir ja dem Leser durch unseren Aufsatz nicht ersetzen, sondern zum besonderen Detailstudium empfehlen wollen.

Wir gehen mit einen Sprung gleich wieder zu einem der für uns intereſſanteſten Stellen der Schrift über, welche verſchiedene Erſcheinungen mit einander in Verbindung ſetzt. Durch verſchiedene Rechnungen findet v. Jung, eine wie große Steuer auf jeden Einwohner eines Wohnhauſes kommt. Wir ſetzen neben die Jung'ſchen Ordnungszahlen dieſe Steuerbeträge ſelbſt. Mit dieſen hat v. Jung die Ordnungszahlen der Perſonenzahl verglichen, welche auf je 1000 Rbl. Capitalwerth kommen. Dieſe Ordnungszahlen bleiben dieſelben, wenn wir ſtatt der variirenden Anzahl Menſchen auf gleichen Capitalwerth, den variirenden Capitalwerth für je einen Menſchen ſetzen.

	Auf jeden Einwohner fällt an Hausſteuer. Rubel.	Ordnungszahl.	Jeder Einwohner hat einen Wohnungswerth inne von Rubel.	Ordnungszahl.	Ordnungszahl nach v. Jung.
Stadt I. Stadttheil II. Quartal .	7,19	1	740	1	16
„ II. „ I. „ .	7,03	2	725	2	15
„ II. „ II. „ .	6,74	3	695	3	14
„ I. „ I. „ .	4,47	4	461	4	13
St. Petersb. Vorſt. III. Quartal.	1,85	5	191	5	12
Mosk. Vorſt. I. Stadtth. I. Quart.	1,69	6	175	6	11
St. Petersb. Vorſt. II. Quartal .	1,65	7	171	7	10
Mitauer Vorſtadt I. Quartal . .	1,59	8	164	8	9
Mosk. Vorſt. I. Stadtth. II. Quart.	1,30	9	135	9	8
Mitauer Vorſtadt II. Quartal . .	1,11	10	114	10	7
Mosk. Vorſt. I. Stadtth. III. Quart.	0,77	11	79	11	6
„ „ II. „ I. „ .	0,72	12	75	12	5
Mitauer Vorſtadt III. Quartal .	0,68	13	71	13	4
St. Petersb. Vorſtadt I. Quartal	0,55	14	57	14	3
Mosk. Vorſt. II. Stadtth. II. Quart.	0,41	15	43	15	2
St. Petersb. Vorſtadt IV. Quartal	0,39	16	41	16	1
Ganz Riga	1,98		202		

Betrachten wir dieſe beiden neben einander herlaufenden Reihen, ſo finden wir, daß in jedem Stadttheil die Menſchen genau in dem Verhältniß beſteuert werden, als ſie einen beſtimmten Wohnungswerth inne haben. Die Steuer beträgt nämlich in der obigen Reihenfolge folgende % vom Wohnungswerth:

0,96, 0,97, 0,97, 0,97, 0,97, 0,97, 0,96, 0,96, 0,97, 0,97, 0,96, 0,96, 0,97, 0,95, 0,95.

v. Jung setzt nun auffallender Weise die Ordnungszahl der Einwohner, welche auf einen bestimmten Wohnungscapitalwerth kommen, so, daß er das Quartal, welches die wenigsten Einwohner auf 1000 Rbl. Capitalwerth hat, mit der höchsten Ordnungsnummer beziffert. Das schadet an und für sich freilich nicht, allein wohl gerade dadurch, daß seine beiden Ordnungsreihen für die Steuer per Einwohner, und Einwohner per 1000 Rbl. Capitalwerth sich entgegenlaufen, kommt er zu folgendem uns unverständlichen Schluß: „Giebt die Wohnung, wie wir das behaupten zu können glauben, wirklich einen Maßstab für die Wohlhabenheit der Bevölkerung, so finden wir hier, daß die Immobiliensteuer in den einzelnen Quartalen der Stadt der Wohlhabenheit ihre Bevölkerung umgekehrt proportional ist." S. 16.

Daß die Steuer „der Wohlhabenheit umgekehrt proportional sein soll", kann man doch nicht anders verstehen, als daß Jemand um so weniger Steuer zahlen muß, je wohlhabender er ist, und um so mehr, je ärmer. Das trifft nun aber nach der v. Jung'schen Ansicht, daß die Wohnungsausgabe ein Maßstab der Wohlhabenheit ist, gar nicht zu, denn Jeder zahlt eine seinem Wohnungswerth auffallend genau entsprechende Steuer, also auch nach v. Jung eine der Wohlhabenheit auffallend genau entsprechende Steuer, da die Steuer der Wohnung entspricht und die Wohnung der Wohlhabenheit entsprechen soll. Unserer Ansicht nach freilich ist nicht gesagt, daß eine den Wohnungsausgaben entsprechende Steuer den Gesammtausgaben entspricht. Nach dem Beispiel von Berlin wenigstens ist in der oberen Klasse der Bevölkerung mit mehr als 1000 Thlr. Einnahme per Familie die Gebäudesteuer eine um so höhere Einkommensteuer, je ärmer die Familie ist, d. h. es belastet das Einkommen progressiv nach unten — gewiß keine rationelle Steuer. Wenn z. B. in Berlin die Wohnungssteuer 10% ausmachte, so träfe sie die Familie, welche 1200 Thlr. Einkommen hat und davon 26% auf Wohnung verwendet, wie eine Einkommensteuer von $2{,}6$%, hingegen die Familie, welche bei 70,000 Thlr. Einkommen nur $2/6$% auf Wohnung verwendet, nur wie eine Einkommensteuer von $0{,}26$%. Der Aermere wird dem Einkommen nach 10 Mal höher getroffen als der Reichere. Nach den Resultaten der Berliner Wohnungsstatistik könnte man also wohl, wenn auch nicht mathematisch genau, sagen, daß eine Besteuerung aller Wohnungen mit gleichen Procenten die Menschen der Wohlhabenheit umgekehrt

proportional trifft, aber nicht nach der Annahme v. Jung's, daß bei allen Reichthumsklassen die Wohnungsausgaben in einem bestimmten Verhältniß zu der Gesammtsausgabe stehen.

Höchst wichtig sind in diesem Capitel die genauen Steuerberechnungen, da sie, wie v. Jung mit Recht sagt, sehr interessante Blicke in gewisse Culturverhältnisse thun lassen.

Die Summe aller gezahlten Gebäudeabgaben betrug 1866 218,402 Rbl. 37 Kop. Das würde auf den Gesammtwerth der städtischen Immobilien von 27,044,572 Rbl. $0{,}_{80}$ % ausmachen, da jedoch von jeder Steuer gewisse Gebäude frei sind, so beträgt die Steuer $0{,}_{97}$ % der wirklich versteuerten ca. 22½ Millionen Capitalwerth. Auf die einzelnen Abgaben vertheilt giebt das folgenden Unterschied:

Die Abgaben betragen	Procent vom wirklichen Werth.	Procent vom steuerpflichtigen Werth.
Polizei	$0{,}_{16}$	$0{,}_{200}$
Pflaster	$0{,}_{10}$	$0{,}_{133}$
Quartier	$0{,}_{31}$	$0{,}_{400}$
Erleuchtung	$0{,}_{09}$	$0{,}_{100}$
Kronsabgaben	$0{,}_{12}$	$0{,}_{138}$
Summa	$0{,}_{78}$	$0{,}_{971}$

In Wahrheit ist die Steuerquote nach dem wahren Werth bemessen noch niedriger, nämlich nur $0{,}_{74}$ % des wahren Capitalwerths, denn die Steuer wird mit Ausnahme der Immobilienkronssteuer von den Gebäuden nach den sog. Netto-Revenüen oder wo es keine Revenüen- sondern eine Capitalsteuer ist, nach den Netto-Revenüen-Capitalwerth berechnet, der durch Multiplicirung der Netto-Revenüen mit 15 gefunden wird. Diese Netto-Revenüen werden ermittelt durch Abzug gewisser Ausgaben, welche in ganz Riga betragen:

Grundgelder	34,074	Rbl.	26	Kop.
Schornsteinfegergelder . . .	22,982	„	60	„
Kosten für Privetreinigung .	38,764	„	7	„
Kosten für Straßenreinigung .	64,977	„	31	„
Reparaturkosten	275,056	„	25	„
Summa	435,854	Rbl.	49	Kop.

Dieſe 435,857 Rbl. 49 Kop. gehen von den 1,894,053 Rbl. 50 Kop. Bruttorevenüen ab, ſo daß die Nettorevenüen 1,458,199 Rbl. 1 Kop. betragen.

Da der Capitalwerth durch Capitaliſirung nach dem Zinsfuß von $6^2/_3$ % gefunden wird, iſt der

Bruttocapitalwerth	28,410,802 Rbl.,
Nettocapitalwerth	21,872,985 „
der Abzugscapitalwerth	6,537,817 Rbl.

Dieſe 6,537,817 Rbl. ſind 23 % des Bruttocapitalwerths, von demſelben gehen alſo 23 % ab, ſo daß, wie die Tafel auf S. 17 zeigt, von jedem 1000 Rbl. Gebäudewerth nur 1000 — 230=770 beſteuert werden, was die obigen $0{,}_{74}$ % des wahren Capitalwerths ausmacht.

Dieſer durch die genannte Ausgaben bedingte Abzug iſt nun keineswegs in allen Quartalen der gleiche von 23,%, ſondern er variirt von $13{,}_5$ % im zweiten Quartal des erſten innern Stadttheils bis zu $39{,}_9$ % im erſten Quartal der St. Petersburger Vorſtadt. Bei ſo verſchiedenen Abzügen wird der wirkliche Capitalwerth der Gebäude ſehr ungleich belaſtet, nämlich im Maximo mit $0{,}_{83}$ %*) in dem genannten zweiten Quartal des erſten Stadttheils der Binnenſtadt, und im Minimo mit $0{,}_{58}$ % im erſten Quartal der St. Peterburger Vorſtadt. Gegen den Durchſchnitt von 23 % = 100 geſetzt, iſt der Unterſchied von Maximum und Minimum 173 und 59.

Wir unterlaſſen hier die einzelnen Quartale alle aufzuführen mit ihren Ungleichheiten, welche allerdings, wie v. Jung ſagt, zeigen, daß gleiche in verſchiedenen Stadttheilen in Gebäude geſteckte Capitalien verſchieden belaſtet ſind, ohne daß jedoch hieraus ein Schluß auf drückendere oder weniger drückendere Belaſtung gezogen werden kann, indem eben die Verwaltungs- und Unterhaltungskoſten eines Hauſes verſchieden ſind. Wie ſehr die einzelnen Poſten in verſchiedenen Quartalen von einander abweichen, mag man am beſten aus den Abweichungen des Maximums und Minimums von dem Durchſchnitt ſehen, welche aus der Tabelle 8 entnommen ſind.

---

*) In der Tabelle S. 17 bei v. Jung ſteht freilich auch ein Procentſatz von $0{,}_{87}$ % für das erſte Quartal des erſten Stadttheils der innern Stadt, allein das muß ein Rechen- reſp. Druckfehler ſein, und muß heißen $0{,}_{81}$ %, denn $0{,}_{87} : 1000 = 0{,}_{81} : 832$.

	Maximum.			Minimum.			Durchschnitt.		Verhältnißzahlen.		
	R.	K.		R.	K.		R.	K.	Max.	Durchsch.	Min.
Grundgelder	5	91	Mit. Vorst III.	—	18	Stadt I., II.	1	19	497	100	15
Schornsteinfegergelder . .	1	56	Mosk. V. II., II.	—	52	Stadt I., II.	—	80	195	100	65
Privetreinigung	2	49	Mosk. V. II., I.	—	81	Pet. V. II., II.	1	36	183	100	60
Straßenreinigung	3	57	Pet. Vorst III.	—	5	Pet. Vorst. IV.	2	28	152	100	2
Reparaturkosten	16	19	Pet. Vorst. I.	5	27	Stadt I., II.	9	68	167	100	54

Der weitaus wichtigste Posten der in Abzug gebracht wird, ist Reparatur, der im Durchschnitt fast doppelt so hoch ist als alle vier andern Posten zusammen. Grade diese Reparaturkosten zeigen aber auch, daß die nach diesem Abzug besteuerten Revenüen oder deren Capitalbetrag das richtige Steuerobject sind, wenn ein Haus taxirt wird nach seinem capitalisirten Miethertrage. Da muß eine ganz andere Quote für Ausbesserung bei Holzhäusern abgezogen werden als bei Steinhäusern. So ist denn auch in allen vier Quartalen der inneren, steinernen Stadt die Reparaturquote weit unter dem Durchschnitt, nämlich:

Innere	Stadt	I.	Stadttheil	I.	Quartal	$6_{/65}$	Rbl.	=	69
„	„	I.	„	II.	„	$5_{/27}$	„	=	54
„	„	II.	„	I.	„	$6_{/41}$	„	=	66
„	„	II.	„	II.	„	$6_{/49}$	„	=	67
					Ganz	Riga	$9_{/68}$	Rbl.	= 100

Ebenso sind aber auch alle anderen Quoten in der inneren Stadt, mit Ausnahme der Straßenreinigung in einem einzigen Quartal, unter dem Durchschnitt von ganz Riga. Auch das ist keine Benachtheiligung der inneren Stadt in der Besteuerung, denn ein großes Steinhaus von 50,000 Rbl. Werth, verursacht nicht zehnfache Kosten für Reinhaltung der Straßen, des Privets, der Schornsteine und hat auch nicht die zehnfache Grundfläche eines Wohnhauses von 5000 Rbl. Werth in einer der Vorstädte.

Mit Anerkennung dieser durchschnittlich gerechten Abzüge soll allerdings nicht gesagt sein, daß in keinem Falle ein Hausbesitzer durch wissentlich oder unwissentlich falsche Taxirung resp. Angabe der Abzüge vor anderen benachtheiligt oder bevorzugt ist; das kann man den Zahlen, wie sie publicirt sind, nicht ansehen.

In der Tabelle 8, in welcher die vorſtehenden Angaben ſich finden, ſteht nun auch die Immobilienſteuer, welche vom wahren Bruttorevenüenwerth erhoben wird, und hier zeigt ſich, daß alle 4 Quartale der Binnenſtadt mehr Abgaben von gleichem Capitalwerth zu zahlen haben als die drei Vorſtädte:

Innere Stadt	I.	Stadttheil	I.	Quartal	8,07	Rbl.	=	108
„	„	I.	„	II.	„	8,39	„	= 112
„	„	II.	„	I.	„	8,17	„	= 109
„	„	II.	„	II.	„	8,14	„	= 109
					Ganz Riga	7,47	Rbl.	= 100

d. h. in der Stadt exiſtiren keine Häuſer von weniger als 300 Rbl. Capitalwerth, welche als von der Kronsimmobilienſteuer eximirt in einigen Quartalen der Vorſtädte große Abzüge bewirken.

Endlich enthält dieſelbe Tabelle 8, welche Stoff zu vielen intereſſanten Betrachtungen bietet, noch die Summe aller Auslagen, welche dem Hauseigenthümer reſp. dem Miether erwachſen, alſo Grundgelder, Schornſtein-, Straßen- und Privet-Reinigung, Reparaturen und Immobilienſteuer. In der Geſammtheit iſt die Binnenſtadt zu niedrig beſteuert, denn auf einen Bruttorevenüenwerth von 1000 Rbl. wird bezahlt:

					Rubel.		
I.	Stadttheil	I.	Quartal	19,24	=	84
I.	„	II.	„	17,38	=	76
II.	„	I.	„	18,67	=	82
II.	„	II.	„	18,84	=	82
			Ganz Riga	22,78	=	100

Dagegen iſt namentlich die Moskauer Vorſtadt zu ſtark belaſtet auf gleichem Bruttorevenüenwerth:

I.	Stadttheil	I.	Quartal	27,43	Rbl.
I.	„	II.	„	27,55	„
I.	„	III.	„	28,35	„
II.	„	I.	„	27,56	„
II.	„	II.	„	28,96	„

Daſſelbe gilt in ſtarkem Maßſtabe auch noch für das III. und namentlich das I. Quartal der St. Petersburger Vorſtadt, welche 28,31 reſp. 32,41 Rbl. Auslagen verlangen, in ſchwächerem Maßſtabe gilt das jedoch von allen Quartalen aller Vorſtädte.

Faſt kommt man in Verſuchung an eine Ueberbürdung der Vorſtädte zu glauben, allein dieſe iſt aus den Zahlen nicht zu beweiſen, denn dieſe Addition aller Auslagen, welche ein Haus verurſacht, Steuern aller Art und Reparaturkoſten, iſt eine etwas ſonderbare; es wird addirt, was in gar keinem rechten Zuſammenhang mit einander ſteht, mit der Addition iſt Nichts geſagt, viel weniger etwas bewieſen. Indeſſen da der Verfaſſer nicht in der Lage war, überall zu motiviren, zu welchen Zwecken er ſein Material ſo oder ſo geordnet hat, wollen wir ſelbſt über eine ſo auffallende Gruppirung nicht aburtheilen.

Am Schluſſe dieſes Capitels macht v. Jung, geſtützt auf Tabelle 9, welche die Polizeiſteuer, Pflaſterſteuer, Erleuchtungsſteuer, Privetreinigung und Straßenreinigung per Einwohner berechnet, eine Zuſammenſtellung mit der Wohnungsdichtigkeit, und ſagt: „Die Tabelle 9 zeigt uns, wie hoch die Befriedigungsmittel für gewiſſe mit der communalen Cultur in unauflöslichem Zuſammenhang ſtehende Bedürfniſſe in den einzelnen Quartalen ſind, und weiſt damit überhaupt auf die Cultur-Verhältniſſe derſelben hin. Erinnern wir uns nun, daß wir im erſten Capitel unſerer Arbeit aus der Wohnungsdichtigkeit der Bevölkerung in den einzelnen Quartalen deren Wohlhabenheit glaubten darſtellen zu können, und halten wir feſt, daß im Allgemeinen, bis zu einem gewiſſen Grade Wohlhabenheit und Cultur ſich gegenſeitig bedingen, ſo muß, wenn unſere Form der Darſtellung der Cultur und Wohlhabenheit der Quartale auf Richtigkeit Anſpruch erheben will, in beiden Gruppen Uebereinſtimmung herrſchen. Ordnen wir deßhalb unſere Quartale: nach der Höhe der Ausgaben, welche per Kopf für die obenerwähnten Bedürfniſſe verausgabt werden und nach der Perſonenzahl, welche derſelbe Wohnungswerth inne hat, derart, daß das Quartal, wo die meiſten Mittel verausgabt werden und die wenigſten Perſonen zuſammen wohnen, als das reichſte und cultivirteſte durch die Zahl 1, und das Quartal, welches die wenigſten Mittel für denſelben Zweck verausgabt und wo die meiſten Perſonen auf demſelben Wohnungswerth zuſammen wohnen, als das ärmſte und uncultivirteſte durch die Zahl 16 repräſentirt wird, ſo finden wir in der That eine ſchlagende Uebereinſtimmung beider Rangordnungen, die zwar im einzelnen Fall, wohl bedingt durch rein zufällige Verhältniſſe (wie die Lage der Ambaren, des Markts u. ſ. w. welche einzelne Ausgaben maßgebend beeinfluſſen) Abweichungen aufweiſen, im Allgemeinen aber den engen Zuſammen-

hang von Wohlhabenheit und Cultur auch für unsere Stadt constatiren." S. 18 und 19.

Die beiden Ordnungsreihen v. Jung's vervollständigen wir durch Beifügung der Summen, welche auf jeden Einwohner für die genannten Culturzwecke fällt, und durch die Summen, welche auf jeden Einwohner als Wohnungscapitalwerth fallen, endlich durch die Verhältnißzahlen jeder dieser beiden Summen gegen die Durchschnittssumme der ganzen Stadt Riga.

Stadttheil. Quartal.	1 Ausgaben für Polizeisteuer, Pflaster, Erleuchtung, Straßen und Privetreinigung per Einwohner. Rubel.	2. Wohnungscapitalwerth per Einwohner. Rbl	3. Ordnungszahlen für Spalte 1.	4. Ordnungszahlen für Spalte 2	5. Ausgaben für Polizei ꝛc. ꝛc. gegen den Durchschnitt.	6. Wohnungscapitalwerth gegen den Durchschnitt.
Stadt II., II. . . .	6,60	695	1	3	330	344
„ II., I. . . .	6,30	725	2	2	315	358
„ I., II. . . .	6,12	740	3	1	306	366
„ I., I. . . .	4,39	461	4	4	220	228
Mosk. Vorstadt I., I. .	2,58	175	5	6	129	87
St. Pet. Vorst. III. .	2,36	191	6	5	118	95
„ „ „ II. .	1,66	171	7	7	83	85
Mosk. Vorst. I., II. .	1,65	135	8	9	83	67
Mitauer Vorst. I . .	1,55	164	9	8	78	81
Mosk. Vorst. I., III. .	0,98	79	10	11	49	39
Mitauer Vorst. II. .	0,93	114	11	10	47	56
„ „ III. .	0,74	71	12	13	37	35
Mosk. Vorst. II., I. .	0,73	75	13	12	37	37
St. Pet. Vorst. I. .	0,72	57	14	14	36	28
Mosk. Vorst. II., II. .	0,45	43	15	15	23	21
St. Pet. Vorst. IV. .	0,35	41	16	16	18	20
In der ganzen Stadt	2,01	202			100	100

Das Factum des Zusammenhanges zwischen den genannten Ausgaben und dem Wohnungswerth existirt nun allerdings, wenn auch nicht von Quartal zu Quartal, so doch, wenn wir je 2 Quartale zusammen nehmen. Dann sind die genannten Ausgaben da immer größer, wo der Wohnungswerth größer ist.

In je 2 Quartalen.	Culturausgaben per Einwohner. Rbl.	Wohnungscapitalwerth per Einwohner. Rbl.	Verhältniß gegen den Durchschnitt.	
In je 2 Quartalen	6,45	710	323	351
	5,25	600	263	297
	2,47	183	124	91
	1,66	153	83	76
	1,26	122	63	60
	0,84	93	42	46
	0,72	66	36	33
	0,40	42	20	21
	2,01	202	100	100

Was wir v. Jung gegenüber wieder leugnen müssen, das ist der enge Zusammenhang zwischen Wohlhabenheit und diesen von ihm „Ausgaben für Culturzwecke" genannten Ausgaben. Einmal stehen diese Ausgaben nicht einmal in einem quantitativ bestimmten Verhältniß zu den Ausgaben, welche in jedem Stadtquartal auf die Wohnung fallen, denn die Abweichungen vom Mittel sind wesentlich andere bei diesen Culturzwecken und bei den Ausgaben für Wohnung überhaupt. In den ärmeren Quartalen zwar stehen beide Ausgaben in einem ziemlich engen quantitativen Verhältniß zu einander, allein in den wohlhabenden Quartalen, den vieren der inneren Stadt und denjenigen beiden vorstädtischen, welche am wenigsten Dorfcharakter haben, dem dritten Petersburger und dem 1. Quartal des ersten Moskauschen Stadttheils, stehen die Hauptausgaben für Wohnung und die Nebenausgaben (für Culturzwecke) durchaus nicht in sehr engem Connex. In den 4 binnenstädtischen Quartalen sind die Ausgaben für die Wohnung überhaupt bedeutend mehr über dem Durchschnitt als die Ausgaben an Polizei-, Pflaster- und Erleuchtungssteuer und Reinlichkeit. Unserer Ansicht nach ist das auch nicht auffallend, denn bei sehr viel theureren Wohnungen, kann, wenn man all die genannten Operationen auch sorgfältiger und öfter vornehmen läßt als in den billigen Wohnungen der unteren Klassen, doch nicht Beleuchtung und Vereinigung in demselben Grade wachsen.

Auffallender könnte hiernach scheinen, daß in den gleichfalls fast ganz städtischen Charakter tragenden 2 Quartalen der Vorstadt (Petersburg III und Moskau I,1) die Ausgaben für Reinigung und Sicherheit, um 12 und 23% über dem Durchschnitt stehen, während der Capitalwerth per

Kopf 5 und 13% darunter bleibt; allein auch das darf nicht auffallen. denn auf den Kopf kommt hier ſo viel weniger Capitalwerth als in der Innenſtadt, weil der theure Grund und Boden wegfällt, und weil aus Holz gebaut wird. Hierzu werden die hier wohnenden Leute aus den beſſern Ständen um Nichts weniger reinlich im Hauſe und vor dem Hauſe ſein als Leute gleicher bürgerlicher Stellung in der inneren Stadt. Per Einwohner kann alſo wohl die Wohnung verhältnißmäßig im Ganzen billig ſein, während die Nebenausgaben für die Wohnung verhältnißmäßig hoch auflaufen.

Iſt nun hiernach ſchon nicht einmal der Wohnungsausgabe entſprechend groß, was v. Jung als Ausgaben für Culturzwecke ſchildert, indem in den 4 Stadtquartalen dieſe durchſchnittlich 1% betragende Ausgabe per Einwohner nur 0,95, 0,87, 0,83, 0,95% des Wohnungscapitalwerths ausmachen, während ſie ſich in den vorſtädtiſchen Quartalen auf 1,47, 1,24, 0,97, 1,22, 0,94, 1,24, 0,82, 1,04, 0,97, 1,26, 1,05, 0,85 belaufen, ſo ſtehen dieſe Ausgaben noch weniger in einem beſtimmten Verhältniß zu den Geſammtausgaben des Menſchen. Nach unſeren obigen Ausführungen betrage; in der oberen Klaſſe der Bevölkerung die Wohnungsausgaben weniger Procente von den Geſammtausgaben, ſind nun nach dieſer letzten Ausführung in den oberen Klaſſen die Nebenausgaben für Wohnung auch weniger % als in den unteren Klaſſen, ſo müſſen dieſe Nebenausgaben bei den Reichen viel weniger Procente aller Ausgaben betragen als bei den Armen, denn erſtens gehen immer weniger Procente auf Wohnung und zweitens betragen die Nebenausgaben immer weniger Procente der Wohnungsausgaben, folglich ſind die Nebenausgaben erſt recht geringe Procente aller Ausgaben der Reichen. Wird etwa, um nur ein allerdings craſſes aber bezeichnendes Beiſpiel zu gebrauchen, eine Familie, welche 20,000 Rbl. jährlich zu verzehren hat, ihr Privet 10 Mal mehr reinigen laſſen als eine Familie mit 2000 Rbl.?

Das 4. Capitel der Gebäudeſtatiſtik endlich beſchäftigt ſich mit den Unterabtheilungen der Wohnhäuſer, den einzelnen Wohnungen.

Bei Beſprechung dieſes wichtigen Punktes werden wir weniger ausführlich ſein als bei den vorangehenden. Einmal ſind wir hier mit den Schlüſſen, welche der Verfaſſer andeutet, mehr einverſtanden, und dann finden wir vielleicht ſpäter einmal Gelegenheit wenigſtens dieſen Punkt in einer eigenen Skizze mit der Wohnungsſtatiſtik anderer Städte zu vergleichen. Die Berliner Wohnungsſtatiſtik iſt ſchon erſchienen und die Hamburger,

welche den Rigaſchen Verhältniſſen ſchon analogere Ergebniſſe bieten wird, ſoll im Verlauf dieſes Jahres erſcheinen.

Die Geſammtzahl der Wohnungen beträgt in den 7004 Wohnhäuſern Rigas:

	Zahl.	Procent.	Per Wohnhaus.
Im Keller	484	2,77	0,07
Im Parterre	11,795	67,63	1,65
In der 1. Etage	2,081	11,93	0,30
„ „ 2. „	733	4,22	0,10
„ „ 3. „	327	1,87	0,05
„ „ 4. „ oder im Dache .	2,015	11,55	0,29
	17,435	100	2,59

Die Bauart Rigas ſpiegelt ſich recht deutlich wieder in dem Antheil jedes Quartals an den verſchiedenen Höhelagen. So liegen von den Kellerwohnungen, welche übrigens theilweiſe wohl in den Vorſtädten durch Straßenerhöhungen aus Parterrewohnungen zu Kellerwohnungen degradirt ſind, faſt gar keine in der inneren Stadt, dort werden ſie wirklich als Keller benutzt; hingegen liegt faßt genau die Hälfte aller Kellerwohnungen in dem zweiten und dritten Quartal des erſten Moskauſchen Stadttheils, worauf das benachbarte erſte Quartal des erſten Moskauſchen Stadttheils, das dritte Petersburger und das ſtädtiſche erſte Quartal der Mitauſchen Vorſtadt folgt. Die je 2 mehr dorfähnlichen Quartale jeder der drei Vorſtädte haben zuſammen nur 36 Kellerwohnungen.

Recht charakteriſtiſch im Vergleich mit andern Städten ſind die vielen Parterrewohnungen, weit über die Hälfte aller, ſo daß nur in der Stadt mehr Wohnungen der erſten Etage als Parterrewohnungen vorkommen. Sehr bezeichnend iſt ferner, daß in dem Quartal mit den meiſten Parterrewohnungen, dem erſten Quartal des zweiten Moskauſchen Stadttheils auf 2114 Parterrewohnungen nur 6 Kellerwohnungen, 44 in erſter Etage und gar nur 63 Dachwohnungen kommen. Was ſind das für ärmliche Häuſer, von denen nicht einmal 3% Dachwohnungen haben. Unluſt unter dem Dache zu wohnen kann in dieſem Stadttheil nicht der Grund ſein, ſondern die Wohnungen werden wohl einen Bewohner über dem Parterre aus techniſchen Rückſichten gar nicht geſtatten, und ſind auch nicht unterkellert.

Die Wohnungen erster Etage finden sich außer in der Stadt nur in den städtischen Theilen der Vorstädte und in dem immer mehr dörflichen der Moskauschen Vorstadt.

Die zweite Etage, in deren Seltenheit Riga vor anderen Städten ähnlicher Größe wohl einzig dastehen mag, kommt mit Ausnahme von 19 Wohnungen nur in der inneren Stadt und den paar großen Häusern der Mitauschen Vorstadt vor. Die dritte Etage gar mit überhaupt nur 327 Wohnungen findet sich in keinem Quartal der Vorstädte.

Unter den Dachwohnungen endlich stehen obenan die Petersburger Quartale rechts und links von der großen Alexanderstraße, wo man das Wohnen unter dem Dach auch recht füglich als Wohnen in der ersten Etage bezeichnen kann, da solche Wohnungen oftmals im Innern gar nicht den Eindruck von Dachwohnungen machen, und auch von Außen wie Giebelstuben meistens nur von der Straße betrachtet aussehen.

Von einer Vergleichung mit einer Stadt wie Berlin kann hier nicht die Rede sein, nur von einem Contrast. Dafür genügen folgende Zahlen:

	Zahl der Berliner Wohnungen.	Procent.	Riga Procent.
Im Keller	11,985 =	9,4	2,77
„ Parterre	26,926 =	21	67,63
In der 1. Etage	30,699 =	24	11,93
„ „ 2. „	28,403 =	22,2	4,22
„ „ 3. „	21,784 =	17	1,87
„ „ 4. „ und mehr .	7,260 =	5,7	11,55
Im Entresol	923 =	7,2	—
Summa	127,980 =	100	100

Man braucht auf die Differenzen kaum aufmerksam zu machen, so colossal sind dieselben, in Berlin Parterre erste und zweite Etage fast gleich, nämlich einige 20%, in Riga 68%, 12% und 4%! In Berlin noch einmal so viel Kellerwohnungen als Dachwohnungen, in Riga 4 Mal so viel Dach- als Kellerwohnungen.

Beide Wohnungsarten im Keller und unter dem Dache, d. h. die ungünstigsten machen zusammen in beiden Städten 14 bis 15% aus, ob aber die vielen Berliner Kellerwohnungen oder die vielen Rigaschen Dachwohnungen besser sind, wage ich nicht zu entscheiden, obwohl ich mich zu Gunsten von Riga erklären möchte, da wie eben gesagt, viele Dachwohnungen als Bel-Etagen von Leuten aus den obersten Ständen

bewohnt werden können. Hingegen welch ein Unterschied mag zu Ungunsten Rigas in der Mehrzahl der Parterrewohnungen, die das ganze Haus ausmachen gegen die Berliner Parterrewohnungen, welche gleich viele Wohnungen, erster und zweiter Etage tragen, stattfinden!

Doch hier genug der Contraste.

Schon mehr mit Berlin zu vergleichen ist die Anzahl der Wohnungen, welche je eine bestimmte Zimmerzahl haben. Wir geben für beide Städte nur die Procentzahlen:

	Riga.	Berlin.
Wohnungen mit 1 Zimmer .	53,1 %	49,7 %
„ „ 2 „ .	23,3 „	26,4 „
„ „ 3 „ .	9,6 „	12,3 „
„ „ 4 „ .	5,9 „	4,9 „
„ „ 5—7 „ .	6,2 „	5,2 „
„ „ 8 und mehr	1,4 „	1,5 „
	100 %	100 %

Hierbei sei übrigens bemerkt, daß für Berlin die Angaben gemacht sind, nicht wie viel Zimmer eine Wohnung hat, sondern wie viele heizbare Zimmer. Hier ist nun die Aehnlichkeit eine ungemein große, die verschiedenen Wohnungsarten differiren kaum um ein paar Procente. Trotzdem wollen wir uns wohl hüten daraus auch nur Näherungsschlüsse für Wohlhabenheit der Leute, Güte der Wohnung u. s. w. zu ziehen.

Suchen wir uns aus dem reichen Detail, welches v. Jung für die verschieden großen Wohnungen in verschiedenen Stadttheilen giebt, das charakteristischste heraus, die Wohnungen mit nur einem Zimmer, so ist die Reihenfolge nach den 4 großen Stadtgruppen:

In der Stadt	28,2 %
„ „ St. Petersburger Vorstadt	50,7 „
„ „ Mitauer Vorstadt	58,6 „
„ „ Moskauer Vorstadt	63,7 „
„ „ ganzen Stadt	53,1 „
„ „ Stadt II. Stadttheil II Quartal . . .	23,4 „
„ „ „ II. „ I. „ . . .	26,3 „
„ „ „ I. „ II. „ . . .	26,7 „
„ „ Moskauer Vorstadt I. Stadtth. I. Quart.	33,6 „
„ „ Stadt I. Stadttheil I. Quartal . . .	37,4 „

In der	Petersb. Vorstadt	II. Quartal . . .	40,9 %
„ „	„ „	III. „ . . .	47,1 „
„ „	Moskauer Vorstadt	I. Stadtth. II. Quart.	51,8 „
„ „	Mitauer Vorstadt	I. Quartal	51,9 „
„ „	„ „	II. „ . . .	58 „
„ „	Petersb. „	IV. „ . . .	67,1 „
„ „	Moskauer „	II. Stadtth. I. Quart.	68,1 „
„ „	Mitauer „	III. Quartal . . .	68,8 „
„ „	Moskauer „	I. Stadtth. III. Quart.	71,5 „
„ „	„ „	II. „ II. „	72,5 „
„ „	Petersb. „	I. Quartal	75,2 „

Das sind für die einzelnen Quartale gewaltige Differenzen; von 23 bis 75% aller Wohnungen einzimmerig. Höchst auffallend sind daneben die Maxima und Minima in den Wohnungen mit 2 und mehr Zimmern.

Wohnung mit	Maxima.	Minima.
1 Zimmer	75,2 %	23,4 %
2 „	30,1 „	16 „
3 „	20,7 „	3,6 „
4 „	13,9 „	1,1 „
5 „	10,3 „	0,3 „
6 „	7,4 „	0,1 „
7 „	4,1 „	—
8 „	1,9 „	—
9 „	1,9 „	—
10 „	2,2 „	—

Verfolgen wir die bedenklichen 53% Wohnungen von nur einem Zimmer auch noch durch die verschiedenen Höhenlagen nach der großen Tabelle 13, so finden wir, daß in jedem Stockwerk die Wohnungen von einem Zimmer das Hauptcontingent bilden, selbst in der Bel-Etage.

Die Wohnungen mit einem Zimmer betragen:

im Keller	79,9 %
im Parterre	55,8 „
in der 1. Etage	34,1 „
„ „ 2. „	23,6 „
„ „ 3. „	33,6 „
im Dach oder in der 4. Etage	64,4 „

Daß sie im Keller und im Dach so viel Procente ausmachen, wird mit anderen Städten auch stimmen, ebenso vielleicht im Parterre; ebensowenig ist auffallend, daß mehr einzimmerige Wohnungen im dritten als im zweiten Stock sich befinden, aber ganz specifisch rigaisch ist der viel geringere Betrag dieser Wohnungen in der zweiten als in der ersten Etage, welche sonst überall die der großen Wohnungen ist. Selbst die wirkliche Bel-Etage, d. h. die noch Dachwohnungen über sich hat, kann in der Moskauschen Vorstadt auf den Namen Bel-Etage statt erste Etage wenig Anspruch machen. Wo wirklich von einer Bel-Etage die Rede ist, d. h. in der Stadt und einigen Quartalen der Vorstädte, da sind auch die einzimmerigen Wohnungen eine Treppe hoch und nicht unter dem Dach, nicht so zahlreich als zwei Treppen hoch.

Aus den reichen Gruppirungen der verschiedenen Tabellen wollen wir, um den Gegensatz zu zeigen, nur die Vertheilung der Wohnungen mit einem Zimmer und der mit vier und mehr Zimmern der Binnenstadt und der drei Vorstädte zusammenstellen:

In der	Keller.		Parterre.		1. Etage.		2. Etage.		3. Etage.		4. Etage u. unter Dach.	
	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.
	%		%		%		%		%		%	
Stadt . . .	88,4	—	31,1	19,2	17,7	43,8	23,1	41,4	33,6	29,1	46,9	11,7
St. Pet. Vorst.	86,8	1	47,8	17,0	21,7	38,9	—	83,3	—	—	68,8	5,2
Moskauer Vorst.	79,0	0,4	62,2	6,5	57,8	10,4	43,7	18,7	—	—	78,8	1,6
Mitauer Vorst. .	56,0	3,0	61,3	10,2	25,2	34	29,1	33,4	—	—	54	7,4
Ganz Riga	79,9	0,7	55,8	11,0	34,1	29,8	23,6	41,0	33,6	29,1	64,4	5,5

Noch viel reicher, mannigfaltiger und interessanter werden die Gruppirungen auf den Tabellen des Anhanges, welche eine Combination von Höhenlage, Zimmerzahl und Miethpreis enthalten, doch können wir hieraus nicht einmal das Interessanteste herausziehen, das Interessanteste besteht eben in dem Vergleiche der 16 Quartale und der 4 Stadtgruppen, denen je eine Tabelle gewidmet ist. Wir wollen aber das Studium dieser Tafeln sehr anempfehlen, zumal diese Tabellen so gemacht sind, daß sie für das Auge eine Uebersichtlichkeit haben, welche der graphischen Darstellung ähnlich ist. Als Probe diene folgende Gruppirung:

St. Petersburger Vorſtadt, 3. Quartal.

Im Preiſe Rubel.	Zahl der Wohnungen im Keller von 1	2	3	4 ꝛc. Z.	im Parterre von 1	2	3	4	5	6	7	8	9	10 ꝛc. Z.
Unter 10 . . .	1				13									
11 bis 25 . . .	35	2			192	5								
26 „ 150 . . .	12	5		1	176	108	8							
51 „ 750 . . .	1				31	67	20	2						
56 „ 100 . . .		1			11	51	30	6						
101 „ 150 . . .					1	21	38	22	3					
151 „ 200 . . .					1	4	26	28	21	3				
201 „ 250 . . .						4	10	12	10	4	2			
251 „ 400 . . .							2	8	12	3	1			
301 „ 400 . . .							2	3	8	5	9	3		1
401 „ 500 . . .							1	2		4	3	3	3	3
501 „ 600 . . .									2		2		2	1
607 „ 800 . . .					1*)				1					2
801 „ 1000 . . .												1	1	
001 „ 2000 . . .														
Ueber 2000 . . .														
Total	58	8		1	426	260	137	83	57	19	17	7	6	7

Rechts davon befindet ſich dann in derſelben Gruppirung die erſte, zweite, dritte und vierte Etage, in welchen Etagen natürlich nach dem Vorhergehenden die Wohnungen ſehr dünn geſät ſind, ausgenommen die vierte oder Dachetage und auch noch die erſte Etage. Die zweite Etage hat in dieſem St. Petersburger Quartal nur 2 Wohnungen von 4 und eine von 6 Zimmern, aber nicht eine einzige in der dritten Etage. In den ländlichen Quartalen iſt das Bild natürlich ein ganz anderes, in der Stadt wieder ein anderes, überall aber ſieht man wie mit der Zimmerzahl der Preis ſteigt und die Zahl der Wohnungen abnimmt. Klebt man ſich alle dieſe Tabellen zuſammen, ſo hat man damit ein ſociales Bild der Stadt

*) Daß eine Wohnung von nur einem Zimmer in dem Parterre eines Hauſes der Petersburger Vorſtadt ſich finden ſoll, deſſen Miethpreis 600 bis 800 Rbl. beträgt, muß entweder auf ganz abnormem Grunde beruhen; es muß ein großes Geſchäftslocal von nur einem Raum ſein, ebenſo wie die auf Tabelle XIII. des Anhangs aufgeführten Wohnungen von einem Zimmer im 2. Quartal des 2. Moskauſchen Stadtth. im Preis von 1000 bis 2000 Rbl., und das eine Zimmer von 500 bis 600 Rbl. im 2. Petersburger Quartal. Oder liegen hier Verſehen vor?

Riga wie man es kaum besser sich wünschen kann, uns wenigstens sind Tabellen mit ähnlicher Uebersichtlichkeit wenig vorgekommen. Leider fehlt diese Uebersichtlichkeit der Tabelle 18 über die Gesammtsumme der Wohnungsmiethen dadurch, daß die verschiedene Höhelage der Gebäude in der Anordnung gar nicht zu erkennen ist. Eine statistische Tabelle richtig zu construiren ist enorm schwierig.

Die Miethpreise der Wohnungen bilden noch einen sehr interessanten Abschnitt dieses letzten Capitels.

Von sämmtlichen Wohnungen kosten:

5,71 %	bis	10 Rbl.	}	62,71 % bis 50 Rbl.	
31,32 „	11 „	25 „			
27,74 „	26 „	50 „			
9,24 „	51 „	75 „	}	27,00 % 51—200 Rbl.	
7,01 „	76 „	100 „			
6,64 „	101 „	150 „			
4,11 „	151 „	200 „			
2,40 „	201 „	250 „	}	10,22 % 201—500 Rbl.	
2,06 „	251 „	300 „			
2,44 „	301 „	400 „			
1,42 „	401 „	500 „			
0,84 „	501 „	600 „	}	1,83 % 501—2000 u. mehr Rbl.	
0,65 „	601 „	800 „			
0,22 „	801 „	1000 „			
0,12 „	1001 „	2000 „			
0,00 „	über 2000 Rbl.				

Die durchschnittliche Miethe per Wohnung ist 84 Rbl. aber mit gewaltigem Unterschiede von Stadt und Vorstadt:

Stadt	209 Rbl.
St. Petersburger Vorstadt	78 „
Moskauer Vorstadt . . .	49 „
Mitauer Vorstadt . . .	52 „

Das Genauere für die Quartale gaben wir sogleich nach der Reihenfolge vom Quartal mit der höchsten Durchschnittsmiethe bis zu dem mit der niedrigsten. Dazu ist gesetzt der Wohnungscapitalwerth, der auf jeden Einwohner in dem Quartal kommt, mit Beifügung der Ordnungszahlen. So weit wir oben den Wohnungscapitalwerth per Einwohner als Wohlhabenheitsmesser zugeben konnten, d. h. daß ein Wohlhabender mehr für Wohnung ausgiebt als ein Unbemittelter, nur nicht im gleichen Verhältniß

mehr, findet sich auch hier ein Zusammenhang zwischen Wohlhabenheit und Höhe der Miethpreise per Wohnung.

Endlich ist noch in der Tabelle enthalten die Größe der Miethe per Kopf. Wir setzen in der folgenden Tabelle erst die absoluten Zahlen mit den Ordnungsnummern, und darunter die Verhältnißzahl jedes Quartals gegen den Durchschnitt von ganz Riga.

In der	Miethpreis per Wohnung.		Miethpreis per Kopf.		Capitalwerth per Kopf.		Einwohner per Wohnung.	
	Rbl.	Ordnungszahl.	Rbl.	Ordnungszahl.	Rbl.	Ordnungszahl.	Zahl.	Ordnungszahl.
Stadt 2. Stadtth. 2. Q.	235	1	47	2	695	3	5	4
„ 1. „ 2. „	215	2	43	3	740	1	5	5
„ 2. „ 1. „	201	3	50,25	1	725	2	4	1
„ 1. „ 1. „	188	4	31,33	4	461	4	6	11
Mosk. Vorst. 1. S. 1. „	107	5	17,83	6	175	6	6	12
Petersb. „ 2. „	96	6	16	7	171	7	6	13
„ „ 3. „	91	7	18,20	5	191	5	5	6
Mitauer „ 1. „	88	8	14,66	8	164	8	6	14
Mosk. „ 1. „ 2. „	69	9	13,80	9	135	9	5	7
„ „ 1. „ 3. „	42	10	8,40	11	79	11	5	8
Mitauer „ 2. „	41	11	10,25	10	114	10	4	2
„ „ 3. „	37	12	7,40	12	71	13	5	9
Mosk. „ 2. „ 1. „	36	13	7,20	13	75	12	5	10
Petersb. „ 4. „	35	14	3,50	16	41	16	10	16
Mosk. „ 2. „ 2. „	32	15	4,57	15	43	15	7	15
Petersb. „ 1. „	26	16	5,20	14	57	14	4	3
Ganz Riga	86		17,20		202		5	
Verhältnißzahlen der obigen Angaben gegen den Durchschnitt von ganz Riga = 100.	275		273		344		100	
	250		250		366		100	
	234		292		358		80	
	218		182		228		120	
	124		104		87		120	
	112		93		85		120	
	106		106		95		100	
	103		85		81		120	
	80		80		67		100	
	49		49		39		100	
	48		60		56		80	
	43		43		36		100	
	42		42		37		100	
	41		20		20		200	
	37		27		21		140	
	30		30		28		100	
	100		100		100		100	

Sieht man nur auf die Ordnungszahlen, so scheint der Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen sehr groß zu sein, allein die Abweichungen vom Mittel der ganzen Stadt nach unten und nach oben sind bedeutend größer für den Wohnungscapitalwerth per Einwohner als für den Miethpreis per Wohnung und auch als den Miethpreis per Einwohner. Vor Allem sind die Abweichungen des Capitalwerths in den vier binnenstädtischen Quartalen bedeutend größer als die der binnenstädtischen Miethpreise aus dem einfachen Grunde, weil hier von dem ermittelten Miethpreis geringere Auslagen für Reparatur bei den Steingebäuden als in den hölzernen Vorstädten abzuziehen sind, folglich ein größerer Theil des Miethpeises mit 15 zu multipliciren bleibt um den Nettorevenüenwerth zu finden. Wieder aus dem entgegengesetzten Grunde der großen Abzüge vom Miethpreis in den drei vornehmeren Quartalen der Vorstädte (II. und III. Petersburger und Moskauer I., I.) sind die Miethpreise über dem Mittel, der daraus nach starkem Abzug berechnete Revenüencapitalwerth unter dem Mittel der ganzen Stadt.

Vergleicht man die Jung'schen Ordnungszahlen unserer letzten Tabelle, so gehen die 3 letzten Stadttheile nicht in gleicher Richtung sondern entgegengesetzt.

	Nach Höhe der Miethpreise.	Nach Capitalwerth per Einwohner oder nach Wohlhabenheit.
St. Petersb. Vorstadt IV. . . .	14	16
Moskauer Vorstadt II., II. . . .	15	15
St. Petersb. Vorstadt I. . . .	16	14

Dazu bemerkt v. Jung S. 29: „Interessant ist, wie gerade in den drei ärmsten Quartalen unserer Stadt mit der Armuth die Miethpreise steigen, eine Erscheinung, die bekannt genug ist, um nicht erst der Erklärung zu bedürfen, und die in ihrer Abweichung vom allgemeinen Verhältniß dieses besonders scharf hervortreten läßt."

Hiergegen wäre zu erinnern:

Allerdings ist in diesen drei Quartalen bei einem Capitalwerth von

20 Rbl.
21 „
28 „
} Wohnungscapitalwerth per Kopf,

der Miethpreis per Wohnung { 41 Rbl. / 37 „ / 30 „

allein damit iſt gar nicht geſagt, daß in dem Quartal, wo der Miethpreis per Wohnung 41 Rbl. beträgt, die Miethen theurer ſind, denn die theurere Wohnung kann bedeutend größer ſein. Daß dieſes nicht nur eine Möglichkeit iſt, ſondern daß eine große Wahrſcheinlichkeit dafür ſpricht, ſieht man in unſerer letzten Tabelle, wenn man neben dem Miethzins per Wohnung die Zahl der Einwohner per Wohnung ſetzt. Dieſe iſt in dem 4. Petersburger Quartal mit 41 Rbl. Miethzins per Wohnung nicht weniger als 10, in dem 1. Petersburger nur 5 und in dem Moskauer II., 2. nur 7, ſo daß der Miethpreis per Kopf mit dem Wohnungscapitalwerth per Kopf auch in den drei ärmſten Quartalen gut ſtimmt.

	Miethe per Kopf.	Wohnungscapitalwerth per Kopf. Rubel.
St. Petersb. Vorſtadt IV. . . .	3,50	20
Moskauer Vorſtadt II., 2. . . .	4,57	21
St. Petersb. Vorſtadt I. . . .	5,20	28

Jedenfalls iſt es richtiger die Miethe per Einwohner mit anderen Erſcheinungen zu vergleichen als die Miethe per Wohnung.

Endlich müſſen wir auch einem anderen Satze auf S. 29 entgegentreten, in welchem es heißt: „Vergleichen wir dieſe Zuſammenſtellung (d. h. die durchſchnittliche Miethe per Wohnung) mit der Gruppirung der Quartale nach ihrer Wohlhabenheit (vergl. S. 20) ſo finden wir, wie zwiſchen der Wohlhabenheit der Quartale und den durchſchnittlichen Miethpreiſen für Wohnungen ein directes Verhältniß, wie das auch nicht anders ſein kann, ſich herausſtellt.“ Ja, wenn, wie in der ganzen Arbeit geſchehen iſt, die Wohlhabenheit an der Menge von Menſchen, welche auf einen beſtimmten Capitalwerth fallen, oder mit andern Worten, an dem Wohnungscapitalwerth, der auf jeden Kopf fällt, bemeſſen wird, und dieſer Capitalwerth ſelbſt aus den Miethpreiſen (durch Multiplicirung mit 15 nach Abzug gewiſſer Auslagen) berechnet iſt, dann kann es freilich nicht anders ſein, als daß ein directes Verhältniß zwiſchen Wohlhabenheit und Höhe der Wohnungsmiethen exiſtirt, allein der auf dieſe Weiſe nachgewieſene Zuſammenhang iſt ziemlich nichtsſagend.

Endlich hat am Schluß der Verfaſſer auch noch eine Zuſammenſtellung gemacht, wie viel % des Nettorevenüenwerthes die Wohnungsmiethen der Wohnhäuſer betragen.

	Die Wohnungsmiethen betragen % des Nettorevenüenwerths der Wohnhäuſer.
Stadt 1. Stadttheil 2. Quartal	5,63 %
„ 2. „ 1. „	6,09 „
„ 1. „ 1. „	6,96 „
„ 2. „ 2. „	7,11 „
Mitauer Vorſtadt 1. „	8,73 „
St. Petersb. Vorſt. 2. „	9,22 „
„ „ „ 1. „	9,24 „
Moskauer Vorſtadt 2. Stadttheil 1. Quartal .	9,29 „
St. Petersburger Vorſtadt 3. Quartal . . .	9,37 „
Moskauer Vorſtadt 1. Stadttheil 3. Quartal .	9,38 „
Mitauer Vorſtadt 2. Quartal	9,42 „
St. Petersburger Vorſtadt 4. Quartal . . .	9,51 „
Moskauer Vorſtadt 1. Stadttheil 2. Quartal .	9,81 „
Mitauer Vorſtadt 3. Quartal	9,90 „
Moskauer Vorſtadt 2. Stadttheil 2. Quartal .	10,40 „
„ „ 1. „ 1. „ .	11,39 „
Ganz Riga	7,80 %

Wäre nun dieſer Nettorevenüenwerth auf andere Weiſe als grade aus den Wohnungsmiethen nach Abzug großer Ausgaben ermittelt, dann wäre dieſe Berechnung, wie viel % der Nettorevenüencapitalwerth trägt, eine ſehr bedeutungsvolle für die wirthſchaftliche Kunde Rigas nicht nur, ſondern auch für die Theorie der Nationalökonomie, welche, außer in der Statiſtik der Actiengeſellſchaften, ſehr wenig ſtatiſtiſche Beweismittel für die durchſchnittliche Rentabilität gewiſſer Capitalanlagen hat. Allein in Wahrheit iſt dieſe Berechnung der %, welche die Miethe vom Revenüenwerth ausmacht, nur eine Berechnung, nach welchem Zinsfuß zur Auffindung des Capitalwerth sder Gebäude die Wohnungsmiethen ohne Abzüge capitaliſirt ſind, ſtatt ſie nach den gemachten Abzügen zu einem Zinsfuß von 6⅔% zu capitaliſiren. Wenn man ſo weiß, auf welche Art dieſe Procente, welche der Nettorevenüenwerth in den Miethen trägt, gefunden wurde, iſt es auch ſehr erklärlich, daß die ſämmtlichen Häuſer in der Binnenſtadt ſo viel ſchlechter zu rentiren ſcheinen, mit nur 6,37 % gegen 9,29 %, 9,92 %, 9,18 % in den drei Vorſtädten. Dieſer Unterſchied heißt unſerer Meinung nach weiter Nichts, als daß für Berechnung des Nettorevenüenwerths in der Stadt mit ſteinernen Häuſern viel geringere Abzüge

gemacht werden als für die ſchnellverderbenden hölzernen Wohnhäuſer der Vorſtädte.

Z. B. von 100 Miethwerth eines Steinhauſes gehen an Ausgaben ab 10, bleiben 90, dieſe nach einem Zinsfuß von $6^2/_3$ capitaliſirt giebt $90 \times 15 = 1350$ oder die 100 Miethe betragen $7,_4$ % des Capitalwerths von 1350.

Von 100 Miethwerth eines Holzhauſes gehen an Ausgaben ab 20, bleiben 80, dieſe nach ein Zinsfuß von $6^2/_3$ capitaliſirt giebt $80 \times 15 = 1100$ oder die 100 Miethe betragen $9,_{09}$ % des Capitalwerths von 1100.

Eine höhere oder geringere Rentabilität der Wohnhäuſer in gewiſſer Stadtlage iſt leider hieraus nicht abzuleiten.

Unſere Auseinanderſetzungen, welche etwas aphoriſtiſch gehalten ſein mußten, da wir local nicht genug bewandert ſind, wollen wir mit der Erſcheinung ſchließen, welche Riga ganz beſonders eigenthümlich iſt, nämlich, daß eine Wohnung der 2. Etage durchſchnittlich um 38 Rbl. oder um 12% theurer iſt als eine Wohnung in der Bel-Etage. Das iſt doch bei dem Naturel der Rigenſer, denen zwei Treppen hoch zu ſteigen ſchon als eine Ungeheuerlichkeit erſcheint, ein verwunderbares Factum, daß ſie eine Wohnung mit ſolcher daran haftender Unannehmlichkeit theurer bezahlen als eine Wohnung, in der dieſe Unannehmlichkeit nur halb ſo groß iſt. Der Grund iſt leicht zu finden. v. Jung ſagt S. 29: „Durchſchnittlich koſtet in Riga eine Wohnung:

im Keller 32 Rbl.
im Parterre 69 Rbl.
in der 1. Etage 177 Rbl.
„ „ 2. „ 215 „
„ „ 3. „ 150 „
„ „ 4. „ u. unterm Dach 46 Rbl.

„Vor Allem fällt hier auf, daß die Wohnungen in der 2. Etage durchſchnittlich theurer ſind, als die in der 1. Etage, was thatſächlich nicht der Fall iſt und nur im allgemeinen Durchſchnitt für die ganze Stadt dadurch erſcheint, daß in der 2. Etage in der Moskauer und St. Petersburger Vorſtadt, überhaupt nur 19 Wohnungen ſind, welche 690 in der Stadt belegenen und dadurch an ſich theureren Wohnungen gegenüber ſtehen, mithin der Stadtpreis den maßgebenden Einfluß auf den allgemeinen Durchſchnittspreis für die 2. Etage ausübt, während in der 1. Etage die 916 theuren Wohnungspreiſe der Stadt durch die

1050 in der St. Petersburger und Moskauer Vorstadt belegenen billigen Wohnungen selbst unter das Niveau der städtischen Durchschnittspreise für Wohnungen in der 2. Etage herabgezogen werden."

Welch ein deutliches Beispiel, daß eine einzelne statistische Notiz ganz unsinnig zu sein scheint, und welche Mahnung für den Statistiker alle Umstände, welche mit den beobachteten Erscheinungen einen Zusammenhang haben, mit in den Bereich der Untersuchung zu ziehen, und wenigstens, wie in der Gebäudestatistik Rigas durch v. Jung geschehen ist, das Material, das direct ermittelt ist, ganz zu publiciren. Mit dem bloßen Material freilich ist es nicht gethan bei einer statistischen Arbeit, weil nur derjenige, der das ganze Material verarbeitet hat, dasselbe vollständig beherrscht.

Wenn wir in dem Vorstehenden den Schlüssen, welche der Herausgeber andeuten zu können glaubte, mehrfach entgegentreten mußten, so wäre das in manchen Fällen gewiß nicht nöthig geworden, wenn derselbe statt Andeutungen Ausführungen hätte bieten dürfen. Daß der Herausgeber überall von dem Satz ausgeht, daß die Wohlhabenheit des Menschen in den Ausgaben für Wohnung sich spiegle, eine bisher ziemlich allgemein verbreitete Annahme, ist demselben nicht mehr als allen andern Statistikern, welche diese Meinung in Ermangelung von statistischem Material theilten, zu verargen, denn die Publicationen des statistischen Büreaus der Stadt Berlin wurden in dem Gemeindekalender für 1868 erst publicirt, als v. Jung seine Arbeit längst abgeschlossen hatte.

Möchte der sorgfältige Herausgeber des Materials bald in die Lage kommen, das Material, in welchem er so heimisch ist, weiter zu verarbeiten.

Dr. Laspeyres.

Ueber die Anwendung der Elektricität in der praktiſchen Medicin.

Die Zeiten ſind vorüber, wo die praktiſche Medicin dem Laien-Publikum, zu deſſen Beſten ſie doch nur da iſt, durch einen myſtiſchen Schleier verborgen war. Sie iſt keine magiſche Kunſt mehr, ſondern eine Wiſſenſchaft, und die Wiſſenſchaft iſt kein Geheimniß, wenn ſie auch nicht ohne das nothwendige Studium einem Jeden offen vor den Augen liegt.

Iſt im Allgemeinen unſer Zeitalter das der Aufklärung, in dem der Gebildete in Alles, was dem menſchlichen Geiſte überhaupt zugänglich iſt, ſo weit einen Einblick haben will, daß auch Dinge, die nicht in ſein ſpecielles Berufsfeld gehören, ihm nicht mehr wunderbar erſcheinen, ſo gilt dieſes Zeichen der Zeit wohl ganz vornehmlich von Allem, was in die Naturwiſſenſchaften hineinſchlägt. Und was iſt nun natürlicher, als daß auch jeder gebildete Menſch, wenn er oder ſein Nächſter von irgend einer Störung in ſeiner Geſundheit befallen wird, darnach fragt, worin denn wohl das Weſen und die Urſache dieſer abnorm verlaufenden Lebensfunction beſtehe und in welcher Weiſe mit Hülfe der Wiſſenſchaft dieſelbe wieder ausgeglichen werden könne. Heut zu Tage hat ein Arzt bei allen therapeutiſchen Anordnungen gewiß mehr Zutrauen, wenn er dem Patienten den Sinn und Zweck ſeines eingeſchlagenen Heilverfahrens ſoviel möglich klar zu machen ſucht, als wenn er ſein ganzes Handeln in geheimnißvolles Dunkel hüllt.

Dieſe Betrachtung rechtfertigt den Verſuch, den Laien einen flüchtigen Blick zu eröffnen in ein Gebiet der ärztlichen Thätigkeit, das ſchon jetzt eine große Bedeutung hat und gewiß von Jahr zu Jahr eine noch größere erhalten wird, aber von einem großen Theil des Publicums noch mit

mehr oder weniger Mißtrauen angeſehen wird, weil ſeine naturwiſſenſchaftliche Begründung demſelben unbekannt iſt.

Vor Allem aber müſſen wir ſagen, wovon hier *nicht* die Rede ſein wird. *Elektricität* und *Magnetismus* ſind Begriffe, die in mancher Beziehung zu einander ſtehen und auch nicht ſelten mit einander verwechſelt werden. Es könnte alſo, namentlich da, wo die erſtere in Verbindung gebracht wird mit der Heilkunde, Mancher an den ſogenannten thieriſchen Magnetismus zu denken veranlaßt werden. Sind die Zeiten doch nicht gar zu ferne, wo deſſen Wunderwirkungen im Mesmerismus, Somnambulismus und Allem, was damit zuſammenhängt, die ganze Welt mit Staunen erfüllten. Hier ſpielt das Wunderbare gerade die Hauptrolle; die ganze Lehre ſtammt aus einer Zeit, in der das Unerklärliche noch eine größere Anziehungskraft hatte als heutzutage. Seitdem ſind die Erſcheinungen dieſes thieriſchen Magnetismus theils wiſſenſchaftlich, theils, wenn ich ſo ſagen darf, polizeilich aufgeklärt: ſie haben weder mit Magnetismus noch mit Elektricität was zu ſchaffen, und von ihnen reden wir nicht.

Wir haben auch nichts zu thun, mit dem was man im engeren Sinne *thieriſche Elektricität* nennt, d. h. mit den elektriſchen Strömen, die in den verſchiedenen thieriſchen Geweben und Organen vorhanden ſind. Unſere Aufgabe ſoll nur ſein den außerhalb des Körpers erzeugten und dann durch einzelne Theile deſſelben geleiteten elektriſchen Strom als ein durchaus nicht wunderbares, ſondern auf ganz rationeller Baſis beruhendes Mittel der wiſſenſchaftlichen Medicin zu erläutern.

Bevor wir uns aber der eigentlichen Beſprechung dieſes Themas zuwenden, iſt noch eine kleine Abſchweifung in das Gebiet der reinen Phyſik nöthig, um die Begriffe aus der Elektricitätslehre, welche im Nachfolgenden geläufig ſein müſſen, in möglichſter Kürze vorzuführen.

Unter *Elektricität* verſteht man eine Naturkraft, die man ſich nach einer allgemein adoptirten Hypotheſe unter dem Bilde zweier Flüſſigkeiten, der ſogenannten *poſitiven* und *negativen* Elektricität, vorſtellt. Dieſe Flüſſigkeiten ſind nun freilich für unſere Sinne nicht darſtellbar, ſondern werden nur als Urſache der bekannten Erſcheinungen angenommen, weil dieſelben ſich ſo am leichteſten erklären laſſen. Die hauptſächlichſte Eigenſchaft derſelben iſt, daß ſich die gleichnamigen, d. h. poſitive und poſitive oder negative und negative Elektricität, gegenſeitig abſtoßen, die ungleichnamigen aber, d. h. poſitive und negative, gegenſeitig anziehen. In jedem Körper ſind dieſe beiden Flüſſigkeiten vorhanden, und zwar für

gewöhnlich beide in einem ſolchen Verhältniß, daß ſie ſich im Gleichgewicht halten — keine von ihnen zur Wirkungsäußerung kommt. Man nennt den Körper dann unelektriſch. Damit die Elektricität zur Aeußerung komme, muß das Gleichgewicht der beiden elektriſchen Fluida geſtört werden. Das kann auf verſchiedene Weiſe geſchehen:

Reibt man z. B. einen Glasſtab mit einem ſeidenen Lappen, ſo gewahrt man, daß derſelbe einen freihängenden leichten Körper, etwa ein Stückchen Kork, wenn man ihn demſelben nähert, anzieht, bis ſich beide berührt haben, dann aber ihn wieder von ſich abſtößt. Das iſt die erſte und urſprünglichſte Aeußerung der Elektricität. Ihre Erklärung aber nach der angeführten Hypotheſe iſt folgende: Durch die Reibung werden an der Stelle des Glaſes, die gerieben wird, die beiden ſich einander im Gleichgewicht haltenden elektriſchen Fluida getrennt, die negative Elektricität geht ins Reibzeug über, die poſitive bleibt im Glaſe, das Glas, das vorher unelektriſch war, iſt ſomit poſitiv elektriſch geworden. Nähern wir daſſelbe nun einem unelektriſchen Körper, alſo dem Korkſtückchen, ſo wird in dieſem auch eine Vertheilung der Elektricitäten hervorgerufen in der Weiſe, daß die negative Elektricität im Korkſtückchen ſich nach der Seite zum Glaſe hinlagert, ſie wird je von der entgegenſetzten poſitiven Elektricität angezogen, während die poſitive Elektricität ſich nach der vom Glaſe abgewandten Seite verzieht. Da nun das Korkſtückchen leicht beweglich iſt, ſo bewegt es ſich zum Glasſtabe hin. In dem Augenblick aber, wo er denſelben berührt, giebt der Glasſtab ihm einen Theil ſeiner überſchüſſigen poſitiven Elektricität ab, das Korkſtückchen erhält dadurch wieder einen Ueberſchuß an poſitiver Elektricität. Es ſtehen ſich nun alſo zwei mit poſitiver Elektricität, wie man zu ſagen pflegt, *geladene* Körper gegenüber, die Elektricitäten ſtoßen ſich aber ab, folglich entfernt ſich das Korkſtückchen in dem Moment der Berührung wieder vom Glaſe.

Ganz daſſelbe Phänomen ſtellt ſich heraus, wenn wir eine Harz- oder Siegellackſtange mit einem wollenen Lappen reiben, nur mit dem Unterſchiede, daß im Harz negative Elektricität erzeugt wird. Den Beweis davon, daß die Harz-Elektricität die entgegengeſetzte von der Glas-Elektricität iſt, haben wir darin, daß zwei Korkſtückchen, von denen das eine nach der angeführten Weiſe vom Glaſe, das andere vom Harz geladen, ſich gegenſeitig anziehen, bis ſie ſich berühren, mit dem Moment aber beide wieder unelektriſch werden. — Dieſe Art der Elektricität nennt man ihrer Entſtehung gemäß *Reibungs-Elektricität* und zwar iſt die bekannte

Elektriſirmaſchine derjenige Apparat, mit dem ſie gewöhnlich erzeugt wird. In der Medicin wird ſie jetzt gar nicht mehr verwandt, wir brauchen uns alſo auch nicht eingehender mit ihr zu beſchäftigen.

Aber auch bloße Berührung verſchiedener Körper, namentlich verſchiedener Metalle in einer Flüſſigkeit iſt eine Quelle von Elektricität. Denken wir uns ein Gefäß mit verdünnter Schwefelſäure, in welche ein Kupferblech und ein Zinkblech hineingetaucht ſind, ſo findet durch die Berührung der Metalle in der Flüſſigkeit folgende Zerlegung der elektriſchen Fluida ſtatt. Alle negative Elektricität ſammelt ſich im Zink, alle poſitive im Kupfer an, d. h. das Zink iſt negativ, das Kupfer poſitiv geladen. Verbinden wir jetzt die beiden hervorragenden Enden der Metalle, die ſo genannten Pole, mit einem Draht d. h. ſchließen wir die Kette, ſo gleichen ſich durch den Draht die getrennten elektriſchen Fluida wieder aus — poſitive Elekericität ſtrömt vom Kupfer durch den Draht zum Zink und umgekehrt negative vom Zink durch den Draht zum Kupfer, ſo lange bis in den beiden Metallen das Gleichgewicht wieder hergeſtellt iſt. Dieſe Ausgleichung kommt aber nie zu Stande, weil die Urſache d. h. die Berührung der beiden Metalle immer fortdauert. Der Schließungsdraht wird ſomit von einem conſtanten Strom durchfloſſen. Eine ſolche Vorrichtung nennt man nun ein galvaniſches oder ein conſtant elektriſches Element und eine Verbindung von mehreren Elementen eine Batterie. Selbſtverſtändlich braucht man in den angeführten Verbindungsdraht nur einen beliebigen Körper einzuſchalten, um ihn gleichfalls vom Strome durchziehen zu laſſen. Die beiden Enden des Leitungsdrahtes, von denen der eingeſchaltete Körper berührt wird, nennt man die Elektroden, ein Ausdruck, den man ſich für das Spätere merken muß.

Es giebt aber noch eine dritte Art einen elektriſchen Strom zu erzeugen. Läßt man nämlich den Strom eines galvaniſchen Elementes durch einen langen ſpiralförmig gewundenen Kupferdraht gehen und ſetzt in unmittelbare Nähe neben dieſe vom Strom durchfloſſene Spirale eine zweite eben ſolche, die aber mit dem galvaniſchen Element nicht in Verbindung gebracht wird, ſo gewahrt man auffallender Weiſe, daß auch dieſe zweite Spirale von einem elektriſchen Strom durchkreiſt wird, aber nur in dem Augenblick, wo die Verbindung der erſten Spirale mit dem galvaniſchen Elemente hergeſtellt wird, und dann in dem Augenblick, wo dieſe Verbindung wieder aufgehoben wird. Es iſt alſo kein conſtanter, ſondern ein intermittirender Strom, der auf dieſe Weiſe erzeugt wird.

Man nennt ihn den Inductionsſtrom, weil in der zweiten Spirale durch den in der erſten kreiſenden Strom auch ein Strom inducirt wird.

Eine regelmäßige Schließung und Oeffnung des urſprüglichen galvaniſchen Stromes bewirkt man aber bei den gewöhnlich gebrauchten Apparaten durch eine künſtliche Vorrichtung mit Hülfe eines Magnets. Dadurch wird begreiflicher Weiſe eine regelmäßige Intermiſſion in dem Inductionsſtrom bewirkt, und eine ſolche gerade hat ſich, wie wir ſpäter noch ſehen werden, bei der Anwendung zu Heilzwecken, als beſonders wirkſam erwieſen.

Eine andere, früher namentlich häufig angewandte Methode um ebenfalls intermittirende inductive Ströme zu erzeugen, beruht auf dem Princip, daß ein Magnet gleichfalls die Eigenſchaft hat, in einer ihn umgebenden Drahtſpirale einen momentanen elektriſchen Strom zu erzeugen. Man conſtruirte alſo einen Apparat, wo durch Umdrehung einer Kurbel zwei Drahtſpiralen in regelmäßiger Aufeinanderfolge mit einem Magnet in Berührung gebracht und wieder von ihm getrennt wurden. Es ſind das die ſogenannten magneto-elektriſchen Rotations-Apparate, die jedoch jetzt nur noch wenig gebraucht werden.

Wir kommen nun zu dem eigentlichen Gegenſtande unſerer Beſprechung, der Verwerthung der Elektricität für die praktiſche Medicin. — Jede rationelle Anwendung eines Medicamentes oder ſonſtigen Heilverfahrens beruht darauf, daß zuvor durch Experimente an Thieren oder an geſunden Menſchen die Wirkung des anzuwendenden Arzneiſtoffes oder ſonſtigen Heil-Agens unterſucht worden iſt. Dieſe ſogenannte phyſiologiſche Wirkung iſt das Maßgebende in der Heilverordnung bei einem Arzte, der ſich möglichſt loszumachen ſucht von der Grundlage der reinen Empirie, d. h. der bloßen Erfahrung am Krankenbett. Das in neueſter Zeit ſehr vervollkommnete Studium der phyſiologiſchen Wirkungen des elektriſchen Stromes auf den thieriſchen Organismus iſt es alſo, was auch dem elektriſchen Heilverfahren, der ſogenannten Elektrotherapie, eine rationelle Baſis giebt.

Noch ein anderer Geſichtspunkt aber hat die Aufmerkſamkeit der heutigen Aerzte beſonders auf die Elektricität hingezogen. Nachdem man nämlich früher den Strom nur in die äußeren Bedeckungen eintreten ließ und weiter von ihm hoffte, daß er ſelbſt den Grund der Krankheit aufſuchen und an demſelben ſeine heilkräftige Wirkung entfalten würde, iſt es vor etwa 1½ Jahrzehnten Duchenne gelungen einen Weg ausfindig zu

machen, wie man den elektriſchen Strom auch zu einer rein localen Anwendung bringen kann. Von welcher Tragweite eine ſolche Entdeckung ſein mußte, wird jedem einleuchten, der die offenbar hervortretende Richtung der neueren Medicin, locale Krankheitsproceſſe auch rein örtlich zu behandeln, berückſichtigt. Für die Elektricität hat nun Duchenne dieſer Richtung dadurch einen Weg gebahnt, daß er folgende Geſetze experimentell feſtſtellte:

1) Wird eine trockene, metalliſche Elektrode (d. h. dasjenige Inſtrument, mit dem man den Strom aus dem Apparat in den Körper überführt, alſo das Ende der Leitungsdrähte) auf die gleichfalls trockene Haut applicirt, ſo verbreitet ſich der Strom nur in der Haut und reizt die Gefühlsnerven derſelben.

2) Bekleidet man aber die Elektrode mit einem feuchten Leiter, z. B. einem Schwamm, und drückt ſie auf die ebenfalls vorher befeuchtete Haut feſt an, ſo iſt dadurch der Strom im Stande den Widerſtand der Haut zu überwinden und in tiefer gelegene Theile einzudringen. Auf dieſe Weiſe kann man alſo das Heil-Agens direct auf einen beliebigen Nerven oder Muskel einwirken laſſen, indem man ſich die am oberflächlichſten unter der Haut gelegene Stelle deſſelben ausſucht.

Entſprechend dem Zweck dieſer Darſtellung haben wir zuerſt uns kurz zu vergegenwärtigen die phyſiologiſchen Wirkungen des elektriſchen Stromes, d. h. den Einfluß, den er unter normalen Lebensbedingungen auf die einzelnen Körperorgane ausübt, um daraus ſchließen zu können, wie weit wir ihm auch als Heilmittel trauen dürfen. Die allgemeinſte phyſiologiſche Wirkung der in den thieriſchen Körper geleiteten Elektricität iſt die Reizwirkung auf Muskeln und Nerven. Reize nämlich nennt man alle Agentien, die, auf Muskeln und Nerven wirkend, dieſe zur Thätigkeit veranlaſſen. Gereizte Muskelfaſern alſo ziehen ſich direct zuſammen, gereizte Bewegungsnerven bringen den ihnen zugehörigen Muskel auf indirectem Wege zur Zuſammenziehung, gereizte Gefühlsnerven erregen Schmerz und gereizte Sinnesnerven bringen den ihrem Sinnesorgane, wie man ſagt, ſpecifiſchen Reiz hervor, ein gereizter Sehnerv eine Lichtempfindung, ein gereizter Hörnerv eine Gehörsempfindung u. ſ. w.

Dieſe phyſiologiſche Wirkung haben alle Arten der Elektricität gemein. Zu bemerken iſt aber, daß der conſtant galvaniſche Strom nur in dem Moment des Schluſſes und der Oeffnung der Kette einen Reiz ausübt; ſo lange der Strom den Körper durchkreiſt, äußert er nur eine ſehr ſchwache oder gar keine Erregung. Der Inductionsſtrom, der als ſolcher

immer nur ein momentan auftretender iſt, bewirkt einen um ſo ſtärkeren Reiz, je raſcher auf einander folgend ſeine einzelnen Entſtehungen ſind, d. h. in je ſchnellerer Aufeinanderfolge der ihn erzeugende galvaniſche Strom geſchloſſen und geöffnet wird. Er wird daher in der praktiſchen Medicin, wo es ſich um Erregung von Reizwirkungen handelt, am meiſten verwandt. Nach dem Entdecker der Inductions-Elektricität, Faraday, wird die Anwendung derſelben auch ſchlechtweg Faradiſation genannt.

Jeder phyſiologiſche Reiz, wenn er einen gewiſſen Grad überſteigt, hat immer eine Ueberreizung oder Lähmung zur Folge. Reizen wir z. B. einen Nerven, ſei er ein Bewegungs- oder Empfindungsnerv, durch Druck, ſo wird er, ſo lange der Druck nur ſchwach iſt, eine erhöhte Thätigkeit zeigen, wird er aber zu ſtark, ſo wird der Nerv gelähmt. So iſt es nun auch mit dem elektriſchen Reiz und wir haben damit als nothwendige Folge der erſten allgemeinſten Wirkung des elektriſchen Stromes, der Reizwirkung, zugleich auch die entgegengeſetzte, die lähmende Wirkung.

Als ſpecielle Eigenthümlichkeiten des conſtanten galvaniſchen Stromes wären noch beſondere phyſiologiſche Wirkungen anzuführen. Wir können aber darauf nicht näher eingehen, weil die Acten über die hier einſchlägigen Experimente noch keineswegs geſchloſſen ſind. Die betreffenden Studien werden grade in der neueſten Zeit mit großem Eifer fortgeführt und verſprechen ſichere Reſultate. Wenn alſo auch der conſtante Strom noch nicht mit der Sicherheit therapeutiſch verwerthet wird wie der inducirte, ſo ſteht doch jedenfalls feſt, daß er eine die Erregbarkeit von Muskeln und Nerven eigenthümlich modificirende Wirkung hat. Je nach der Richtung des Stromes, ob er vom Centrum zur Peripherie oder umgekehrt geht, ſetzt er einmal die Erregungsfähigkeit von Muskeln und Nerven herab, ja lähmt ſie ſogar ganz, das andere Mal aber giebt er einem überangeſtrengten Muskel ſeine Erregbarkeit gegen andere Reize wieder.

Wir haben ferner noch zweier Wirkungsäußerungen des elektriſchen Stromes, die ebenfalls der praktiſchen Heilkunde nutzbar gemacht worden ſind, zu erwähnen. Man nennt dieſelben im Gegenſatz zu den phyſiologiſchen die phyſikaliſchen Wirkungen, weil ſie ſich nicht ausſchließlich auf die animaliſchen Gewebe und Organe als ſolche, ſondern ganz ebenſo auch auf unorganiſche Körper beziehen. Es iſt das erſtens die Elektrolyſe oder die elektrochemiſche und zweitens die elektrothermiſche d. h. Wärme erzeugende Wirkung der Elektricität.

Die erſtere beſteht darin, daß der elektriſche Strom die Fähigkeit beſitzt eine Flüſſigkeit, ſei es nun eine organiſche oder eine unorganiſche, etwa eine Salzlöſung, chemiſch zu zerſetzen. In der Technik wird dieſe Eigenſchaft im großen Maßſtabe dazu benutzt Metallgegenſtände mit einem feinen Ueberzuge eines edleren Metalles zu überziehen. Man bringt alſo etwa einen Kupfergegenſtand mit dem einen elektriſchen Pole in Verbindung und taucht ihn dann in die Löſung etwa eines Silberſalzes, in die der andere Pol der Kette ebenfalls geſenkt wird. Der die Flüſſigkeit durchziehende Strom zerſetzt nun das Silberſalz in der Weiſe, daß das reine, metalliſche Silber ſich an dem einen Pole, hier alſo an dem Kupfergegenſtande, niederſchlägt.

Die thermoelektriſche oder wärmeerzeugende Wirkung beſteht darin, daß ein galvaniſcher Strom von einer gewiſſen Stärke ſoviel Wärme erzeugt, daß ein in ihn eingeſchalteter Metalldraht glühend gemacht wird, eine Eigenſchaft, die techniſch zur Erzeugung des ſogenannten elektriſchen Lichtes ausgenutzt worden iſt.

Die erſtere dieſer beiden phyſikaliſchen Wirkungen kann ſowohl durch den conſtanten (galvaniſchen) als den intermittirenden (Inductions-) Strom erzeugt werden. Zu der zweiten aber verwendet man ausſchließlich den galvaniſchen Strom.

Sind uns ſo die eigenthümlichen Wirkungen der Elektricität bekannt, ſo können wir daraus auch leicht weiter die Anzeigen zu ihrer Anwendung in der Behandlung krankhafter Zuſtände ableiten. Wie häufig vor Allem eine Reizwirkung auf Muskeln und Nerven, d. h. eine Anregung ihrer eigenthümlichen Functionen, dem Arzt ein nothwendiges Mittel ſein muß, wird jeder Laie einſehen. Worin beſteht eine Lähmung? In der Leiſtungsunfähigkeit der Muskeln, entweder an ſich oder mittelbar der ſie verſorgenden Bewegungsnerven. Wir müſſen alſo dieſe kranken Muskeln oder Nerven zu ihrer normalen Thätigkeit reizen und das geſchieht auf die vorzüglichſte Weiſe durch die Elektricität und zwar beſonders durch die Inductions-Elektricität oder die Faradiſation. Nun liegen aber weder Muskeln noch Nerven irgend wo am Körper frei zu Tage, ſie ſind überall wenigſtens von der ſtellweiſe ſehr dicken Haut, oft aber noch von anderen Muskellagen bedeckt. Dieſe im Wege ſtehenden Widerſtände erfolgreich zu überwinden und ſo, nur mit Ausnahme der ſehr tief oder in Körperhöhlen gelegenen Nerven und Muskeln, immer direct das kranke Organ reizen zu können hat uns Duchenne gelehrt durch die oben bereits angedeutete

Methode. Er wurde dadurch Schöpfer der ſogenannten faradisation localisée.

Wir werden alſo dieſe Kur mit Erfolg in Anwendung bringen überall, wo es ſich darum handelt einen local erkrankten Muskel oder Nerv zu ſeiner Function anzureizen. Ein Beiſpiel eines oft geradezu wunderbaren Effectes dieſer Kur mag hier angeführt werden. Seitdem durch den Kehlkopfſpiegel das Innere des Stimmorganes unſerem Auge zugänglich geworden iſt, weiß man, daß nicht ſelten die Urſache vollkommener Stimmloſigkeit in der Lähmung eines oder einiger kleiner Muskeln beruht, deren Aufgabe es iſt die Stimmbänder zu ſpannen und erſchlaffen zu laſſen. Reizt man in einem ſolchen Falle den zu dieſen Muskeln hinziehenden Nerv, der an der Seite des Halſes ziemlich oberflächlich liegt, ſo kehrt oft im Augenblick die Stimme wieder.

Ein anderes Beiſpiel iſt folgendes. Bei Scheintodten verſchiedenſter Art, namentlich Neugeborenen und durch Gaſe, wie Kohlendunſt, Vergifteten iſt es für den Arzt die erſte Aufgabe auf künſtliche Weiſe die in Stockung gerathene Reſpiration anzuregen. Es ſind zu dem Zweck die verſchiedenſten Methoden erfunden worden, die aber alle nur Unvollkommenes leiſten. Da nun der Proceß der Athmung durch Muskelzuſammenziehungen und zwar vornehmlich durch Contraction des Zwerchfells, desjenigen großen Muskels, der quer ausgeſpannt iſt zwiſchen Bruſt und Bauchhöhle, zu Stande kommt, ſo lag der Gedanke nahe durch Elektricität dieſe Muskeln zur Thätigkeit zu reizen. Das Zwerchfell ſelbſt liegt im Inneren des Körpers und iſt ſomit dem elektriſchen Strome nicht direct zugänglich. Derjenige Nerv aber, der das Zwergfell mit ſeinen Faſern verſorgt, kommt auf ſeinem Wege von dem oberſten Theile des Rückenmarkes her an einer Stelle des Halſes der Oberfläche ſo nahe, daß er hier nur von Haut und einer ganz dünnen Muskelſchichte bedeckt wird. Ueberwindet man nun noch den Widerſtand dieſer Bedeckung durch feuchte Elektroden und ſtarkes Andrücken, ſo kann man durch directe Reizung des Nerven augenblicklich eine ſehr energiſche Zuſammenziehung des Zwerchfells hervorrufen und auf dieſe Weiſe am ſicherſten und bequemſten eine künſtliche Reſpiration zu Stande bringen. Durch dieſe Methode, die namentlich durch Ziemſſen in Aufnahme gebracht wurde, iſt ſeitdem ſchon manches Menſchenleben, das ſonſt wohl unfehlbar verloren geweſen wäre, gerettet worden.

Eine große Anzahl von Lähmungen, namentlich auch der Extremitäten, beruht aber nicht auf einer örtlichen Krankheit derselben, sondern hat ihren Sitz in den Centralorganen des gesammten Nervensystems, in dem Gehirn oder Rückenmark. Was kann da nun der elektrische Reiz helfen? Freilich sind weder Gehirn noch Rückenmark direct dem elektrischen Strome zugänglich, noch auch könnte man bei einer Entartung in ihnen einen Erfolg von demselben erwarten. Und doch ist auch in unendlich vielen Fällen der Art unser Verfahren von dem entschiedensten Erfolge. Es ist nämlich bekannt, daß jedes Organ, wenn es eine gewisse Zeit hindurch durch irgend welche Umstände an der Ausübung seiner Functionen verhindert ist, allmählich verkommt, wie man sagt, atrophirt, so daß es später, wenn auch die ursprüngliche Ursache seiner Unthätigkeit wegfällt, nicht mehr functioniren kann. So wird ein heilbarer Krankheitsproceß im Gehirn oder Rückenmark, der nur während seiner Dauer eine Lähmung zur Folge hat, doch nach seiner Heilung eine bleibende Functionsunfähigkeit einzelner Nerven zurücklassen können. In so einem Falle ist es die Aufgabe des Arztes die zeitweise gelähmten Muskeln auf passivem Wege in Contraction zu bringen, damit sie nicht ihre Erregungsfähigkeit für immer einbüßen. Diesen Zweck sucht die sogenannte schwedische Heilgymnastik zu erreichen. Die Anwendung der Elektricität ist aber dazu entschieden nicht nur bequemer, sondern sie hat auch noch den Vorzug, daß man nach Duchenne's Entdeckung jeden einzelnen Muskel beliebig zur Thätigkeit bringen kann. Was Anderes freilich ist es, wenn der krankhafte Zustand in den Nerven-Centren ein bleibendee ist, da kann selbstverständlich auch die Elektricität nichts helfen.

Wo aber auch in irgend einem Falle eine Lähmung der elektrischen Behandlung zugänglich ist, darf man nicht erwarten, daß der einmalige elektrische Reiz, der allerdings seine Wirkung in der Zusammenziehung des Muskels äußert, unter allen Umständen genüge auch dem Willen seine Macht über den Muskel wiederzugeben. Oft ist noch viel Geduld von Seiten des Arztes und des Patienten nöthig, bis der erwünschte Erfolg eintritt.

Wie bei gelähmten Bewegungsnerven ist der elektrische Reiz auch bei functionsunfähigen Gefühlsnerven, ja sogar Sinnesnerven in Anwendung gebracht worden. Ist ein Gefühlsnerv gelähmt, so wird die Körperpartie, in der sich die letzten Endverzweigungen desselben ausbreiten, vornehmlich also die Haut, gefühllos. Um nun hier den Reiz direct die betreffenden

Nervenendausbreitungen treffen zu laſſen, werden wir, nach dem Duchenne-ſchen Geſetz, trockene metalliſche Elektroden auf die gleichfalls trockene Haut appliciren. Auch hier hat die Elektricität die ſchönſten Erfolge aufzuweiſen.

Wir ſagten oben, daß mit jedem phyſiologiſchen Reiz, wenn er einen gewiſſen Grad überſteigt oder eine gewiſſe Zeit hindurch andauert, immer der entgegengeſetzte Effect eintritt, das Organ überreizt, gewiſſermaßen gelähmt wird. Da nun jeder Schmerz ein Reizzuſtand in einem Gefühls-nerven, jeder Krampf ein ſolcher in einem Bewegungsnerven iſt, ſo hat man in beiden Fällen dieſen gereizten Nerven durch einen noch erhöhten elektriſchen Reiz gleichſam zum Ertödten bringen wollen. In dieſem Sinne hat man bei den ſogenannten Neuralgien (d. h. Schmerzen, die in einem ſelbſtändigen Reizzuſtande des Nerven ihren Grund haben) und bei Krämpfen in einzelnen Muskeln die betreffenden Nerven der Wirkung des Inductionsſtromes ausgeſetzt. Der Erfolg iſt hier aber durchaus nicht ſicher. Man kann im Gegentheil, wenn es nicht gelingt bis zur Lähmung zu überreizen, die ohnehin ſchon geſteigerte Reizbarkeit noch erhöhen. In dieſen Fällen bewährt ſich viel beſſer der conſtante Strom, von dem wir bereits oben ſagten, daß er weit weniger eine reizende als vielmehr eine die Reizbarkeit eigenthümlich herabſtimmende phyſiologiſche Wirkung hat.

In einer anderen Richtung dagegen wird die auf den Reiz folgende Erſchlaffung vielfach und mit entſchiedenem Nutzen in Anwendung gebracht. Läßt man nämlich die trockene Elektrode eines Faradiſationsſtromes auf die trockene Haut einwirken, ſo entſteht nicht nur Schmerz durch Reizung der in der Haut verbreiteten Gefühlsnerven, ſondern die Stelle wird anfangs ganz weiß, weil ſich nämlich die Muskeln der kleinen Blutgefäße der Haut ſtark zuſammenziehen und ihren Inhalt ſomit verdrängen. Das währt aber nicht lange, ſehr bald röthet ſich im Gegentheil die Hautpartie intenſiv und wird heiß, ja es entſtehen ſogar bei noch längerer Einwirkung kleine Bläschen auf derſelben. Worauf beruht nun das? Offenbar erlahmen nach dem in Anwendung gebrachten Reize die Wandungen der kleinen Gefäße und werden durch das andrängende Blut immer mehr ausgedehnt. Dieſes Phänomen macht der Arzt ſich nun auf zweierlei Weiſe nutzbar. Ein Mal, wenn er bei ſtarkem Blutandrang zu inneren Organen, wie man zu ſagen pflegt, ableiten will auf die Haut, alſo unter denſelben Bedingungen, wo man etwa auch Senf-, Blaſen- und Pocken-pflaſter applicirt, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer elektriſche Reiz intenſiver wirkt und doch dem Kranken viel weniger ſchmerzhaft iſt, weil

in dem Moment, wo man die Elektrode von der Haut entfernt, auch jede unangenehme Empfindung aufhört. Das andere Mal aber ist dem Arzt an einem lebhaften Zuströmen von Blut zu einem Körpertheil darum gelegen, weil dadurch der Stoffwechsel in dem betreffenden Theil auch lebhaft angeregt wird und manche krankhafte Ausschwitzungen aus den Geweben (Exsudate) dadurch leichter zur Aufsaugung gebracht werden. Als hierher gehörige Beispiele führe ich nur die oft glänzenden Erfolge, die die Faradisation bei rheumatischen Beschwerden und bei sogenannten Verstauchungen zeigt, an. In beiden diesen Fällen kann es sich um solche Exsudate handeln, die durch kein anderes Mittel besser zur Aufsaugung gebracht werden.

Es bleibt uns schließlich noch die Verwerthung der physiologischen Wirkungen des elektrischen Stromes kurz zu beleuchten übrig. Es giebt eine Krankheit der Arterien, die darin besteht, daß das Gefäß sich an einer Stelle sackförmig ausdehnt, eine Entartung, die durch das immer neu zuströmende Blut immer mehr zunimmt, bis die Wandung an der Stelle nicht mehr Widerstand leisten kann und birst. Man nennt diesen Zustand ein Aneurisma. Wird in den ausgedehnten Sack die eine Elektrode eines elektrischen Apparates in Form einer feinen Nadel eingestochen und mit der anderen Elektrode die Kette auf der Körperoberfläche geschlossen, so durchzieht der Strom das Blut in dem Sack. Dieses wird dadurch einer chemischen Zersetzung unterworfen, und zwar bildet sich an dem angeführten Pole Faserstoffgerinnsel. Wird nun während der Operation die zuführende Arterie comprimirt, damit das Gerinnsel nicht vom Blutstrom fortgerissen werde, so setzen sich immer neue Faserstofftheilchen an, bis der ganze Sack durch ein großes Gerinnsel geschlossen und damit das Aneurisma geheilt ist. Die Arterie bleibt dann freilich Zeitlebens unwegsam.

Ebenso kann man auf elektrochemischem Wege auch gewisse krankhafte Flüssigkeitsansammlungen in Hohlräumen, indem man sie chemisch zersetzt, zur Aufsaugung bringen.

In der Galvanokaustik endlich, d. h. der heilkünstlerischen Verwerthung der intensiven Wärmeentwickelung durch den elektrischen Strom, verdankt die Chirurgie Middeldorpff eine sehr schätzenswerthe Entdeckung. Das Glüheisen ist ja noch nicht aus der Chirurgie verbannt, warum soll man da nicht auch die viel bequemere Methode, das Eisen durch Elektricität zum Glühen zu bringen, benutzen? Die Galvanokaustik ist aber

nicht nur ein Erſatz für das gewöhnliche Glüheiſen, ſondern, was noch viel wichtiger iſt, ſie tritt auch oft an die Stelle ſchneidender Inſtrumente. Nach Middeldorpff's Angabe braucht man nämlich, um Geſchwülſte zu entfernen, dieſe nur an ihrer Baſis mit einer Schlinge von Platindraht zu umgeben. Verbindet man deſſen Enden mit dem galvanokauſtiſchen Apparat, d. h. der eigens zu dieſem Zwecke eingerichteten conſtanten galvaniſchen Kette, ſo wird augenblicklich der ganze Draht glühend und man ſchneidet mit ihm, wie mit einem Meſſer, die Geſchwulſt ab. Die Vortheile der Methode aber liegen darin, daß eines Theils keine Blutung zu fürchten iſt, weil ſich ſofort ein dicker Brandſchorf bildet, und daß es anderen Theils an manchen Stellen, wie namentlich in Körperhöhlen, wo es unmöglich iſt ſich mit Meſſer oder Scheere einen Zugang zu bahnen, verhältnißmäßig leicht ſein wird, die einfache Drahtſchlinge herumzulegen.

Muß es nun nach dem Obigen nicht Jedem einleuchten, daß die ausgebreitete Anwendung der Elektricität in der praktiſchen Medicin nichts weniger als ein Schwindel iſt, ſondern im Allgemeinen auf reichlich ebenſo rationeller Baſis beruht als alle unſere pharmaceutiſchen Hülfsmittel? Freilich kann nicht geleugnet werden, daß auf dieſem Gebiete leider auch der Uebertreibung oft Thür und Thor geöffnet und die Elektricität als Univerſalmittel gegen alle Leiden der Menſchheit angeprieſen worden iſt. Wo kommen aber ſolche Ausſchreitungen, namentlich bei einem Verfahren, das noch ſo neu iſt, nicht vor? Man ſoll nur ſichten das Wahre vom Schwindel und namentlich nichts Wunderbares, Unerklärliches in der Heilwirkung der Elektricität ſuchen wollen. Mehr Zutrauen zu der Sache zu erwecken, als bis jetzt noch in der Laienwelt vorhanden iſt, war der Zweck dieſer Mittheilung.

Dr. V. Holſt.

Amerikaniſche Briefe eines Livländers.

V.

New-York, Juni 1868.

Ich ſchrieb Ihnen das letzte Mal: „Amerika iſt im eminenten Sinne des Wortes das Land der Courtoiſie gegen die Frauen“. Wie in ſo vielen, ich glaube, ich darf ſagen, wie in den meiſten Sachen, ſo bewegen ſich die Amerikaner auch hier in den Extremen. Schwerlich laſſen ſich ſehr viele Amerikaner finden, die die „Würde der Frauen“ geleſen haben; aber ſicher laſſen ſich ſehr wenige finden, die den Inhalt des Gedichtes nicht beſſer kennen als die Angehörigen irgend eines anderen Volkes. Und freilich, wer hier ſagt:

Sie flechten und weben
Himmliſche Roſen
In's irdiſche Leben —

hat Recht, nicht nur im Allgemeinen, wie Schiller im Allgemeinen Recht hatte, ſondern ganz im Speciellen: wer in Amerika himmliſche Roſen finden will, und ſei es die kleinſte Knospe, der ſuche ſie nie wo anders als bei den Frauen, ſonſt mag er lange, lange vergeblich umherſpähen.

Die unwiderſtehliche Gewalt der natürlichen Verhältniſſe zwingt hier noch immer die geſammte Männerwelt ihre ganze Thatkraft den realiſtiſchen und materiellen Aufgaben zuzuwenden. Der realiſtiſche Zug prävalirt daher ungemein in ihrem Charakter. Der idealiſtiſche Deutſche ſtaunt ihre ungeheueren Leiſtungen auf allen praktiſchen Gebieten an, er zollt ihnen die gebührende Anerkennung, er wird zum Theil mitfortgeriſſen von dem großen Strom, aber — wenn der Tag mit lauter Speculiren und Erwerben zu Ende gehetzt und der ſtille Abend hereingebrochen iſt, dann iſt er dieſes Treibens bis in das Mark der Knochen müde und es ergreift

TRU Raamatukogu

ihn die nie erſterbende Sehnſucht nach dem Lande ſeiner Kindheit, deſſen verklärtes Bild vor ſeiner Seele aufſteigt. Will er Kraft zu neuem Realismus gewinnen und der Schwäche Herr werden und er vermag es nicht von Innen heraus, ſo bleibt ihm nur eine Wahl: er gehe zu den deutſchen Flüchtlingen von 1848 und 1849 oder — zu den amerikaniſchen Frauen.

Ich leugne es nicht, die amerikaniſchen Frauen, ſoweit ich ſie bisher kennen gelernt, ſind zum größeren Theil ſo putz- und vergnügungsſüchtig, als es ſich meine Freundinnen am Oſtſeeſtrande nur in ihren kühnſten Phantaſien vorſtellen können. Und dennoch — den Hut ſo tief vor den amerikaniſchen Frauen gezogen, als der Arm nur immer lang iſt. Ich fordere Jeden heraus mir an einer echten Amerikanerin ein zollgroßes Stück zu weiſen (von ihrer grauſenhaften Friſur, ja von ihrem unſichtbaren Hut an bis herab zu ihrem allzu ſichtbarem Abſatz) auf dem nicht deutlich zu leſen ſtünde, daß ſie eine Tochter des realiſtiſchen Landes iſt. Aber wer daran zweifelt, daß dieſes Volk — auch abgeſehen von ſeiner verknöcherten Religioſität — noch eine ſehr lebhafte Ahnung davon hat, daß der Geiſt über dem Körper, Wiſſen über dem Dollar ſteht, und wer höhniſch über die Prophezeiung lacht, daß der Tag kommen wird, da Amerika auch in dem Geiſtesleben eine ebenbürtige Schweſter Europas ſein wird, der iſt entweder einer jener unzähligen dummſtolzen Thoren, die über Alles und Jedes verächtlich den Stab brechen, ſobald ſie nur amerikaniſche Luft wittern, oder — er kennt die amerikaniſchen Frauen nicht.

Die amerikaniſche Frau der beſſeren Klaſſen ſteht dem Geſchäftsleben ferner als die europäiſche. Frau und Tochter wiſſen in der Regel nicht mehr von dem Geſchäft des Mannes und Vaters als die Art deſſelben. Geſchäft iſt Geſchäft, und Familie iſt Familie, und ſie haben ſo wenig mit einander zu thun, als das Geſchäftslocal mit der in allen etwas größeren Orten meiſt weit davon liegenden Familienwohnung; das iſt amerikaniſcher Grundſatz.

Junge Mädchen genießen in Amerika eine Freiheit, wie ſie in Europa ſelbſt verheirateten Frauen, die auf ihren Ruf halten, nicht zuſteht. Es iſt etwas durchaus Alltägliches und Schickliches, daß junge Damen genaue Bekanntſchaft mit jungen Herren haben, deren Namen ſelbſt den Eltern unbekannt ſind. Und ſie treffen einander nicht etwa nur am dritten Ort bei gemeinſchaftlichen Freunden, ſondern die Herren beſuchen die Damen Abends in ihrer Wohnung. Da der Beſuch nicht den Eltern gilt, ſo erſcheinen dieſe auch nicht, damit ſie die Töchter nicht etwa dem Verdacht

preisgeben, als ſtünden ſie unter einer lächerlichen Ueberwachung. So geſchieht es oft, daß die erwachſenen Töchter des Hauſes eine ganze Geſellſchaft junger Herren bei ſich haben und ſich den ganzen Abend über vortrefflich mit Geſellſchaftsſpielen, ernſten und ſcherzhaften Geſprächen und wohl auch einem improviſirten Tänzchen amüſiren, während die Eltern allein in den oberen Gemächern ſitzen und ſich zu Bette legen, wenn der Schlaf ſie überkommt.

So widmen die jungen Damen den größeren Theil der Abende, mindeſtens während der Saiſon, dem heiteren Geſellſchaftsleben, ſei es im Hauſe, ſei es außerhalb deſſelben in Theatern, Concerten, Bällen und ſogenannten „Parties", was in's Livländiſche überſetzt etwa „Piddo's" heißen würde. — Die Promenaden- und Corſoſtunde gehört natürlich auch noch „dem eitelen Treiben der Welt". Das iſt die Zeit, da die Producte der Modemagazine ſpazieren getragen oder gefahren werden. Und die Amerikanerin giebt ſich dieſer erhebenden Beſchäftigung mit ſo begeiſterter Luſt hin, daß der Geldbeutel des Gemahls oder Vaters oft die aller beängſtigendſten Erſtickungsanfälle hat, und die Advocaten das ganze Jahr hindurch mit den vergnügteſten Geſichtern herumgehen, weil ihnen die eingeklagten Rechnungen der Putzmacherinnen und Schneiderinnen ein ſo hübſches Sümmchen abwerfen.

Der übrige Theil des Tages aber gehört vorzüglich — den Studien. Die Amerikanerin meint nicht, wie die Europäerin faſt immer, daß ihre Bildung mit dem Austritt aus der Schule vollendet ſei. Im Gegentheil! Bis zu dieſem Zeitpunkt hat ſie meiſt nur dieſes und jenes gelernt; von ihm ab beginnt ſie ihre eigentliche Bildung. Freilich iſt das auch in Amerika viel nöthiger als in Europa; denn in bei weitem den meiſten amerikaniſchen Schulen iſt der Unterricht in einem Grade geiſt- und gedankentödtend, von dem es ſchwer iſt ſich einen Begriff zu machen. Mit peinlicher Sorgfalt muß man ſich hüten ſelbſt von Natur gut begabte junge Damen, die eben die Schule mit einem vortrefflichen Diplom verlaſſen haben, auch nur das Einfachſte „außer der Reihe" zu fragen. Nie ſah ich etwas, das mehr einer Drehorgel glich, als amerikaniſche Schulweisheit. Und außerdem iſt eine gute Hälfte deſſen was gelehrt wird, entweder Frauen durchaus nutzlos, oder es liegt gänzlich über die Begriffsfähigkeit der Kinder hinaus. — Sind das nun aber etwa Momente, die es weniger verdienſtlich machen, daß die Amerikanerinnen ſpäter nachzuholen ſuchen, was ihnen die Schule nicht geboten? Ich denke, im Gegentheil,

Außer der Muſik werden vorzüglich Literatur und fremde Sprachen getrieben; letztere weniger um in ihnen „parliren" zu können, als um ſich die Literatur anderer Nationen zu erſchließen. Und ich rede nicht etwa von einer ſeichten Romanliteratur. Selbſt in New-York, wo dieſe gute Klaſſe von Amerikanerinnen verhältnißmäßig wenig vertreten iſt — weil es in New-York eben ſehr wenig genuine Amerikanerinnen giebt — ſelbſt da ſind mir Kreiſe von jungen Damen bekannt, die drei Abende in der Woche ganz dem widmen ſich mit den ſchönſten Geiſtesfrüchten fremder Länder bekannt machen zu laſſen. Sie nehmen ſtets zwei Stunden nach der Reihe. Die erſte Stunde wird geleſen — nicht etwa überſetzt, da ſie der Sprache ganz Herr ſind — und die zweite Stunde beſpricht der Profeſſor das Geleſene. In dieſem Winter laſen ſie im Deutſchen den zweiten Theil des „Fauſt", im Italieniſchen „Das befreite Jeruſalem", und ich weiß nicht was im Franzöſiſchen. Es iſt ſchon vorgekommen, daß ſie die Stunde im vollen Ballſtaat nahmen, weil ſie unmittelbar nach ihr auf eine „Party" wollten. Einſt fand ich ein zwanzigjähriges Mädchen eifrig über dem „Kosmos" in der Originalſprache. Eine Andere bat ſich Erklärungen über die Keilſchrift aus, erröthend geſtehend, daß ſie Einiges darüber in der Hand gehabt aber nicht recht verſtanden habe. An Ihren Correſpondenten erging die Aufforderung einem Damenkreiſe ein Colleg über die Philoſophie der Geſchichte zu leſen; natürlich engliſch, denn unter den Deutſchen New-Yorks findet man ſo wenig geiſtiges Intereſſe, daß einem oft ganz weh dabei zu Muthe wird.

Das Merkwürdigſte hierbei aber iſt, daß die Amerikanerinnen ſehr ſelten ein blaufrümpfiges Weſen annehmen. Unter den halb- und viertelgebildeten Damen findet man zwar häufig eine Ueberſchätzung des eigenen Wiſſens, die lächerlich genug iſt. Die Klaſſe von Amerikanerinnen jedoch, von denen ich vorhin geſprochen, iſt in der Regel beſcheiden und paradirt mit ihren Kenntniſſen weniger, als die Mehrzahl der europäiſchen Damen thun würde, wenn ſie nur halb ſo viel wüßten. Ja, man muß oft ſehr genau mit ihnen bekannt ſein, um nur einigermaßen aus ihnen herausziehen zu können, was wirklich in ihnen ſteckt. Auf den erſten Augenblick kann man ſie kaum von der übrigen Menge unterſcheiden, denn ſie freuen ſich an einem hübſchen Kleide gerade ſo ſehr und disputiren über einen neuen Hut gerade mit demſelben Eifer, wie die oberflächlich gebildete Tochter dieſes patzigen Geldprotzen, die trotz der Eimer von fleur de rose

und héliotrope, die ſie ſchon über ihr ſchweres Atlaskleid und das feine Spitzentaſchentuch gegoſſen, noch immer nach dem Petroleum oder der Stiefelwichſe duftet, mit der ihr Vater ſein Geld gemacht hat.

Dies die Lichtſeite der amerikaniſchen Frauenwelt. Allein das ewige Naturgeſetz, daß viel Licht auch viel Schatten bedinge, findet auch hier ſeine Beſtätigung. Um mich vor dem Vorwurf der Einſeitigkeit zu bewahren, ſehe ich mich daher gezwungen auch der weſentlichſten Schattenſeiten des Bildes mit einigen Worten Erwähnung zu thun.

Die Wechſelwirkung des anglikaniſchen Nationalcharakters und der zwingenden Kraft der natürlichen Verhältniſſe Amerikas (zum Ueberfluß noch geſpornt von dem principientollen Idealismus der Deutſchen) hat in Amerika der Frau eine ſociale Stellung angewieſen, die reich iſt an den ſonderbarſten Widerſprüchen. Die Verhältniſſe, wie wir ſehen, die mit wenigen Ausnahmen die Männerwelt zwingen ſich zwiſchen dem dreizehnten und fünfzehnten Jahr ſchon vollſtändig dem Geſchäftsleben hinzugeben, haben es hervorgerufen, daß ein großer Theil der Frauen in allen Beziehungen, mit alleiniger Ausnahme des Geſchäftslebens, den Männern überlegen iſt. Dieſem Umſtande, verbunden mit der allen germaniſchen Stämmen angeborenen Hochachtung vor dem weiblichen Geſchlecht, iſt es zum großen Theil zuzuſchreiben, daß man verſucht den Grundſatz von der vollkommenenen Gleichberechtigung aller Menſchen, auf dem die amerikaniſche Republik aufgebaut zu ſein vorgiebt, auch auf die Frauen anzuwenden. In der Unbedingtheit, mit der Thad Stevens, der verehrteſte Führer der Republikaner, ſowie einige begeiſterte Apoſtel in Schürze und Unterröcken und faſt alle Radicalen unter den deutſchen Republikanern die ſofortige praktiſche Durchführung ihres neuen Evangeliums von der Emancipation der Frauen verfechten, in dieſer Unbedingtheit iſt die Frage der ungeheueren Mehrheit des Volkes vollkommen fremd und nur von den Schwarmgeiſtern ihm aufgezwungen. Im Allgemeinen hat das Volk ein viel zu lebendiges Bewußtſein davon, daß die Politik eine praktiſche Kunſt ſei und nicht die Aufgabe habe philoſophiſchen Ideengebäuden möglichſt gerecht zu werden, ſondern diejenigen Wege zu gehen, auf denen unter den thatſächlich gegebenen Verhältniſſen mit größter Sicherheit die höchſtmögliche Wohlfahrt der Staatsangehörigen erzielt werden mag. Wie wenig das Volk aber meint, daß, wenigſtens zunächſt noch die Stimmberechtigung der

Frauen ein zu dieſem Zweck ſehr empfehlenswerthes Mittel ſei, geht wohl am beſten daraus hervor, daß ſehr viele Frauen, die mit Leib und Seele für die Durchführung des Principes einſtehen, mit größter Naivetät bekennen, daß ſie nie von dem Rechte Gebrauch machen würden, weil ſie durchaus kein Verlangen trügen ſich auch noch in den politiſchen Strudel zu ſtürzen, in dem die Männer ſo wild umgetrieben werden. Allein trotzdem iſt das Verlangen, das Weib von der viel zu weit gehenden Bevormundung des Mannes zu befreien, ſehr groß und ſetzt ſich allgemein viel weitere Ziele, als die gleichartigen Beſtrebungen in Europa. Schon jetzt, wie ich früher bemerkt habe, iſt die Stellung der Frau hier weit freier und unabhängiger. Die Folge davon iſt unſtreitig einerſeits, daß die Amerikanerin in ihrem ganzen Thun und Laſſen weit ſicherer iſt als die Europäerin, meiſt einen viel beſtimmter durchgebildeten Charakter hat und im Allgemeinen ſich verhältnißmäßg weit mehr der Führung des nüchtern prüfenden Verſtandes als der des kritikloſen Inſtinctes oder — um ein ſchöner klingendes Wort zu gebrauchen — Gefühles anvertraut. Allein andererſeits leidet auch nicht ſelten das Gemüth darunter, und noch viel häufiger nehmen mindeſtens die Formen des Redens und Gehabens eine gewiſſe Eckigkeit und Härte an, die denjenigen verletzt, der von der Kinderſtube ab an den feinen Schliff des europäiſchen Geſellſchaftslebens gewöhnt war. Es wäre geradezu lächerlich behaupten zu wollen, daß ſich hier nicht gar manche Cirkel finden laſſen, in denen die Frauen weder an Tiefe des Gemüthes noch an Politur in den Umgangsformen irgend den Europäerinnen nachſtehen. Allein wenn man die ganze Maſſe der ſogenannten Geſellſchaft in's Auge faßt, ſo muß man doch unſtreitig in beiden Beziehungen, namentlich aber in der letzteren, Europa den Vorzug zuerkennen. Wenn ich bei jeder Gelegenheit aus dem Munde junger Damen ſolche Worte, wie „das iſt nicht war", „albern", „dumm", „gemein", „unverſchämt" u. ſ. w. gehen höre, ſo muß ich ſtets an die „junge Hexe" in der Walpurgisnacht denken, wie ihr das Mäuslein aus dem Munde ſpringt. Da die meiſten Amerikanerinnen hübſch und graziös ſind, ſo verletzt einen ein ſolches grobes Wort oder gar eine unäſthetiſche Pantomime, die man ſich gerne ſelbſt aus dem Leben hinter den Couliſſen fortdenkt, durch den ſchneidenden Contraſt ganz beſonders. Den Amerikaner choquiren dergleichen Dinge ſelten, da er ſelbſt in der Kunſt leicht und ſicher auf Parquet zu gehen nicht gerade ſehr erfahren iſt. Aber auch diejenigen, die ſelbſt zu feineren Manieren erzogen worden ſind, beurtheilen ſolche Verſtöße

allzu gelinde, weil ihnen die Form von ſehr wenig Belang zu ſein ſcheint. Sie vergeſſen leider, daß Weſen und Form keineswegs von einander unabhängige Dinge ſind: wer ſich gänzlich in harte und rauhe Formen hineingewöhnt, deſſen Weſen wird ſich immer auch mehr oder weniger dieſen Formen gemäß geſtalten, und wer an verletzenden Formen durchaus keinen Anſtoß zu nehmen weiß, deſſen Weſen wird ſchwerlich unter einer ſcharfen Probe ganz vollkommen beſtehen. Wahre Tiefe des Gemüthes habe ich bis jetzt in Amerika ungleich ſeltener bei den Frauen gefunden als in Europa, aber ich will es vollſtändig dahingeſtellt ſein laſſen, ob das nicht reiner Zufall geweſen und weitere Beobachtungen mich nicht vielleicht zu einem anderen Reſultat kommen laſſen werden. Eines aber glaube ich mit Gewißheit ſagen zu können: die Zartheit des Gemüthes, jener unbeſchreibliche duftige Hauch vollendeter Weiblichkeit, der der bezauberndſte Schmuck der Frau iſt, der findet ſich weit ſeltener in der neuen als in der alten Welt. Sicher giebt es hier ſehr viele Frauen, an die ſich das ernſteſte und wärmſte Herz mit tiefer und dauernder Liebe ſchließen mag, aber ich zweifele ſehr, ob ſich viele Frauen finden laſſen werden, die die erregte Phantaſie zur Schwärmerei entflammen können. Schwärmerei, dieſe leichtere aber mit unendlich verführeriſchen Reizen geſchmückte Schweſter der Liebe, vermag ohne Illuſionen nie zum Leben zu kommen; die Amerikanerin aber iſt zu nichts weniger geſchickt als Illuſionen zu erwecken, und ſollte ſie dennoch welche erwecken, ſo iſt ihr Leben ein ephemeres. Und das gilt, wenn auch vorzüglich, ſo doch keineswegs allein von denen, deren Mangel an savoir faire ſtets zu rechter Zeit — ſehr oft aber auch ſchon eine gute Stunde früher — eiſige Tropfen in die aufglühenden Flämmchen fallen läßt. Die ich noch bis jetzt geſehen, waren durchgängig mit einer kryſtalliniſchen Kruſte des realiſtiſchen Salzes überzogen, mit dem die ganze amerikaniſche Luft überſättigt iſt. Die leichten Lichtgeſchoſſe der Phantaſie, die Illuſionen, vermögen dieſen Panzer nicht zu durchdringen; machtlos gleiten ſie an ihm zu Boden, oder — ſo lange noch der Reiz der Neuheit da iſt — ſie brechen ſich an ihm und werden in buntem, bizarrem Farbenſpiele zurückgeworfen: die unerquickliche Frage drängt ſich auf, ob man ſich ſelbſt bemitleiden und verſpotten ſoll, daß man nicht von dem fruchtloſen idealiſtiſchen Sehnen laſſen kann, oder ob man die ſchönen Geſtalten bedauern ſoll, die nie das Glück der Tagesträume gekannt, ſondern fort und fort in ewigem Kreisgang in der Tretmühle der duftloſen Wirklichkeit dahinſchreiten.

Es dürfte ſchwer ſein einen Amerikaner zu finden, der die Wahrheit meiner Behauptungen nicht rundweg ableugnete, und zwar nicht nur durch nationale Eitelkeit und Selbſtzufriedenheit — die allerdings kaum zu übertreffen ſind — dazu verführt, ſondern aus aufrichtigſter Ueberzeugung. Der Grund hiervon liegt auf der Hand. In dem ganzen Denken und Thun der Amerikaner herrſcht das realiſtiſche Moment in ſolchem Grade vor, daß ſie mit vollem Rechte noch viel mehr zu den Amerikanerinnen als idealiſtiſchen Lichtgeſtalten aufblicken könnten, als ſie es in der That thun. Nichtsdeſtoweniger aber iſt doch ſchon jetzt die Affectation des Frauencultus in manchen Hinſichten geradezu lächerlich und verliert ſich oft in die überraſchendſten Widerſprüche und ergötzlichſten Abſurditäten. General Butler verdankt das Grauſen, das ſein Name bei einer guten Hälfte aller Amerikaner hervorruft, vorzüglich einer äußerſt vernünftigen Ordre, die er gegen die Damen von New-Orleans erließ. Dieſe nämlich befleißigten ſich mit großem Eifer den Unionsſoldaten ſchmutziges Waſſer und noch viel übelere Flüſſigkeiten auf die Köpfe zu gießen und ihnen auf der Straße in's Geſicht zu ſpucken. Da erließ der General eine Proclamation, daß jede Dame, die dergleichen thäte, als gemeines Weibsbild angeſehen und eingeſteckt werden ſolle, da ſie nach ſolchen Brutalitäten nicht mehr beanſpruchen dürfe als Dame angeſehen zu werden. Von Stund an ward keine Klage mehr gehört, aber der General ward für ewige Zeiten zu einem „Monſter" geſtempelt, weil er es gewagt „ladies" gegenüber ſolche Sprache zu führen. — Ein Amerikaner fragte mich einſt mit großem Ernſt, was ich wohl thun würde, wenn eine Dame mich auf offener Straße mit einer „Cowhide" *) tractiren würde, wie es jüngſt Mr. N. N. ergangen. Ich erwiderte ihm, daß ich ſie einfach überwältigen und direct in's Gefängniß abführen laſſen würde, wie ſolch eine ſchamloſe Megäre es reichlich verdiene, wie ſehr ſie auch immer mit Seide und Diamanten behängt ſein. „Sie würden es wagen einer Dame Widerſtand zu leiſten und ſie ſo zu behandeln!" rief er entſetzt, und kehrte dem plebejen Europäer mit tiefer Entrüſtung den Rücken zu. — Hier in New-York wurden jüngſt ein Mann und ſeine Frau des Diebſtahls angeklagt, und zwar ſchien es, daß die Frau die Hauptſchuld trüge. Der Richter entließ die Frau vor dem Beginn des Examens, weil ſie in keinem Fall verantwortlich gemacht werden dürfe, da niemals angenommen werden könne, daß ſie ein ſolches

*) Cowhide iſt eine ſchwere, geflochtene Reitgerte.

Vergehen hätte begehen können, wenn der Mann den rechten Einfluß auf ſie ausgeübt hätte. — So will man alſo den Frauen erlauben den Männern ins Geſicht zu ſpeien, ſie öffentlich abzupeitſchen und, falls ſie (die Frauen) verheiratet ſind, ſelbſt zu ſtehlen, bloß weil ſie dem weiblichen Geſchlecht angehören, d. h. theils weil es ein entſetzlicher Verſtoß gegen die Ritterlichkeit wäre eine Frau irgend einer Brutalität wegen zu züchtigen, theils weil die Frau als Frau ſo unſelbſtändig und unzurechnungsfähig ſei, daß der Mann ſelbſt für ihre Verbrechen, mindeſtens die geringeren, einzuſtehen habe. Und dabei ſchleudert man die ſtärkſten Theaterdonner — ich kenne perſönlich Einige, die aus vollſter Ueberzeugung für die Sache ſtreiten, aber ich glaube nicht, daß ihrer ſehr Viele ſind — gegen die Gottloſen, die den Frauen nicht in jeder Beziehung volle Gleichberechtigung mit den Männern geben wollen. Der Kopf beginnt einem in der That oft zu wirbeln, weil man abſolut nicht mehr weiß, wofür man die Frau halten und wie man ſie behandeln ſoll: bald ſcheint es, als hätten die Weiber nichts mit den Staubgeborenen gemein und jedes barttragende Individuum müſſe mit verſchränkten Armen anbetend vor ihnen in die Knie ſinken, bald kann man ſich nicht genug wundern, wie die Menſchen 6000 Jahre, oder wie lange die Welt immer ſtehen mag, der tollen Einbildung gelebt haben, daß der liebe Gott zwei Geſchlechter geſchaffen habe, während doch in Wahrheit gar kein weſentlicher Unterſchied beſteht. Die Frauen ſelbſt ſind denn auch häufig in nicht geringer Verlegenheit, wofür ſie ſich halten ſollen; je nach dem Bedürfniß des Augenblicks affichiren ſie ſich als Engel oder als Männer oder, und zu ihrer Ehre ſei es geſagt, daß dieſes wohl am häufigſten geſchieht, als wirkliche Frauen. — In faſt allen Fragen iſt Amerika noch vollſtändig im Gährungsproceß; aber es will mir ſcheinen, als ſei die der ſocialen Stellung der Frau — mindeſtens was die großen Städte anlangt — mit diejenige, in der noch am wenigſten von einer Klärung zu bemerken iſt. Einem ſonderbaren, unſicheren Schwanken zwiſchen den Conſequenzen outrirter Principien und einer wahrhaft freiſinnigen und weiten Anſchauung, zwiſchen einer affectirten (und nicht ſelten linkiſchen) Politeſſe und einer aufrichtigen, ſchlichtbiederen Verehrung der Frau begegnet man ſo häufig, daß man von einer angenehmen Verwunderung ergriffen wird, wenn man einmal auf ein ganz natürliches Verhältniß ſtößt. Wie lange es dauern wird, bis alle dieſe verſchiedenen Elemente ſich vollkommen vermiſcht und dann der Setzungsproceß vollendet iſt, das iſt unmöglich zu ſagen; aber wenn er vollendet iſt, dann, glaube ich, wird

man in vielen weſentlichen Beziehungen hier das genaue Gegenſpiel der europäiſchen Verhältniſſe finden. Und endlich wird in dieſer, wie in allen anderen ſocialen und politiſchen Fragen, eine Ausgleichung und Amalgamirung der europäiſchen und amerikaniſchen Entwickelungsformen ſtattfinden müſſen. Dann aber wird der ganze gegenwärtige Act des großen Weltdrama's ſeinen Abſchluß erreicht haben, und die neue Periode der Weltgeſchichte wird damit beginnen, daß es nicht mehr eine alte und neue, ſondern nur noch eine Culturwelt und eine uncultivirte Welt geben wird.

Schwediſche Intoleranz in Livland.

Schweden iſt das „lutheriſche Spanien“ genannt worden, weil hier die Ausſchließlichkeit des lutheriſchen Bekenntniſſes von Staats wegen vollſtändiger durchgeführt und länger erhalten wurde als ſonſt wo. Die Reformirten erhielten in dieſem Lande freie Religionsübung erſt im Jahre 1741, die Katholiken ſogar erſt im Anfange des 19. Jahrhunderts. Noch 1858 und 1859 wurde von den ſchwediſchen Conſiſtorien ſowohl gegen Katholiken als auch gegen Baptiſten und andere Sectirer eine religiöſe Verfolgung in Scene geſetzt, für welche man, um Aehnliches in der Geſchichte der mitteleuropäiſchen Völker nachzuweiſen, mindeſtens in das 16. und 17. Jahrhundert zurückgreifen muß. Nicht eben verwunderlich iſt es daher, wenn man in unſeren Archiven aus der Zeit der ſchwediſchen Herrſchaft Zeugniſſe eines Zuſtandes findet, der in gewiſſem Sinne als das würdige Gegenbild jener bekannteren und noch unlängſt auch in dieſer Zeitſchrift geſchilderten „Polniſchen Gegenreformation in Livland“ bezeichnet zu werden verdient.

Nachdem mit der Eroberung Riga's durch Guſtav Adolph die ſchwere Gewiſſensnoth der hieſigen Lutheraner unter dem wortbrüchigen polniſchen Regiment ein glückliches Ende erreicht hatte, da verging unter der neuen ſchwediſchen Herrſchaft zwar noch manches Jahrzehnt, ohne daß ihren nicht-lutheriſchen Unterthanen in Livland (Reformirten, Katholiken, Griechen) Veranlaſſung zu Beſchwerden über eigentliche Glaubensverfolgung geboten wäre; doch fehlte ſchon damals ihnen allen die Freiheit öffentlicher Religionsübung, indem keiner der drei erwähnten Confeſſionen der Bau einer eigenen

Kirche geſtattet wurde.*) Schlimmeres aber kam unter der Regierung des vorletzten ſchwediſchen Herrſchers über Livland, Karls IX. Am 29. Juli 1670 ertheilte derſelbe dem Rigaſchen Rath den Befehl darüber zu wachen, daß niemand von den „Calviniſchen Religionsverwandten" in Riga die Bürgerſchaft gewinne, und ferner, am 21. Februar 1671: „daß diejenigen (Reformirten und Katholiken), welche hier wohnen und zu einigem jure civitatis admittirt und angenommen werden, ihre Kinder in der lutheriſchen Religion nach der unveränderten Augsburgiſchen Confeſſion ohnfehlbar erziehen laſſen ſollen, wozu ſie ſich dann voraus reverſiren und verbinden müßten."

Das Bürgerrecht alſo und die davon mehr oder minder abhängige Nahrungsberechtigung ſollten die Lockſpeiſe oder das Zwangsmittel zum Uebertritt abgeben. Welches aber ſind nun damals die Früchte dieſer ſtaatspolizeilichen Religionspropaganda geweſen? Ohne dieſe Frage für die ganze noch übrige ſchwediſche Regierungszeit, d. h. bis zum Jahre 1710, beantworten zu können, vermögen wir wenigſtens für den kurzen Zeitraum der Jahre 1680—84 die Wirkungsweiſe jener königlichen Edicte vermittelſt einiger den Protokollen des Rigaſchen Raths und des Rigaſchen Conſiſtoriums entnommener Beiſpiele zu erläutern. Weiter ausgedehnte Archivſtudien ſowohl in Riga als auch in Reval würden ohne Zweifel verhältnißmäßig reichere Ausbeute liefern. Wir geben auf den nächſtfolgenden Seiten gleichſam nur eine Probe von dem, was überhaupt zur Sache zu finden ſein dürfte.

Der wahrſcheinlich aus Holland gebürtige Kaufmann Ernſt Metſue hatte, nach erfolgtem Tode ſeiner Frau, ſeine Kinder zur Erziehung nach Amſterdam geſandt und das Rigaſche Conſiſtorium ihn hierauf zwar „eventuell" — d. h. wie es ſcheint, für den Fall, daß er die Kinder nicht ſofort nach Livland, wo ſie Unterricht in der lutheriſchen Lehre zu erhalten hätten, zurückkommen ließe — zu einer Geldſtrafe von nicht weniger als 500 Thalern verurtheilt, Metſue ſich aber in keiner Hinſicht willfährig gezeigt, ſondern beim Rathe um ſeine ſofortige Entlaſſung aus der

*) Ueber das Nichtvorhandenſein einer griechiſchen Kirche in Riga zur ſchwediſchen Zeit ſ. W. v. Gutzeit, die griechiſch-katholiſchen Kirchen Riga's. Riga 1868. (Sonderabdruck aus den Mitth. der Geſellſch. f. Geſchichte und Alterthumskunde der Oſtſeeprovinzen Bd. XI.) S. 15 und Anm. 18 auf S. 42.

Rigaſchen Bürgerſchaft nachgeſucht. Da nun dem Rathe wohl bewußt war, daß Metſue „der Stadt und den Licenten ein Ziemliches beiträget, weil er viele Negotien treibet", ſo daß es „ſich nicht wohl würde thun laſſen, die Aufkündigung ſeiner Bürgerſchaft anzunehmen, indem ſolches Ihre Majeſtät leichtlich im Uebeln vermerken könnte, daß man einen ſolchen Bürger weggehen ließe", — ſo hatte der Rath, dem in dieſer Sache das Intereſſe des Stadt- und Staatsſchatzes dem der Staatskirche vorzugehen ſchien, dem Conſiſtorium empfohlen, an dem frühern Erbieten des Metſue, „jährlich ein glaubwürdiges Atteſtatum von dem Amſterdamſchen Miniſterio, daß ſeine Kinder zur lutheriſchen Kirchen und Schulen gehalten werden, einzuſchaffen" — ſich genügen zu laſſen. Dem Conſiſtorium wurde es nicht ſchwer, die Sache am 19. October 1680 in auftragsmäßiger Weiſe zu erledigen.

Ein anderer Kaufmann aus Holland, Namens Alexander Davidſohn, hatte beim Oberkämmerherrn angezeigt, daß er „die Bürgerſchaft zu gewinnen Sinnes wäre", war aber in dieſer, weltlich-geiſtlich zu behandelnden, Angelegenheit zuvörderſt an das Conſiſtorium verwieſen worden, welches demgemäß am 2. November 1680 den Bittſteller verpflichtet hatte, ſich zuvor, „laut Ihrer Majeſtät Religionsplakat und Willen" in folgender Weiſe zu reverſiren: „Ich N. N. gelobe, daß die Kinder, ſo mir der Höchſte aus künftiger Ehe geben mögte, zur hieſigen Schulen und Kirchen halten, und ſie nach Inhalt Ihrer Königlichen Majeſtät Allergnädigſten Religionsplakat darin erziehen laſſen will, wozu ich mich eigenhändig reverſire." Davidſohn's Entgegnung war, daß, wenn er von dieſem Plakat etwas gewußt, er in Holland geblieben wäre; jedenfalls werde er das Reverſal — „weil es keiner noch bisher gethan" — ſo nicht unterſchreiben. Statt deſſen reichte er einige Tage ſpäter ein von ihm ſelbſt aufgeſetztes Reverſal beim Conſiſtorium ein, das alſo lautete: „Auf die von Einem Edlen Conſiſtorio geſchehene Propoſition zur Antwort dient: Weil es Dinge ſind, die noch unter göttlicher Hand liegen, und in keiner menſchlichen Macht lieget, den Glauben zu geben, als Gott im Himmel, von welchem alle gute Gaben kommen müſſen, als gelobe ich, Untergeſchriebener, kraft dieſes, im Falle mir der Höchſte im künftigen Eheſtand Erben beſcheren ſollte, dieſelbigen zu hieſiger Kirchen und Schulen zu halten, und wenn ſie zu erwachſenen Jahren kommen, und mögten geſinnet ſein, die lutheriſche Religion zu erwählen, den wirkenden Geiſt Gottes nicht reſiſtiren, und ihnen keine andere Religion

anzunehmen zwingen, ſondern den Willen laſſen will." Dieſe das Gewiſſen des Anfertigers wahrende Faſſung des Reverſals konnte vom Conſiſtorium nicht genehmigt werden. Endlich erklärte Davidſohn geradezu, „daß er einen Eid gethan habe, den ihm von Einem Edlen Conſiſtorio vorgeſchriebenen Revers nicht zu unterzeichnen", ꝛc. deßhalb möge das Conſiſtorium ſeinem Gewiſſen conſuliren und den von ihm projectirten Revers acceptiren." Da entwarf das Conſiſtorium ſeinerſeits einen neuen, im Weſentlichen aber gleichen und ſogar noch beſtimmter gehaltenen Revers, desmittelſt Davidſohn gelobt „die Erben, ſo ihm der Allerhöchſte im künftigen Eheleben beſcheren möchte, zu den hieſigen, der unveränderten Augsburgiſchen Confeſſion zugethanen, Kirchen und Schulen zu halten und ſie darin unfehlbar auferziehen zu laſſen, auch ſich dawider auf keine Weiſe zu ſetzen". Zwei Mal las der von der geiſtlichen Behörde in Gewiſſensunruhe verſetzte Mann den Revers, dann unterſchrieb er ihn.

Im October des Jahres 1861 ward der in Riga angereiſte Perükenmacher Jacque Lille, der ſich gleich beim Rathe darüber beſchwerte, daß die hieſigen Perükenmacher ihm ſeine Waare weggenommen hätten, vor Allem darüber gefragt, welcher Religion er „zugethan" ſei, und, da er ſich zur reformirten bekannte, veranlaßt, um die Gewinnung der Bürgerſchaft hieſelbſt nachzuſuchen. Als er aber, dem nachkommend, zugleich erklärt hatte, daß er innerhalb Jahresfriſt ſich verheiraten und häuslich niederlaſſen wolle, ſo wurde ihm der Beſcheid ertheilt, daß der Gewinnung des Bürgerrechtes die Verheiratung und Niederlaſſung vorausgehen müſſe, — offenbar aus Rückſicht auf den alsdann von ihm zu fordernden Revers über die Erziehung ſeiner Kinder im lutheriſchen Glauben.

Im Auguſt 1682 ſollte Friedrich Opdenöhl denſelben Revers zum Behufe der Gewinnung des Rigaſchen Bürgerrechts, unterzeichnen. Da aber ſein Vater Johann Opdenöhl erklärte, daß man ihn im Jahr 1657, als die Peſt in Riga ausgewüthet und er hier Bürger geworden, nicht einmal gefraget habe, welcher Religion er zugethan wäre, daß ferner ſein Sohn in Mitau geboren und ſich niemals „reverſirt" habe — ſo bezeichnete man nämlich damals dieſen Act in aller Kürze — ſo war Friedrich Opdenöhl ohne jedes weitere Bedenken in die Rigaſche Bürgerſchaft aufgenommen. Der eigentliche Grund dieſer milden Entſcheidung iſt vielleicht in dem Umſtande zu ſuchen, daß auch Opdenöhl, der Vater, gleich Metſue zu denen gehört haben mag, die der Stadt und den Licenten „ein Ziemliches" beitrugen.

Aus Wenden war der Reformirte Kaller mit seinen Kindern nach Riga übergesiedelt, hatte später wieder mit ihnen abreisen wollen, war aber durch seinen Tod daran verhindert worden. In seinem Testamente hatte er Joh. Gilbert und Heinrich Watson zu Vormündern der Kinder bestellt und sie beschworen dieselben in ihrer, der reformirten Religion erziehen zu lassen; aber wie konnte hier ein Testament helfen? Sie wurden dem Lehrer an der Jakobsschule Peter Ravensberg zur Bekösti̇gung und Erziehung übergeben, und als später die Vormünder sie zu ihren auswärtigen Verwandten senden wollten, wurde diesen zu bedenken gegeben, daß es Kinder eines hiesigen Bürgers seien und der Rath ihr Obervormund sei; die Bestimmung des Testaments sei contra legem publicam und Sr. Königl. Majestät Religionsplakat de anno 1671, weßhalb die Kinder allhier bei uns verbleiben müßten bis sie ihre annos discretionis erreicht hätten. Wenige Monate später macht der Vormund Watson die Anzeige, daß die Kinder bei dem Ravensberg so übel gehalten worden seien, daß sie viel Ungeziefer bekommen hätten, auch habe das Mädchen oft eine Bratenwenderin abgeben müssen; er, Watson, habe deßhalb die Knaben in die schwedische Schule und das Mädchen bei dem Johann Teur abgegeben. Nun wird vom Consistorium eine Untersuchung angeordnet, aber nicht hinsichtlich der schlechten Behandlung der Kinder bei dem Schullehrer Ravensberg, sondern zur Feststellung dessen, ob nicht etwa die Frau des Teur, zu der das Mädchen gekommen, eine Reformirte sei.

Am 5. Juli 1681 erklärte der, der katholischen Kirche angehörige Bürger Fontaine, vom lutherischen Pastor Hermeling deßhalb bestürmt, sich bereit, in der lutherischen Kirche das Abendmahl zu empfangen, stellte aber dabei die Bedingung, daß man es ihn nicht öffentlich vor dem Altar, sondern in der „Dresdkammer" genießen lassen möge, weil er — wie er in naiver Offenherzigkeit hinzufügte — fürchte, daß sonst „seine Frau Mutter, wenn sie es erfahren würde, ihn erblos machen möchte." Das Consistorium war nicht so gefälliger Natur hierauf einzugehen, sondern erklärte, „wenn er nicht publice communiciren wollte, würde Ein Edler Rath ihm den Betrieb der bürgerlichen Nahrung verbieten lassen". Ob nun in Folge dieser so ungeistlichen Drohung Fontaine ein schlechter Lutheraner wurde oder ein schlechter Katholik blieb, darüber finden sich keine Verhandlungen weiter vor.

Ein anderer Katholik, Namens Dietrich Flamm, Inhaber eines Weinkellers, tritt gleichfalls wegen seines Uebertritts zur lutherischen Kirche

in Unterhandlung. Nach längerem Zögern entschließt er sich den Pastor Caspari als den zu erwählen, der ihm den nöthigen Unterricht ertheilen soll. Niemanden ohne förmliche Unterweisung, ohne Ueberzeugung und Kenntniß der unterscheidenden Glaubenslehre aufzunehmen ist eben unter allen Umständen protestantischer Grundsatz gewesen. Schon glaubt der genannte Pastor gute Früchte zu sehen; lange Zeit schon hat der Proselyt den katholischen Gottesdienst nicht mehr besucht, schon ist er in der Erkenntniß des Glaubens der lutherischen Kirche „wohl fundiret", schon will Caspari ihn zum Genusse des heiligen Abendmahls zulassen — da treten noch gewisse durch den übermäßigen Eifer Caspari's selbst hervorgerufene Weiterungen in den Weg. Endlich, am 16. Mai 1684, giebt der Rigasche Rath durch den dazu beauftragten Rathsherrn Joh. Oetting (der später als v. Oettingen geadelt wurde) dem Schwankenden zu erkennen, daß er entweder den Glauben zu „mutiren" und sich zur Augsburgschen Confession zu bekennen oder aber die bürgerliche Nahrung einzustellen habe. Letzteren Falles würde man ihm den Keller versiegeln. Da fährt der Bedrohte „gar trotziglich" aus: man solle nicht ihm, sondern Schelmen und Dieben die Keller versiegeln. Es erging nun das Gebot der sofortigen Versiegelung, doch ward alsbald wieder eine Frist von einigen Monaten nachgegeben. Im Hinblick auf den versiegelten Keller scheint Flamm sich allendlich zum Uebertritt entschlossen zu haben.

Wie aus diesen Beispielen hervorgeht, war also damals die Praxis in Riga, daß man den Katholiken das Bürgerrecht wirklich nur unter der Bedingung des Religionswechsels gewährte, bei den Reformirten aber sich in dieser Hinsicht mit dem Versprechen der lutherischen Kindererziehung begnügte. Demnach scheint der Rigasche Rath gegen die Reformirten immerhin weniger unduldsam als die schwedische Regierung gewesen zu sein, welche, wie oben angegeben, seit 1670 auch die „Calvinischen Religions-Verwandten" von dem Bürgerrecht auszuschließen befohlen hatte. Leider wissen wir nicht, ob diese tolerantere Gesinnung soweit ging, den Reformirten auch öffentlichen Gottesdienst in einer eigenen Kirche zu gönnen. Ein Protokoll des Raths vom 19. März 1684 belehrt uns, daß die Reformirten um ein freies exercitium religionis beim Könige eingekommen waren und daß der Rath beschloß: „morgen diesfalls an die Herren Deputirten des Rathes nach Stockholm zu schreiben" — ob aber, um für oder gegen das Gesuch der Reformirten einzutreten, erfahren wir aus diesem Actenstücke nicht. Jedenfalls bleibt die Thatsache merkwürdig,

daß der lutheriſche Glaubensdruck in Livland erſt gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, unter demſelben König, deſſen abſolutiſtiſches Regiment auch in politiſcher Beziehung ſo ſchwer laſtete, ſeine höchſte Steigerung erfahren hat.

Anders und beſſer wurde es in dieſen Dingen ſofort bei dem Eintritt unter die ruſſiſche Herrſchaft. Vermöge der livländiſch-eſtländiſchen Subjectionsverträge und des Nyſtädter Friedens wurde zunächſt auch für die griechiſch-orthodoxe Kirche die freie Religionsübung in dieſen Provinzen ſtatuirt. Ferner ließ Peter der Große durch ein Schreiben der livländiſchen Gouvernements-Regierung vom 2. Auguſt 1722 dem Rigaſchen Rath und der hieſigen lutheriſchen Geiſtlichkeit erklären, daß er „den allhie ſubſiſtirenden reformirten Religions-Verwandten, ihrem Wunſche gemäß, ein freies exercitium religionis gewähre". Und überhaupt läßt ſich ſagen, daß während der erſten ruſſiſchen Zeiten in Liv- und Eſtland ein Zuſtand der Glaubensfreiheit verwirklicht war, wie er kaum vollſtändiger gedacht werden kann. War es doch bis 1747 ſogar beiderſeits griechiſch-orthodoxen Eltern unverwehrt, ihre Kinder, wenn ſie wollten, in einer andern Kirche zu taufen und zu erziehen.

Es giebt zeitweilige Rückſchläge in dem Entwickelungsgange der Menſchheit; blickt man aber auf Zuſtände, wie die hier erwähnten zurück, ſo fühlt man ſich doch genöthigt an ihren Fortſchritt im Großen und Ganzen zu glauben. Die Betrachtung des in der Geſchichte vergangenen Böſen gewährt überhaupt den Troſt, daß ebenſo auch das in der Welt noch vorhandene vergehen könne. Insbeſondere aber gehört der Glaubens- und Bekenntnißzwang zu denjenigen Zeiterſcheinungen, die unzweifelhaft vergehen müſſen.

Der neue Tarif.

Die ruſſiſche Tariffrage hat bekanntlich in der letzten Zeit ſehr viele und unter ſich ſehr uneinige Wünſche und Meinungen, ja Leidenſchaften und Agitationen in Bewegung geſetzt, und zwar ſowohl dieſſeit als auch jenſeit der Reichsgrenze. Dem Auslande iſt es natürlich um einen möglichſt unbelaſteten und unbehinderten Abſatz ſeiner Induſtrieerzeugniſſe zu thun, und man hat daher von dort aus eine Preſſion zu Gunſten freihändleriſcher Principien auszuüben geſucht. In Rußland ſelbſt ſtanden ſich zwei Parteien feindlich gegenüber: auf der Seite des Schutzzolls begreiflicher Weiſe die Fabrikanten und — weniger begreiflicher Weiſe — auch der größte oder wenigſtens der gewichtigſte Theil der Kaufmannſchaft; auf der des Freihandels faſt nur die mit keinem perſönlichen Intereſſe engagirten Jünger der nationalökonomiſchen Theorie. Ihre leidenſchaftlichſte Vertretung fand die erſtere Richtung in Moskau; gewiſſe ruſſiſche Zeitungen ſetzten den Protectionismus in directeſte Beziehung zum Nationalitätsprincip und es fehlte nicht viel, daß ihnen die entgegengeſetzte Anſicht geradezu als Landesverrath gegolten hätte. Maßvoller, doch im Ganzen auch protectioniſtiſch iſt Geſinnung und Votum unſeres einflußreichen Rigaſchen Börſen-Comité's geweſen. Jetzt iſt der Kampf ausgekämpft, der Tarif veröffentlicht und die Frage vorausſichtlich für eine längere Reihe von Jahren entſchieden. Die ſiegreiche Partei braucht ſich nicht mehr um Gründe zu bemühen, die unterlegene aber ſucht eine letzte Genugthuung in der rückſchauenden Beurtheilung des Geſchehenen. Ein ſolches letztes Wort aus einer der achtbarſten unter den freihändleriſch geſinnten ruſſiſchen Zeitſchriften*) ſoll

*) Weſtnik Jewropy, Juliheft, S. 408 ff. Dieſe Zeitſchrift ſteht in ihrem dritten Jahrgange. Während des erſten und zweiten war ſie eine Vierteljahresſchrift bloß für

hier — mit einigen durch die Umſtände gebotenen oder ſonſt zweckdienlichen Verkürzungen — wiedergegeben werden. Wir denken, daß dieſer nicht etwa den Principienſtreit zwiſchen Freihandel und Schutzzoll wiederholende, ſondern vorzugsweiſe nur das bei der Feſtſtellung des neuen Tarifs eingehaltene Verfahren erörternde Aufſatz jeden Betheiligten intereſſiren muß; betheiligt aber iſt ausnahmslos jeder auf dem Boden des ruſſiſchen Reichs Lebende.

In der vor einem Jahre von Seiten des Herrn Finanzminiſters Sr. Maj. dem Kaiſer gemachten Unterlegung wurde als Zweck der Reviſion des Tarifs angegeben: erſtens Vermehrung der Zolleinnahmen und zweitens Erleichterung des rechtmäßigen Handels. Es war alſo ſowohl ein fiskaliſcher als auch ein volkswirthſchaftlicher Zweck, den der Miniſter im Auge hatte. Mit großem Fleiß auch hatte man an der Sammlung von Auskünften über die Leiſtungsfähigkeit der inländiſchen Induſtrie, über die ausländiſchen Zollſyſteme u. ſ. w. gearbeitet, wie das durch die von dem Vicedirector des Zolldepartements, Herrn Koleſſow, zum Behufe der Tarifreviſion redigirten „Materialien" bezeugt wird. Aber ſchon in den Vorſchlägen Koleſſows gewann der fiskaliſche Zweck das Uebergewicht und ſollte der wirthſchaftliche vorzüglich nur durch Vereinfachung des Tarifs, durch Beſeitigung der Differentialzölle für die Einfuhr auf dem Land- oder Seewege, durch Vereinigung etlicher getrennter Artikel zu einer Verzollungsgruppe, durch Freigebung einiger unbedeutender Artikel u. ſ. w. erreicht werden. Das allgemeine Ergebniß wäre hiernach im Vergleich zu dem Tarif von 1857 geweſen: Aufhebung des Zolles für 24 Artikel, Ermäßigung deſſelben für 136 Artikel, Belaſſung bei dem bisherigen Zollſatz für 84 Artikel, Erhöhung des Zolles für 48 Artikel. Obgleich Herr Koleſſow von dem allgemeinen Grundſatz ausging, daß die Zollabgaben auf höchſtens 30 bis 35 pCt., im Durchſchnitt ſogar auf nur 25 bis 30 pCt. des Werthes zu reduciren ſeien, ſo betrug doch die von ihm ſchließlich vorgeſchlage Herabſetzung bei der Mehrzahl der davon betroffenen 136 Artikel nur 9 oder 10 pCt. der bisherigen Tarifſätze, ſo daß hierin wahrlich kein radicaler Bruch mit dem protectioniſtiſchen Syſtem von 1857 gefunden werden konnte.

Geſchichte; jetzt iſt ſie eine Monatsſchrift für „Geſchichte, Politik und Literatur". Herausgeber und verantwortlicher Redacteur iſt M. Staſſjulewitſch, vormals Profeſſor der Geſchichte an der St. Petersburger Univerſität.

Dieſe Vorſchläge des Finanzminiſteriums wurden demnächſt einer beſonderen Commiſſion, zur Hälfte aus Beamten, zur Hälfte aus Induſtriellen beſtehend, zur Begutachtung übergeben. Außerdem bildete man auch verſchiedene Experten-Comité's zu denen über 200 Perſonen berufen wurden. Dieſe den Vertretern nichtamtlicher Geſellſchaftskreiſe gewährte Betheiligung an einem wichtigen legislatoriſchen Acte fand in der Preſſe unbedingte Anerkennung; jedoch hat ſich die in eine ſolche Betheiligung geſetzte Hoffnung in dieſem Falle nicht bewährt, und zwar deßhalb nicht, weil jene Vertreter eben nicht die Vertreter der Geſellſchaft überhaupt waren und, wie jede Vertretung einer beſondern, bevorzugten Klaſſe, mehr das Intereſſe ihrer Klaſſe als das der ganzen Geſellſchaft im Auge hatten. Wieder einmal hat es ſich hier glänzend bewährt, daß eine privilegirte Vertretung zur Benachtheiligung der nichtprivilegirten Mehrheit auszuſchlagen pflegt, und wieder einmal war man zu der Frage veranlaßt, ob nicht eine ſolche Vertretung der Geſellſchaft ſchlimmer iſt als gar keine. Zwar verhilft ſie der Adminiſtration zu einer gründlicheren Sachkenntniß; dafür aber beeinflußt ſie dieſelbe zugleich zu Gunſten ihres Intereſſes, das dem der Allgemeinheit meiſtens geradezu entgegengeſetzt iſt, während die Adminiſtration an ſich, welches auch ſonſt die Schattenſeiten ihres uneingeſchränkten Thuns ſein mögen, doch in der Regel nur auf das allgemeine Staatsintereſſe zu ſehen pflegt. Wenigſtens auf dem Gebiet der wirthſchaftlichen Reformen ſind wir um dieſen Erfahrungsbeweis für die bedenkliche Wirkungsweiſe einer einſeitigen Vertretung reicher geworden.

Und noch eine andere werthvolle Erfahrung haben wir bei derſelben Gelegenheit gemacht. Die Debatten und Reſolutionen der erwähnten Tarif-Commiſſion haben uns gezeigt, welche Macht auch bei uns eine ſyſtematiſche und disciplinirte, innerhalb der Grenzen des Geſetzes ſich bewegende Agitation auszuüben vermag. Inmitten dieſer Menge von Experten und von einmüthig arbeitenden Commiſſionsgliedern aus der Klaſſe der Induſtriellen wurden die urſprünglichen Vorſchläge des Finanzminiſteriums gleichſam über den Haufen geworfen — overruled, um einen techniſchen engliſchen Ausdruck zu gebrauchen. An ſich freilich hätte die Einberufung von Experten nicht nothwendig zu einem protectioniſtiſchen Reſultat zu führen gebraucht, ſelbſt wenn ſich dieſelben vorzugsweiſe als Experten im Fache ihres Privatvortheils ausgewieſen hätten; aber man bemerke, daß eben eine gewiſſe Anzahl Induſtrieller in die Commiſſion ſelbſt aufgenommen war, nicht als bloße Experten, wie es richtig geweſen

wäre, ſondern als ſtimmberechtigte Glieder, denen in Gemeinſchaft mit den übrigen, der Adminiſtration angehörigen Gliedern gleichſam eine geſetzgeberiſche Gewalt eingeräumt wurde. Die Commiſſion faßte ihre Beſchlüſſe vermittelſt einfacher Stimmenmehrheit. So wurde die eine der betheiligten Parteien zum Richter in eigener Sache gemacht. Man iſt in der falſchen Vorſtellung befangen geweſen, daß die Tarif- und Handelsfrage nur das Finanzminiſterium und die Manufactur-Conſeils und allenfalls noch die notable ruſſiſche Kaufmannſchaft angehe. Von dieſem Geſichtspunkt aus erſchien das, was man im Gegenſatz zur Adminiſtration die Geſellſchaft nennt, bloß in der Geſtalt von Manufactur- und Commerzienräthen. Gäbe es bei uns auch Conſumräthe, die etwa ebenſo wie jene mit einer beſondern Uniform ſammt Degen begabt wären, dann hätten in der Commiſſion vielleicht auch Freetreaders, d. h. Vertreter des Intereſſes des 70 Millionen Conſumten, nicht gefehlt.

Es verdient in Erinnerung gebracht zu werden, daß die Adminiſtration noch unlängſt, bei den Vorarbeiten zur Bauern-Emancipation, anders und zweckmäßiger verfahren iſt als in dem vorliegenden Falle. Damals wurde den Deputirten aus dem Stande der Gutsbeſitzer keine geſetzgeberiſche Befugniß eingeräumt, vielmehr ließ man es ſich ſehr angelegen ſein, ihre Betheiligung auf die bloße Expertiſe zu beſchränken und das Schickſal des Bauerſtandes nicht durch das Votum der Gutsbeſitzer beſtimmen zu laſſen. Und doch waren dieſe gewiß ebenſo wohlunterrichtete Experten in ihrem Fache als die Deputirten zur Tariscommiſſion in dem ihrigen! Was aber wäre wohl aus der Bauern-Emancipation geworden, wenn ſchon hier die Stimme der Experten entſcheidend geweſen wäre?

Man wird uns entgegnen, auch die Tariscommiſſion habe nichts zu entſcheiden gehabt: vielmehr nur einen Geſetzentwurf auszuarbeiten, der noch einer weiteren Reviſion unterzogen worden iſt. Allerdings! aber es iſt eben ein Großes um den Entwurf zu einem Geſetze Wird man doch zuverſichtlich genug behaupten dürfen, daß der im Finanzminiſterium ſelbſt ausgearbeitete Entwurf, wenn er nicht der Umarbeitung durch die Tariscommiſſion unterlegen hätte, — daß, ſagen wir, dieſer erſte Entwurf dann Geſetz geworden wäre. Diejenigen höheren Staatsbeamten, welchen die nochmalige Reviſion des ſchon von Sachkennern revidirten Entwurfes oblag, haben gewiſſenhaft das Amt unparteiiſcher Richter geübt; aber ſie hatten zu richten nicht etwa auf Grund neuer Informationen, nicht

zwiſchen den ungehört gebliebenen Conſumenten und den in der Tarifcommiſſion vertretenen Fabrikanten, ſondern nur zwiſchen der Mehrheit und der Minderheit dieſer Commiſſion ſelbſt. Und in der That zeigen die Beſchlüſſe der zweiten (aus dem Reichsrath beſtellten) Commiſſion, ſoweit ſie bekannt geworden ſind, den Charakter der Vermittlung, aber der Vermittlung nicht zwiſchen den Principien des Freihandels und des Schutzzolls, ſondern nur zwiſchen den Vorſchlägen der extremen und der gemäßigten Schutzzöllner. So iſt das Ergebniß ein gemäßigterer Protectionismus, als den die Extremen, aber ein extremerer, als den die Gemäßigten erſtrebten.

In der zweiten Commiſſion war keine der direct intereſſirten Parteien vertreten; um ſo begreiflicher iſt es, daß dieſelbe, von einem anerkennenswerthen Geiſte der Unparteilichkeit beſeelt, nur die ihr fertig vorliegende Meinungsdifferenzen auszugleichen ſuchte und daß der Entwurf der vorhergehenden Commiſſion einen ſo entſcheidenden Einfluß auf ihre Beſchlüſſe hatte. Anders freilich ging es in dieſer zum Theil aus Vertretern einer direct intereſſirten Partei zuſammengeſetzten erſten Commiſſion. Hier hat man ſich durch die Vorlagen des Finanzminiſteriums nicht im mindeſten beengt gefühlt, — ſo wenig, daß die Commiſſion ſogar ſolche Artikel in den Tarif aufnahm, welche das Miniſterium gar nicht in Vorſchlag gebracht hatte, wie namentlich den Artikel Maſchinen. Ebenſo nahm jene Commiſſion keinen Anſtand, verſchiedene ſubtile Subdiviſionen und andere allzu verwickelte Beſtimmungen des alten Tarifs beizubehalten, obgleich gerade die Beſeitigung derſelben als eine der Aufgaben der gegenwärtigen Tarifreviſion bezeichnet worden war.

Was insbeſondere die von der erſten Commiſſion verlangte Beſteurung der Maſchinen betrifft (1 Rbl. 25 Kop. per Pud von importirten Locomotiven und Locomobilen, 25 Kop. per Pud von landwirthſchaftlichen Maſchinen, 50 Kop. per Pud von allen übrigen) — ſo hat die zweite Commiſſion dieſelbe nur für die landwirthſchaftlichen Maſchinen ganz zurückgewieſen, im Uebrigen bloß ermäßigt (von Locomotiven und Locomobilen 75 Kop., von anderen Maſchinen 35 Kop. per Pud). Und dazu noch compenſirte ſie dieſe Ermäßigung durch die Erhöhung gewiſſer anderer von der erſten Commiſſion vorgeſchlagener Zollſätze; ſo z. B. für Draht (3 Rbl. per Pud ſtatt 2 Rbl. 50 Kop.), für Schloſſerarbeit, für Inſtrumente zur Verwendung in Fabriken, für die niedrigſten Sorten von Filzſtoffen u. ſ. w.

Und ſo hat dieſe Tarifreviſion — unternommen zum Behufe einer energiſchen Bekämpfung des Schmuggels, der unſere Staatskaſſe vielleicht um die Hälfte der ihr gebührenden Zolleinkünfte verkürzt — zu einem ganz unerwarteten Ergebniß, zu der Beſteuerung des Maſchinen-Imports geführt*), während die Nothwendigkeit einer bedeutenderen Erniedrigung der Tarifſätze von 1857 — zum Zweck eines verſtärkten Abſatzes unſerer landwirthſchaftlichen Producte, einer gedeihlichen Entwickelung unſerer wirthſchaftlichen Leiſtungen überhaupt und einer zeitgemäßen Reform unſeres Finanzweſens — nur allzu wenig beherzigt worden iſt.

In einer von dem hieſigen engliſchen Conſul Mitchel ſeiner Regierung übergebenen und vor Kurzem im Druck erſchienenen Denkſchrift werden ſelbſt die verhältnißmäßig liberalen Vorſchläge Koleſſows mit ſehr guten Gründen als unzulänglich nachgewieſen. In einer eingehenden Kritik des Tarifs von 1857 beweiſt Herr Mitchel, daß durch denſelben auch eine Menge ſolcher Artikel, in welchen die Concurrenz des Auslandes gar nicht zu fürchten iſt, mit einem Schutzzoll belegt war, der oft mehr, manchmal ſogar doppelt ſoviel betrug als der ganze Werth der Waare, mit einem Schutzzoll alſo, der einer vollſtändigen Prohibition gleich kam. Und doch haben wir jetzt dieſen nämlichen Tarif in der Hauptſache unverändert beibehalten: den ermäßigten Zollſätzen im neuen Tarif ſtehen andere, erhöhte, gegenüber. Mit einem Worte, weder eine bedeutende Verminderung des Schmuggels, noch eine weſentliche Hebung unſerer wirthſchaftlichen Kräfte ſind zu erwarten. Die ganze Errungenſchaft beſteht in faſt nichts Anderem als in der Vereinfachung der Subdiviſionen und in der Beſeitigung der Differenzialzölle.

Hoffen wir, daß wenigſtens das nächſte Mal, wenn wieder einmal eine Reviſion des Tarifs unternommen wird, — daß dann auch aus der

*) Ueber den Vorſchlag zu dieſer Beſteuerung hatte der „Weſtnik Jewropy" ſchon in einem früheren Hefte geſagt, daß es der am wenigſten rationelle von allen Vorſchlägen der erſten Tarifcommiſſion ſei, weil durch eine ſolche Auflage die fabrikmäßige Production vertheuert und namentlich die Errichtung neuer Fabriken erſchwert werde. Es hätte, wird geſagt, im Intereſſe der Induſtriellen überhaupt gelegen, dieſer nur von den Maſchinenfabrikanten gewünſchte Beſteuerung ſich zu widerſetzen, aber „eine Hand wäſcht die andere"; es ſei eben dieſes Mal eine Art Compromiß zwiſchen allen zur Tarifreviſion zugezogenen Induſtriellen zu Stande gekommen. — Das übrigens die inländiſche Maſchinenfabrikation des Schutzzolls nicht bedürfe, wird durch die Thatſache ihres Aufblühens ohne einen ſolchen bewieſen; denn nach den von der Tarifcommiſſion ſelbſt geſammelten Auskünften habe es 1851 19, 1857 38, 1865 126 mechaniſche Werkſtätten in Rußland gegeben.

Siebenzigmillionenmaſſe der Conſumenten „Experten“ berufen werden dürften. Als ſolche könnten z. B. Delegirte der Provinzialverſammlungen oder Provinzialräthe ganz zuläſſig ſcheinen; ſind doch dieſe politiſchen Körperſchaften ebenſo anerkannte Organe der für ihr eigenes Intereſſe ſorgenden Geſellſchaft als die Manufactur-Conſeils und Börſen-Comité's. Warum ſollten aus ihnen nicht jene Conſumräthe der Zukunft hervorgehen, welche den ſchon vorhandenen Commerz- und Manufacturräthen das Gleichgewicht halten würden?

Der Ueberſetzer des vorſtehenden Artikels hat ſchließlich zu bemerken, daß derſelbe geſchrieben iſt, noch bevor der neue Tarif die Plenarverſammlung des Reichsraths paſſirt hatte, und daß in dieſer letzten Inſtanz die Arbeit der ſogenannten zweiten Commiſſion noch manche nicht ganz unweſentliche Abänderungen erlitten zu haben ſcheint. Wenigſtens findet man in dem jetzt gedruckten und mit dem 1. Januar 1869 in Wirkung tretenden Tarif nicht nur die landwirthſchaftlichen Maſchinen und Inſtrumente (erſtere nur inſofern ſie nicht durch Dampf bewegt werden), ſondern die auch zum Spinnen und Weben und überhaupt zur Verarbeitung von Faſerſtoffen verwendeten Apparate unter die zollfreien Artikel rangirt. Ebenſo Buchdruckerpreſſen. Ferner ſind Locomotiven und alle Apparate aus Kupfer allerdings mit 75 Kop. per Pud beſteuert, aber Locomobilen und ſonſtige vermittelſt Dampf Bewegung erzeugende Apparate nur mit 30 Kop. per Pud. Der Zoll auf Draht beträgt nur 1 Rbl. 50 Kop. u. ſ. w. Falls alle oder einige dieſer Beſtimmungen ſchon dem Entwurf der zweiten Commiſſion angehört haben ſollten, ſo daß der Verfaſſer des hier überſetzten Artikels über den Inhalt deſſelben nicht ganz genau unterrichtet geweſen wäre, ſo iſt von der Ungunſt ſeines Urtheils über dieſe zweite Commiſſion natürlich ein entſprechender Theil in Abzug zu bringen.

Von der Cenſur erlaubt. Riga, den 24. Auguſt 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Die Renaissance in Italien

in ihrer eigenthümlichen Bedeutung der classischen Antike und dem Mittelalter gegenüber.

Zur Zeit der deutschen Romantik pflegte man die Epoche der italienischen Kunst, die wir mit dem Namen Renaissance bezeichnen, noch auf das strengste in den Begriff des Mittelalters einzuschließen. Für das eigentliche Princip und die innere treibende Kraft ihrer hohen Kunstblüthe galt der Katholicismus des Mittelalters. Seitdem hat sich das geschichtliche Urtheil über diese Epoche sehr anders gestaltet. Man hat erkennen gelernt, daß gerade das Eigenthümlichste derselben einem Geiste entsprungen ist, der sich von demjenigen des Mittelalters wesentlich unterscheidet. Man nimmt die ganze Periode nicht mehr für den Abschluß des Mittelalters, sondern für den Anfang der neuen Zeit. Der Name Renaissance, der für dieselbe allgemeine Geltung erlangt hat, kann keineswegs als vollkommen charakteristisch angesehen werden, und die moderne Kunstforschung ist sich des Unzulänglichen in dieser Bezeichnung sehr deutlich bewußt. Das classische Alterthum, dessen Wiedergeburt gemeint ist, wenn man das Wort Renaissance in seinem kunstgeschichtlichen Sinne braucht, erneuerte sich in der Kunst und Cultur jener Periode nicht ohne das Hinzutreten mächtiger, ihm selbst fremder Elemente, deren Eigenthümlichkeit den Charakter der Periode auf das Wesentlichste mitbestimmt, so daß derselbe auch dem Alterthum gegenüber selbständig und originell erscheint.

Es ist der Anfang des 15. Jahrhunderts, wo uns der eigenthümliche Geist der Renaissance zuerst mit wirklicher Entschiedenheit fühlbar wird, wo er uns in den Werken eines Masaccio und Donatello, eines Ghiberti

und Brunellesco zuerſt als das unzweideutige Princip eines neuen, von den Feſſeln mittelalterlicher Tradition entbundenen Lebens, zum Theil mit einem gewiſſen jugendlich herben Rigorismus, zum Theil ſchon mit überraſchender Schönheit, entgegentritt. Aber die großen Umwandlungen der Geſchichte, als deren eine wir die Renaiſſance betrachten müſſen, vollziehen ſich nicht raſch und plötzlich. Meiſt gewahren wir in dem Moment einer Entwicklung, wo dieſe nur eben ihren Höhepunkt erreicht hat, ſchon die Anzeichen einer neuen Bewegung, die jene zu verdrängen beſtimmt iſt; gewöhnlich ſchon in der Blüthezeit einer Epoche zeigen ſich die Symptome ihres Verfalls. So laſſen ſich die Strömungen des Geiſtes, der die Renaiſſance und mit derſelben auf dem Gebiete der Kunſt und weltlichen Cultur die moderne Zeit herbeiführen ſollte, bis weit in das Mittelalter zurückverfolgen. Innerhalb Italiens finden wir den Charakter des letzteren in Kunſt und Literatur gegen Ende des 13. und während des 14. Jahrhunderts am deutlichſten ausgeſprochen; aber ſchon in dieſer Epoche, der ſogenannten gothiſchen Periode, macht ſich uns die Prophetie jenes neuen Geiſtes vernehmbar. Dante und Giotto, dieſe beiden Namen bedeuten in der That ebenſo ſehr den Gipfelpunkt des italieniſchen Mittelalters als den erſten Beginn der neuen Zeit, den erſten, freilich nur in vereinzelten Andeutungen wahrnehmbaren Beginn der Renaiſſance.

Ein abſolutes Mittelalter hat Italien eigentlich nicht gehabt. Es hat die mittelalterliche Sinnesweiſe, obwohl es die Heimat der katholiſchen Kirche war, in ſeine nationale Kunſt und Cultur niemals ſo völlig aufgenommen, wie die Länder dieſſeits der Alpen. In der Eigenthümlichkeit des italieniſchen Volkscharakters iſt etwas gelegen, was von vornherein der phantaſtiſchen und abſtracten Richtung jener Sinnesweiſe Widerſtand leiſtete, was gegen ſie nothwendig reagiren mußte, ſobald ſich dieſer Charakter ſeiner ſelbſt bewußt wurde und ſich ſelbſtändig zu regen anfing. Bis dahin verhielt ſich Italien zu den Culturbeſtrebungen des Mittelalters im Ganzen ziemlich paſſiv, wenigſtens nahm es an derſelben keinen hervorragenden productiven Antheil. Mit der erhöhten Theilnahme aber, im Anfang der gothiſchen Zeit, begann gleichzeitig auch eine gewiſſe geheime Reaction. Man kann in Wahrheit behaupten, daß es eine ganz reine Exemplification des mittelalterlichen Geiſtes, eine ſolche, der man eine weltgeſchichtliche Bedeutung zuſchreiben müßte, auf italieniſchem Boden, in ſpecifiſch italieniſcher Geſtalt nicht gegeben hat. Die Scholaſtik gedieh in Italien ebenſo wenig als das Ritterthum. Petrus Lombardus und

Thomas von Aquino waren zwar Italiener, aber eine erſprießliche Wirkſamkeit fanden ſie nur dieſſeits der Alpen, in Paris. Die nordiſche Gothik, die wir im Bereiche der Kunſt als den vollkommenſten und eigenthümlichſten Ausdruck der mittelalterlichen Sinnesweiſe anſehen dürfen, iſt in Italien nur in ſehr modificirter Geſtalt heimiſch geworden. Dichtungen wie der Parcival ſind der italieniſchen Literatur etwas Fremdes. Nirgends in der That offenbart ſich in Italien die Phantaſie des Mittelalters in ſo charakteriſtiſchen Formen, wie in der Kunſt und Dichtung des europäiſchen Nordens. Jener merkwürdigen Bewegung, von der am Anfang des 13. Jahrhunderts Frankreich Deutſchland und England ergriffen wurden, jener eigenthümlich romantiſchen Begeiſterung konnte ſich Italien zwar nicht völlig entziehen, an einer unbedingten Hingabe an dieſelbe war es aber durch die Beſchaffenheit ſeiner Natur verhindert. Jene Gefühlsrichtung, von welcher die Gothik und das romantiſche Epos ins Leben gerufen wurden, war ein Erzeugniß des Nordens und dieſer blieb der eigentliche Träger derſelben. Er war der eigentliche Repräſentant mittelalterlicher Kunſt und Poeſie. Mit der Eigenthümlichkeit des Südens trat, in der Geſtalt des italieniſchen Nationalcharakters, ein Princip in die Geſchichte des Mittelalters ein, das demſelben in ähnlicher und doch wieder ſehr verſchiedener Weiſe gegneriſch war wie ſpäter das Princip der deutſchen Reformation.

Während derjenigen Epoche, welche der gothiſchen, der eigentlich mittelalterlichen, voranging, während der ſogenannten romaniſchen Periode, hat die chriſtliche Kunſt ſowohl dieſſeits als jenſeits der Alpen noch keine wirkliche Selbſtändigkeit erlangt. Hier, wie dort ſteht ſie in dieſer Zeit, was die allgemeine Formenbildung betrifft, noch unter dem vorwiegenden Einfluß antiker Traditionen. Und obwohl es ihr, beſonders am Ende der genannten Periode gelang, die in der Ueberlieferung von Jahrhunderten während der kunſtentfremdeten Zeiten des früheren Mittelalters faſt zu völliger Geiſtloſigkeit erſtarrten Formen des claſſiſchen Alterthums auf gewiſſe Weiſe zu beleben, ſo vermochte ſie dennoch nicht, einen wirklich neuen Stil innerhalb derſelben auszubilden. Es fehlte, namentlich in der Sculptur, nicht an vereinzelten Erſcheinungen, in denen ſich dieſe traditionellen Formen ſchon zu wirklicher Schönheit entwickelten*), das Originellſte dieſer Periode aber,

*) Wir denken hier beſonders an die Sculpturen der goldnen Pforte in Freiberg, an die der Kanzel und des Altars in der Kirche zu Wechſelburg und an die noch vollendeteren des großen Nicolo Piſano.

wie es in gewiſſen Formationen ihrer Bauweiſe hervortritt, kann nur als eine vorläufige Andeutung deſſen angeſehen werden, was erſt in der folgenden Epoche, in der Gothik des Nordens, zu einer vollkommenen Ausbildung gelangen ſollte. Es hat die Kunſt der romaniſchen Periode im Norden und im Süden weder einen ſtreng ausgeprägten nationalen Charakter, noch einen ſolchen, der ſich als ſpecifiſch mittelalterlich bezeichnen ließe. Die künſtleriſchen Kräfte übten ſich vorzugsweiſe noch unter der Führung jener alten Ueberlieferungen. Für die Entwicklung der Kunſt in Italien iſt es nun bedeutſam, daß dieſe Periode hier um ein ganzes Jahrhundert länger dauerte als im Norden. Während ſie dieſſeits der Alpen ſchon mit dem Ende des 12. Jahrhunderts abſchließt, währt ſie in Italien bis zum Ende des 13. Der wichtigſte Grund dieſer merkwürdigen Erſcheinung liegt ohne Zweifel darin, daß der italieniſche Volkscharakter, der um dieſe Zeit zu einer ſelbſtändigen Entwicklung eben die erſten Anfänge machte, für die traditionellen Formen der Antike noch immer eine gewiſſe natürliche Sympathie empfand. Jedenfalls war demſelben, obwohl er ſich in den Bewegungen der Völkerwanderung und ſpäterhin mit fremden Elementen auf das mannigfachſte vermiſcht hatte, von ſeiner urſprünglichen Herkunft ſo viel geblieben, daß ihm die antike Tradition als etwas Wahlverwandtes erſchien, daß ſie ſeiner Empfindungsweiſe von vornherein in höherem Grade gemäß war als derjenigen der nordiſchen Völker. Was jetzt die Anhänglichkeit an die romaniſchen Bildungen verurſachte, eben das bewirkte ſpäterhin, als die Gothik in Italien eindrang, die Reaction gegen dieſe, die Umgeſtaltung derſelben, eben das führte dann zu einem völligen Bruch mit dem gothiſchen Weſen und trat zuletzt in der Fülle ſeiner Entwicklung hervor als der lautere Geiſt der Renaiſſance. Es iſt daher nicht möglich, die Geſchichte der italieniſchen Kunſt von der romaniſchen Zeit bis hinauf zur Renaiſſance in ſcharf von einander geſonderte Epochen zu zerlegen. In der nordiſchen Kunſt beſteht zwiſchen der romaniſchen Periode und der gothiſchen ein tiefgehender Unterſchied. In der Gothik kommt hier eine Denk- und Anſchauungsweiſe zum Durchbruch, die ſich von den Ueberlieferungen des claſſiſchen Alterthums, auf denen die romaniſche Periode beruht, und der in ihnen herrſchenden Gefühlsrichtung vollſtändig losſagt. In Italien iſt das nicht der Fall. Hier entwickeln ſich die bedeutenden Ereigniſſe der Kunſtgeſchichte ſeit dem Beginn der romaniſchen Epoche in einem beinahe ſtetigen Zuſammenhang. Das treibende Motiv der ganzen Bewegung, worauf ſich dieſer Zuſammenhang begründet, iſt im Grunde

nur eines, nämlich der eigenthümliche, anfangs noch unbeſtimmt, dann immer entſchiedener hervortretende Geiſt der italieniſchen Nationalität. Die Geſchichte der Renaiſſance von ihrem erſten Werden bis zu ihrer vollendeten Blüthe iſt das eigenſte Product, die ſprechendſte und bedeutendſte Manifeſtation dieſes Geiſtes, ſie iſt im Weſentlichen die Geſchichte dieſes Geiſtes ſelbſt bis zu jener glorreichen Epoche im Anfang des Cinquecento, welche die größte ſeiner ganzen Entwicklung bis auf dieſen Tag geblieben iſt.

Für die eigenthümliche Richtung dieſes Geiſtes iſt in den Anfängen ſeiner Entwicklung vornehmlich bezeichnend ſein Verhalten zum gothiſchen Stil, dieſem merkwürdigſten Erzeugniß des Mittelalters. Man hat neuerdings auf den Umſtand großes Gewicht gelegt, daß dieſer Stil ſich zuerſt in Frankreich entwickelte, und geglaubt, den Charakter deſſelben hauptſächlich aus der Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen Nationalität erklären zu können. Man will in den Formen der gothiſchen Architektur etwas von der unruhigen Beweglichkeit des franzöſiſchen Naturells, in der Complicirtheit des techniſchen Syſtems eine Art geiſtreicher Verwicklung nach franzöſiſchem Geſchmack erblicken. Auf dieſe Analogien dürfte ſehr wenig zu geben ſein, ſchon deßhalb, weil der modern franzöſiſche Charakter, den man dabei vorzüglich im Auge hat, vielleicht erſt in der Zeit Franz I. merkbar hervortritt, jene Zeit aber, wo die Gothik in Frankreich entſtand und blühte, die Zeit Philipp Auguſts und Ludwigs des Heiligen, jener königlichen Kreuzfahrer, die Blüthezeit der franzöſiſchen Scholaſtik, ohne Zweifel von dieſem modernen Weſen noch nicht viel aufzuweiſen hat. Die Charaktere der nördlichen Völker hatten ſich um dieſe Zeit noch wenig geſchieden. Der Geiſt des Mittelalters ſtand auf dem Höhepunkt ſeiner Macht und fand an dieſen jugendlichen Nationen ſeine willigſten Diener; das Geſetz der Kirche beherrſchte ſie gleichmäßig, die Völker wie die Individuen, es gab ihrem Gemüthe dieſelbe Richtung, ihrer geiſtigen Bildung dieſelbe Phyſiognomie. Nicht wie die Italiener durch die Erinnerungen einer früheren Cultur gebunden, in der Jugend ihrer Entwicklung und durch eine gewiſſe gemeinſame Naturanlage zu Extremen geneigt, vermochten ſie ſich, neben aller noch herrſchenden moraliſchen Rohheit, mit der naivſten Begeiſterung dem überſinnlichen Zuge des katholiſchen Chriſtenthums hinzugeben. Die einſeitige Aufregung des idealiſtiſchen Sinnes, welche durch die Lehren des katholiſchen Dogma bewirkt wurde, dieſelbe Richtung der Phantaſie auf das Ideal eines überirdiſchen Jenſeits, die ſich in der Askeſe bis zum welt- und naturfeindlichſten Fanatismus ſteigerte, dieſe war recht eigentlich die Urheberin und die

Seele des gothiſchen Stils. Wie die geſammte Cultur, ſo trug auch dieſer Stil bei den nordiſchen Völkern der damaligen Zeit im Weſentlichen ganz die nämlichen Züge. Die Verſchiedenheiten, die er bei ihnen zeigte, betreffen nicht ſein inneres Weſen; jedenfalls ſind ſie an Bedeutung nicht zu vergleichen mit den abweichenden Eigenthümlichkeiten in der Geſtaltung der italieniſchen Gothik. Der Stil der nordiſchen iſt weder ſtreng franzöſiſch, noch ſtreng deutſch oder engliſch — dieſe nationalen Unterſchiede hatten ſich überhaupt noch nicht ſcharf ausgeprägt — das Mittelalter, der Katholicismus iſt ſein Charakter.

Rein und vollkommen erſcheint dieſer Stil nur in den Formen der Architektur ausgeſprochen. Jene gewaltigen Dome, welche das Mittelalter dem Cultus ſeines transſcendentalen Idealismus errichtete, ſind ohne Zweifel die höchſten Hervorbringungen deſſelben im Gebiete der Kunſt, das vollſtändigſte Symbol ſeiner Sinnesweiſe. Sculptur und Malerei, die ſich während der romaniſchen Periode ziemlich ſelbſtändig entwickelt hatten, treten zu der Architektur des gothiſchen Stils in das Verhältniß der völligſten Dienſtbarkeit. Als ornamentales Beiwerk derſelben ſchon räumlich an einer freien Entfaltung verhindert, die Malerei ungleich mehr als die Sculptur, ſind ſie in ihrer Formenbildung durch die eigenthümlichen Geſetze dieſer Architektur auf das weſentlichſte bedingt. Auch wo ſie von derſelben äußerlich unabhängig auftreten, macht ſich der Einfluß dieſer Geſetze noch geltend. In dem ſtereotypen Charakter ihrer eigenthümlich geſchwungenen Linien, die gegen die ruhigeren Formen der romaniſchen Bildwerke merkwürdig contraſtiren, in der ſchlankeren Bildung ihrer Geſtalten giebt ſich ein ähnliches Formengefühl kund, wie in dem Charakter der gothiſchen Bauweiſe. Unter der übermächtigen Herrſchaft dieſes architektoniſchen Princips waren ſie einem gewiſſen Manierismus von vornherein verfallen. Am meiſten wurde die Malerei ihren eigenthümlichen Lebensbedingungen entrückt; zur Zeit der höchſten Blüthe des gothiſchen Stils entbehrte ſie in der That jedes Strebens nach Individualiſirung und naturwahrem Ausdruck. Auch äußerlich am ungünſtigſten geſtellt, da ihr in den gothiſchen Kirchen nirgends eine ausgedehntere Fläche für monumentale Arbeiten geblieben war, erhob ſie ſich bekanntlich erſt ſpät, erſt am Ende des 14. Jahrhunderts, beſonders in der Kölner Schule zu einer ſelbſtändigen, ihrer Natur gemäßen Bedeutung.

Die Architektur iſt außer der Muſik die einzige Kunſt, deren äſthetiſche Formen in keiner Weiſe auf Naturnachahmung beruhen. Sie iſt, bedingt

zwar durch die Forderungen ganz realer Bedürfniſſe, dennoch neben jener in ihrer äſthetiſchen Erſcheinung die freieſte, von der Wirklichkeit unabhängigſte Hervorbringung der künſtleriſchen Phantaſie. Gewiſſermaßen kann daher ſchon der Umſtand allein, daß die eigenthümliche Geiſtesrichtung des Mittelalters ſich vollſtändig nur in der Architektur auszudrücken vermochte, dazu dienen, den idealiſtiſchen Charakter derſelben zu bezeichnen. In dem abſtracten Element architektoniſcher Formen fand ſie das geeignetſte Mittel zur Symboliſirung ihres Strebens nach jenem phantaſtiſchen Ideal eines myſteriöſen Jenſeits. Dieſes Ideal ſelbſt entzog ſich natürlich jeder wirklich künſtleriſchen Darſtellung.

Auch von der individuellen Perſönlichkeit des Künſtlers iſt keine Kunſt ſo wenig abhängig als die Architektur. Wir pflegen in ſo prägnantem Sinne, wie wir von dem Stile eines beſtimmten Bildhauers oder Malers reden, nicht auch, oder nur in ſeltenen Fällen, von dem Stile dieſes oder jenes Architekten zu ſprechen. Immer ſind es gewiſſe allgemeine Ideen, Gedankenrichtungen, von denen ganze Völker und Epochen beherrſcht werden, wodurch ſich der Charakter großer Bauwerke vorzugsweiſe beſtimmt. Im höchſten Grade beſitzt die gothiſche Architektur den Charakter einer ſolchen monumentalen Allgemeinheit. Nirgends tritt in ihr, in keinem nur einigermaßen bedeutſamen Zuge die Regung einer beſtimmten künſtleriſchen Perſönlichkeit hervor. Man hat auf die Bedeutung der handwerksmäßigen Technik in der gothiſchen Bauweiſe aufmerkſam gemacht, wie dieſe nicht ſelten mit einer gewiſſen Prätenſion hervortrat, wie es bei der Ausführung gothiſcher Bauten weniger auf den Gedanken des einzelnen Baumeiſter als auf ſeine techniſche Virtuoſität und die ſeiner Arbeiter ankam. Dies iſt vollkommen richtig, nur darf man die bloß techniſchen Leiſtungen der Gothik, wie das von gewiſſen Gegnern derſelben geſchieht, nicht als das Bedeutendſte dieſer Bauweiſe anſehen wollen. Die Conception des Architekten und ſeine künſtleriſche Perſönlichkeit war allerdings nicht das Wichtigſte, und es iſt gewiß kein bedeutungsloſer Zufall, daß uns bei ſo vielen gothiſchen Domen der Name des Baumeiſters nicht überliefert iſt. Ein architektoniſcher Gedanke von künſtleriſchem Werthe war darum nicht minder vorhanden; er war aber in viel geringerem Grade, als dies in ſpäteren Zeiten der Fall iſt, das ſpecielle Eigenthum des einzelnen Künſtlers, er erſcheint vielmehr ganz nur als das Product der allgemeinen Lebensrichtung jener Zeit. Der geiſtige Urheber des Bauwerks war nicht eigentlich der Architekt, der es ausführte, ſondern eben jener kirchlich religiöſe Enthuſiasmus,

von welchem die Zeit beherrſcht wurde, jenes, ſeinem Urſprunge nach' ſtreng idealiſtiſche Princip der Hierarchie, neben welchem die einzelne Individualität kein Recht und keine Macht beſaß.

Wie verhielten ſich nun die Italiener dieſer Gothik gegenüber? Unmöglich konnten ſie ſich gegen dieſelbe gänzlich verſchließen; dafür war ſie ein zu gewaltiges Phänomen. Sie nahmen das nordiſche Weſen bei ſich auf, aber nicht ohne daſſelbe ihrer Eigenthümlichkeit gemäß zu machen. Im Allgemeinen läßt ſich ſagen, daß die denkwürdige Umgeſtaltung, die der gothiſche Stil bei ihnen erfuhr, in einer Ermäßigung ſeines ſtrengen und ernſten Spiritualismus beſtand. Dem Geſchmack des Italieners widerſprach die rigoriſtiſch gewaltſam der Höhe zuſtrebende Richtung, die den gothiſchen Bau in allen ſeinen Gliedern beherrſcht; man fühlte ſich beengt zwiſchen den dicht beiſammen ſtehenden Pfeilern, die dem Blick und der Empfindung ſich auszudehnen verwehrten. Das Geſetz der aufſteigenden Verticale wurde moderirt, der Körper des Gebäudes mehr in die Horizontale geſtreckt, die Pfeiler wurden weiter aus einander gerückt, die Bogen weiter geſpannt, der ganze Bau weiträumiger geſtaltet. Die Mauermaſſe, deren materielle Schwere die Gothik als einen Widerſpruch gegen ihr Princip empfunden, welche ſie deßhalb möglichſt beſchränkt und auf das mannigfaltigſte durchbrochen, gegliedert und in leichtes Maßwerk aufgelöſt hatte, — dies feſte Element des Baues ließ man wieder in breiteren Flächen hervortreten und gab ſo dem Ganzen eine ruhigere Wirkung. Die ſchlanken reich gegliederten Pfeiler werden mit einfacher, feſter gebildeten oder auch mit Säulen vertauſcht, und jene in der Regel wie dieſe mit Capitälen verſehen, um ihren jähen Wuchs in die Höhe des Gewölbes zu hemmen. Die Thürme, der bedeutendſte Ausdruck der nordiſchen Gothik, in dem ſich gleichſam die Summe aller nach oben ſtrebenden architektoniſchen Kräfte zuſammenfaßt, verlieren natürlich in der italieniſchen Gothik bei der Bevorzugung der Horizontale den Charakter eines wichtigen und weſentlichen Baugliedes. Sie wurden, wie in der romaniſchen Architektur, mit dem Bau entweder nur auf äußerliche Weiſe verbunden oder, was das Häufigere war, von demſelben ganz abgetrennt. Sie büßten ihren ſymboliſchen Charakter ein und behielten als Campanili, als Träger und Behälter der Glocken nur ihre urſprüngliche, praktiſche Bedeutung. An die Stelle der asketiſchen Erhabenheit und Majeſtät, welche dem Baue nordiſcher Kathedralen eigen iſt, trat in den italieniſchen ein gemilderter Ernſt, der die Heiterkeit irdiſchen Behagens nicht völlig unterdrückt.

Sinn und Gefühl werden nicht ſo gewaltſam nach oben geriſſen, ſie können ſich in den weiten Räumen mit einer gewiſſen feierlichen Ruhe verbreiten. Es waren eben nicht einzelne Aeußerlichkeiten, ſondern die weſentlichen Grundzüge des gothiſchen Stiles, welche verändert wurden. Man wird nicht behaupten können, daß die Werke, die aus dieſer Umgeſtaltung hervorgingen, den Charakter einer vollkommenen innern Einheit tragen, eine wirkliche Ausſöhnung des vertikalen und horizontalen Princips wurde nicht erreicht; aber es wäre blinde Parteilichkeit für die nordiſche Bauweiſe und äſthetiſcher Rigorismus, wollte man der italieniſchen Gothik deßhalb jede Berechtigung abſprechen. Wurde der gothiſche Stil im Süden einmal aufgenommen, ſo konnte er dem Schickſal jener Metamorphoſe unmöglich entgehen.

Die Gefühlsrichtung, welche dieſe Umwandlung hervorbrachte, befindet ſich zu der ſtreng mittelalterlichen in einem ſehr offenbaren Gegenſatz. Wer möchte ihre Aehnlichkeit mit derjenigen verkennen, auf welcher früher die Vorliebe für die Formen der romaniſchen Bauweiſe, für die Traditionen des Alterthums beruhte? Wer möchte verkennen, daß es dieſelbe iſt die ſich ſpäter, vollſtändig entwickelt, auf eigenthümliche und freie Weiſe in den heiteren, luftigen Räumen der Renaiſſancebauwerke kundgiebt?

Dieſe Sinnesweiſe mit ihrer deutlich ausgeſprochenen Empfänglichkeit für den Reiz der ſichtbaren Welt, offenbart ſich gleichzeitig in dem Streben nach einer ſelbſtändigen Ausbildung der Malerei und Sculptur, namentlich bei Giotto und der Piſaner Bildhauerſchule. Das ſelbſtändige Intereſſe für dieſe Künſte, welches nothwendig eine gewiſſe Freude an der ſinnlichen Erſcheinung vorausſetzt, iſt für die allgemeine künſtleriſche Stimmung ebenſo charakteriſtiſch, wie jenes ausſchließliche Intereſſe, welches man zu derſelben Zeit im Norden der Architektur zuwandte. Malerei und Sculptur wurden in Italien allmählig ſouverän und gewannen zuletzt auf den Charakter der Architektur im Zeitalter der Renaiſſance ſogar einen ſehr entſcheidenden Einfluß, der ſich vorzüglich in der ſchönen und reichen Entwicklung des decorativen Details, aber auch in der ganzen Compoſitionsweiſe zu erkennen giebt.

In der Zeit, wo die Gothik in Italien Eingang fand, um ſogleich jene eigenthümlich nationale Umbildung zu erfahren, hatte ſich die italieniſche Nation eben erſt als ſolche fühlen gelernt. Das Bewußtſein ihrer Eigenthümlichkeit hatte aber erſt angefangen ſich bedeutſam zu documentiren, namentlich in der Ausbildung der ſogenannten lingua volgare zu einer

neuen und ſelbſtändigen Literaturſprache. Nachdem bereits jene Poeten, die Kaiſer Friedrich II. in Palermo um ſich verſammelte, das Italieniſch zu dem Organ einer neuen Dichtungsweiſe erhoben und dieſem Beiſpiel im Verlauf des 13. Jahrhunderts manche Andere wie Guicinelli und Cavalcanti ſich angeſchloſſen hatten, war es bekanntlich Dante vor Allem, welcher der italieniſchen Sprache und damit dem Weſen des italieniſchen Volksthums zu einem bedeutenden Siege verhalf. Sein Entſchluß, die lateiniſchen Hexameter, in denen er das Inferno begonnen hatte, gegen italieniſche Terzinen zu vertauſchen, wirkte entſcheidend nicht bloß auf die weitere Entwicklung der italieniſchen Poeſie, ſondern auf die Geſtaltung der geſammten Cultur Italiens. Auf alle Gebiete des geiſtigen Lebens war Dante gerade durch die Energie ſeines eigenthümlich nationalen Charakters von weitgreifender Wirkung.

Wir deuteten ſchon oben darauf hin, wie Dante, auf der Grenzſcheide der beiden großen Culturperioden des Mittelalters und der neueren Zeit, die Elemente beider auf merkwürdige Weiſe in ſich verbindet. Der Inhalt ſeiner divina comedia iſt ein ganz phantaſtiſcher, aber in der Behandlungsweiſe herrſcht der entſchiedenſte Realismus. Die Schärfe ſeiner Charakteriſtik, die ſinnliche, greifbare Deutlichkeit in der Darſtellung ſeiner Viſionen, das Draſtiſche ſeiner Gleichniſſe, der Reichthum an Beobachtungen der Natur und der ganzen äußeren Welt, das Vergnügen der Empirie, die Wahrheit der Seelenſchilderung, die individuelle Urſprünglichkeit der Auffaſſungsweiſe — dies alles ſind Dinge, welche dem Geiſt des Mittelalters fremd waren. Das Entſchiedene, Klare und Beſtimmte, das ſinnlich Anſchauliche auch bei idealen Vorſtellungen, das maleriſch Plaſtiſche, was dem poetiſchen Stil Dante's als ein recht italieniſcher Charakterzug eigenthümlich iſt, wie ſeltſam contraſtirt es gegen jene Poeſie des Ahndungsvollen, dunkel Geſtaltenloſen, die auf die Phantaſie des mittelalterlichen Nordens einen ſo großen Reiz ausübte! Gewiß war es zum nicht geringſten Theil dieſe maleriſche Beſtimmtheit in dem Stil der divina comedia, welche neuere Künſtler ſo vielfach zu bildlichen Darſtellungen ihres Inhalts aufgefordert hat. Zu Dante's Zeit und während der ganzen Periode der Renaiſſance hat die bildende Kunſt ihre Gegenſtände zwar nur ſehr ſelten dem Dichter unmittelbar entlehnt; aber die Einwirkungen ſeines Geiſtes, ſeiner eigenthümlichen Anſchauungsweiſe laſſen ſich bis zu den Werken Rafaels und Michelangelo's verfolgen. Bei Giotto, deſſen Ruhm der Dichter ſelbſt verkündigte und der zu einer Stelle des Paradieſes in

einem Bilde der Kirche S. Francesco zu Aſſiſi eine directe Illuſtration gegeben hat, zeigt ſich der Einfluß Dante's in mannigfacher Weiſe nicht bloß in den epiſchen Anlagen ſeiner gedankenreichen cycliſchen Compoſitionen, ſondern ganz entſchieden auch in der Beſtimmtheit der Darſtellung, in der Deutlichkeit, womit er ſelbſt ganz allegoriſche Vorgänge anſchaulich zu machen weiß. Naturwahrheit in dem üblichen Sinn erſtrebte Giotto noch nicht, zu einer realiſtiſchen Durchbildung der Körperformen machte er noch keinen Verſuch; aber in der lebendigen Art der Schilderung des Geſchehenden, der Begebenheit, in der charakteriſtiſchen Haltung und Bewegung der Geſtalten, in dem ſprechenden Ausdruck der Geberden zeigen ſeine Werke im Vergleich mit denen der früheren Periode unzweifelhaft einen höchſt bedeutenden Fortſchritt. Während die Malerei bis zu ihm, auch in ihren beſten Werken, von den traditionellen Typen und Geberden kaum merklich abweicht, das objective Geſetz der Tradition im Allgemeinen nicht antaſtet und ſich darauf beſchränkt die Formen der Ueberlieferung im Sinne der Ueberlieferung zu beleben, macht ſich bei Giotto zuerſt eine entſchiedene Eigenthümlichkeit der Auffaſſung geltend. Er fängt an, mit eigenen Augen zu ſehen; er ſtellt Figuren und Situationen dar, nicht wie die Tradition von Jahrhunderten ſie vorſchrieb, ſondern wie er ſelbſt ſie dachte und ſchaute, wie ſie ihm die Beobachtung der Wirklichkeit und des gegenwärtigen Lebens an die Hand gab. Er überſetzte die traditionelle Sprache der Malerei in das volksthümliche Italieniſch und iſt auch in dieſem Punkte Dante vergleichbar; rimutò l'arte del dipingere di greco in latino e ridusse al moderno.*) Aehnlich verhält es ſich in der Sculptur mit Giovanni Piſano.

Das Hervortreten des Perſönlichen, wie wir es namentlich in den Werken Dante's und Giotto's gewahren, hat die Bedeutung eines geſchichtlichen Ereigniſſes. Man iſt erſtaunt, wenn man die vorangehenden Zeiten des Mittelalters überblickt, wie innerhalb des geiſtigen Lebens jedwede individuelle Regung von der Gewalt eines ideellen Despotismus ſo völlig hatte unterdrückt werden können. Nur ſehr allmählig löſten ſich aus der großen, von einem gemeinſamen Culturgeſetz faſt gleichmäßig beherrſchten europäiſchen Völkermaſſe die einzelnen Nationalitäten los. In Italien

*) Cennino in ſeinem Trattato, Cap. I., nach Schnaaſe. Das „Latino" bedeutet „Italieniſch"; unter dem „Greco" iſt der Stil vor Giotto zu verſtehen, der wegen ſeiner Verwandtſchaft mit dem byzantiniſchen ſo bezeichnet wurde. S. Schnaaſe, Geſchichte der bild. Kſte. 7. 272.

ſahen wir nun mit dem volksthümlichen zugleich auch das ganz perſönliche Element in einzelnen großen Erſcheinungen zur Geltung gelangen. Welchen Reichthum bedeutender Namen, eminenter Charaktere bringt die nächſte Folgezeit in dem geſegneten Lande hervor! Der Name Dante's ſteht an der Spitze derſelben gleichſam wie ein vorbildlicher Typus der perſönlichen Größe. Sein Portrait mit dem Ausdruck einer mächtigen Natur und eines ebenſo mächtigen Willens bildet den Anfang jener großen Reihe bedeutender Charakterköpfe der Renaiſſance. Wie das Gefühl der Perſönlichkeit in ganz modernem Sinne in ihm lebendig war, bezeugen am deutlichſten ſeine Selbſtbekenntniſſe in der vita nuova; ſchon das Bedürfniß, ſolche zu machen iſt ein Beweis dafür. Späterhin ſind vollſtändige Selbſtbiographien nichts Seltenes.

Unter den mannigfachen Erſcheinungen, in denen ſich uns die Reaction dieſer Zeit gegen das Ideal des Mittelalters kundgab, werden wir das Auftreten des perſönlichen Elementes als das eigentliche Grundphänomen betrachten müſſen, ſowohl in der Kunſt dieſer Zeit, als in der geſammten Cultur derſelben. Man hat der letzteren ſehr bezeichnend den Namen Humanismus gegeben. Die menſchliche Natur, die während des ganzen Mittelalters zu keinem wirklichen Selbſtgefühle gelangt war, gewahrte und entdeckte gleichſam ſich ſelbſt, und damit zugleich die umgebende Welt; das Verdammungsurtheil, welches das Mittelalter über jene wie dieſe ausgeſprochen, wurde vernichtet, die menſchliche Perſönlichkeit, die Subjectivität in ihre Rechte eingeſetzt. So excluſiv die geſellſchaftliche Stellung der eigentlichen „Humaniſten" war, das Princip des Humanismus durchdrang die ganze Exiſtenz der damaligen Zeit; wir ſehen ein Geſchlecht vor uns, welches, des Phantaſtiſchen entwöhnt, bewegt wird von recht menſchlichen Intereſſen, das nicht mehr entſagen, ſondern genießen will, was „der Menſchheit zugetheilt iſt". Eine gewiſſe Ungebundenheit der Sitte iſt charakteriſtiſch für die ganze Zeit, ein gewiſſer Uebermuth des Lebens, ein Ungeſtüm der Kräfte, der ſich nicht ſelten bis zur Vermeſſenheit ſteigert. Das leidenſchaftliche Verlangen nach Anerkennung des perſönlichen Werthes ſpricht ſich nirgends ſtärker aus als in den Kreiſen der Humaniſten ſelbſt. Die Idee des Ruhmes, der Sinnesweiſe des Mittelalters fremd, der Begriff jener famae immortalis gloria, wie ſie der Sehnſucht Petrarca's vorſchwebte, war weſentlich ein Product der humaniſtiſchen Lebensrichtung. Es war der dem Mittelalter fremde Glaube an die Macht und Würde der menſchlichen Natur, worauf das Pathos dieſes

humaniſtiſchen Selbſtgefühles, welches ſich freilich häufig genug in verwerfliche Eitelkeit verirrte, als auf ſeinem idealen Grunde beruhte, jener Glaube, aus welchem das für den ganzen Humanismus charakteriſtiſche Streben nach einer freien, ebenmäßigen und univerſellen Entwicklung des menſchlichen Vermögens hervorging. Eines der ſchönſten Zeugniſſe für dieſe ideale Tendenz des Humanismus iſt die Rede des edeln Picus von Mirandula über die Würde des Menſchen, und mit Recht wird die folgende Stelle derſelben als beſonders bedeutſam ausgezeichnet:*) „Ich ſchuf dich, ſpricht der Schöpfer zum Menſchen, als ein Weſen weder himmliſch noch irdiſch, weder ſterblich noch unſterblich, allein, damit du dein eigener freier Bildner ſeieſt. Du kannſt zum Thiere entarten und zum gottähnlichen Weſen dich wieder gebären. Die Thiere bringen aus dem Mutterleibe ihr fertiges Weſen mit, die Engel ſind von Anfang an, was ſie in Ewigkeit bleiben werden — du allein haſt eine Entwicklung, ein Wachſen nach freiem Willen, du haſt die Keime eines allartigen Lebens in dir."

Die Selbſtbefreiung des menſchlichen Geiſtes von den Anſchauungen des Mittelalters vollzog ſich hier in Italien nicht, wie ſpäter in Deutſchland, in einem directen Widerſpruch gegen das kirchliche Princip; jedenfalls deßhalb, weil man die Macht deſſelben hier niemals in ihrer ganzen Stärke empfunden hatte. Man entzog ſich den Banden der kirchlichen Autorität ohne ſie ernſtlich zu bekämpfen. Späterhin wurde die Kirche ſelbſt von der humaniſtiſchen Bewegung ergriffen und gerieth ſo, da ſie ihr Princip äußerlich aufrecht zu erhalten ſtrebte, mit ſich ſelbſt in einen unheilvollen Zwieſpalt. Die geiſtlichen Intereſſen waren ermattet ſchon ſeit dem Beginn des 14. Jahrhunderts, das Anſehn der Kirche, ſchon damals erſchüttert, ſank völlig dahin während jenes verhängnißvollen Exiles der Päpſte in Avignon. Man wendete ſich entweder gleichgültig von der Kirche ab oder bekämpfte ſie, wie Poggio in der Facezien, mit der Waffe des Witzes. An eine ideelle Verſöhnung mit derſelben, wie ſie der Humanismus gegen Ende des 15. Jahrhunderts erſtrebte, dachte man zunächſt nicht. Die Kunſt behandelt zwar fortwährend kirchliche Gegenſtände, aber das ſpecifiſch katholiſche Gefühl verflüchtigt ſich zuſehends. Schon die Bilder Giotto's haben nach dem oben Geſagten keinen eigentlich hieratiſchen Charakter mehr; ſie ſind nicht mehr bloße

*) S. Burckhardt, Cultur der Renaiſſance. S. 132.

Symbole eines überſinnlichen Dogma, die künſtleriſche Erſcheinung hat bereits eine ſelbſtändige Geltung gewonnen, menſchliches Gefühl, menſchliches Pathos beſeelt die Geſtalten. Es humaniſiren ſich die kirchlichen Vorſtellungen gleichzeitig mit dem Erwachen des eigentlich künſtleriſchen Triebes in Sculptur und Malerei, ſie werden vielmehr humaniſirt weſentlich durch dieſen Trieb, der nicht mehr bloß andeuten und ſymboliſiren, ſondern darſtellen will. Die Erſcheinung wird zur Hauptſache, ſie ſoll nicht mehr wie früher, ein bloßes Erinnerungsmittel ſein für etwas Unausgeſprochenes, Transſcendentes, ſie ſelbſt ſoll intereſſiren mit dem, was an und in ihr iſt. Das Element der Körperlichkeit gelangt zu ſelbſtändiger Würde, die menſchliche Geſtalt, als das vornehmſte Object der bildenden Kunſt, dieſe ſelbſt mit all der Armuth, Größe und Schönheit, die ſich in ihr offenbaren kann, nichts derſelben Jenſeitiges, iſt Zweck und Gegenſtand der Darſtellung. So befreit ſich die Kunſt, indem ſie nur das will, was ihres Weſens iſt, innerlich aus dem Dienſte der Kirche, und ihre Werke, auch diejenigen, deren Stoff durch kirchliche Vorſtellungen gebildet wird, nehmen nur ein künſtleriſches, kein dogmatiſches Intereſſe mehr in Anſpruch. Die Gebilde der religiöſen Phantaſie, hören in der That auf, im eigentlichen Sinne Gegenſtände des Glaubens zu ſein, ſobald die Kunſt ſie mit dem vollen Glanz der ſinnlichen Erſcheinung umgiebt, ſie verlieren den Schein einer transſcendenten Realität in dem Augenblick, wo ſie eine wirklich künſtleriſche erlangen. Sie werden dadurch zu etwas ganz Anderem, aus übernatürlichen Idolen, die keine wirkliche Sympathie in der Bruſt ihrer Verehrer erwecken, zu menſchlichen Idealen, zu Gegenſtänden unſrer Liebe, unſrer Sehnſucht und Begeiſtrung. Sie ſteigen herab aus dem abſtracten Himmel ihrer geiſterhaften Exiſtenz, von ihren Bildern verſchwindet der Goldgrund, auf welchem ſie in ihrer Beziehungsloſigkeit zu allem Irdiſchen dem Auge des Gläubigen erſchienen waren, ſie nehmen Körper und ſinnliche Geſtalt an und betreten den Schauplatz dieſer Welt. Der Geiſt des Mittelalters erloſch in der erſten echt künſtleriſchen Verkörperung ſeiner Phantaſien, er entwich vor dem erſten Strahle wirklicher Kunſt.

Zunächſt äußerte ſich, wie wir bei Giotto ſahen, der neu erwachte künſtleriſche Trieb in dem Streben nach charakteriſtiſcher Lebendigkeit der Darſtellung. Noch weit energiſcher trat dieſes Streben hervor am Beginn des Quattrocento, eine erhöhte Empfindlichkeit für den Reiz der ſinnlichen Erſcheinungswelt geſellte ſich demſelben, das lebhafteſte Gefühl für die Bedeutung des körperlichen Momentes in der bildenden Kunſt. Mit einem

faſt leidenſchaftlichen Eifer warf man ſich nun auf das Studium der Natur und ſuchte die Geſetze der Erſcheinung, die Regeln der Perſpective, das Geheimniß der Anatomie zu ergründen. In dem Ausdruck aller Erſcheinungsformen, namentlich aber in der Durchbildung der menſchlichen Körperformen trachtete man jenen Schein der Wahrheit zu erreichen, durch den es allein möglich iſt, ergreifend auf die Phantaſie des Beſchauers einzuwirken. Bekanntlich richtete vorzüglich die Florentiner Plaſtik und Malerei jener Epoche ihre Kraft auf die Erreichung dieſes Zieles. In den Sculpturen Donatello's und ſeiner Schüler tritt uns das Streben nach realiſtiſcher Beſtimmtheit mit einer faſt ſchroffen Härte und Einſeitigkeit entgegen, während ſich in den Werken Ghiberti's mit der lebensvollen Wahrheit des Vortrags ſchon ein bewunderungswürdiger Schönheitsſinn verbunden zeigt. Die Fresken Maſaccio's und Benozzo Gozzoli's ſchildern uns Gegenſtände der heiligen Geſchichte ganz in dem Coſtüm und Geiſt ihrer Zeit. Den Schauplatz bilden die Hallen florentiniſcher Kirchen, die Gemächer florentiniſcher Paläſte, die Gärten bei florentiniſchen Villen. Wie ſehr aber unterſcheidet ſich dieſer, die ganze Kunſt des Quattrocento beherſchende Realismus von dem verwerflichen einer ſinkenden Kunſtperiode! Gerade das Gegentheil bemerken wir hier von jener öden Empfindung, die uns aus den Naturnachahmungen einer ſolchen Periode oft mit ſo froſtiger Nüchternheit anſpricht. Die friſcheſte Luſt an der Natur und menſchlichen Exiſtenz, eine erquickende Freudigkeit und Kraft des Gefühles erfüllt dieſes realiſtiſche Streben und erhebt ſich in vielen glücklich gelungenen Werken zu einer eigenthümlich feſtlichen Stimmung, in der bald das Würdevolle bald das Heiter-Anmuthige ſtärker hervortritt. Den anziehendſten Ausdruck hat dieſe poetiſche Stimmung vielleicht in jenen berühmten Fresken Benozzo's im Campo Santo zu Piſa gefunden. Auch das eigentlich Aeſthetiſche, das Gefühl für die Schönheit der Formen zeigt ſich bei dieſem liebenswürdigen Meiſter, ähnlich wie bei Ghiberti, in hohem Grade entwickelt.

Ohne Zweifel macht ſich der Einfluß der Antike auf das bildneriſche Gefühl der Renaiſſance ſchon jetzt in vereinzelten Fällen bemerkbar, doch aber nicht in einem ſolchen Grade, daß man ſagen könnte, er ſei von vornherein für die Entwicklung deſſelben von entſcheidender Bedeutung geweſen. Wir ſehen, Malerei und Plaſtik entwickeln ſich vollkommen ſelbſtändig und originell. Abhängiger von den Vorbildern der Antike erſcheint, wie wir ſehen werden, die Architektur der Renaiſſance.

Lange vor dem künſtleriſchen Studium des claſſiſchen Alterthums war das literäriſche deſſelben erwacht. Die Humaniſten waren zu ihm durch eben das zurückgeführt worden, was in ihrer Sinnesweiſe gegen das Mittelalter proteſtirte. Bei den Claſſikern des Alterthums fanden ſie das, was ſie ſuchten, eine edle, in ſchönen Formen ausgeprägte Geiſtescultur, im Gegenſatz zu der dunkeln Scholaſtik des Mittelalters eine helle, aus freier vorausſetzungsloſer Vernunft entſprungene Wiſſenſchaft, eine Poeſie, in der ſich ein bedeutendes weltliches Daſein ſpiegelte, die erfüllt war von echt menſchlichen Empfindungen. Zu dieſem geiſtigen Intereſſe kam noch das nationale hinzu. In der römiſchen Cultur, die man von der griechiſchen noch wenig zu unterſcheiden wußte, erblickte man den Urſprung der eigenen nationalen Entwicklung, die Erinnerung an das Alterthum war die Erinnerung an die alte Größe des eigenen Volkes.

Schon Dante hatte das Alterthum dem Bewußtſein der Zeit wieder nahe gerückt. Den Virgil, deſſen Name niemals aus dem Gedächtniß des Mittelalters verſchwunden war, erwählte er ſich zum Führer durch das Inferno und Purgatorio und nannte ihn ſeinen Meiſter im Geſang. Nach ihm verkündigte mit dem Enthuſiasmus der völligen Ueberzeugung Petrarca ſeiner Zeit das Evangelium der claſſiſchen Welt. Er war der erſte eigentliche Humaniſt. Seine lateiniſchen Poeſien, ſeine Briefe über das Altherthum waren bei den Zeitgenoſſen nicht minder bewundert als ſeine italieniſchen Dichtungen, an die jetzt bei der Nennung ſeines Namens meiſt ausſchließlich gedacht wird. Seine Verehrung des claſſiſchen Alterthums galt auch den Denkmälern der Kunſt. Ihm gehört das Verdienſt für die mit barbariſcher Gleichgültigkeit behandelten Ueberreſte derſelben das Intereſſe zuerſt wieder lebhaft angeregt und zur Pietät gegen ſie ermahnt zu haben. „Schämt ihr euch nicht, ſagt er zu den Römern, einen ſchändlichen Handel mit den Ueberbleibſeln zu treiben, die den Händen eurer barbariſchen Vorfahren noch entgangen ſind, und zu ſehen, daß ſogar die trägen Bewohner von Neapel ihre Stadt mit euren Säulen, mit den Standbildern und Grabmalen zieren, welche die Aſche eurer Vorfahren decken?“ *)

Auf das eifrigſte wurde nach dem Vorgange Petrarca's die ſogenannte neulateiniſche Dichtung von den Humaniſten gepflegt, und ſie ſelbſt rechneten

*) Hortat. ad. Nicol. Laurent bei Tiraboschi. Storia della lit. Ital, nach Roscoe, das Leben Leo X.

ſich dieſelbe zum höchſten Ruhme an. Für uns iſt dieſe Poeſie eigentlich nur inſofern von Intereſſe, als ſie in dem ganzen Zeitalter der Renaiſſance das einzige Beiſpiel einer wirklichen Imitation des claſſiſchen Alterthums bietet. In der Kunſt jener Zeit iſt die Abſicht einer ſolchen Imitation in keinem einzigen Falle zu bemerken, ſie hat die Antike niemals bloß nachgeahmt. Allerdings war für die Kunſt von vornherein kein ſo bedeutender Reichthum claſſiſcher Muſter vorhanden als für die Dichtung; die wichtigſten Auffindungen antiker Sculpturen erfolgten erſt unter Alexander VI. und Julius II. Man könnte daher in gewiſſem Sinne ſagen, der Mangel an bedeutenden claſſiſchen Vorbildern im Anfange der neuen Kunſtentwicklung ſei für ſie von Vortheil geweſen, er habe die Selbſtändigkeit derſelben begünſtigt. Aber in der That hätte die bildende Kunſt den Apoll von Belvedere und den Laokoon auch früher gekannt, die Bewunderung dieſer Werke würde ſie dennoch nicht zu dem Verſuche einer wirklichen Imitation der Antike verleitet haben, es war in ihr von Anbeginn eine zu originelle Kraft. Der energiſch productive Geiſt, der ſie von Anfang belebte, ſuchte nach einem ſelbſtändigen Ausdruck und hätte ſich der bloßen Nachahmung niemals bequemt. In den Dichtungen der Humaniſten kam ſo wenig, wie in ihren wiſſenſchaftlichen Arbeiten eine wirklich ſchöpferiſche Kraft der Nation zu Tage; es giebt manches geiſtvoll Gelungene unter den Nachahmungen der claſſiſchen Poeſie, aber von ſehr vielen derſelben läßt ſich mit Recht behaupten, was Papadopoli von Vida's Dichtungen ſagt: elegantissime et latinissime frigent. Während die bildende Kunſt einen durchaus volksthümlichen Urſprung hatte, war die geſammte humaniſtiſche Literatur von vornherein das Product einer excluſiven Bildung. Lange blieben die Künſtler als Genoſſen des Handwerks den Humaniſten in geſellſchaftlicher Beziehung entſchieden untergeordnet; ſie behalten in ihren äußerlichen Verhältniſſen die frühere Einfachheit des zünftigen Weſens bis zu einem gewiſſen Grade auch dann noch bei, als ihre Kunſt bereits die Bahn einer höheren, über das Volksthümliche hinaus zu idealeren Zielen aufſteigende Entwicklung betreten hatte. Für die bildende Kunſt, mehr noch als für die Architektur liegen die befähigenden Eigenſchaften in Wahrheit ſehr weſentlich in der Eigenthümlichkeit der italieniſchen Volksnatur; nirgends erſcheint der Genius dieſes Volkes bedeutender als hier, in den Hervorbringungen ſeiner bildneriſchen Phantaſie. Die dichteriſche ſteht an intenſiver Kraft gegen dieſe ohne Zweifel zurück; denn weder von der Poeſie der Renaiſſancezeit, noch von irgend einer ſpäteren italieniſchen

Dichtung läßt ſich ſagen, daß ſie eine gleiche Höhe der Claſſicität erreicht habe, wie die Malerei und Sculptur des Cinquecento.

Einen ſehr ſpeciellen Einfluß hat die humaniſtiſche Literatur, wie ſich erwarten läßt, auf die bildende Kunſt Italiens nicht ausgeübt. Im Allgemeinen mußte der Hauch eines freieren Geiſteslebens, der von ihr ausging, allerdings auch der freieren Entfaltung der Kunſt zu gute kommen, und durch ihren formellen Charakter, durch die claſſiſche Eleganz ihres Stils hat ſie gewiß dazu beigetragen, das äſthetiſche Gefühl überhaupt, insbeſondere das Intereſſe für die Schönheit auch künſtleriſcher Formen zu ſteigern, wie ohne Zweifel in der Literatur der Reformation die Vernachläſſigung des Formellen, der Mangel des äſthetiſchen Intereſſes für die Entwicklung der deutſchen Kunſt nachtheilige Folgen hatte. Mehr innerlicher Art war die Einwirkung des literariſchen Humanismus auf die Kunſt in Italien erſt zu der Zeit, als er ſich in der Akademie zu Florenz dem idealen Zuge der platoniſchen Philoſophie mit Vorliebe hingab. Etwa um dieſelbe Zeit tritt in den Werken Pulci's und Bojardo's, ſpäter in denen Arioſts, nach der ziemlich langen lateiniſchen Periode wieder eine eigenthümlich italieniſche Dichtung hervor. Merwürdiger Weiſe jedoch zeigt dieſe durchaus keine innere, geiſtige Beziehung zu der bildenden Kunſt der Renaiſſance. Weder finden wir bei ihr jenen jugendlich friſchen Realismus, wie er uns aus den Bildwerken des Quattrocento anſpricht, noch jenen großen idealen Sinn, den wir an den Meiſtern der Blüthezeit bewundern. Dieſe Dichtungen ſind nicht viel mehr als ein heiteres, leichtes, ungebundenes Spiel der Phantaſie; ſie dienten hauptſächlich nur dem Zweck einer geiſtreichen Unterhaltung, wie die glänzende Geſellſchaft an den Höfen zu Florenz und Ferrara ſie liebte. Es ſpiegelt ſich in ihnen die geſellige, äſthetiſche angeregte Stimmung dieſer vornehmen Kreiſe. Aber ſchon inſofern ſind ſie von großem Intereſſe; denn der Charakter dieſer erlauchten Geſellſchaft iſt in vielfacher Rückſicht für die Cultur der Renaiſſance von typiſcher Bedeutung. Die kleinen italieniſchen Dynaſtien, die ſich ſeit dem 14. Jahrhundert entweder conſolidirt oder neugebildet hatten, wurden nach und nach zu ebenſo vielen Mittelpunkten jener humanen Bildung und feinen Sitte, von der uns Caſtiglione in ſeinem Cortegiano ein ſo claſſiſches Bild hinterlaſſen hat. Die freie Entwicklung des individuellen Lebens haben ſie von Anfang herein in hohem Grade begünſtigt und herausgefordert. Sie waren größtentheils durch Männer begründet, die, nicht auf das Anſehen einer Tradition geſtützt, ihre Würde ſich lediglich durch perſönliche

Energie und Intelligenz erwarben. Das Beispiel solchen Gelingens mußte den Ehrgeiz erwecken auf dem politischen sowohl wie auf andern Gebieten geistiger Thätigkeit, und je weniger es in jenen Staaten dem Einzelnen schwer fiel, sich auszuzeichnen, um so lebhafter entzündete sich der Wetteifer der Kräfte. Diese freie Bewegung des Lebens war es denn auch, in welcher sich die Kunst immer reicher entfaltete. Hochsinnige Fürsten suchten einen Ruhm in der Förderung und Pflege derselben. Ihre Gunst erhob die Künstler in socialer Beziehung zu einer höheren Stufe, zu einem gewissen aristokratischem, der Idealität ihres Berufes angemessenen Rang, und die Ehren, die man denselben erwies, die großen Aufgaben, die ihnen gestellt wurden, verfehlten nicht, das Wachsthum ihrer Kräfte zu steigern. Man darf den Werth einer solchen Auszeichnung nicht zu gering anschlagen. Die gleichzeitige deutsche Kunst entbehrte derselben, und zu den mancherlei Umständen, welche sie damals zu keiner wirklichen Vollendung gelangen ließen, ist gewiß auch der mit zu rechnen, daß sie in dem beschränkten Kreise des Bürgerthums jener Zeit, in dem sie sich fast ausschließlich bewegte, keine bedeutende Aufmunterung, für ein höheres Streben, kein entgegenkommendes Verständniß fand. Die italienische Aristokratie und die Kunstblüthe jener Zeit gehören sehr wesentlich zu einander. Nur in beiden zusammen vollendet sich das glänzende Bild der Renaissance. Die Beziehung zu dem volksthümlichen Boden, aus welchem beide entsprossen waren, wurde nicht völlig gelöst, wie hoch sie sich auch über denselben erhoben. Am nächsten berührte sich, wie es scheint, der aristokratische Geist mit dem volksthümlichen in jenem ästhetischen Elemente, welches die ganze Athmosphäre des damaligen Lebens durchdrang. Keine andere Zeist ist an großen öffentlichen Festen so reich wie diese, und meist waren es jene fürstliche Machthaber selbst, von denen die Veranstaltung derselben ausging. Durch glänzende Maskeraden und Schaugepränge wissen sie die bewegliche Phantasie des Volkes zu vergnügen, und bekannt sind die Lieder Lorenzo Magnifico's, die man bei Gelegenheit solcher Feste zu singen pflegte. Das Wohlgefallen an einer anmuthigen und reichen Ausschmückung des Lebens war allgemein. Auch in der Tracht jener Zeit, wie wir sie aus den Bildern eines Ghirlandajo und Benozzo Gozzoli kennen lernen, verräth sich der allgemein herrschende Schönheitssinn; selbst das gewöhnlichste Geräth zeigt geschmackvolle Formen. Straßen und Märkte schmückten sich, wie im Zeitalter des Perikles, mit prachtvollen Denkmälern der Kunst, die Städte wetteiferten unter einander in glänzenden Bauunternehmungen.

Dieſe äſthetiſch weltliche Richtung der Zeit, die wir als die herrſchende betrachten dürfen, ſie iſt es weſentlich, worauf der Unterſchied dieſer Zeit vom Mittelalter und ihre Verwandtſchaft mit dem griechiſch-römiſchen Alterthume beruht. Der Zug dieſer innern Verwandtſchaft war es, wie wir ſahen, der im Humanismus zuerſt zu einem ausdrücklichen Studium, einer eifrigen Nachahmung des letzteren antrieb. Welches iſt nun, etwas näher betrachtet, das Verhältniß der Kunſt zum claſſiſchen Alterthum?

Am früheſten und auffälligſten zeigt ſich der Einfluß der Antike im Gebiet der Architektur. In Einzelheiten, aber auch nur in ſolchen, gewahren wir hier eine ſehr directe Nachbildung claſſiſcher Muſter. Von dem Ganzen der antiken Bauweiſe gab es noch keine ſo vollkommene Vorſtellung, wie wir ſie gegenwärtig auf Grund eingehender kunſtgeſchichtlicher Studien beſitzen; aber auch in dem Umfang, in dem eine ſolche vorhanden war, wurde ſie nicht unmittelbares Vorbild der Architektur; ſchon das einfach praktiſche Bedürfniß der modernen Zeit machte dies unmöglich. Indem nun der Geiſt der Renaiſſance die Anforderungen dieſes Bedürfniſſes zu einer künſtleriſchen Aufgabe erhob, entſtand eine Compoſitionsweiſe, welche ſich der Antike zwar in weſentlichen Einzelheiten anſchließt, auch die allgemeine Idee eines gewiſſen architektoniſchen Rhythmus von derſelben ſich aneignet, ihr aber dennoch, was die Erfindung des Ganzen betrifft, unabhängig gegenüberſteht. Sehr frei verfuhr man in der baulichen Anordnung der von der Antike entlehnten Formen, ohne jedoch in die Willkür eines bizarren Eklekticismus zu verfallen, und obwohl man nicht nach einem ſtrengen architektoniſchen Organismus ſtrebte, ſo wußte man dennoch in den räumlichen Verhältniſſen meiſt die glücklichſte Harmonie hervorzubringen. Man war nicht ſo ſehr auf die innere logiſche Conſequenz des baulichen Syſtems als auf das bedacht, was in den äußern Formen deſſelben dem Auge wohlgefällt. In der antiken Bauweiſe trifft das organiſch Zweckmäßige mit dem künſtleriſch Wohlgefälligen ſtets auf bewunderungswürdige Weiſe zuſammen, das Nothwendige iſt zugleich auch das Schöne, und weſentlich hierin beruht der claſſiſche Charakter der griechiſchen Architektur. In der Gothik dominirt das logiſche Princip nicht ſelten auf Koſten des äſthetiſchen; die architektoniſche Vernunft ſieht ſich hier faſt immer befriedigt, gewiß nur in den ſeltenſten Fällen findet ſie eine bauliche Inſonſequenz zu tadeln, wohl aber wird das Gefühl, welches Schönheit verlangt, häufig genug durch die ſchroffe Härte und Strenge der Formen, namentlich in der Ornamentik, verletzt. Es hängt dieſer Mangel wie jener Vorzug mit der

Sinnesweiſe, aus welcher die Gothik hervorging, auf das engſte zuſammen. In der Architektur der Renaiſſance zeigt ſich nun gerade umgekehrt das, was in dem gothiſchen Bauſtil mangelhaft iſt, als ſehr vollkommen, was in demſelben vollkommen genannt werden muß, als unzureichend ausgebildet. So erfüllt auch die Renaiſſance ihrerſeits die Anforderungen des architektoniſchen Ideales nicht ſo unbedingt wie der Stil der Antike. Die künſtleriſche Phantaſie des Architekten überhebt ſich, in der Luſt ihres freien Schaffens, in ihrem fröhlichen Streben nach Schönheit nicht ſelten der Mühe des ſtrengen Motivirens; manche der Bauformen, die ſie der Antike entlehnt, wird nur ihres äſthetiſchen Reizes wegen angewendet, der Art, daß ſie die bauliche Function, die urſprünglich in ihr ausgedrückt iſt, nur noch ſcheinbar vollzieht. Das Ornament, das auch die Antike bei weitem freier behandelte als die Gothik, entwickelt ſich in der Renaiſſance oft in ſo ungebundenem Reichthum, daß die conſtructiven Formen dem Auge faſt zu verſchwinden drohen. In dieſem Uebergewicht des Decorativen äußert ſich hauptſächlich, wie wir oben bemerkten, der Einfluß des maleriſch-plaſtiſchen Princips, welches in der Kunſt der Renaiſſance die Herrſchaft führt. Und dieſes Princip iſt es denn auch vornehmlich, wodurch jenes perſönliche Element, das in der geſammten Cultur der Zeit ſo bedeutſam hervortritt, einen Zugang findet in das Bereich der Architektur, mit deſſen Geſetzen es eigentlich nur wenig verträglich iſt. Aber noch zeigt es ſich maßvoll genug, und bleibt während der ganzen Periode der Renaiſſance in ſeinem Streben nach individueller Nüancirung der baulichen Formen weit entfernt von jenen Ausſchweifungen in welche ſich ſpäter der ſogenannte Rococoſtil verirrte. Allerdings aber war die Möglichkeit zu dieſer Verirrung, die ſchließlich eine völlige Auflöſung der architektoniſchen Geſetze zur Folge hatte, von dem Augenblick an vorhanden, wo in der Baukunſt der Renaiſſance das individuelle Moment eine bedeutende Geltung erlangte.

Noch weniger als in der Architektur der Renaiſſance offenbart ſich in ihrer Plaſtik eine entſchiedene Abſicht, die antiken Bildungen zu regeneriren. So unverkennbar an der berühmten Thüre Ghiberti's, der koſtbaren Zierde des Florentiner Battiſteriums, gewiſſe Formen, namentlich manche Motive der Gewandung an die Antike erinnern, ſo unzweifelhaft originell iſt die geſammte Schönheit der einzelnen Figuren und die ganze Art der Compoſition. Für die letztere, welche das maleriſche Princip der Perſpective in die Reliefdarſtellung aufgenommen, iſt in der Plaſtik des Alterthums kein einziges Vorbild aufzufinden. Nur wenig von antikem Einfluß wird

man in den anmuthigen Reliefs Luca della Robbias entdecken können, deren Vorzüge weſentlich auf naiver Naturbeobachtung beruhen. Völlig außer Bezug aber zur Antike ſtehen die herb realiſtiſchen Sculpturen Donatello's und ſeiner Schüler.

In der florentiniſchen Malerei des Quattrocento verhält es ſich ähnlich. Auch hier iſt, wie wir ſahen, der Realismus das Vorherrſchende. Am erſten ſind vielleicht vereinzelte Nachahmungen der antiken Bildungsweiſe bei Luca Signorelli zu finden; doch beruht ohne Zweifel gerade das Bedeutendſte in ſeinen Werken, die nahezu vollendete Darſtellung des Nackten, in der Hauptſache auf dem unmittelbaren Studium der Natur. Antike Formen zeigen ſich auf den Bildern dieſer Epoche häufig nur in dem architektoniſchen Beiwerk. Wo man ſich, was im 15. Jahrhundert noch ziemlich ſelten geſchieht, neben dem chriſtlichen Stoffen Gegenſtände der antiken Mythe und Allegorie zum Vorwurfe nimmt, überträgt man auch auf dieſe die realiſtiſche Darſtellungsweiſe, und es wird auf das deutlichſte fühlbar, wie es weit weniger die noch vorhandene Unzulänglichkeit des künſtleriſchen Vermögens als vielmehr der Charakter der künſtleriſchen Abſicht iſt, worauf der Abſtand von der Antike beruht. Sandro Botticelli, einer der Erſten, der Gegenſtände der genannten Art in die Malerei der Renaiſſance einführte, vereinigt in ſeinem Venusbild in den Uffizien mit einem feinen Realismus der Darſtellung den Reiz einer gewiſſen novelliſtiſch-märchenhaften Poeſie; von mythologiſch antikem Charakter iſt in dieſem Bilde ebenſo wenig zu finden als in den Darſtellungen Pollajuolo's aus dem Leben des Herakles. In dem allegoriſchen Bilde Botticelli's, welches die Verleumdung nach einem von Plinius beſchriebenen Gemälde des Apelles darſtellt, erſcheint die realiſtiſche Manier deſſelben ſogar in das Bizarre geſteigert.

In der Schule von Padua wurde das Studium der alten Sculpturen allerdings mit der größten Sorgfalt gepflegt. Aber auch hier iſt es nicht das ideale Princip der Antike, worauf man ſeine Aufmerkſamkeit richtete. Was man hauptſächlich an dieſen Sculpturen nachzuahmen ſtrebte, war die plaſtiſche Beſtimmtheit und Modellirung der Formen. Mit einem gewiſſen akademiſchen Eifer, der das Studium der Natur zurückdrängte und in dem gelehrten Padua ganz begreiflich erſcheint, trachtete man, der Malerei die formellen Eigenſchaften der Plaſtik mitzutheilen, entfernte ſich aber von dem Vorbild der Antike nur um ſo mehr, je ausſchließlicher dieſes Streben war, und verfiel nicht ſelten in eine Härte und faſt

karrikirte Schärfe der Zeichnung, wie ſie in der Schule der Florentiner, die mit einem friſcheren Naturgefühl begabt waren, nirgends gefunden wird. Im Grunde jedoch iſt die Richtung beider Schulen die nämliche, der künſtleriſche Charakter derſelben iſt bedingt durch daſſelbe Streben, ihre Werke mit dem möglichſt vollen Scheine körperlicher Wahrheit auszuſtatten.

Völlig unberührt von dem Einfluß der Antike entwickelte ſich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der eigenthümliche Charakter der venezianiſchen Schule. Nicht beherrſcht von dem Streben nach einem ſtreng markirten Ausdruck der Formen, ſuchte man ſich hier vor Allem des Elementes der Farbe zu bemächtigen und bildete daſſelbe zu einem Mittel künſtleriſcher Darſtellung aus, wie es der Kunſt des Alterthums nach Allem, was wir von derſelben wiſſen, völlig fremd geweſen iſt.

Die umbriſche Schule endlich, gegen die Einwirkung der Antike gleich ſehr abgeſchloſſen wie gegen die erwähnten realiſtiſchen Richtungen, iſt die einzige, in welcher die ideale Stimmung des Mittelalters vernehmlich fortklingt. Gerade ſie aber war dazu auserſehen den Genius in ihrem ſtillen Kreiſe zu bilden, in welchem ſich der Geiſt antiker Schönheit am herrlichſten und reinſten erneuern ſollte.

Die Beziehung der Künſtler des Quattrocento zu dem claſſiſchen Alterthum war die freieſte die ſich denken läßt. Ganz erfüllt von dem Intereſſe des gegenwärtigen Lebens und von der Luſt des eigenen Schaffens, wie ſollten ſie auf einſeitige Nachahmung deſſelben verfallen? Man ſuchte von ihm zu lernen, aber man wollte es nicht copiren. Die Künſtler ſtudirten es und nahmen von ihm, was ſie brauchten; waren ſie gewiſſermaßen Eklektiker in ihrem Studium, ſo waren ſie es doch keineswegs in ihrer Kunſt. Sie bildeten ihr Formengefühl an den claſſiſchen Muſtern; die belebende Seele theilten ſie ihrem Werk aus eigenem Vermögen mit. Und wie ſich ſo die Kunſt der Renaiſſance dem Alterthum gegenüber von Anfang an weſentlich ſelbſtändig entwickelte, ſo erhob ſie ſich auch, als am Ende des 15. Jahrhunderts der Geiſt eines großartigen Idealismus in ihr erwachte, in freiem Aufſchwung zu gleicher Höhe mit den formenſchönen Werken der Antike.

Dieſer Idealismus, in welchem ſich die Kunſt der Renaiſſance vollendete, wie neu und unvergleichlich auch die Kräfte ſind, die er entfaltet, ſteht der vorangehenden Entwicklung keineswegs unvermittelt gegenüber. Es iſt bekannt, wie jede bedeutende künſtleriſche Erſcheinung, von

welcher die wunderbar empfängliche Natur Raphaels berührt wurde, anregend und bildend auf ſie eingewirkt hat. Man kann ſagen, daß er die Hauptrichtungen der Malerei, die bis zu ihm getrennt neben einander beſtanden, wie ſie nach und nach an ihn herantraten, auf harmoniſche Weiſe in ſeiner Kunſt vereinigte. Auch Michelangelo, dieſer große Einſame, hat als Maler in Signorelli einen Vorgänger gehabt. Der Idealismus, der in den Werken dieſer beiden Meiſter und in denen Leonardo da Vinci's ſeine höchſten Triumphe feierte, hat nichts zu thun mit dem Idealismus des Mittelalters, er iſt im Gegenſatz zu dieſem humaniſtiſch zu nennen, und künſtleriſch im prägnanten Sinne. Die Ideale, welche die Phantaſie dieſer Künſtler begeiſterten, ſind menſchliche, wie wir ſie oben geſchildert; der menſchlichen Natur nicht transſcendent, ſind ſie nur die höchſte Steigerung dieſer Natur; die Form iſt für jene Künſtler nicht bloß das ſymboliſche Zeichen eines Gedankens, der keine eigentliche Verwirklichung duldet, ſondern der vollkommen genügende und unmittelbare Ausdruck des Geiſtes. Jeder Gedanke, der ſie zum Schaffen anregte, war künſtleriſcher Natur, d. h. ein ſolcher, der ihnen von ſelbſt in die Erſcheinung überging; und bewunderungswürdig iſt es, wie Raphael bei Gegenſtänden, wo die Abirrung in das Unkünſtleriſche ſehr nahe lag, wie z. B. in der Diſputa und Schule von Athen, mit genialem Blicke dasjenige herausfand, was allein auf wirklich künſtleriſche Weiſe darſtellbar war, wodurch dieſe Gegenſtände einzig eine künſtleriſche Dignität erhalten konnten. Daſſelbe realiſtiſche Gefühl, mit deſſen Erwachen die neue Kunſtentwicklung begonnen, in welchem ſich der neue Kreis derſelben zuerſt geäußert hatte, jenes Gefühl, welches das künſtleriſch Mögliche umgränzt und dem wirklich Gewordenen die innere Lebenskraft ertheilt, eben daſſelbe liegt auch dem Idealismus der Blüthezeit zu Grunde. Das tiefſte Lebensgefühl durchdringt ſeine erhabenen Geſtalten und verleiht ihnen die unwiderſtehliche Macht der Wahrheit.

Weil dieſer Idealismus ſo durchaus künſtleriſch iſt, ſteht er den mittelalterlich kirchlichen Anſchauungen frei gegenüber, wie die geſammte Bildung der Zeit. Von Raphael können wir annehmen, daß er ſich, bei der Naivetät ſeiner Künſtlernatur, über dogmatiſche Fragen der Kirche niemals eine ausdrückliche Rechenſchaft gegeben, daß er ſich dieſelben niemals zu einem ernſtlichen Problem gemacht hat. Das Göttliche, das ihm ſeine Kunſt offenbarte, mußte ihm die höchſte Befriedigung ſein. Aber worin auch der Inhalt ſeines religiöſen Glaubens beſtanden, aus jedem Werk

ſeiner Hand können wir leſen, daß dieſer Glaube mit der Welt vollkommen verſöhnt war. Wer kann die Wunder der Schönheit enthüllen, der die Welt nicht mit den Sinnen der Liebe betrachtet? Iſt nicht im künſtleriſchen Genius die idealſte Geiſteskraft mit dem leidenſchaftlichen Gefühl der Liebe, die dem Wirklichen gilt, auf das innigſte verbunden? Die Schönheit, jenes geheimnißvolle, gottmenſchliche Weſen, war die alleinige Macht, der die Phantaſie Raphaels gehorchte; ein Glaube, der ſich mit der Hingebung an dieſe Macht nicht vertrug, konnte nicht der ſeinige ſein. Sie war es, die ſeine Hand leitete, als er die Sixtina erſchuf, als er die reizende Bewegung der Galatea entwarf, als er im Leben der Pſyche die Geſtalten der göttlichen Olympier zu neuem Daſein rief.

Aus den Sonetten Michelangelo's wiſſen wir, wie er, durch ſeine Natur und das Schickſal in ſchwere innere Geiſteskämpfe hineingeriſſen, das Bedürfniß religiöſer Verſöhnung mit einem tiefen ſittlichen Ernſt empfunden hat. Aber völlig frei iſt dieſe Empfindung von den Merkmalen katholiſcher Frömmigkeit. Die Natur dieſer Kämpfe bezeugt vielmehr die höchſte Selbſtändigkeit des ſittlichen Geiſtes, ſie bekundet ein proteſtantiſches Gewiſſen; und in der That waren es proteſtantiſche, Italien vom Norden her heimſuchende Gedanken, von denen er in ſeinem ſpäteren Alter lebhaft beſchäftigt wurde. Halten wir uns nur an ſeinen künſtleriſchen Charakter, ſo iſt jede der Rieſengeſtalten, die er geſchaffen, durch ihre bloße Naturkraft, durch die bloße Macht ihres ſinnlichen Lebens ein leibhaftiger Proteſt gegen die ſpiritualiſtiſchen Schemen des Mittelalters.

Auf den Gedankeninhalt und die ganze Anſchauungsweiſe der Kunſt in der Blüthezeit der Renaiſſance war diejenige Richtung des literariſchen Humanismus, die ſich im Kreiſe Lorenzo Magnifico's ausbildete, ohne Zweifel von wichtigem Einfluß. An die Stelle der erloſchenen, ſpecifiſch kirchlichen Intereſſen waren religiöſe in einem freieren Sinne getreten, und hatten ſich auf eigenthümliche Weiſe mit den Anſchauungen der platoniſchen Philoſophie verbunden. Die Verſchmelzung der letzteren mit den idealen Principien des Chriſtenthums war der Gedanke, welcher das Streben eines Marſilio Ficino und Beſſarion beſeelte. Niemals ſtreng ſyſtematiſch durchgeführt, ſtets in mehr poetiſcher Weiſe behandelt, am ſchwungvollſten vielleicht in den Hymnen Lorenzo's, übte dieſer Gedanke über die höhere Bildung der Renaiſſance eine bedeutende Herrſchaft. Dem künſtleriſchen Idealismus

war er in hohem Grade congenial. Inſofern er die Welt im Sinne Plato's als ein Abbild göttlicher Ideen bewundern lehrte, dem katholiſchen Dogma widerſprechend, welches ihre Geringſchätzung zur Pflicht machte, war jener Gedanke für die Kunſt gewiſſermaßen eine Rechtfertigung ihrer Beſtrebungen und zugleich ein neues Ferment ihrer Begeiſterung. Er ſanctionirte gleichſam die Vermählung der Schönheit mit dem Geiſte der Religion. Die Kirche ſelbſt huldigte in ihren höchſten Vertretern jenem humaniſtiſchen Ideal; die Pforten des Vatican öffneten ſich dem Geiſte Plato's und in der Stanza della Segnatura fand die Schule von Athen der Diſputa gegenüber ihren Platz.

Wie mit den Anſchauungen der Platoniſchen Philoſophie, in ähnlicher Weiſe berührte ſich die Renaiſſance in dieſer Epoche ihrer höchſten Blüthe mit dem Idealismus der antiken Kunſt. Formelles war von ihr nicht mehr zu lernen. Von einer Nachahmung derſelben kann jetzt um ſo weniger die Rede ſein, als die italieniſche Kunſt ſich nun im abſoluten Beſitz alles deſſen befand, was auf dem Wege der Nachahmung erworben werden kann. Als Erbin der großen techniſchen Errungenſchaften der früheren Zeit verfügte ſie über die äußeren Mittel der Darſtellung vollkommen ſouverän. Es war der ideale Geiſteshauch der Antike, dem ſich die künſtleriſche Empfindung jetzt eröffnete. Rein geiſtiger Art war der Einfluß, welchen die Vorbilder des Alterthums auf die Werke eines Raphael und Michelangelo ausübten, ein ſolcher, den zu empfangen auch die originalſte Künſtlerkraft fähig iſt. Jene Werke ſind dem Ideal der Antike in tieferem Sinne verwandt als irgend welche der früheren Renaiſſancezeit, obwohl die Welt, der ſie angehören, von der des Alterthums in wichtigen Punkten verſchieden iſt. Aus dem Boden der Natur erwachſen, wie der Idealismus der antiken Kunſt iſt auch derjenige der Renaiſſance nicht anderes als „eine Bereicherung der Natur innerhalb derſelben“. Beide tragen deßhalb den Stempel jener künſtleriſchen, unvergänglichen Wahrheit, welche immer und überall, wo ſich die Menſchheit aus der Verwirrung und Gebundenheit irdiſcher Geſchicke erhebt, begriffen und empfunden werden kann. Wie anders aber als der antike Idealismus wirkt jener moderne auf die Empfindung. Es iſt ihm eine gewiſſe rührende und enthuſiaſtiſche Gewalt eigen, wie ſie der antike nicht in gleichem Maße beſitzt. Während die Idealgeſtalten der Antike in ihrer ruhigen Größe die Empfindung mit gleichſam gelaſſener Macht bewegen, iſt in denen jener neueren Kunſt ein

Etwas, wodurch sie die Phantasie gewaltsam treffen, den Geist intensiver erfassen oder eine tiefere seelische Rührung bewirken. Die Geistesgewalt in den Sibyllen und Propheten Michelangelo's, das imponirende Pathos, die zornige Aufregung des heroischen Willens in der Gestalt seines Moses, der tiefsinnige Ernst in dem Kind der Sixtina Raphaels, die seelenvolle Innigkeit, das zärtlich Hingebende in seinen Madonnen, dies alles findet sich mit gleicher Stärke in den Hervorbringungen der alten Kunst nicht ausgedrückt. Es giebt sich im Vergleich mit dieser in dem Idealismus der Renaissance eine größere Intensität, eine lebhaftere Wallung des Gefühls, eine tiefere Erregung des Geistes kund und, was damit zusammenhängt, ein stärkeres Hervortreten des persönlichen Momentes im künstlerischen Stil. In den einfachen Typen der Antike hat dasselbe eine durchaus untergeordnete Bedeutung; ja, es ist schwer, in ihren Bildungen irgend wichtige Spuren seiner Wirksamkeit aufzuzeigen. Nicht im entferntesten aber giebt sich hier die Persönlichkeit des Künstlers auf ähnlich prägnante Weise zu erkennen, wie etwa in den Schöpfungen Michelangelo's. Das energische Hervortreten des Persönlichen in der Kunst der Renaissance, bei den Meisterwerken derselben mit den objectiven Gesetzen des idealen Stiles überall in bewunderungswürdigem Einklang, ist an derselben recht eigentlich modern.

Fragen wir nach der geschichtlichen Herkunft dessen, wodurch sich der Idealismus der Renaissance von dem der Antike hauptsächlich unterscheidet, nach der geschichtlichen Macht, welche das Bewußtsein des persönlichen Geistes und die Geheimnisse des Seelenlebens tiefer erschloß, so werden wir sie nirgends anders zu suchen haben als in den wesenhaften Principien des Christenthums. Insofern also fehlt es jenem Idealismus auch nicht an einer gewissen vermittelnden Beziehung zu dem Katholicismus des Mittelalters und in diesem Betracht kann man jener im Eingang erwähnten Ansicht der Romantiker von dem Renaissancezeitalter, die man gegenwärtig so leicht ganz übersieht, eine theilweise Berechtigung nicht absprechen. Jene Romantiker fehlten darin, daß sie die Gedanken des Mittelalters und jene christlichen Anschauungen, welche in dem Idealismus der Renaissance enthalten sind, mit einander vermischten. Eine reine Auffassung vom Charakter dieses Zeitalters war deßhalb bei ihnen nicht möglich. Der Umstand jedoch, der ihren seltsamen Irrthum einigermaßen mildert, ist, wie es scheint, darin gelegen, daß der Begriff, den sie von der Beschaffenheit des Mittelalters hatten, nicht ganz der nämliche ist

wie der gegenwärtige, geſchichtlich beſtimmtere, daß ihre eigenthümlich poetiſirte Vorſtellung vom Weſen des Mittelalters ſich in äſthetiſcher Rückſicht mit dem Charakter der Renaiſſance immer noch eher verträgt, als der wirkliche, geſchichtliche Charakter jener gothiſchen Zeit.

Ueberblickt man die Periode der Renaiſſance, ſo iſt es in ihren Culturverhältniſſen zweierlei, was der Entwicklung der Kunſt, in der die bedeutendſten Kräfte der Zeit zuſammenwirken, als beſonders günſtig erſcheint: die geiſtige Freiheit, die in dieſem Zeitalter herrſcht, und ſeine weltliche Richtung. Es konnte nicht fehlen, daß Beides, der Beſchaffenheit der menſchlichen Natur gemäß, auch ſeine verderblichen Conſequenzen hatte. Das dämoniſch Verlockende der Freiheit und der weltlichen Reizungen hat ſeine Opfer gefunden. Der künſtleriſche Geiſt aber zog Vortheil aus dem, was dem niederen oder ungebändigten Sinn oft zum Verderben gereichte; nicht ſelten auch ſind es eben die Kräfte, deren eigenthümliche Complexion die Kunſt und den Charakter des Künſtlers bedingt, nicht ſelten ſind es ſie ſelbſt, die ſich im Leben der Zeit außerhalb des Reiches der Kunſt im Zuſtande wilder Anarchie zu erſchreckenden Extremen verirren. Niemand wird den Charakter der Renaiſſance gerecht zu würdigen verſtehn, der die Gefahren nicht kennt, denen eine vorwiegend künſtleriſche Lebensrichtung ausgeſetzt iſt, der nicht weiß, daß in dem Schönen eine Macht liegt, die nach Göthe's Worten zu fürchten iſt. Weder die edle Größe, noch die Verirrungen jener Zeit, in der die Kunſt eine herrſchende Lebensmacht war, wird derjenige richtig beurtheilen können, der das Weſen der Kunſt nicht zu verſtehen vermag, dem jene, zunächſt einander widerſprechenden Neigungen und Eigenſchaften unbekannt ſind, die dem künſtleriſchen Naturell zu Grunde liegen und deren wirkliche Ausſöhnung nur der Kunſt gelingt, jene Hingebung an die ſinnliche Erſcheinung, jene Liebe zur Natur, jene lebhafte Empfindlichkeit für den Reiz der körperlichen Geſtalt, für alle Eindrücke der äußeren Welt, jenes intenſive Gefühl für das, worin das ſinnliche Weſen der Schönheit beruht, und andrerſeits jener Schwung der Phantaſie, jene freie die Sinnenwelt überfliegende Begeiſterung, jener Enthuſiasmus, welcher der körperlichen Form ein höheres Leben, der irdiſchen Geſtalt eine ideelle Schönheit einhaucht. Dieſe wunderbare Zuſammenſetzung der künſtleriſchen Natur, dieſes ihr geheimnißvolles Doppelleben, dies eigenthümliche Oscilliren zwiſchen den Polen des Sinnlichen und Ueberſinnlichen, welches verurſacht, daß ſie dem nüchternen

Sinn eitel phantaſtiſch, einer ausſchließlich ideellen Geiſtesrichtung nur ſinnlich, einſeitiger Religioſität profan, daß ihr Treiben dem lediglich auf praktiſche Zwecke gerichteten Willen wie ein bloßes Spiel erſcheint — dieſe ſeltſame Beſchaffenheit der künſtleriſchen Natur iſt daran Schuld, daß ſie ſelbſt und ihre Werke ſo häufig unverſtanden bleiben, daß ganze Zeitalter, in welchen, wie in der Renaiſſance, die Kunſt eine dominirende Stellung einnimmt, ſo häufig falſch beurtheilt werden. Steht man den künſtleriſchen Hervorbringungen der Renaiſſance nicht fremd gegenüber, ſo wird man auch gegen die Fehler dieſes ganzen Zeitalters gerecht ſein.

Dr. Herm. Lücke.

Die Genoſſen Pugatſchews in Livland.

Herr E. Tſcheſchichin hat unlängſt in einer Moskauer hiſtoriſchen Zeitſchrift („Ruſſki Archiv") verſchiedene Auszüge aus den älteren Acten der Kanzelei des Generalgouverneurs der Oſtſeeprovinzen veröffentlicht. Eine dieſer Mittheilungen, die zwar kein größeres hiſtoriſches Intereſſe berührt aber doch, ſo zu ſagen, curios genug iſt, wird hier überſetzt. Wir müſſen bemerken, daß einige lange Actentexte in unſerer Ueberſetzung etwas gekürzt worden ſind, obgleich die Vollſtändigkeit, mit der ſie zuerſt herausgegeben wurden, gewiß nur zu loben iſt, wie denn auch überhaupt die ſorgfältigen Archivſtudien des Herrn Tſcheſchichin, nach den bisher erſchienenen Proben derſelben, alle Anerkennung verdienen. Es ſind Beiträge zur Geſchichte der baltiſch-ruſſiſchen Wechſelbeziehungen im 18. Jahrhundert in rein actenmäßiger Darſtellung und ohne die ſonſt wohl vorgekommene tendenziöſe Ausbeutung.

Wie bekannt, war Pugatſchew im September des Jahres 1774 in eine Lage gerathen, aus der jeder Verſuch, ſich zu retten, fruchtlos geblieben wäre. Seine Genoſſen, die Koſaken von Jaik (dem jetzt Ural genannten Fluſſe) einerſeits nur ihr unvermeidliches Verderben vorausſehend, andererſeits auf Verzeihung hoffend, traten im Geheimen zuſammen und beſchloſſen, ihren Führer der Regierung auszuliefern.

„Pugatſchew" — ſo erzählt Puſchkin in ſeiner „Geſchichte des Pugatſchewſchen Aufſtandes" — „hatte die Abſicht, ſich zum kaſpiſchen Meere zu wenden und von dort aus, je nach Umſtänden, die Kirgiſen-Steppe zu erreichen. Seine Begleiter, die zum Verrath entſchloſſenen Koſaken, ſtellten ſich, als wären ſie mit dieſem Vorhaben einverſtanden, und forderten ihn

nur auf, über Uſenje zu gehen, den gewöhnlichen Zufluchtsort der dortigen Verbrecher und Flüchtlinge, und zwar darum, weil, wie ſie vorgaben, ihre Frauen und Kinder ſich in jener Gegend aufhielten und ſie dieſelben mitzunehmen gedächten. So geſchah es. Am 14. September beriethen ſie auf dem Wege in einem altgläubigen Dorfe zum letzten Mal und entwarfen den Plan zum Verrathe. Diejenigen Koſaken, welche ſich in der letzten Stunde anders beſonnen hatten und ſich den Händen der Regierung nicht zu übergeben gedachten, zerſtreuten ſich hierhin und dorthin. Der Reſt ſchritt zur Auslieferung Pugatſchews."

„Pugatſchew ſaß, in Nachdenken verſunken, einſam in einer Hütte. Seine Waffen hingen in einiger Entfernung abſeits. Als er das Geräuſch der eintretenden Koſaken vernahm, erhob er müde den Kopf und fragte nach ihrem Begehr. Sie begannen mit der Schilderung ihrer verzweifelten Lage und ſchritten, mit der Abſicht ihn von ſeinen Waffen abzuſchneiden, während des Redens vorſichtig und zögernd immer näher an den Gefürchteten heran. Pugatſchew ſprach ihnen, ſo gut es ging, Troſt zu. Sie möchten gen Gurjew, einem Städtchen auf ihrem Wege, wandern, ſo rieth er ihnen. Die Koſaken antworteten, es wäre nun genug des Gehens; ſie ſeien ihm lang genug gefolgt, die Zeit wäre jetzt gekommen, wo er ihnen folgen müſſe. „Wie?" ſagte Pugatſchew, „ihr wollt euren Kaiſer verrathen?" — „Ja, wir können nicht anders," gaben die Koſaken zur Antwort und ſtürzten ſich unverſehens auf den Wehrloſen. Pugatſchew ſchleuderte ſie zurück. „Ich witterte in euch lang ſchon die Verräther," ſagte er dann und, ſeinen Liebling, den Koſaken Tworogow herbeirufend, fügte er, dieſem ſeine beiden Arme hinhaltend, hinzu: „Da, binde ſie!" Tworogow aber, dem es doch nicht rathſam erſcheinen mochte, dem Gebote Stirn gegen Stirn Folge zu leiſten, verſuchte es, denjenigen, der ihm manche Gunſt erwieſen, zu umſchleichen und ihm die Hände hinterrücks zuſammenzuſchnüren. Pugatſchew riß ſich los. „Bin ich ein Räuber!" rief er wild vor Zorn. Darauf ſetzten die Koſaken den Gebundenen auf ein Pferd und brachten ihn nach dem Städtchen Jaizk (dem heutigen Uralsk), woſelbſt ſie ihn den Händen des Capitain-Lieutenants von der Garde Mawrin übergaben."

Pugatſchew und ſeine Hauptmitſchuldigen, die Koſaken Perfiljew, Schigajew, Padurow, Tornow und Tſchika, wurden hingerichtet.

Hinſichtlich derjenigen Koſaken aber, die den Pugatſchew der Regierung ausgeliefert hatten, heißt es im 9. Punkte der Sentenz vom 10. Januar 1775

über die Hinrichtung des Verräthers, Ruheſtörers und Uſurpators und ſeiner Mitſchuldigen:

„Kraft des Manifeſtes Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät werden von jeder Strafe befreit: der Koſak vom Ilek*) Iwan Tworogow, die Koſaken von Jaik Theodor Tſchumakow, Waſſili Konowalow, Iwan Burnow, Iwan Fedulow, Peter Puſtobajew, Kosma Kotſchurow, Jakow Potſchitalin und Semeon Scheludjakow. Die fünf erſteren namentlich darum, weil ſie, tief innerlich zerknirſcht und getrieben vom ſchuldbeladenen Gewiſſen, ſich nicht allein ſelbſt reuevoll auf Gnade und Ungnade der Gerechtigkeit und regierenden Macht übergeben, ſondern auch denjenigen, der ſie ins Verderben geſtürzt, den Räuber Pugatſchew, gefeſſelt ausgeliefert haben; Puſtobajew darum, weil er die dem Verräther Pugatſchew abtrünnig gewordene Bande überredet und geneigt gemacht hat, die Waffen zu ſtrecken und um Gnade zu bitten; ebenſo Kotſchurow, der ſich ſchon vor dieſen Vorgängen mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit und Reue ſelbſt übergeben hatte; die beiden letzterwähnten aber wegen der treuen Dienſte, die ſie der Regierung geleiſtet haben, indem ſie, von den aufſtändiſchen Banden zum Zweck des Spionirens abgeſchickt, ſtatt deſſen vielmehr, wenn auch nicht offen zu den Fahnen der geſetzlichen Macht übertretend, doch fortwährend alle Pläne, Abſichten und Bewegungen des Uſurpators gehörigen Orts hinterbrachten und zuletzt, als die Banden des Räubers vor dem Städtchen Jaizk vernichtet und aufgerieben wurden, ſich freiwillig dem Militärchef ſtellten. Dieſes Gnadenmanifeſt Ihrer Majeſtät der barmherzigen Kaiſerin iſt den genannten neun Genoſſen des hingerichteten Pugatſchew am 11. Januar (1775) vor der Granowitaja Palata (in Moskau) öffentlich unter dem Volke vorzuleſen, woſelbſt ihnen auch die Ketten, in die ſie geſchmiedet worden ſind, abgenommen werden ſollen."

So hatten dieſe Koſaken (deren Zahl ſich übrigens auf 25 belaufen haben ſoll) ihr Leben durch Auslieferung ihres Führers davongetragen; indeſſen des ſo gewonnenen ſollten ſie ſich in einer Weiſe erfreuen, die ſie vielleicht nicht erwartet haben mögen: die Regierung beſchloß, alleſammt in einer ſolchen Gegend anzuſiedeln, wo ſie, inmitten einer ihnen durch Race, Sprache und Glauben gänzlich verſchiedenen Bevölkerung, die wenigſte Gelegenheit hätten, von Neuem unruhig oder gar gefährlich

*) Die Koſaken von Ilek waren eine von dem Hauptcorps der Koſaken vom Jaik unabhängige Colonie derſelben. Der Ueberſetzer.

zu werden. Keine Gegend des weiten Reichs ſchien der Regierung geeigneter als Livland.

Im Jahre 1775 war der General en chef Graf Georg Browne Generalgouverneur von Livland. Dieſem ſandte der damalige General-Procureur wirkl. Geheimrath Fürſt Alexander Alexejewitſch Wjaſemski, folgenden „Moskau den 6. Februar 1775“ datirten Brief:

„Ihre Majeſtät die Kaiſerin hat hinſichtlich des in Moskau in der geheimen Expedition gefangen gehaltenen Koſaken vom Jaik Kosma Joſanow zu befehlen geruht: Der Koſak Joſanow hätte wegen ſeiner Anhänglichkeit an dem ehemaligen Räuber, wegen ſeiner beſtändigen Theilnahme an allen von jenem Verräther ausgeübten Verbrechen und auch deßwegen, weil er ihn als ſeinen Kaiſer geachtet und ihm treu geblieben, eigentlich die Todesſtrafe erleiden müſſen; allein, da es ſich in der Folge aus den Unterſuchungen der geheimen Expedition ergab, daß beſagter Joſanow mit unter denen war, die in Gemeinſchaft mit Tſchumakow den Uſurpator gegriffen, gefeſſelt und den Händen der Gerechtigkeit überliefert haben, da es ſich ferner ergab, daß mehrerwähnter Joſanow in Begleitung ſeiner übrigen Genoſſen freiwillig in Jaizk erſchienen war — ſo iſt ihm, Joſanow, kraft des Allergnädigſten Manifeſtes Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät die Todesſtrafe erlaſſen und, ſowie auch ſeinen übrigen bei der Pugatſchewſchen Affaire betheiligten Kameraden ſammt ſeiner und deren Familien nur die Ueberſiedelung ins Rigaſche Gouvernement zuerkannt worden.“ — „Jedoch ſoll Graf Browne“, heißt es am Schluſſe des Briefes, „dafür Sorge tragen, daß es dem Joſanow an der nöthigen Beaufſichtigung nicht fehle und ihm dadurch die Ausführung etwaiger Fluchtgedanken unmöglich gemacht werde.“ — Dieſer erſte Parteigänger Pugatſchews langte unter der militairiſchen Begleitung des Bataillons-Sergeanten Bachtin, der auch das eben reproducirte Begleitſchreiben des General-Procurators Wjaſemski zu überreichen hatte, am 17. Februar in Riga an und ward bis auf Weiteres in die Citadelle eingeſchloſſen. An Zehrungsgeldern hatte Joſanow auf der ganzen Tour 10 Kop. per Tag für die Dauer eines Monats erhalten.

Als Graf Browne dieſes Schreiben erhielt, hatte er noch nicht die Gewißheit oder ſchien ſie wenigſtens nicht haben zu wollen, daß man es mit der Ueberſiedelung auch der übrigen Begnadigten in das ſeiner Verwaltung anvertraute Gebiet ernſtlich meine, denn in ſeiner Antwort an

den Fürsten Wjasemski, betreffend das wohlbehaltene Eintreffen Josanows, vom 21. Februar 1775, schreibt er:

„Hier im Rigaschen Gouvernement giebt es keine derartigen unbebauten Ländereien, die zur Ansiedelung des Josanow geeignet erschienen, ja in Anbetracht hiesiger specieller Gesetzesbestimmungen und Allerhöchst confirmirter Rechte und Privilegien wäre eine solche Ansiedelung weder auf den Gütern der Edelleute noch auf denen der Krone statthaft. Ebenso wenig dürfte die Ansiedelung auf den Gütern Hirschenhof und Helsreichshof erfolgen, denn nicht allein daß man es den daselbst angesiedelten Colonisten schwerlich zumuthen kann, einen so gefährlichen und verdächtigen Menschen in ihrer Mitte zu dulden — wie es denn auch im Widerspruch zu den mit ihnen abgeschlossenen Contracten stände — sondern auch der Adel und die Arrendatore der Kronsgüter würden sich in ihrer Ehre gekränkt fühlen, falls man einen überwiesenen Verbrecher innerhalb der Grenzen ihrer Besitzlichkeiten ansiedeln wollte. Ihn aber am hiesigen Orte selbst unter beständiger Wache oder anderweitiger Aufsicht erhalten zu müssen, ohne gleichzeitig seine Arbeitskraft verwerthen zu können, würde Kosten verursachen, die ich in dem den Josanow begleitenden Schreiben nirgends angesetzt finde. Und so, allen diesen Umständen zufolge, erlaube ich mir, Ew. Durchlaucht ergebenst zu bitten, den in Rede stehenden Genossen des Räubers und Verräthers, Josanow, anderweitig zu placiren; denn bliebe er hier, so würde einerseits auch bei noch so sorgfältiger Bewachung und Beaufsichtigung wegen der Nähe der Grenze ein Entweichen kaum auf die Dauer unmöglich gemacht werden können, während andererseits, falls man ihn in der Citadelle bewachen lassen, zur Arbeit jedoch nicht verwenden wollte, der ihm und in der Folge auch seiner hierselbst zu erwartenden Familie auszusetzende Unterhalt der Krone ganz unnöthige und nicht geringe Kosten verursachen würde. Uebrigens stelle ich Alles der besseren Einsicht Ew. Durchlaucht anheim und werde, was Sie auch für gut finden sollten zu beschließen, mit Ungeduld einer dahin bezüglichen Benachrichtigung entgegensehen. Bis dahin verbleibt erwähnter Josanow in Festungshaft und sollen zu seinem Unterhalt die 3 Rubel verwendet werden, welche der ihn begleitende Sergeant hier deponirt hat."

Am 18. März schrieb Graf Browne auf's Neue an den Fürsten Wjasemski, indem er ihn wiederum daran erinnerte, daß die Grenzen von Kurland und Polen in zu geringer Entfernung von dem derzeitigen Verwahrungsorte des Josanow gelegen wären und daß es ihm, trotz aller

Wachſamkeit, bei ſeiner tiefgewurzelten, überall zu Tage tretenden Bösartigkeit leicht gelingen könnte, das Ausland zu erreichen und neues Unheil zu ſpinnen; denn bis jetzt habe man nichts an dem immer noch auf der Feſtung Sitzenden wahrgenommen, das für eine innere Umwandlung ſeines trotzigen Gemüths ſpräche. Weder den Zorn der Monarchin ſcheine er zu fürchten, noch deren mütterliche Gnade zu würdigen. Um alles deſſen willen und weil Joſanow durch ſeine überſpannten tollen Reden ſich und ſeine unwiſſende Umgebung in Verwirrung bringe, bitte Graf Browne den Fürſten Wjaſemski hierdurch zum anderen Male, über den mehrerwähnten Joſanow doch anderweitig zu verfügen, ihn etwa zur Anſiedelung nach Finnland oder ſonſt in irgend eine andere, nach der Einſicht des Fürſten zu beſtimmende Gegend zu ſenden.

Man ſieht, Graf Browne wandte Alles auf, um zu verhindern, daß ſich in ſeinem Gebiet ein Menſch niederlaſſe, der um ſo gerechteren Grund zur Beſorgniß gab, als er zu den nächſten und vertrauteſten Helfershelfern Pugatſchews gehört hatte. Nichtsdeſtoweniger erfolgte weder auf dieſes noch auf das erſte Schreiben des Generalgouverneurs von Livland eine Antwort, vielmehr lief bald darauf in Riga ein Schreiben ein, deſſen Art und Weiſe keine Gegenvorſtellung mehr zuließ. Das Schriftſtück enthielt einen Befehl, war vom Fürſten Wjaſemski am 28. Februar 1775 in Moskau geſchrieben und lautete:

„Mein gnädiger Herr Graf Juri Jurjewitſch! Aus dem bezüglich des Räubers und Uſurpators publicirten Manifeſt werden Ew. Erlaucht zu erſehen beliebt haben, was unter Anderem im 9. Punkte geſagt iſt, daß diejenigen, welche den Verräther Pugatſchew ergriffen, gefeſſelt und in dem Hauptquartier von Jaizk abgeliefert haben, ſeine Helfershelfer bei allen von ihm verübten Verbrechen geweſen ſind und mit Namen heißen: Fedor Tſchumakow, Iwan Tworogow, Iwan Fedulow, Waſſili Konowalow, Peter Puſtobajew, Kosma Kotſchurow und Jakow Potſchitalin.*) Es iſt aber in dem Manifeſt Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät vom 29. November 1773 befohlen: daß wer und wie er auch immer an dem von dem Uſurpator angezettelten Aufruhr betheiligt geweſen ſei, wenn er nur aufrichtig Reue empfinde und freiwillig zur Unterthanenpflicht zurückkehre, namentlich aber

*) Von Iwan Burnow und Semeon Scheludjakow, derer jener 9. Punkt gedenkt, ebenſo von den übrigen Koſaken iſt in dem Briefe des Fürſten Wjaſemski nicht die Rede. Was aus ihnen geworden, iſt aus den Acten der Kanzelei des Generalgouverneurs der Oſtſeeprovinzen nicht zu erſehen.

wenn er jenen Auswurf des Menſchengeſchlechts ſelbſt einfange und ihn der Gerechtigkeit ausliefere, — daß ein ſolcher nicht allein von jeder durch das Geſetz vorgeſchriebenen Strafe befreit, ſondern ihm auch alle ſeine Schuld Allergnädigſt verziehen werden ſolle. Solches iſt denn auch dem Tſchumakow und ſeinen Genoſſen mit der Weiſung eröffnet worden, ſich nebſt ihren Familien in dem Neuruſſiſchen Gouvernement anzuſiedeln. Da aber der Generalgouverneur des eben erwähnten Gouvernements, Herr Potemkin, gegen dieſe Niederlaſſung ſein Bedenken kund gethan, ſo hat Ihre Kaiſerliche Majeſtät zu befehlen geruht: den Tſchumakow und Genoſſen nebſt deren ſämmtlichen Familien in dem Gouvernement Ew. Erlaucht anzuſiedeln, und werden Sie daher Sorge zu tragen haben, daß den Begnadigten die geeigneten Grundſtücke vom Kronslande zur Anſiedelung zugewieſen werden. Im Uebrigen überläßt Ihre Majeſtät Alles der Einſicht und Fürſorge Ew. Erlaucht. — Damit dieſe Verbrecher aber im Innerſten fühlen, wie unbegrenzt die Güte der Kaiſerin iſt, ſo ſoll man einem jeden von ihnen wegen der Unkenntniß der neuen Lebensbedingungen für die erſten 6 Monate zum Lebensunterhalt 10 Kop. per Tag und aus den Kronsmagazinen 3 Tſchetw. Roggen oder Mehl ausreichen laſſen. Ebenſo ſoll man ihnen bei Anſchaffung von Baumaterial behülflich ſein, da vorausſichtlich noch mit dem diesjährigen Transport ihre Familien in Riga eintreffen werden. — Noch muß ich Ew. Erlaucht bemerken, daß den Leuten bis auf weiteren Erlaß in dieſer Angelegenheit auf keinen Fall die Erlaubniß zu ertheilen iſt, in das Innere Rußlands zu gehen, und ferner, daß ſie es ſich Zeit ihres Lebens nicht herausnehmen ſollen, ſich „Koſaken vom Jaik“ zu nennen, ſondern einfach „Uebergeführte“. Von der Kopfſteuer und allen Abgaben ſollen ſie befreit ſein. Somit verbleibe ich mit vollkommener Achtung Ew. Erlaucht, meines gnädigen Herrn, unterthäniger Diener Fürſt A. Wjaſemski.“

Die in vorſtehendem Briefe namhaft gemachten ſieben Koſaken langten am 18. März 1775 unter militäriſcher Begleitung in Riga an und reichten dem Grafen Browne ungeſäumt folgendes Geſuch ein:

„Wenn zwar der namentliche Ukas Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät befiehlt, uns Endesunterzeichnete nebſt unſerer ſämmtlichen Familie in dem hieſigen livländiſchen Gouvernement anzuſiedeln, ſo können wir doch nicht verſchweigen, daß das uns zur Niederlaſſung angewieſene Gouvernement, in Anbetracht der Bedingungen, unter denen wir zu leben gewohnt ſind, ſich dazu am allerwenigſten eignet. In unſerer Heimat haben wir uns nämlich

nie mit Ackerbau beſchäftigt, ſondern einzig und allein durch Fiſchfang unſeren Lebensunterhalt gewonnen, und daher bitten wir Ew. Reichsgräfliche Erlaucht unterthänigſt, zu erwägen und auch gehörigen Orts zur Erwägung vorzuſtellen, wie wir lieber in einem der ruſſiſchen Gouvernements, namentlich aber im Gouvernement Kiew zu wohnen beabſichtigten. Falls jedoch die Genehmigung dazu nicht ertheilt werden ſollte, ſo werden wir unter ſolchen Umſtänden Ew. Reichsgräfliche Erlaucht ſchon bemühen müſſen, uns einen derartigen Ort hierſelbſt zum Wohnen anzuweiſen, den wir dazu für geeignet werden erkannt haben, in welcher Angelegenheit wir denn auch Ew Reichsgräflichen Erlaucht gnädige Reſolution erwarten. Riga, im März 1775. Dieſe Bittſchrift unterſchreibe ich, Tworogow, zuerſt im eigenen Namen und, da ſie des Schreibens unkundig ſind, auch im Namen meiner Gefährten Tſchumakow, Puſtobajew, Fedulow, Kotſcharow, Konowalow und Potſchitalin."

Graf Browne, dieſes Geſuch empfangend, ſetzte ſich noch an demſelben Tage, am 18. März, mit der Generalgouvernements- und Regierungscommiſſion in ſchriftliche Beziehung, indem er ſie aufforderte, ihr Gutachten darüber abzugeben, „ob in ſeinem Gouvernement zweckentſprechende Grundſtücke zur Unterbringung der in Rede ſtehenden Leute vorhanden wären". Dieſem Schreiben war auch das eben mitgetheilte Geſuch der Koſaken beigelegt.

Gleichzeitig hatte Graf Browne befohlen, die in Riga eingetroffenen Koſaken dem Reſſort des Rigaſchen Platzmajors zu übergeben, der ſowohl für ihren Unterhalt als auch dafür zu ſorgen haben würde, daß ſie nichts unternähmen, was Ruhe und Ordnung zu ſtören vermöchte. Zu dem Zwecke und um etwaige Fluchtverſuche zu verhindern, ſollten ſie von einem Unterofficier und drei Gemeinen beaufſichtigt und bewacht werden. Am 20. März nahm man über den Beſtand der Familien der Koſaken ein Protocoll auf. Es ſtellte ſich heraus, daß ſie alle Frauen und Kinder hatten. Tſchumakow hatte in der Heimat ſeine Frau, einen Sohn und 3 Töchter hinterlaſſen, Tworogow gleichfalls eine Frau, einen Sohn, 2 Töchter und einen 12jährigen Bruder und ſo die andern alle mehr oder weniger Kinder, deren Aufzählung hier ſchon darum überflüſſig erſcheint, weil die Abſicht der Regierung, die „Uebergeführten" mit ihren Frauen, Kindern und Brüdern zu vereinigen, niemals verwirklicht worden iſt.

Nach Verlauf von 6 Tagen, am 24. März, erfolgte das von dem Generalgouverneur gewünſchte Gutachten der Commiſſion. Im Pernauſchen

Kreiſe und auf der Inſel Oeſel, hieß es in demſelben, ſeien unbenutzte Bauerländereien allerdings vorhanden, doch müßten den Koſaken vorerſt Wohnungen eingerichtet, ſie müßten mit Lebensmitteln, Vieh, Pferden und Ausſaat verſehen werden, ehe ſie an eine Bebauung des Landes ſchreiten könnten. Wie aber aus dem Geſuch dieſer Leute zu erſehen, fehle ihnen ſowohl Neigung zum Ackerbau als auch Kenntniß deſſelben, und es wäre daher kein beſſeres Mittel vorhanden, die Schwierigkeiten in dieſer Beziehung zu beſeitigen, als die Bittſteller in ſolchen kleineren Städten der Provinz unterzubringen, in denen Magiſtrate vorhanden ſind und in denen ſie ſich durch Fiſchfang, Gemüſebau und andere Arbeiten ernähren würden. Für dieſen Fall dürften die Städte Dorpat, Pernau, Arensburg, Walk und Wenden als die geeignetſten in Vorſchlag zu bringen ſein. Hier würden ſie ſich für's Erſte behelfen müſſen, bis es ihrer Thätigkeit und ihrem Fleiße gelänge, ſich eigene Häuſer zu erwerben. Dieſen Zweck zu befördern, werde man ſie mit einiges Geld verſehen müſſen. — „In den auf den Gütern Hirſchenhof und Helfreichshof eingerichteten Niederlaſſungen", ſo fährt die Commiſſion in ihrer Meinungsabgabe fort, „ſtehen zwar 11 Häuſer unbewohnt und unbenutzt; wollte man aber darauf hin die in Rede ſtehenden Leute daſelbſt anſiedeln, ſo wäre dadurch 1) der Punkt 1 des mit den Coloniſten abgeſchloſſenen und gewährleiſteten Contracts verletzt; 2) wären die Koſaken in die Nothwendigkeit verſetzt, einzig und allein vom Ackerbau zu leben, den ſie nicht verſtehen und von dem befreit zu werden ſie von ganzem Herzen bitten, welche Bitte ſchon wegen des Darlehns an Pferden, Vieh und Ausſaat, zu dem ſich die Krone würde verſtehen müſſen, wohl in Erwägung zu ziehen iſt, und 3) ſind dieſe Niederlaſſungen der Grenze zu nahe gelegen."

Dieſes Gutachten überſandte Graf Browne am 25. März 1775 dem Fürſten Wjaſemski, welcher darauf am 23. April mit folgendem Brief aus Moskau antwortete:

„Das Schreiben Ew. Erlaucht in Betreff der Anſiedelung des ehemaligen Koſaken vom Ural Fedor Tſchumakow nebſt Genoſſen in den Städten Dorpat, Pernau, Arensburg, Walk und Wenden hatte ich das Glück Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät Allerunterthänigſt vorzulegen, worauf Ihre Majeſtät Allerhöchſt zu befehlen geruhte: hinſichtlich der Anſiedelung der ehemaligen Koſaken, wie auch ihres Genoſſen Joſanow, in den Städten des Ew. Erlaucht anvertrauten Gouvernements, bleibt Alles der Entſcheidung Ew. Erlaucht überlaſſen; zum Bau jedoch ihrer Wohnhäuſer und zur

erſten Einrichtung ſollen einem jeden von ihnen aus den Einkünften des Rigaſchen Gouvernements 100 Rbl. ausgezahlt werden. Dem Tſchumakow aber und ſeinen Genoſſen iſt mitzutheilen, daß ihre Familien ihnen folgen werden. Indem ich dieſes zur Kenntniß Ew. Erlaucht bringe, habe ich die Ehre ꝛc.“

Am 16. Mai konnte Graf Browne dem Fürſten Wjaſemski berichten, daß er, nach vorausgegangener Berathung mit der Generalgouvernements- und Regierungscommiſſion, angeordnet habe: 4 Mann nud zwar Konowalow, Kotſcharow, Potſchitalin und Foſanow in Arensburg auf der Inſel Oeſel anzuſiedeln, die andern vier, Tſchumakow, Puſtobajew, Tworogow und Fedulow, dagegen in Pernau. Gleichzeitig ſei ſeinerſeits an die Behörden jener Städte der Befehl ergangen, den Leuten bequeme Bauplätze anzuweiſen, ihnen keine Päſſe, zu welchem Behuf ſie dieſelben auch wünſchten, zu verabfolgen und endlich ſie mit keinerlei Abgaben zu belaſten. Ferner wäre die Anordnung getroffen, daß von den 100 Rubeln, die jedem von ihnen ausgeſetzt worden, 10 Rbl. per Mann bei der Abreiſe aus Riga und 40 Rbl. bei der Ankunft an Ort und Stelle ausgezahlt werden ſollen. Wie auch geſchehen. Am 18. Mai zogen die Herren Koſaken, die ehemaligen Vertrauten des Pſeudokaiſers Pugatſchew, unter militairiſcher Begleitung, auf gemietheten Bauerwägelchen aus Riga. Der für Pernau beſtimmte Theil ward der Obhut des dortigen Commandanten General-Major Poſſiet anvertraut, der andere in Arensburg der Aufſicht der Oeſelſchen Provinzial-Kanzelei übergeben.

Was blieb den Koſaken übrig, als ſich zu fügen und ſchweigend Platz zu nehmen unter einem Volke, mit dem ſie nichts gemein hatten, weder in Sprache noch in Sitten, das ihnen völlig fremd war an Lebensweiſe und Gewohnheiten. Es blieb ihnen eben nichts übrig als ſich, ſo gut es gehen mochte, an die neuen Wohnplätze, an die neue Ordnung zu gewöhnen und auch die fremdartige Arbeit ſo anzufaſſen, daß ſie ihren Mann — ſei es noch ſo ſpärlich — nährte. Leicht war das nicht, namentlich in der erſten Zeit, wo ihnen das umherſchweifende Kriegerleben noch lebhaft in allen Gliedern ſteckte, wo die Erinnerungen an ihre Befehlshaberſtellung unter Pugatſchew noch hin und wieder auftauchen und die unabhängigen Koſakengemüther in Wallung bringen mochten. Und in der That, noch waren kaum fünf Monate ſeit der Abreiſe aus Riga vergangen, als die in Arensburg angeſiedelten vier Koſaken ihre

verbitterte Stimmung in nachſtehender, drei Klagepunkte enthaltenden Eingabe an den Grafen Browne Ausdruck gaben.

„1) Wir Endesunterzeichnete ſind durch Ew. Erlaucht nach Arensburg zur Anſiedelung geſchickt worden, damit wir uns vom Fiſchfang nähren; wir können jedoch verſichern, daß nicht allein wir es nicht zu thun im Stande ſind, ſondern daß es auch den mit allen hieſigen Umſtänden vertrauten eſtniſchen Fiſchern ſchwer fällt, darum namentlich ſchwer fällt, weil die Fiſche ſich hier nur in ſehr geringer Zahl, und zwar nur zur Zeit des Frühlings, fangen laſſen, und wenn es ja einmal paſſirt, daß der Fang ein geſegneter iſt, ſo iſt wiederum die Bevölkerung eine ſo ſpärliche, namentlich aber eine ſo ärmliche, daß ſich keine Käufer für unſere Waare finden und wir dieſelbe oft um einem Spottpreis fortzugeben gezwungen ſind. Der Erlös aus dem Fiſchfang geht ſchon bei den Eſten, die bei ihrer Kenntniß der Verhältniſſe ſich noch mit andern Arbeiten beſchäftigen können, vollſtändig auf Anſchaffung und Inſtandhaltung der Fiſchergeräthſchaften drauf — was aber fangen wir an, die wir weder ein Handwerk noch den Landbau verſtehen und uns im äußerſten Falle nur noch auf Viehzucht und Brodbäckerei legen können, wir, die wir einzig auf die Fiſcherei angewieſen ſind? Selbſt wenn wir uns dazu verſtehen wollten, die gewöhnlichſten groben Arbeiten zu verrichten, ſo iſt unſere Unkenntniß der deutſchen und eſtniſchen Sprachen uns auch darin hinderlich. Außerdem giebt es hier ſehr wenig zu arbeiten und ſelbſt dieſes Wenige eignen ſich die in allen Verrichtungen und Handwerken ſehr geſchickten Eſten zu. Arbeit auf den hierſelbſt nur in geringſter Zahl ankommenden Galioten zu finden, daran iſt erſt recht nicht zu denken, denn da ſind es wiederum die Eſten, welche dem Herrn Aſſeſſor*), an den die meiſten Schiffe ankommen, verſchuldet ſind und von dieſem daher zu den Schiffsarbeiten verwendet werden."

„2) Die einem Jeden von uns durch die Gnade Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät ausgeſetzte Summe ſoll von der Oeſelſchen Provinzial-Kanzelei zur Herſtellung einer beſonderen Wohnung für Jeden von uns verwendet werden; das Material dazu wird auch ſchon vorbereitet. Aber wenn dieſe Summe ſchon hinreichen wird zur Herſtellung und Einrichtung der Wohnungen, ja, wenn ſie auch hinreichen wird zum Ankauf von Fiſchereigeräthſchaften u. A. m. — was bleibt uns Endesunterzeichneten, die wir gegenwärtig noch allein, ohne unſere Frauen und Kinder, leben, was bleibt

*) Th. v. Dellingshauſen, „wirklicher Commerz-Aſſeſſor". Der Ueberſetzer.

uns da zu unſerem ſonſtigen Lebensunterhalt, zu unſerer Nahrung übrig? Wir werden gewiß die alleräußerſte Noth zu beſtehen haben."

„3) Eingerechnet die 10 Rubel, welche man uns in Riga mit auf den Weg gegeben, haben wir von der oben erwähnten, uns ausgeſetzten Summe aus der Provinzial-Kanzelei 62 Rubel erhalten; den Reſt gedenkt man uns in Poſten von 1 Rubel monatlich per Mann auszuzahlen, eine Summe, aus der nicht nur nicht die Koſten für Nahrung und Kleidung zu beſtreiten ſein werden, ſondern die bei der hieſigen Theuerung, auch nicht einmal zum Ankauf des täglichen Brodes hinreichen wird."

„Aller der ſo eben aufgezählten Umſtände halber neigen wir uns zu den Füßen Ew. Gräflichen Erlaucht und bitten mit Thränen in den Augen zu geſtatten, daß wir unſeren gegenwärtigen Aufenthaltsort Arensburg verlaſſen und uns den vier bereits in Pernau angeſiedelten Männern zugeſellen. Wir acht Mann vereint könnten den hieſigen ſchwierigen Verhältniſſen ſchon leichter wiederſtehen, indem wir uns ſowohl bei Anfertigung von Fiſchereiinſtrumenten, als auch bei allen ſonſtigen Arbeiten, die mit vereinten Kräften beſſer gelingen, thätig unter die Arme zu greifen im Stande wären."

Den Zweck dieſer Eingabe, eine Vereinigung mit ihren vier Genoſſen in Pernau, ſollten die ehemaligen Vertrauten des Pſeudokaiſers nicht erreichen. Noch waren keine 14 Tage vergangen, als die Oeſelſche Provinzial-Kanzelei auf Befehl des Grafen Browne ihren vier Schutzbefohlenen mittheilte, daß ihnen die Bitte um Ueberſiedelung nach Pernau nicht gewährt werden könne. Die Kanzelei ihrerſeits aber, durch jene Bittſchrift ihre Fürſorge um die Anſiedler mehr oder weniger verdächtigt ſehend, unterlegten dem Generalgouverneur, es ſei durchaus unrichtig, was dieſe Leute berichtet, als habe nämlich die Kanzelei es ſo angeordnet, daß jedem von ihnen eine beſondere Wohnung hergerichtet werde, im Gegentheil ſei auf ihren perſönlichen Wunſch ein einziges Haus angekauft und auf denjenigen Platz übertragen worden, den man zu dem Zweck für ſie ausgewählt. Daß über die Aufſtellung des Gebäudes der Herbſt herangerückt ſei, die Schuld daran hätten ſie ſich ſelbſt beizumeſſen. Das Haus würde ſchon längſt fertig da ſtehn, wenn ſie ſich nicht plötzlich anders beſonnen und eigenſinnig darauf beharrt hätten, nun nicht mehr außerhalb der Stadt, dem Strande näher, ſondern in der Stadt ſelbſt wohnen zu wollen. Hinſichtlich der monatlichen Unterſtützung von 1 Rbl. handle die Kanzelei nur gemäß der ihr zu Theil gewordenen Vorſchrift Sr. Erlaucht

des Grafen Browne, den die Kanzelei auch darüber nicht ununterrichtet laſſen dürfe, daß die in Rede ſtehenden Koſaken äußerſt faule Leute ſeien und ſo wenig als möglich um ihren Lebensunterhalt in Sorge wären, ungeachtet ſeitens der Kanzelei nichts unterlaſſen werde, was ſie über die Unbekanntſchaft mit den neuen Lebensbedingungen hinweghelfen könnte. Aber anſtatt den ihnen immer und immer wieder ertheilten Rath zu beherzigen, ein großes Zugnetz zu kaufen und ſich überhaupt in die hier gebräuchliche Art des Fiſchfangs hineinzuarbeiten, ſchlenderten ſie den lieben langen Tag umher, thäten nichts und forderten nur immer von dem Gelde, das doch zum großen Theil zur Einrichtung ihres Wohngebäudes beſtimmt worden ſei.

Von dem Schauplatz unſerer der Vergeſſenheit entzogenen Archivalien treten nun die vier Arensburger „Uebergeführten" für einige Zeit ab, um ihren vier Pernauſchen Leidesgefährten nebſt deren Klagen und Bitten Platz zu machen; denn auch die in Pernau angeſiedelten Herren Koſaken, ſo ſehr ſie von ihren Genoſſen in Arensburg beneidet zu werden ſchienen, hatten, wie wir ſogleich hören werden, viel an ihrer Lage auszuſetzen. Am 29. October 1775 verfaßten ſie ein Geſuch an den Grafen Browne, ihnen zu geſtatten, einen aus ihrer Mitte, den Peter Puſtobajew, nach Riga abzudelegiren, damit er Sr. Gräflichen Erlaucht dem Herrn Generalgouverneur perſönlich und umſtändlich auseinanderſetze, wie ſchlimm es mit ihnen in Pernau beſtellt ſei. Sie bäten um dieſe Erlaubniß um ſo dringender, als gar keine Möglichkeit vorhanden wäre, vor dem Pernauſchen Magiſtrat zu Wort zu kommen. Graf Browne willfahrte ihrer Bitte. Puſtobajew langte am 7. Januar 1776 in Riga an und überreichte dem Grafen „im Namen der in Pernau anſäſſigen ehemaligen Koſaken vom Ural, jetzt ſogenannten „Uebergeführten" eine Schrift, in der die Koſaken, über ihre äußerſte Geldnoth klagend, um die Erlaubniß nachſuchten, erſtens freie ruſſiſche Arbeiter als unentbehrliche Gehülfen bei ihrem Fiſchereibetriebe in Sold zu nehmen, zweitens mit dem Ertrag ihrer Fiſcherei in Livland umherzureiſen und die Jahrmärkte zu beſuchen.

Auf dieſe Bitte einzugehen mußte Graf Browne um ſo größeres Bedenken hegen, als ihm ſeitens des Orenburgſchen Gouverneurs Generallieutenant Reinsdorpp ſchon im December des verwichenen Jahres nachſtehendes officielle Schreiben zugegangen war.

„Die an dem Aufſtande des ehemaligen Räubers und Uſurpators Pugatſchew betheiligt geweſenen, in dem der Verwaltung Ew. Erlaucht

anvertrauten Gouvernement und zwar in Pernau angeſiedelten uraliſchen Koſaken, an deren Spitze ein Fedor Tſchumakow, haben ſich herausgenommen, einen in Pernau ſich von Arbeit nährenden Bauern des Susdalſchen Kreiſes, Schurawlew, mit Briefen an den dortigen Ataman Akutin und an die Ihrigen nach Uralsk zu ſenden. Dieſe Briefe ſind aufgegriffen und ſorgfältig durchſehen worden, und wenn in ihnen zwar nichts Auffallendes und Verdächtiges zu entdecken geweſen iſt, außer vielleicht die Bemerkung, daß jeder von ihnen 300 Rubel Gage erhalte, — ſo verdient doch der Umſtand, daß die Abſender ihrem Boten, dem Schurawlew, eingeredet, der oben erwähnte Räuber Pugatſchew lebe noch bis zum heutigen Tage, einige Aufmerkſamkeit. Schurawlew nämlich behielt das Gehörte (das ihm möglicherweiſe mit der Abſicht der Weiterverbreitung geſagt worden war) nicht für ſich, ſondern erzählte es weiter, ſoviel man ermitteln konnte, vorläufig nur einer hier im uraliſchen Gebiet anſäſſigen Frauensperſon, was Alles zuſammengenommen jedenfalls kein beruhigendes Zeichen für die Geſinnungen dieſer Koſaken iſt, ſondern vielmehr dafür ſpricht, daß die Deportirten ihren ehemaligen verbrecheriſchen Führer noch ſehr lebhaft im Gedächtniß behalten haben und daß ihr früheres Verhältniß zu ihm ſie immer noch beſchäftigt. Es iſt alſo alle Urſache vorhanden, auf die Handlungen dieſer Leute Acht zu geben und demnach auch ihre angeknüpften brieflichen Beziehungen zu verhindern, da ſolche die im Koſakenheere hergeſtellte Ruhe und Ordnung leicht wieder zu ſtören und der Geſellſchaft Schaden zu verurſachen vermöchten. In Erwägung des Geſagten erſuche ich Ew. Erlaucht ergebenſt, die Obrigkeit der Stadt Pernau verbindlich zu machen, daß ſie eine verſchärfte unausgeſetzte Aufſicht über dieſe, als Verbrecher und Verräther bekannten Koſaken ausüben laſſe und ihnen auch die kleinſte verdächtige Handlung nicht durch die Finger ſehe, weil anders durch den Briefwechſel mit ihren Verwandten und Freunden und durch ihre ungebührlichen Reden leicht neue Unruhen angeſtiftet werden könnten."

Dieſes Schreiben ward dem Fürſten Wjaſemski am 5. Februar 1776 im Original zugeſtellt. Graf Browne knüpfte daran, ſowie an die oben mitgetheilte Bittſchrift der vier Pernauſchen „Uebergeführten", zwei Bemerkungen über die in jener Bittſchrift enthaltenen Klagen und Wünſche und erbat ſich für dieſe Wendung der Dinge die erforderlichen Verhaltungsmaßregeln. Die erſte der Bemerkungen bezieht ſich auf den Geldmangel und enthielt die Anfrage, ob der in 50 Rubeln beſtehende Reſt jener per Mann ausgeſetzten 100 Rubel, wie urſprünglich beſtimmt, zum Bau des

Wohnhauſes für die Koſaken verwendet oder aber, wie es die Leute wünſchten, ihnen ausgezahlt werden ſolle; die zweite lautet: „Iſt ihnen zu geſtatten, ruſſiſche Arbeitsgehülfen zu miethen und in ganz Livland mit dem Ertrag ihrer Fiſcherei umherzureiſen?“ — „Meiner Meinung nach,“ ſagt der Graf, „könnte man ihnen die Anwerbung von Miethарbeitern geſtatten, doch dürften dieſe Arbeiter keine Ruſſen, ſondern nur Eſten und zwar hieſige Einwohner ſein, welche für die gemeinſchädlichen Reden und Geſinnungen der Koſaken wenig Sympathie an den Tag legen würden. Ihrem Wunſch, die livländiſchen Jahrmärkte bereiſen zu dürfen, iſt erſt dann Gewährung zu geben, wenn ihre Frauen und Kinder hier eingetroffen ſein werden und eine eingerichtete Wirthſchaft etwaigen Fluchtgedanken keinen Vorſchub mehr leiſtet. Um des letzteren Umſtandes willen, geſtele es Ew. Durchlaucht nicht, den Inhalt Ihres mir zu Theil gewordenen Schreibens vom 23. April des verwichenen 1775. Jahres wahr zu machen und demnach die Familien der Uebergeführten hierher ſenden zu laſſen, mich gleichzeitig aber darüber zu benachrichtigen, was in Veranlaſſung des Briefes des Gouverneurs von Orenburg zu thun geboten erſcheint.“

Ferner hatte Graf Browne den Fürſten Wjaſemski bereits am 16. Mai 1775 um die Mittheilung erſucht, ob die in dem Schreiben des letzteren vom 28. Februar deſſelben Jahres beſtimmten Diätengelder im Betrage von 10 Kop. per Mann und Tag, den in Arensburg und Pernau angeſiedelten Koſaken auch noch ferner, d. h. neben der Unterſtützungsſumme von 100 Rubeln, die in der Folge einem Jeden von Ihnen zugeſtellt worden war, ausgezahlt werden ſollten. Graf Browne bittet nun zum zweiten Male um Beſcheid, was er in dieſer Sache zu unternehmen habe.

Seinerſeits ſchrieb er am 12. Februar 1776 dem Commandanten von Pernau vor, ſtreng darauf zu ſehen, daß Tſchumakow und Genoſſen keine Gelegenheit fänden, Briefe, an wen es auch ſei, zu ſchreiben und daß die von ihnen anzuwerbenden Arbeiter keine Ruſſen, ſondern Eſten ſeien.

Diesmal erfolgte die Antwort des Fürſten Wjaſemski auffallend ſchnell; ſie traf ein am 12. Februar, demſelben Tage, an welchem der Generalgouverneur von Livland den Brief am General-Major Poſſtet nach Pernau geſandt hatte, und lautete:

„Den Brief Ew. Erlaucht vom 5. d. Mts. nebſt beigefügtem Originalbericht des Gouverneurs von Reinsdorpp, habe ich erhalten und auch das Glück gehabt, beides ſelbigen Tages Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät zu unterbreiten. Mir wurde darauf ſeitens unſerer gnädigen Kaiſerin der Befehl,

den Herrn Reinsdorpp um die ſofortige Einſendung des mit der Ueberbringung der Briefe betraut geweſenen Schurawlew in die geheime Expedition zu erſuchen, was meinerſeits bereits geſchehen iſt. Hinſichtlich jedoch deſſen, was Ew. Erlaucht über die deportirten uraliſchen Koſaken, Tſchumakow und Genoſſen, über deren bei Anſiedlern gar nicht ſtatthafte Faulheit und Sorgloſigkeit bei Erbauung ihres Wohnhauſes, ſowie über deren Wunſch, ruſſiſche Arbeiter miethen und das livländiſche Gouvernement bereiſen zu dürfen, mir geſchrieben haben, muß ich Ew. Erlaucht erſuchen, bis dahin, wo eine Allerhöchſte Verfügung in dieſer Angelegenheit erfolgen wird, mit meiner hier folgenden Meinung vorlieb zu nehmen: 1) da die Leute ſich mit Landbau nicht beſchäftigen und dem äußerſten Mangel an Nahrungsmitteln doch nicht ausgeſetzt werden können, ſo erſcheint es mir geboten, ihnen für einige Zeit eine Unterſtützung von einem Sack Mehl per Mann und von dem für ſie beſtimmten Gelde, d. h. den bei Ew. Erlaucht noch übrigen 50 Rubeln, ihnen gleichfalls 3 Rubel per Mann zu gewähren; 2) das Reiſen in Livland jedoch, iſt ihnen als Deportirten und unter Aufſicht Stehenden unter keiner Bedingung zu geſtatten, ebenſo wenig, als ihnen das Anwerben von Arbeitern ruſſiſcher Nationalität, wie Ew. Erlaucht ſolches ja ſelbſt zu mißbilligen beliebten, verboten werden muß; vielmehr wird ihnen aufs ſtrengſte einzuſchärfen ſein, nicht zu vergeſſen, wie ſehr ſie ſich noch um die Gnade Ihrer Majeſtät der Kaiſerin verdient zu machen und deßwegen nicht das geringſte Recht hätten, Ew. Erlaucht mit ihren unnützen Klagen und Forderungen zu beunruhigen." — Folgt die dem Fürſten Wjaſemski überhaupt geläufige Schlußformel, daß alles eben Erwähnte nur ſo die Meinung des Fürſten ſei und daß im Uebrigen Alles der reifen Erwägung und Entſchließung des Grafen überlaſſen bleibe.

Nachdem Graf Browne die Anordnung getroffen, daß ſowohl den in Pernau als auch den in Arensburg angeſiedelten Koſaken aus den Krons-Magazinen ein Tſchetwert Roggenmehl und 3 Rubel per Mann aus derjenigen Summe ausgezahlt werde, welche eigentlich zur Herſtellung ihrer Wohngebäude beſtimmt worden war, wünſchte er zu wiſſen, in wie weit des Commandanten von Pernau Bericht über die Pernauſchen „Uebergeführten" begründet ſei und ob nicht dieſe oder jene Parteilichkeit dabei obgewaltet habe. Demzufolge befahl er, gleich nach Empfang des Briefes von Reinsdorpp, dem Pernauſchen Magiſtrate, ihm umgehend zu berichten: womit die in Pernau angeſiedelten Koſaken ſich daſelbſt beſchäftigten, welche Verbindungen nach auswärts und welche Bekanntſchaften ſie unter den

Pernauern hätten, wie der Bau ihrer Wohnungen weiter ſchreite und auf welche Weiſe ſie die ihnen zukommenden Unterſtützungen verwendeten.

Wenn der Generalgouverneur nur eine Beſtätigung deſſen wünſchte, was der Commandant von Pernau ihm angelegentlich der Pernauſchen Anſiedler mitgetheilt hatte, ſo konnte er mit der Antwort, die ihm der Magiſtrat am 8. Februar 1776 zuſtellte, vollkommen zufrieden ſein. Dieſer ſchrieb: die in Rede ſtehenden Leute wären ausgeſprochene Nichtsthuer; Niemand habe ſie noch bei irgend welcher Arbeit geſehen; ſie lebten in der Vorſtadt in der Schenke eines Ruſſen, Philipp Petrow, der ehedem Marketender geweſen ſein ſoll und bei dem alle hier durchreiſenden Ruſſen einkehrten; ob ſie unter den hieſigen Einwohnern einige zu ihren Bekannten zählten, könne mit Beſtimmtheit nicht conſtatirt werden, indeſſen höre man, daß ſie oft im Hauſe des ehemaligen Atamans der Koſaken vom Don Stepan Danilowitſch Jefremow aus- und eingingen; um den Bau ihres Wohnhauſes bekümmerten ſie ſich nicht; welche Unterſtützungen ihnen zuflöſſen und in welcher Weiſe ſie dieſelben verwendeten, ſei dem Magiſtrate unbekannt.

In Folge dieſer deutlichen Unterlegung des Pernauſchen Magiſtrats erging 14 Tage ſpäter ſeitens des Grafen Browne an Poſſiet nachſtehender entſcheidender Befehl: „Den Koſaken das Wohnen in der Schenke des Petrow zu verbieten; ihnen zu befehlen, das eigene Haus zu erbauen, mit Jefremow nicht zu verkehren, keinerlei Schriftwechſel zu führen.“

Hiermit iſt die Acte Nr. 69, der alle vorſtehenden Documente entnommen worden ſind, geſchloſſen. Im Laufe der nun folgenden neun Jahre hat keinerlei Schriftwechſel in Angelegenheit der „Uebergeführten“ ſtattgefunden, wenigſtens hat der Sammler dieſer Schriftſtücke nichts entdecken können, was zu der Sache in irgend welcher Beziehung geſtanden hätte; er glaubt jedoch aus den gleich unten zu citirenden officiellen Papieren ſchließen zu müſſen, daß ſowohl die in Pernau angeſiedelten Koſaken als auch ihre Arensburger Genoſſen, des erfolgloſen Bittens und Klagens überdrüſſig, ſich endlich den Bedingungen und Anforderungen eines bürgerlichen, auf Arbeit und Vorſorge angewieſenen Lebens gefügt haben. Seitens der Krone, ſo iſt mit aller Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, wurde ihnen keine Art von beſtändiger Unterſtützung zu Theil; ſie lebten in den von ihnen ſchließlich doch erbauten Häuſern, beſchäftigten ſich mit Fiſchfang und blieben nach wie vor von allen und jeden Abgaben befreit. Ihre Familien jedoch hat man ihnen — wie bereits oben vorgreifend geſagt wurde — nicht

folgen laſſen und die Gründe, die dagegen obgewaltet haben mögen, ſind uns nicht bekannt geworden. Erſt in den Acten aus den Jahren 1785, 1786, 1800 und 1804 läßt ſich das fernere Schickſal der „Uebergeführten" verfolgen.

Am 12. Auguſt 1785 nämlich ſchickten die Pernauſchen Anſiedler Tworogow, Tſchumakow, Fedulow und Puſtobajew dem Grafen Browne, der noch immer an der Spitze des Generalgouvernements von Livland ſtand, folgende Bittſchrift zu:

„Vor den Stufen des Sitzes Ew. hochgräflichen Erlaucht niederſinkend und Ihre Füße mit unſeren ſtrömenden Thränen benetzend, flehen wir um Gnade, um Hülfe in der uns argbedrängenden Noth. — Der Wille des Allmächtigen und der Befehl unſerer allergnädigſten Kaiſerin haben uns verurtheilt, ſo weit entfernt von unſerem Vaterlande, von unſerem häuslichen Herd, hier in dieſer fremden Gegend zu leben, und, wenn ſchon mit vielem Elend kämpfend, haben wir unſer Schickſal bis zum heutigen Tage in Geduld getragen. — Da nun im Laufe dieſer langen Reihe von Jahren einige von uns und namentlich Fedor Tſchumakow und Peter Puſtobajew ſehr alt geworden ſind und hinfällig und ſchwach, da ferner das Licht ihrer Augen faſt gänzlich erloſchen iſt und ſie ſomit vollſtändig unfähig ſind, für ihren Lebensunterhalt Sorge zu tragen, ſo bitten wir Ew. hochgräfliche Erlaucht, unſern allerbarmherzigſten und allergnädigſten Herrn und Vater, unterthänigſt, uns mit der Erlaubniß zur Rückkehr in unſere Heimat zu begnadigen. Dort haben wir ja noch Kinder und Verwandte, die uns das Leben erleichtern und mit deren Unterſtützung wir für unſern Unterhalt, nicht wie hier mit genauer Noth, ſondern ohne Mühe Sorge tragen würden. Sollten aber die Umſtände ſo ſehr gegen dieſe unſere Bitte ſein, daß Ew. hochgräfliche Erlaucht ſie uns abzuſchlagen genöthigt wären, ſo bitten wir um Folgendes: Ew. Erlaucht wollen anbefehlen, daß Angeſichts der uns bedrängenden Noth wenigſtens dem Tſchumakow und dem Puſtobajew, wegen ihres hohen Alters und gänzlicher Hinfälligkeit, eine monatliche Unterſtützung entweder an Proviant oder an Geld gewährtwerden möge. Dafür," ſo lautet der Schluß der Bittſchrift, „würden wir immer und ewig den Himmel loben und preiſen, ihn inbrünſtig bitten, daß er das Leben unſerer allergnädigſten Kaiſerin ſegne und erhalte, Ew. Erlaucht aber und das ganze hochgräfliche Haus mit Ehre und Ruhm überſchütte, in welcher Hoffnung wir in dem, was

Ew. hochgräflichen Durchlaucht zu beſchließen gefällig ſein wird, eine gnädige Reſolution erwarten ꝛc.“

Graf Browne ſchien dieſen Klagen ſeitens derjenigen, die ihm ſchon ehedem mit ihrer ewigen Unruhe und Unzufriedenheit ſo viel zu ſchaffen gemacht, keinen rechten Glauben ſchenken zu wollen, denn ſchon am 23. Auguſt deſſelben Jahres erbat er ſich vom Pernauſchen Commandanten Brigadier Vogt, der inzwiſchen den General-Major Poſſiet abgelöſt hatte, nähere, die Bittſchrift betreffende Auskünfte. Er ſchrieb:

„Die Uebergeführten Iwan Tworogow, Tſchumakow, Puſtobajew und Fedulow ſandten mir durch den Beſitzer der Badſtube in Pernau ein Bittſchreiben zu, in welchem ſie für ſich und für zwei ihrer Genoſſen, den Tſchumakow und Puſtobajew, die wegen hohen Alters und Hinfälligkeit nicht mehr zu arbeiten im Stande ſeien, um die Erlaubniß nachſuchten, in ihre Heimat zurückkehren zu dürfen; wo nicht, möchte man wenigſtens den beiden Hinfälligen eine Unterſtützung an monatlichem Proviant gewähren. Da man ſich auf die Angaben dieſer Leute nicht verlaſſen kann und es unglaublich erſcheint, daß ſie bereits zu hinfällig geworden, um ſich noch durch irgend welche Arbeit ernähren zu können, ſo ſind mir genauere und überzeugendere Auskünfte in dieſer Angelegenheit von Wichtigkeit; ich erſuche Sie deßhalb, Herr Brigadier, darüber umſtändliche Erkundigungen einzuziehen, ob dieſe Leute ſich wirklich in der geſchilderten Lage befinden, ſich durch eigene Händearbeit nicht mehr ernähren zu können, oder ob alles das nur ein Vorwand iſt. Im erſteren Falle möchte ich Ihnen empfehlen, ſie zuſammenzurufen und ihnen mit zuredenden und ermahnenden Worten ans Herz zu legen, daß ſie ſich gegenſeitig helfen und in der Noth beiſtehen mögen, wie das ehrlichen Kameraden geziemt. Sie werden ferner nicht unterlaſſen wollen, ihnen zu bemerken, wann nöthig zu befehlen, daß ſie mit ihren Bitten, um was es ſich auch handele, ſich direct an Sie zu wenden haben und daß ihnen jede Art Schriftwechſel auf das ſtrengſte verboten ſei; dem Badſtüber endlich zu eröffnen, in Zukunft keine Briefe von den Uebergeführten entgegenzunehmen oder zu befördern, vielmehr möge er, als ihr ganzes Zutrauen beſitzend, auf alle ihre Handlungen und Geſetzesüberſchreitungen, namentlich aber auf ihren ſchriftlichen Verkehr ſorgfältig Acht geben und über Geſehenes und Gehörtes Ihnen Anzeige machen. Alle dieſe Maßregeln werden Sie unter der Hand zu treffen haben, ſo daß aus ſolcher Beargwöhnung dem Tſchumakow und Genoſſen keinerlei Nachtheile in den Augen der bürgerlichen Geſellſchaft erwachſen.

Ueber die Ergebniſſe Ihrer Ermittelung in Betreff der Hülfloſigkeit und des Alters der Leute ſchicken Sie mir einen Rapport."

In Erfüllung dieſer Vorſchrift unterlegte Brigadier Vogt dem Grafen Juri Jurjewitſch am 28. Auguſt 1785 sub Nr. 634, daß Tſchumakow und Puſtobajew in der That vor Alter die Sehkraft ihrer Augen mehr oder weniger verloren hätten, daß aber die beiden andern, Tworogow und Fedulow, jünger ſeien und ſich den Lebensunterhalt noch recht gut zu beſchaffen vermöchten. Auf den ihnen ertheilten Rath, einander als gute Kameraden beizuſtehen und ſich gegenſeitig zu helfen, hätten ſie ihrerſeits entgegnet, daß ſie ſolches während der ganzen Zeit ihres Zuſammenſeins ohnehin beobachtet hätten und daß nur jetzt, wo Tſchumakow und Puſtobajew völlig hinfällig und zu jeder Leiſtung unfähig geworden ſeien, nichts zur gegenſeitigen Unterſtützung geſchehen könne. — „Was das Uebermitteln der Bittſchrift durch den Badſtüber betrifft, ſo habe ich meine Einwilligung dazu ſelbſt gegeben, darüber auch Ew. Erlaucht Unterlegung gemacht und nicht gezögert dieſe Unterlegung zu wiederholen, als auf die erſte Ihrerſeits keine Reſolution erfolgte. Daß die Leute ohne mein Wiſſen keine Briefe, an wen und wohin ſie auch gerichtet ſein mögen, abſchicken dürfen, iſt ihnen wiederholt erklärt worden; auch habe ich keine Urſache anzunehmen, ſie hätten ſich in dieſer Hinſicht eines Vergehens ſchuldig gemacht; ich muß im Gegentheil der Wahrheit und Gerechtigkeit Raum geben und erklären, daß ihre Führung zu jeder Zeit eine ordentliche geweſen iſt, daß ſie ſtill und friedlich leben und die Grenzen der Geſetzlichkeit nicht überſchreiten."

Alle dieſe näheren Angaben legte Graf Browne einem Schreiben an den Fürſten Wjaſemski, datirt vom 1. November 1785, zu Grunde und erſuchte ihn dringend, in Anbetracht der Hinfälligkeit und Altersſchwäche der beiden Uebergeführten Tſchumakow und Puſtobajew und in Anbetracht der über ſie bis hiezu ſchon ſo vielfach ergangenen Gnade Ihrer Majeſtät, die erforderliche Anordnung treffen zu wollen, an welchem Orte und aus welchen Mitteln ihnen der Proviant und eine wenn auch noch ſo kleine Unterſtützung ausgereicht werden könne, — dieſen Genannten ſchon jetzt, ihren beiden Genoſſen aber für die Zukunft.

Den 27. Februar 1786 antwortete Fürſt Wjaſemski:

„Ihre Majeſtät die Kaiſerin hat nach Kenntnißnahme des Briefes, in welchem Ew. Erlaucht die völlig troſtloſe Lage und Hinfälligkeit der bekannten ehemaligen Koſaken vom Jaik Tworogow und Genoſſen zu

ſchildern beliebten, zu befehlen geruht: jedem von ihnen ein für alle Mal 100 Rbl. auszureichen. Es bleibt der Einſicht Ew. Erlaucht überlaſſen, ob dieſe Summe den Leuten voll und ganz einzuhändigen ſei oder ob es geeigneter erſcheinen möchte, eine dritte Perſon mit der zweckmäßigen Verwendung dieſer Gelder zu beauftragen. Indem ich dieſen Allerhöchſten Befehl hiermit zu Ihrer Kenntniß bringe, habe ich die Ehre Ew. Erlaucht ergebenſt zu bitten, Ihrerſeits die Anordnung treffen zu wollen, daß die ausgeſetzten Unterſtützungsgelder den Summen der Rentei für Staatserſparniſſe entnommen werden ſollen."

In Folge dieſes Briefes erließ Graf Browne am 5. März sub Nr. 126 an den Rigaſchen Kameralhof den Befehl, 400 Rbl. an den Commandanten Brigadier Vogt nach Pernau zu ſenden. Dieſer letztere ſelbſt erhielt ſeitens des Generalgouverneurs ein Schreiben, in welchem es unter Anderem heißt: „Dieſe Gnade Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät erwägend, werden Ihre Bemühungen darauf gerichtet ſein müſſen, eine derartige Verwendung der Gelder anzuordnen, daß Tſchumakow und Puſtobajew jeder zwei Tſchetwerik Roggenmehl und anderthalb Garnitz Grütze monatlich erhalten, welche Gegenſtände zu möglichſt billigen Preiſen entweder auf dem Markte oder, falls es ſich auf dieſem Wege als vortheilhafter erweiſen ſollte, aus den Proviant-Magazinen gegen gleich baare Zahlung zu erſtehen ſein werden. Wenn nicht äußerſte Nothwendigkeit Sie dazu veranlaſſen ſollte, ſo vermeiden Sie dem Tworogow und dem Fedulow gegenüber durchaus jede Erklärung hinſichtlich des erfolgten Gnadenactes Ihrer Majeſtät; tritt dieſe Nothwendigkeit jedoch ein, ſo werden Sie nicht zögern, mich davon in Kenntniß zu ſetzen."

Alle dieſe Verfügungen wurden vermittelſt Schreibens vom 7. März 1786 sub Nr. 128 dem Fürſten Wjaſemski mitgetheilt. Am 12. März unterlegte der Brigadier Vogt dem Grafen Browne, daß die 400 Rubel in ſeine Hände gelangt ſeien und daß er in Betreff ihrer Verwendung ganz nach der ihm zugegangenen Vorſchrift verfahren werde.

Ueber die in Arensburg angeſiedelten Koſaken (Joſanow, Konowalow, Kotſchurow und Potſchitalin) verlautet bis zum Jahre 1800 keine Sylbe. Erſt in dieſem Jahre, am 24. Januar, unterlegte der liv- und eſtländiſche Civil-Generalgouverneur, wirklicher Geheimrath von Nagel, dem General-Procureur Beſkleſchow Folgendes:

„Die Oeconomie-Verwaltung der Inſel Oeſel brachte in ihrer Unterlegung vom 9. Januar 1800 zu meiner Kenntniß, daß im Jahre 1775

auf Allerhöchſten Befehl vier Koſaken vom Ural zur Anſiedelung nach Arensburg geſchickt worden ſeien, die ſich bis zu dieſer Stunde von Fiſcherei und Handarbeiten hinlänglich nährten, die Ordnung in Nichts ſtörten und friedlich lebten. Gegenwärtig nun iſt einer unter ihnen, der 80jährige Koſak Kosma Joſanow, ſo ſehr altersſchwach und hinfällig geworden, daß er ſich durchaus außer Stande fühlt, für ſeinen Lebensunterhalt zu ſorgen; ich erſuche Ew. hohe Excellenz demzufolge ergebenſt befehlen zu wollen, dem Manne für die übrigen Jahre, deren er ohnehin nicht viele zu leben haben dürfte, eine Unterſtützung ſeitens der Krone auszureichen."

In ſeiner Antwort vom 4. Februar 1800 bedauert der General-Procureur bemerken zu müſſen, daß man ſeitens der Krone auf keinerlei Unterſtützung rechnen dürfe; in den der Obhut des Herrn Generalgouverneurs anvertrauten Gouvernements ſeien ja wohlthätige Anſtalten in reichlicher Zahl vertreten, wie z. B. das Collegium allgemeiner Fürſorge, Armenhäuſer und andere dem ähnliche Einrichtungen, — es würde alſo nur eines Befehls ſeiner hohen Excellenz an die ihm untergeordneten Behörden bedürfen, den erwähnten altersſchwachen Koſaken nach Erforderniß zu verſorgen.

Drei Tage darauf, am 7. Februar, ſchrieb der General-Procureur wiederum an Herrn von Nagel, daß die zur Anſiedelung in Pernau verurtheilten Koſaken vom Ural Iwan Tworogow und Genoſſen ſich mit der Bitte direct an ihn gewandt hätten, ihnen wegen hohen Alters und Unfähigkeit zur Arbeit eine Unterſtützung zukommen zu laſſen. „Indem ich der Meinung bin," ſo fährt der General-Procureur in ſeinem Schreiben fort, „daß die Fürſorge um alle Hinfälligen überhaupt ein Gegenſtand der Thätigkeit der Ew. hohen Excellenz untergeordneten Behörden ſei, kann ich nicht umhin, ſowohl hinſichtlich der Hülfsbedürftigen in Pernau als derjenigen in Arensburg, Ew. hohe Excellenz auf mein dahin bezügliches Schreiben vom 4. dieſes Monats aufmerkſam zu machen, Sie gleichzeitig erſuchend, die nöthigen Maßregeln zum Unterhalt der Hülfsbedürftigen zu ergreifen."

Am 19. Februar konnte von Nagel den General-Procureur benachrichtigen, daß wegen des Unterhalts der Koſaken „die nöthige Vorſchrift erlaſſen worden ſei".

Die endgültige Entſcheidung des Schickſals der „Uebergeführten" erfolgte erſt im Jahre 1804.

Der Juſtiz-Miniſter, Fürſt Peter Waſſiljewitſch Lopuchin ſchrieb am 25. Juli 1804 dem livländiſchen und eſtländiſchen Generalgouverneur, Grafen Fedor Fedorowitſch Buxhöwden:

„In Veranlaſſung der allerunterthänigſten Bitte des Koſaken vom Ural Semen Joſanow um Freilaſſung ſeines Vaters, welcher ehedem der Bande Pugatſchews angehört habe und im Jahre 1775 nebſt fünf andern Koſaken zur Anſiedelung in der Vorſtadt von Pernau geſchickt worden iſt, hat Se. Majeſtät der Kaiſer zu befehlen geruht, Erkundigungen einzuziehen: welcher Art die Aufführung ſowohl des Vaters des Bittſtellers als der Uebrigen zur Anſiedlung Verurtheilten bisher geweſen und ob es auch der Wunſch Aller ſei, in ihre Heimat zurückzukehren. Demzufolge erſuche ich Ew. Erlaucht, mir die betreffenden Auskünfte zukommen laſſen zu wollen, damit ich dieſelben Sr. Majeſtät dem Kaiſer unterbreite."

Wiewohl erſt vier Jahre ſeit dem letzten Schriftwechſel in Angelegenheit unſerer Koſaken vergangen waren, ſo wußte doch Graf Buxhöwden abſolut nichts von dem Zwangsaufenthalte irgend welcher „übergeführten" Koſaken innerhalb der Grenzen von Liv- und Eſtland, denn indem er dem Pernauſchen Commandanten, General-Lieutenant Baskakow, vom 2. Auguſt 1804 vorſchrieb, ihm die vom Fürſten Lopuchin verlangten Auskünfte einzuſenden, fügte er hinzu: ... „ſollten indeſſen die in Rede ſtehenden Leute nicht mehr in Pernau, ſondern an andern meiner Verwaltung anvertrauten Orten leben, ſo werden ſie ſich dahin ſolcher Weiſe in Beziehung zu ſetzen haben, daß die verlangten Auskünfte unmittelbar und unverweilt in meine Hände gelangen."

Darauf berichtete Baskakow am 15. Auguſt deſſelben Jahres, daß der Koſak Joſanow in Arensburg geſtorben ſei und daß die beiden daſelbſt noch lebenden ehemaligen Koſaken vom Ural Konowalow und Kotſchurow, wegen ihres hohen Alters und leidenden Zuſtandes, nicht wünſchten in die Heimat zurückzukehren. Desgleichen wünſche der eine, in Pernau noch am Leben gebliebene Koſak Tworogow aus denſelben Gründen zu bleiben, wo er ſei; er bitte nur um die Erlaubniß, hin und wieder nach Riga und Reval fahren zu dürfen, da dieſe Gnade ihm auch von dem Fürſten Sergei Fedorowitſch Golizyn wiederholt gewährt worden wäre.

Graf Buxhöwden willfahrte der Bitte. Dem Juſtiz-Miniſter theilte er am 28. Auguſt 1804 mit, was er eben in Erfahrung gebracht, daß Joſanow nicht mehr lebe, die übrigen drei noch lebenden Koſaken aber

Arensburg und Pernau nicht mehr verlaſſen möchten, ihres Alters und ihrer Schwachheit wegen.

Es waren aber noch andere, viel maßgebendere Gründe vorhanden, warum die „Uebergeführten“ nicht mehr zurückkehren wollten in die Heimat: dort waren inzwiſchen alle ihre Angehörigen, ihre Frauen und Kinder verſtorben, Niemand war am Leben geblieben, der ſich ihrer hätte erinnern können, falls ſie ſich entſchloſſen hätten, die Heimat noch einmal wiederzuſehen.

Wahrſcheinlich verwiſchte bald darauf der Tod auch die letzte Erinnerung an dieſe in Livland zur Ruhe gekommenen Genoſſen des großen „Räubers und Uſurpators“.

F. Cz.

Amerikaniſche Briefe eines Livländers.

VI.

Melroſe, den 12. Juli (31. Juni) 1868.

Der große Tag Amerikas, der 4. Juli, iſt wieder einmal würdig begangen worden. Da erwartet wohl mancher Ihrer Leſer in dieſem Briefe eine ſchöne Beſchreibung des Unabhängigkeitsfeſtes zu erhalten. Allein ich muß mich entſchuldigen, da mein ganzer Brief dann nur aus „Puff! Knall!! Knakknakkrach!!!“ u. ſ. w. in allen möglichen Combinationen und Permutationen mit bald mehr, bald weniger, bald dickeren, bald dünneren Ausrufungszeichen beſtehen würde. Das Abbrennen von Feuerkrackers, Fröſchen, Raketen, Schwärmern, Bienenkörben, Rädern u. ſ. w. mitten auf der Straße zwiſchen den Beinen der Vorübergehenden und der Pferde, von 5 Uhr Morgens bis lange nach Mitternacht, das iſt der 4. Juli. Alt und Jung, von fünfzig bis zu fünf Jahren, hat an dem großen Gedenktage nur hierfür Sinn. Wenn je ſo iſt an dieſem Tage das alte Wort „Viel Geſchrei und wenig Wolle“ eine Wahrheit. Die empörenden Brutalitäten, die ſich die „Loafers“ und „Rowdies“ und die Buben, die es werden wollen, zu Schulden kommen laſſen, als das abſichtliche Werfen von Feuerwerk in die geöffneten Fenſter und gegen die Röcke der Damen, die unzähligen Brandwunden und vielen Brandſchäden — in Brooklyn waren dieſes Jahr nur ſieben — die bedeckt man mit einem Mantel der Liebe, der geradezu von lächerlicher Dicke iſt: nur um Gotteswillen dem ſouverainen Pöbel um dieſer Kleinigkeiten willen nicht ſein Vergnügen geſtört! Ich habe nie ein nationales Feſt witzloſer und — es muß geſagt ſein — brutaler begehen ſehen. Der 15. Auguſt, der Napoleonstag, den ich einſt in Paris mitmachte, ſtand mir immer vor

Augen, und ich wünſchte ich könnte ganz New-York einmal zu dieſem Tage hinüberſchicken; aber freilich iſt es wohl mehr als fraglich, ob die Lection irgend etwas fruchten würde. Denkt man dabei daran, was hier und was dort gefeiert wird, ſo wird einem weh zu Muth und man lenkt die Gedanken gerne auf einen anderen Gegenſtand. Erlauben Sie mir daher Sie heute an einen Ort zu führen, wo des Geſchreis ſehr wenig, der ſchönſten Wolle aber deſto mehr iſt.

Blackwell's Island, die Inſel der Wohlthätigkeits- und Correctionsanſtalten, iſt der Ort, an den ich Sie einlade, weil es ſchwer ſein dürfte einen anderen Ort zu finden, an dem ſich die liebenswürdigen und großen Seiten des amerikaniſchen Charakters in ſo glänzendem Lichte zeigen. Die Inſel mit all den ſtattlichen maſſiven Steingebäuden der zweiundzwanzig verſchiedenen Anſtalten, mit den ſchönen Parkanlagen, den weiten reinlichen Gemüſegärten und den geſchmackvollen Blumengärten, umfloſſen von dem raſch dahinſchießenden, gewaltigen Strom, bietet ein landſchaftliches Bild von ſeltener Schönheit dar. Man kann ſich ſchwer überreden, daß all das nichts als eine Rieſenherberge des Unglücks, der Armuth, Krankheit und des Verbrechens iſt.

Durch Gottes beſondere Güte ſtiegen wir an dem ſteilen Ufer des Fluſſes aus dem Cabriolet des Dr. Thompſon, des Präſidenten des ärztlichen Collegiums, ohne daß Pferde, Wagen und Inſaſſen ſich die Gliedmaßen auf den Steinen und Balken gebrochen, auf denen wir die letzten fünf Minuten hinauf- und hinuntergefallen waren. Der Doctor winkte mit dem Taſchentuch, und bald ſtieß auf dieſes Signal hin ein Boot von dem Ufer der Inſel ab. Die Ruderer waren zwei junge Burſche von 17 bis 19 Jahren, Sträflinge. Neben dem Steuermann lag ein kurzer, ſcharf geladener Karabiner. Das Boot war ſo klein, daß wir vorn an der Spitze deſſelben Platz nehmen mußten. Das Gewehr des Steuermanns wurde dadurch nutzlos, da er unmöglich davon Gebrauch machen konnte ohne uns in die größte Gefahr zu bringen; wir waren mithin ſo ziemlich in die Gewalt der Sträflinge gegeben; allein ſie ruderten ruhig hinüber, nur von Zeit zu Zeit ſich einen Augenblick umdrehend und mich mit einem Blick halb ſtumpfer, halb frecher Neugier muſternd.

Wir landeten bei dem Haupthoſpital, einem ungeheueren palaſtartigen Gebäude, das, gleich allen übrigen, aus großen Blöcken gebaut iſt, die aus dem Felſen der Inſel ſelbſt geſprengt ſind. Da der „Board of Charities and Corrections“ (d. h. die vier Männer, denen die oberſte

Verwaltung der zweiundzwanzig Inſtitute obliegt) gerade dort war, ſo ſtellte mich der Doctor den Herren mit der Bemerkung vor, daß ich von Deutſchland aus beauftragt wäre genau alle die amerikaniſchen Verhältniſſe zu ſtudiren und darüber Bericht zu erſtatten. „Ich hoffe," erwiderte der Präſident, nachdem er mich ſehr liebenswürdig willkommen geheißen, „ich hoffe, Doctor, Sie werden dem Herrn Alles zeigen, das Tadelnswerthe wie das Gute; wir wünſchen daß nichts verhehlt werde; nichts iſt uns lieber, als wenn die reine Wahrheit berichtet wird." Dieſe Bemerkung war ſehr charakteriſtiſch. Ich glaube nicht, daß es irgend ein Volk giebt, das ſich ſo aufrichtig ſelbſt bewundert und das ſo bitter bei der geringſten Rüge aus dem Munde eines Fremden auffährt, wie die Amerikaner. Einſt war in der Geſellſchaft von Dickens' American Notes die Rede. Eine junge Dame, die weit mehr als die gewöhnliche amerikaniſche Durchſchnittsbildung hat, hörte lange ſchweigend zu. Plötzlich fuhr ſie mit geradezu anſtößiger Heftigkeit auf: „Wie darf er wagen uns zu kritiſiren? Wer iſt er, daß er ſich erlaubt herüberzukommen, um uns nachher ſchlecht zu machen? Niemand hat das Recht über uns Bemerkungen zu machen; und wer es thut, macht ſich nur lächerlich." Das, wenn auch in etwas ſcharfer Weiſe ausgedrückt, iſt das Gefühl, mit dem Dickens' Kritik ganz allgemein angeſehen wird, obgleich ſich alle Welt die Rippen einſtoßen ließ um ſeine Vorleſungen zu hören und allen Witz aufbot um ihm die übertriebenſten Apotheoſen zu veranſtalten. Und jeder Angriff, der eine lächerliche Seite des amerikaniſchen Lebens, ſei es auch noch ſo leicht, berührt, oder irgend aus allzu großer europäiſcher Selbſtzufriedenheit hervorzugehen ſcheint, theilt das Schickſal der Kritik des engliſchen Novelliſten. — Andererſeits giebt es aber auch ſchwerlich ein Land, in dem die Gebildeten mit ſolchem Freimuth dem Fremden gegenüber die ſchwachen Seiten des Landes aufdecken und ihm ſo ohne alle Empfindlichkeit geſtatten die ſchärfſte Kritik zu üben, falls ſie bei dem Kritiker vorausſetzen, daß er vorurtheilsfrei zu Werke gehe und ernſte Motive ihn leiten.

Was das Hoſpital in Blackwell's Island anlangt, ſo war es eine bloße Redensart, daß „das Tadelnswerthe" gleichfalls gezeigt werden ſollte: die Ordnung, Reinlichkeit, die ganze Anlage, kurz Alles vom Dach bis zum Keller ſchien, ſo weit ein Laie darüber urtheilen kann, geradezu muſtergültig zu ſein. Nicht immer war es dort ſo. Solange der „Board", gleich allen anderen ſtädtiſchen Beamten, von den Bürgern gewählt wurde,

ſo lange war es hiermit, wie mit allen anderen ſtädtiſchen Inſtituten: die Wohlthätigkeits- und Correctionsanſtalten waren nur dazu da den ſchamloſen politiſchen „Ringführern" Gelegenheit zu geben ſich reich zu ſtehlen. „Das Elend, der Schmutz und Mangel in den die Kranken, wie die Inſaſſen aller der anderen Inſtitute umkamen, läßt ſich gar nicht beſchreiben," verſicherte der Doctor. „Und ſeit wann und auf welche Weiſe iſt denn das anders geworden?" fragte ich. „Wir haben die Aenderung der republikaniſchen Partei zu verdanken," entgegnete er. „Das Mittel, durch das ſie erzielt wurde, war das gleiche, durch das wir alle günſtigen Aenderungen in der ſtädtiſchen Verwaltung zu Wege gebracht haben: wenn wir uns gar nicht mehr vor uns ſelbſt zu helfen wiſſen, ſo wenden wir uns nach Albany und flehen, daß man uns wieder ein Stückchen Selbſtregierung nehme." So traurig das für die Radicalen und die Schwärmer für das allgemeine Stimmrecht unter jeder Bedingung iſt, ſo wahr bleibt es dennoch: was auch immer an der Stadtverwaltung lobenswerth iſt, das iſt, auf Bitten der Bürger, der ſtädtiſchen Selbſtverwaltung entzogen und der Legislatur oder dem Gouverneur übertragen worden (ſo die Polizei, die Feuerwehr, das Waſſerdepartement u. ſ. w.); und was auch immer von den gewählten ſtädtiſchen Beamten beſorgt wird, das überſteigt an Corruption Alles, was ein Europäer, aus welchem Lande er auch immer ſtamme, ſich irgend vorſtellen kann. — Der „Board" der betreffenden Anſtalten iſt allerdings noch immer eine ſtädtiſche Behörde, inſofern als er auch noch jetzt bis auf einen gewiſſen Grad unter den Mayor competirt und alle die Inſtitute von ſtädtiſchem Gelde unterhalten werden. Allein die vier Glieder, aus denen er beſteht, werden von dem Gouverneur ernannt, ſind vorzüglich der Legislatur verantwortlich, und von der „Populace" ſind ſie abſolut unabhängig. Seither werden nun bloß Männer ernannt, die eine bedeutende Stellung in der Geſellſchaft einnehmen und einen durchaus fleckenloſen Ruf haben. Ihr Gehalt iſt dabei ſehr gut (7500 Thlr.) ſo daß ſie es nicht nöthig haben zu ſtehlen." — Sehr bezeichnend iſt, daß ausdrücklich feſtgeſetzt iſt, daß immer zwei Glieder des „Board" Demokraten, und zwei Republikaner ſein müſſen. Inſoweit alſo gelten dieſe wichtigen Aemter doch noch immer für Sinecuren, daß man es für durchaus nöthig hält ſie zwiſchen den beiden Parteien zu theilen. Ich fragte den Doctor, ob ſeiner Anſicht nach die Corruption ſich wieder einſchleichen würde, wenn dieſe Beſtimmung aufgehoben würde. Ich erhielt ein Achſelzucken zur Antwort.

Es nahm mich Wunder im Hoſpital in den Frauenſälen einen merkwürdigen Unterſchied in der Ordnung und Reinlichkeit zu Gunſten der Männer zu finden. In allen den anderen Inſtituten war es ebenſo. Da die Verwaltung durchaus die gleiche iſt, ſo kann die Urſache hiervon nur in den Patienten, reſp. den Armen und Sträflingen ſelbſt geſucht werden. Es beſtätigt ſich hier eben wieder der alte Satz, daß das Weib, wenn es einmal auf Abwege geräth, in der Regel viel ſchlimmer iſt als der Mann. Das gilt nicht nur, wie häufig angenommen wird, in Bezug auf verdammliche Leidenſchaften, Laſter und Verbrechen, ſondern auch in den niederen Gebieten der Ordnung und Reinlichkeit. Wer ſich die Mühe giebt etwas näher in das dunkele Leben hineinzuſchauen, das ſich in den „Squatterquartiers“*) und in und um die „Tenementhäuſer“ der niederſten Klaſſe abſpielt, der hat Gelegenheit ſich auf Schritt und Tritt davon zu überzeugen, daß die weibliche „Crapule“ New-Yorks in jeder Beziehung viel ſchlimmer iſt als die männliche; nur iſt ſie an Zahl ſehr viel geringer.

Das Zuchthaus iſt nach keinem der bekannten Syſteme eingerichtet. Die Displin iſt außerordentlich ſtreng, aber dennoch iſt den Sträflingen allerlei geſtattet, was in dem pennſylvaniſchen Syſtem ganz unerhört wäre. So z. B. eſſen ſie alle zuſammen, und werden in Trupps von 15 bis 20 zu gemeinſchaftlicher Arbeit in den Gemüſegärten und Anlagen hinausgeführt; doch iſt es ihnen ſtreng unterſagt mit einander zu ſprechen. Da nur die ſchwerſten Verbrecher eine Kette mit einem Gewicht am Fuße haben, ſo ſind Fluchtverſuche ganz an der Tagesordnung. Der Doctor verſicherte daß während der warmen Jahreszeit wohl wöchentlich einer ſich in den Fluß werfe und ſchwimmend das jenſeitige Ufer zu erreichen ſuche. Da der durch die große Inſel ſtark zuſammengeengte Strom hier ſehr heftig iſt, ſo büßen ſie bei dieſen Verſuchen meiſt das Leben ein. Dazwiſchen gelingt es aber auch ihren Spießgeſellen, die ſtets in kleinen Jollen um die Inſel herumlungern, ſie rechtzeitig aufzufiſchen um mit ihnen das Weite zu erreichen. — Die Art und Weiſe wie ſie in dieſem Falle ihre Sträflingskleidung gegen eine andere, die ſie unkenntlich machen ſoll, vertauſchen, iſt ſehr einfach aber ſehr praktiſch. Ihre Gefängnißcoſtüme vertrauen ſie den Wellen an, und treten in dem Habit, in dem ſie der liebe Gott auf die Welt kommen ließ, in das Familienzimmer irgend

*) Wenn man in Bezug auf Städte von „Squatters“ ſpricht, ſo läßt ſich das Wort wohl am beſten durch das deutſche Siedler wiedergeben.

eines Landhauſes. Um die in Ohnmacht gefallenen Frauen und Töchter wieder zu ſich zu bringen, beeilt ſich der Hausherr natürlich den Adamiten mit den nöthigen modernen Feigenblättern auszuſtatten.

Da ich gerade beim Schluß der Mittagsſtunde in das Zuchthaus kam, ſo ſah ich alle die Leute zur Arbeit geführt werden. Mir fiel das geſunde und kräftige Ausſehen der Leute nicht wenig auf. Der Doctor behauptete, daß das Inſtitut als körperliche Heilanſtalt Ausgezeichnetes leiſte, wenngleich die moraliſche Heilung nur ſelten gelänge. Da die Sträflinge meiſt dem niederſten Proletariat der Stadt angehören, ſo kommen ſie zum großen Theil mit allen möglichen Krankheiten hin, die ſie dem Elend, dem Schmutz und den Ausſchweifungen zu danken haben, in denen ſie dahingelebt. Die vortreffliche Luft der Inſel, die geſunde und reichliche Koſt, und die peinliche Reinlichkeit, zu der ſie angehalten werden, läßt ſie aber bald geſunden und macht ſie phyſiſch zu ganz anderen Menſchen. Die Reinlichkeit übertraf in der That Alles, was ich noch in ähnlichen Anſtalten geſehen: der Fußboden und der Waſchſtand hätten jeder holländiſchen Hausfrau Ehre eingelegt. An dem Ende des einen Ganges ſtand ein vortrefflich eingerichtetes Duſchbad, in dem jeder Sträfling wöchentlich ein Mal ein Bad nehmen muß. Die Thüren der Zellen waren alle offen und das Bettzeug hinausgetragen, um es auszulüften: nicht ein Strohſack bleibt den Tag über in dem Gebäude. 377 Gefangene waren zur Zeit da und, obgleich die heiße Jahreszeit ſchon ſeit einigen Wochen begonnen, ſo fand ich doch nur 6 Kranke in dem Hoſpital, und dieſe waren Alle neue Ankömmlinge. — Den Oberaufſehern iſt ziemlich viel Freiheit gelaſſen die Behandlung der Sträflinge je nach der Natur ihres Verbrechens und nach der Dispoſition, die ſie zeigen, einzurichten. Ich bat den Doctor mir die Liſten und ſonſtigen Bücher des Gefängniſſes bringen zu laſſen. Ein junger Mann von etwa 25 Jahren brachte das Gewünſchte. Sein Weſen war beſcheiden und einnehmend, und alle meine Fragen beantwortete er kurz, beſtimmt und genau der Sache gemäß. Als wir weiter gingen, fragte ich den, Doctor warum der Mann die ſonderbare Phantaſie habe ſich genau ebenſo wie die Sträflinge zu kleiden. „Er iſt ein Sträfling," hörte ich zu meinem großen Erſtaunen. Er war Schreiber in einem großen Handelshauſe geweſen und hatte ſich in einer momentanen Verlegenheit verführen laſſen heimlich der Kaſſe eine unbedeutende Summe bis zum folgenden Morgen zu entlehnen. Ein anderer Commis, der darum wußte, hatte ihn aus perſönlichem Haß angezeigt und der Unglückliche

war zu zwei Jahren Zuchtheus verurtheilt worden. Da er von Hauſe aus einen ſehr günſtigen Eindruck auf den Aufſeher machte, ſo hatte dieſer ihn ſo viel als möglich von dem übrigen rohen Geſindel ſeparirt und ihm die ganze Buchführung übertragen, die er ganz tadellos beſorgte. „Es mag gerecht ſein", ſagte mir der Aufſeher, „auch ſolche Leute für ſolche kleine Vergehen hierher zu ſchicken; aber menſchlich und gut iſt es nicht: man thut dadurch mehr Schaden als Gutes. Der liebe Gott hätte den Mann nicht hierher geſchickt, das weiß ich. Das iſt Menſchengerechtigkeit.

Wie in dem Zuchthauſe, ſo waren auch in den beiden Correctionshäuſern ſowohl Schwarze als Weiße. In den beiden letztgenannten Anſtalten waren nahezu um ein Drittel mehr farbige Frauen als farbige Männer. Das iſt, wie mir verſichert wurde, das ziemlich ſtehende Verhältniß, und zwar nicht nur in New-York, ſondern allerwärts. Es ſcheint, als wenn unter den Schwarzen die Leidenſchaften viel heftiger bei den Frauen als bei den Männern glühten, und namentlich als wenn der diebiſche Hang, der den Schwarzen ja überhaupt ſo vielfach nachgeſagt wird, bei jenen viel ausgebildeter ſei. Während die weißen Frauen ruhig und meiſt etwas verlegen Rede und Antwort ſtanden, eine mir ſogar mit großem Stolz alle die Schönheiten des Nipptiſches zeigte, den ſie in dem Hoſpital hergerichtet hatte, ſo waren die ſchwarzen Schönen äußerſt zimperlich und albern; wie eine Heerde Schafe ſtürzten ſie in die Zellen hinein — vier Betten ſind in jeder Zelle — zogen die Thür hinter ſich zu, und lachten und kicherten höchſt affectirt, während ſie durch die Spalte dem Fremden nachſahen. In dem großen Hoſpital und dem Arbeitshauſe hingegen hatten ſich die Farbigen ganz mit demſelben Anſtande benommen, wie die Weißen.

Ungemein wohlthuend war die ruhige Freundlichkeit mit der die Beamten in allen den Inſtituten die Leute behandelten. Die Autorität iſt im höchſten Grade gewahrt, aber ſie wird in einer Weiſe geübt, wie es, glaube ich, nur in einem freien Bürgerſtaate möglich iſt, wo es weder Herren noch Knechte giebt, und Alle vollkommen gleich vor dem Geſetze ſind. Ich hörte manche Rüge aber kein rauhes oder gar grobes Wort, und das geſpendete Lob wurde mit großem Vergnügen, aber auch mit ſehr ruhigem Selbſtbewuſtſein entgegengenommen.

Alle die Leute, die ich fragte, ſprachen die größte Zufriedenheit über die Behandlung aus. Nur eine Frau fand ich, die bitterlich klagte. In

dem Frauenhoſpital für Incurable ſaß ein altes Mütterchen auf einem Schaukelſtuhl. Als wir vorübergingen, faßte ſie meinen Rock mit ihrer knöchernen Hand und flehte in geradezu verzweifeltem Tone: „Nehmt mich fort, um Gottes Barmherzigkeit willen, nehmt mich fort!“ Ich blieb erſtaunt ſtehen und fragte ſie, warum ſie denn fort wolle. Aber wie oft ich auch fragte, ich erhielt keine Antwort; unaufhörlich wiederholte ſie nur: „Nehmt mich fort, um Gottes Barmherzigkeit willen, nehmt mich fort.“

„All the world is a stage,
And all the men merely players“

flüſterte mir der Doctor zu. „Die hat die Stufe erreicht, die Shakeſpeare die ſiebente nennt: ſie ſteht im Alter der zweiten Kindheit.“ Die Alte war ſchon im ſiebenten Jahr im Hoſpital. Ihre linke Seite war gelähmt. „Ihr Witz aber iſt lahmer als ihr Körper“, ſagte der Doctor; ſeitdem ſie hier iſt, hat ſie nie ein anderes Wort geſprochen, als was Sie in dieſen zwei Minuten zehn Mal gehört. Und willfahrte man ihr, was würde aus ihr werden? In zwei Tagen würde ſie, gleich einem ausgeſtoßenen Hund, hinter irgend einer Hecke den Geiſt aufgeben. Ja wohl, und ſo würde es den dreißig Frauen, die dort mit ihr lagen, und den achtundzwanzig Männern, die im Hauſe nebenbei lagen, gleichfalls ergehen; und die Tauſende, die Jahr aus Jahr ein zu der Inſel kommen, und wieder von ihr gehen, ſie würden alle entweder dieſes Schickſal erleiden, oder, was noch ſchlimmer iſt, unwiederbringlich dem moraliſchen Tode anheimfallen, wenn die Stadt der „Dollarſeelen“ nicht alljährlich die ungeheueren Summen hergäbe, die die Unterhaltung und ſtete Erweiterung und Verbeſſerung der Wohlthätigkeits- und Correctionsanſtalten auf Blackwell's Island verſchlingen.

Es war ſpäter Nachmittag geworden und wir mußten fort. Nur neun von den zweiundzwanzig Inſtituten hatten wir an einem Tage in Augenſchein nehmen können.

Melroſe, den 8. Auguſt (20. Juli) 1868.

Ich habe Ihre Leſer ſo lange in dem wüſten Gewühl und Getreibe von New-York herumgeführt, daß ſie ſich wahrſcheinlich ebenſo ſehr nach einer Abwechſelung ſehnen, wie ich ſelbſt. Ich lade Sie daher für einige Wochen zu einem Ausflug nach Maſſachuſetts ein, wo wir unſer Hauptquartier natürlich in Boſton nehmen. Da es ſehr viel billiger iſt, ſo

fahren wir nicht mit der Eiſenbahn, ſondern mit dem Dampfboot, und zwar nehmen wir die Briſtol-Linie, da deren Schiffe eine Stunde ſpäter abgehen und eine Stunde früher ankommen als alle ihre Concurrenten. Vor der Seekrankheit brauchen ſich die Damen nicht zu fürchten, da wir ja ſtets im Sunde bleiben und das Boot ſo groß iſt, daß auch der ſtärkſte Sturm es in dieſem engen Fahrwaſſer nicht gar arg hin und her werfen kann. Um jede Furcht in dieſer Beziehung zu benehmen, ſo will ich noch erwähnen, daß dieſes Boot nur inſofern ein Boot iſt, als es auf dem Waſſer ſchwimmt, ſonſt aber dem was man gewöhnlich Boot nennt gerade ebenſo viel gleicht, als eine Melone einer Peterſilie. Es iſt ein oval-gebauter dreiſtöckiger Palaſt, mit einem Waſſergeſchoß ſtatt des Erd-geſchoſſes. Allein dieſes Waſſergeſchoß iſt weniger feucht als das Erd-geſchoß irgend eines Hauſes, das ich in New-York kennen gelernt habe, es ſei denn man rechne den Claret und Champagner, die dort mitunter in etwas beängſtigenden Quantitäten in die Gurgeln der Fahrgäſte fließen, auch in das Gebiet der Feuchtigkeiten, ſtatt in das der „Naß". Das Waſſergeſchoß nämlich iſt der Speiſeſaal — und ich wollte mein künftiges Wohnhaus hätte einen ſolchen Speiſeſaal, ſo groß, ſo elegant eingerichtet, ſo wohl mit Speiſe und Trank verſehen und mit zehn ſolchen kohlſchwarzen Geſellen in ſchneeweißen Anzügen darin, die ebenſo aufmerkſam und raſch bedienen wie irgend ein Pariſer Kellner, aber viel leiſer und beſcheidener ſind. Ihrem Gaumen und Magen kann ich die Küche empfehlen, Ihrem Geldbeutel aber nicht: für ein Abendbrod ohne Wein bezahlte ich ebenſo viel als in einem guten Reſtaurant des Palais Royal für drei Diners mit Wein.

Die übrigen drei Stock beſtehen jeder aus zwei großen Salons, die von einer Reihe Schlafzimmerchen umgürtet ſind, die hier „Staterooms" genannt werden. Um die Staterooms läuft eine überdachte Gallerie, auf der man ſich bei ſchönem Wetter aufhalten kann. Die Salons ſind mit großen goldgerahmten Wandſpiegeln, Marmortiſchen, bequemen Lehnſtühlen und Divans aller Arten und Geſtalten geradezu überfüllt. Der Fußboden iſt überall mit ſchöngezeichneten, koſtbaren Teppichen belegt. Nur in der offenen, ſäulengetragenen Halle des unterſten Stockes, in der ſich die Raucher aufhalten, iſt ſtatt deſſen braunpolirtes Parquet, das mit etwa einem Dutzend gleichfarbiger glaſirter Spucknäpfe decorirt iſt. Einem Europäer liegt die Frage nah, wozu die Ueberfülle dieſes nützlichen Haus-raths dienen ſoll. Ich vermag keine Antwort darauf zu geben, da der

Fußboden ſtets — mindeſtens in der unmittelbaren Nachbarſchaft der Näpfe — ſo ausſieht, als hätte es braunen Tabaksſaft vom Himmel herabgeregnet. An einer der Säulen hängt eine große Platte, die die Tabakkauer höflichſt erſucht „aus Reſpect für die Damen" in dieſem Raume Gebrauch von den Speibecken zu machen. Da nun in Amerika eine Apellation an den „Reſpect gegen Damen" nie vergeblich iſt, ſo begeben ſich denn auch die meiſten Herren zu einem Spucknapf, um die ekelerregende Sauce neben denſelben zu ſpeien, und die, welche dazu zu träge ſind lanciren die feuchten Geſchoſſe mindeſtens möglichſt in der Nähe eines ſolchen, ohne dabei denjenigen fremden Kleidungsſtücken irgend einen Dank zu ſagen, die ſich die Mühe geben — ich weiß nicht ob auch aus Reſpect für die Damen — die Streuſchüſſe aufzufangen.

Da das Schiff um 6 Uhr Abends abgeht, ſo geht der vernünftige Theil der Paſſagiere bald nach dem Souper zur Ruhe. Wer ſich die Ausgabe hat erlauben können, zieht ſich in ſein Stateroom zurück und darf es gewiß nicht der Ausſtattung deſſelben zuſchreiben, wenn er nicht wie ein Prinz ſchläft. Wer nicht ſo glücklich iſt ein Stateroom zu haben, aber einen halben Thaler zu erſparen hat und rechtzeitig kommt, der läßt ſich eine Matratze und ein Betttuch geben und macht ſich's darauf irgendwo in einem der Salons bequem. Da Kopfkiſſen nicht ſehr reichlich vorhanden zu ſein ſcheinen, ſo thut man gut mit ſeiner Frau zu reiſen und es dann gleich jenem ſechsfüßigen breitſchultrigen Geſellen zu machen, der lang ausgeſtreckt da liegt und ſeine Frau auf dem Boden ſitzen läßt, um ihren Schooß als Kopfkiſſen zu benutzen.

Die Anzeigen der Compagnie verſichern allerdings, daß 2000 Paſſagiere „accomodirt" werden könnten; für etwa 500 davon aber ſind die Accommodationen jedenfalls ziemlich incommode, d. h. ſie müſſen „ſtuhlſchlafen", wenn ſie es nicht etwa mit meinem Reiſegefährten, einem ehrlichen Tiſchler aus Langenſalza, vorziehen ſich auf den nackten Boden zu legen, das Taſchentuch als Ohrkiſſen zu gebrauchen und den Reiſeſack auf den Bauch zu legen „weil man der Cholera nie trauen kann".

Fühlt man ſich in keiner dieſer Poſitionen behaglich und iſt es müde geworden endloſe Schlangenlinien zwiſchen den Köpfen und Füßen der Schläfer und Schläferinnen abzuſtolpern, ſo bleibt einem nichts übrig als ein Auge zuzudrücken, wenn man an der Tafel vorübergeht, auf der mit großen meſſingnen Buchſtaben geſchrieben ſteht „Vor Spielern wird gewarnt!" und ſich von einem dieſer Spitzbuben in's Schlepptau nehmen zu laſſen.

Da ich keinen Schlaf finden konnte, ſo beſchloß ich mir den Spaß zu machen, einen derſelben einmal „anlaufen“ zu laſſen, und begann zu dem Zweck mit ſehr gelangweiltem Geſicht in der Halle herumzuſchlendern. Noch war ich kaum fünf Minuten da, ſo geſellte ſich ein feingekleideter, aber nichts weniger als feiner Mann zu mir und lud mich verbindlichſt ein in ſeinem Stateroom „einen Trunk“*) mit ihm zu nehmen, um uns gemeinſchaftlich die lange Nacht ein wenig zu verkürzen. Ich nahm die Aufforderung dankend an. Unterwegs erzählte er mir, daß er ein geborener Engländer und erſt vor zwei Tagen mit dem Schiff aus Liverpool angekommen ſei. Hätte er es mir nicht ſelbſt geſagt, ſo hätte ich es ſicher nicht geglaubt, mit ſo ſtarkem irländiſch-amerikaniſchem Accent ſprach er das Engliſche. Daß wir in ſeinem Stateroom bereits zwei Herren vorfanden, erſtaunte ihn natürlich ganz ebenſo ſehr wie mich; da er aber bald in dem einen ſeinen Freund John Smith erkannte und dieſer wiederum ſeinen Freund Edward Warris introd cirte, ſo war alles in Ordnung und wir nahmen Platz. Um ihnen das Geſchäft nicht allzu leicht zu machen, wollte ich die Einfädelung deſſelben ihnen überlaſſen und verharrte daher nach dem üblichen „How do you do?“ im tiefſten Schweigen. Da ſchwerlich irgend einer der Herren Gelegenheit gehabt hatte einen Curſus Converſationsſtunden bei Monsieur Varin, rue Richelieu durchzumachen, ſo war es ihnen wohl nicht ſehr zu verübeln, daß ihre Unterhaltung genau nach der Melodie von Tom Dick's Drehorgel ging, die noch ungefähr fünf oder ſechs Pfeifen haben mag und darum ſtets in der unangenehmen Lage iſt erſt ſehr viel eitel Wind ausſchnaufen zu müſſen, ehe ſie einen verſtimmten Ton herausquetſchen kann. Bald herrſchte eine beängſtigende Stille, während der es ſich immer deutlicher auf den Geſichtern der Spießgeſellen ausprägte, daß ſie noch Novizen in ihrem Geſchäfte ſeien, wenigſtens inſofern es galt einen „Gentleman“ auszuziehen. „Yes, Sir!“ platzte endlich mein älteſter Freund heraus. Seine beiden Genoſſen zogen ein bedeutſames Geſicht, ſpieen mit vielem Bedacht ihren Tabaksſaft auf den roſageblümten Teppich und ſagten im Chorus „Yes, Sir!“ worauf mir die Sippe fragend in's Geſicht ſtierte. Da ich ſchon ungemein viele derartige intereſſante Unterhaltungen in Amerika angehört, ſo war ich keinen Augenblick um die paſſende Antwort in Verlegenheit. Ich drehte mir ſo langſam

*) Won't you take a drink? In den amerikaniſchen Städten hört man kein Wort häufiger als dieſes.

als möglich eine Cigarette, zündete ſie an, that einige Züge und erwiderte dann: „Yes, Sir!“ Da dieſe wichtige Frage ſomit zu allſeitiger Zufriedenheit erledigt war, ſo ruhten wir wieder von der gehabten Anſtrengung aus. Die Sache begann langweilig zu werden und ich rückte mit meinem Stuhl, als wenn ich aufſtehen wolle. Die kleine Bewegung brach ſofort den Zauber, den meine Schweigſamkeit und Kaltblütigkeit auf die Geſellen ausgeübt. „Warten Sie einen Augenblick, ich will Ihnen nur was zeigen“, rief Mr. Warris (unſtreitig der Roheſte und Ungewandteſte des Kleeblattes), indem er ein Kiſſen ergriff und ſich auf den Schooß legte und ein Spiel Karten aus der Taſche zog. Jetzt ging denn das bekannte Spiel mit den drei Karten an, die durcheinander geworfen werden und unter denen dann eine vorher gewählte bezeichnet werden muß. Die beiden anderen Herren hatten ſelbſtverſtändlich das Spiel nie vorher geſehen. Sie gingen mit vielem Geſchick durch die ganze Farce eines hitzigen Spiels unter einander, und zwangen mich ſogar das verwettete Geld zu halten, um meine Luſt mehr zu reizen. Als aber weder das noch die dringendſten Aufforderungen mich bewogen einen Satz zu wagen, fragte Mr. Smith endlich mit ungeheucheltem Erſtaunen, ob ich mit dem Spiele bekannt wäre.

„Es wird in Deutſchland viel geſpielt,“ erwiderte ich.

„„Und wie wird es dort genannt?““

„Das kann ich Ihnen nicht ſagen; wohl aber wie die Leute genannt werden, die es zu ſpielen pflegen; die heißt man Bauernfänger.“

Der Effect dieſes unſchuldigen Wortes war äußerſt ſonderbar. Die Herren würgten offenbar ſehr hart daran und konnten lange nicht mit ſich darüber in's Reine kommen, was damit anzufangen. Mr. Warris ſchien nicht übele Luſt zu haben den „Bauerfänger“ mit ſeinen bäuriſchen Fängen zu beantworten. Zu meinem Glück war mein erſter Freund aber von milderer Dispoſition; mit halb verlegenem und halb gezwungenem Lachen fragte er: „Sie ſind wohl viel gereiſt?“

„Seit fünf Jahren bin ich ziemlich conſtant auf Reiſen,“ antwortete ich.

„„Dann werden Sie wohl ſchwerlich ſpielen?““

„Schwerlich.“

„„Das iſt recht, alter Burſche!““ *) rief er entzückt, indem er mir kräftig auf die Schulter ſchlug, als wenn ich eine ungeheuere Laſt von

*) „That's right, old fellow!“

ſeinem Buſen gewälzt, da ich ihn der unangenehmen Nothwendigkeit enthoben mich zu betrügen. „„Jetzt laßt uns einen Trunk nehmen.““

Die Nacht war friſch, ſo daß ein tüchtiger Schluck Whisky recht wohl gethan hätte. Ich bedauerte es daher aufrichtig, daß er ſeine Einladung wiederum ebenſo raſch vergaß, wie das erſte Mal. Wir trennten uns ohne unſeren Freundſchaftsbund durch einen Trunk beſiegelt zu haben.

Warum man dieſem Geſindel noch immer geſtattet auf allen Dampfböten und Eiſenbahnen ihr Weſen zu treiben, iſt nicht recht einzuſehen. In den Städten macht man doch wenigſtens ſo, als wenn man ſehr eifrig hinter den Spielhöllen her wäre, und arretirt von Zeit zu Zeit wirklich einige Leute. Auf den Dampfböten aber begnügt man ſich ein Warnungstäfelchen anzuſchlagen und auf den Eiſenbahnen läßt man ſie ganz ungeſchoren, während jedes Kind weiß, daß ſo und ſo viel Spitzbuben von dieſer Induſtrie ganz auf denſelben leben, heute auf dieſer, morgen auf jener Linie ihr Glück verſuchend. Aber das würde der Freiheit der Individuen Eintrag thun, alles Kartenſpielen oder doch gewiſſe haſardartige Spiele auf Böten und Eiſenbahnen zu verbieten. Dabei iſt es aber keine Verſündigung gegen die Freiheit auf dem feſten Lande Kegel- und Billardſpiel zu unterſagen. Freilich iſt es damit auch nicht ſo ſchlimm, wie es ausſieht; nur kommt da der alte engliſche Zopf deutlich zum Vorſchein, in den die Amerikaner in gar manchen Stücken noch immer arg verliebt ſind. In der alten, noch mehr puritaniſch gefärbten Zeit wurden die beiden Spiele verboten. Seither hat man ſich zu helfen gewußt: Kegel wird mit zehn Kegeln*) und Billard mit vier Kugeln geſpielt, und ſo dem Geſetze Rechnung getragen, das ja dieſe Spiele nicht verbietet, da die zur Zeit, da das Geſetz gegeben wurde, noch gar nicht exiſtirten. Die aberwitzigen Geſetze aufzuheben, dazu kann man ſich aber nicht entſchließen.

Und ſo iſt es auch in anderen und wichtigeren Fragen. Nach der Conſtitution von Maſſachuſetts kann man noch immer für jeden Fluch eingeſteckt werden, und die Obrigkeit kann einen zwingen in die Kirche zu gehen. Dabei aber edirt Carl Heintzen, einer der wüthendſten Atheiſten, ſeit einer langen Reihe von Jahren ſeinen „Pionier“ in Boſton und macht faſt in jeder Nummer einen erbitterten Angriff auf die geoffenbarte Religion.

*) Kegel heißen daher auch in Amerika ten pins, während ſie in England nine pins genannt werden.

Hätte die amerikaniſche Geſchichte einen Guy Fawkes aufzuweiſen, ich glaube ſtark, der Congreß ginge auch noch heute, gleich dem engliſchen Parlament, am Jahrestag in feierlicher Proceſſion in die Keller des Capitols, um ſich zu überzeugen, daß ſie nicht über Nacht mit Pulverfäſſern angefüllt worden.

Gegen fünf Uhr Morgens langten wir in Briſtol an, wo wir ausgeſchifft werden und in dem angenehmen Bewußtſein, nach ungefähr zweiſtündiger Eiſenbahnfahrt in Boſton anzukommen, muthig den kalten Morgennebeln Trotz bieten. Haben ſich meine Leſer auf der Fahrt gelangweilt, ſo werden ſie ſich hoffentlich damit tröſten, daß ſie es ſo billig gehabt haben: es hat nur einen Dollar gekoſtet. Der Tiſchler aus Langenſalza meinte einen „reinen Profit“ dabei gemacht zu haben, da man 1 Dollar 75 Cent. zu zahlen hat, wenn man nur mit der Eiſenbahn von Briſtol bis Boſton fährt. Dafür, daß man ſo gut geweſen neun Stunden auf dem Dampfſchiff zu fahren, erläßt einen alſo die Eiſenbahn-Compagnie 75 Cent. Und das Merkwürdigſte dabei iſt, daß ſowohl Eiſenbahn- wie Dampfſchifffahrts-Compagnie ſehr bedeutend ihr Schäfchen ſcheren. Was die Concurrenz nicht für Wunder wirkt!

Melroſe, den 1. September (13. Auguſt) 1868.

Boſton kann weder an Großartigkeit der Anlage noch an Pracht der Bauten entfernt mit New-York wetteifern. In Waſhington Street, der hauptſächlichſten Verkehrsader, giebt es noch ſehr viele kleine zweiſtöckige Holzhäuſer, ſo daß man oft faſt an unſere oſtſeeprovinzialen Landſtädtchen erinnert werden könnte, wenn nicht der große Verkehr in der Straße wäre. Die Zeit iſt lange hin, da Boſton die erſte oder auch nur die zweite Stadt der Union war. Seine Bürger ſind noch immer reich, aber ein ſehr bedeutender Theil ihres Capitals findet, zum großen Kummer der Stadt- und Staatspatrioten, ſeine Verwendung in New-York. Sie reden und ſchreiben viel darüber, und machen von Zeit zu Zeit auch energiſche aber meiſt ziemlich krampfhafte Anſtrengungen ihren alten Platz wieder zu erringen. Allein es iſt vergeblich; die Gunſt der natürlichen Verhältniſſe fällt mit einem zu entſcheidenden Gewicht für Philadelphia, Chicago, St. Louis, und beſonders für New-York in die Wagſchale. Will aber Boſton nicht auf das aut Caesar, aut nihil ſchwören, ſo hat es trotzdem nicht den geringſten Grund ſich über Tücke des Schickſals zu beklagen, denn noch immer wächſt es an Ausdehnung wie an Reichthum in einem

Grade, der bei einer europäiſchen Stadt kaum denkbar wäre. Und außerdem hat es vor New-York — gegen das es die größte Eiferſucht hegt — viele andere ſehr weſentliche Vorzüge, die es ſich wahrſcheinlich wohl immer, aber jedenfalls noch ſehr geraume Zeit wahren wird. In Boſton iſt Alles, wie der Amerikaner ſagt, ſehr viel mehr „settled“, d. h. in allen Verhältniſſen ſind die Elemente nicht mehr in ſo ſtürmiſch-kräftigem, zum Theil chaotiſchen Proceß des Werdens begriffen, es hat ſich Alles ſchon mehr „geſetzt“. In New-York kann man an unzählig vielen Stellen vor einer langen Reihe der prächtigſten Häuſer ſtehen, und hinter ſich oder an einer der Seiten hat man zwei, drei „Blocks“*) der elendeſten Siedlerhütten liegen. In Boſton iſt das nirgendwo der Fall, wenn man gleich noch oft genug ein großartiges Kaufhaus von ſehr beſcheidenen Holzgebäuden umgeben findet. Dieſes, mit anderen Eigenthümlichkeiten verbunden, giebt der Stadt aber ſehr viel mehr den Charakter der Alterthümlichkeit als den des Entſtehens. In keinem Lande ſah ich noch einen Ort, der ſo reich an engen Sackgaſſen geweſen wäre; manche ſind ſo eng, daß man mit großer Bequemlichkeit zu beiden Seiten die Häuſer erfaſſen kann. Mir war es faſt, als ginge ich wieder in den ſonnenloſen Straßen der oberen oder ſogenannten Mauriskosſtadt von Algier. Und wenn ich dann in eine der breiteren Straßen — des älteren Stadttheiles — eintrat, die ſich in unentwirrbaren Krümmungen durcheinanderſchlingen, und die eigenthümlich ausgebauchten Erker ſo feierlich ernſt auf mich herabſahen, da ſchien es mir, als wenn ich durch eine der alten deutſchen Reichsſtädte ſtriche. In den Seitenſtraßen, wo alles Geſchäft ſchweigt und nur Wohnhäuſer liegen, da iſt es ſo ſtill, ſo ſtill, daß einem gar Märchenträume durch den Kopf zu ziehen beginnen. An dem entfernteren Ende der Eſſex Street, da ſtehen zwei Lindenbäume, die gute drei Fuß im Durchmeſſer haben mögen und deren ſchlanke Zweige ſelbſt noch die gegenüberliegenden Dächer beſchatten. An dem Backſteinhauſe, das zwiſchen den beiden grünen Rieſen liegt, klettert ein dichter Epheu bis zum vierten Stock hinauf. Kein Menſch war auf der Straße zu ſehen. Aus einem der Fenſter ſah ein lieblicher Mädchenkopf hinter dem Schleier der friſchen Ranken hervor. Ich weiß nicht wie es kam, aber ich fing an ein altes, halb vergeſſenes Volkslied vor mich hin zu ſingen. Der Mißton der eigenen Stimme weckte mich, und das war gut, denn

*) Block = Straßenquadrat.

— after all — das Träumen und Amerika paßt doch nicht beſſer zuſammen, als das Auge und die Fauſt. Als angehender Halb-Amerikaner ſchämte ich mich meiner Thorheit recht herzlich und bog raſch in eine Nebengaſſe ein. Aber „Puck“ hatte es den Tag darauf abgeſehen mich zu narren. In der Thüre eines halbunterirdiſchen Rumpelladens — deren es auch in Boſton doppelt ſoviel giebt als irgendwo und deren jeder es werth wäre von der Feder eines Dickens beſchrieben zu werden — ſaß ein Haufe irländiſchee Kinder. Der Mittelpunkt der Gruppe war ein Mädchen von etwa acht Jahren, das den übrigen Dirnen die Aufgabe geſtellt hatte ihren Schuh anzuziehen. Das Kind war ſehr ärmlich und leider auch ſehr ſchmutzig gekleidet aber von wirklich außergewöhnlicher Schönheit. Vor ihm ſtand ein Bube mit einer Papiermütze auf dem Kopf, die vortrefflich die Stelle einer Krone vertrat, und ſchaute mit ernſtem Geſicht den vergeblichen Anſtrengungen der Mädchen zu. „Platz da, ihr Rangen — was kaufen Sie Herr?“ Es war der Ladenbeſitzer, der auf dieſe Weiſe das Spiel unterbrach. Ich war ihm dankbar, denn ſeine kräftige Stimme bannte Aſchenbrödel in Grimm's Mährchenbuch zurück und curirte mich wieder für längere Zeit von allen poetiſchen Anfällen.

Zwiſchen fünf und ſechs Uhr Abends beginnt das Leben in den Straßen Boſtons zu erſterben. Es werden dann nicht nur, wie in New-York, die Engros- ſondern auch die meiſten Detailgeſchäfte geſchloſſen. Tabaksläden, Apotheken, Conditoreien und hier und da ein Putzladen bleiben allein länger geöffnet. Selbſt aus vielen Reſtaurants werden die Beſucher ſchon um dieſe Zeit unbarmherzig ausgewieſen. Einige der ſchönſten Straßen, in denen ſich aber nur Geſchäftslocale befinden, liegen vollkommen todt da. Wirklich reges Leben findet nur noch in der ſogenannten Black Sea, dem einſtigen Verbrecherviertel Boſtons, ſtatt; ein Verbrechen wird aber nur noch ſelten dort begangen, obgleich es ſonſt in jeder Beziehung den gerechteſten Anſpruch auf den Titel eines Augiasſtalles erheben kann. Das kleine Blidáh, in Algier, iſt die einzige Stadt, in der ich widrige Schenken, öffentliche Tanzlocale der niedrigſten Klaſſe, und liederliche Häuſer in ſo abſtoßender Geſtalt und ebenſo dicht zuſammengedrängt gefunden habe. An beiden Orten beſchränkt ſich das wüſte Getreibe weſentlich auf eine Straße, nur iſt dieſelbe in Boſton wohl etwa zwanzigmal länger als in Blidáh; und während ſich in dieſem Weiße und Neger ſtreng von einander abſondern, frappirt es einen hier, ſie trotz aller eingewurzelten Vorurtheile im bunteſten Gemiſch zu finden.

In der North Street zecht und tanzt, zankt und rauft das rohe irländiſche Element, die Schwarzen und die wenigen ganz verkommenen Deutſchen und Amerikaner bis in die ſpäte Nacht.

Die Eigenthümlichkeit, daß das Geſchäftsleben zu ſo früher Stunde aufhört, trägt nicht wenig dazu bei daß ein erfriſchendes Gefühl der Ruhe in Boſton über einen kommt, wenn man vorher eine Weile in der nervöſen Haſt und ewigen Hetze New-Yorks gelebt. Auch während der heißeſten Geſchäftsſtunden des Tages bleibt einem in Boſton ſtets das Bewußtſein, daß man bald wieder ſich gleichſam auf ſich ſelbſt wird zurückziehen und die höheren geiſtigen und gemüthlichen Intereſſen des Lebens pflegen können, während man in New-York, ſelbſt wenn man einmal ganz ſich ſelbſt überlaſſen iſt, ſtets das Gefühl hat, als wenn eine Ruthe über einem ſchwebe, die einen in das ewig gleiche und doch ewig wechſelnde Wirrſal zurückzutreiben droht, das einem Rieſenkaleidoskop voll Zahlen und immer wieder Zahlen gleicht. Und ſieht man von dieſen ganz äußerlichen Eindrücken ab und beginnt wirklich mit den Leuten zu verkehren, ſo empfindet man den Unterſchied zwiſchen den beiden Städten nicht minder angenehm. Es kommt mir gewiß nicht in den Sinn leugnen zu wollen, daß es auch in New-York viele Menſchen gebe, die das größte Intereſſe an allem geiſtigen Leben nehmen und es nach Kräften pflegen; allein es wollte mir nie recht gelingen das Gefühl loszuwerden, als könnten ſie jeden Augenblick mitten aus dem intereſſanteſten Geſpräch herausgeriſſen und in das mit ſchwindelnder Haſt umtreibende Geſchäftsleben zurückgeſchleudert werden. In Boſton dagegen kam jeden Abend das Gefühl vollkommener Sicherheit über mich, daß man ſich nun ganz ungeſtört einem Ideenaustauſch hingeben dürfe, deſſen Facit ſich nicht in Dollars ausdrücken ließe. Und dabei ſcheinen ſich doch viele Boſtoniaten alle erdenkliche Mühe zu geben einen glauben zu machen, daß ſie wahre Muſterbilder verknöcherter Eigenſucht und monſtröſeſter Intereſſeloſigkeit ſeien, ſoweit nicht Bankzettel und Stocks in Frage kommen. Da iſt z. B. Mr. S., der wohlbekannte Advokat, der in einem ewigen Duſel zu ſein ſcheint, während ich zu ihm rede, und nur in ſehr langen Zwiſchenräumen ein ſehr leiſes und ſehr unverſtändliches Grunzen von ſich giebt. Dabei aber läuft der Mann mit den ſchneeweißen Haaren bei der glühenden Sonnenhitze mit mir von Pontius zu Pilatus und verſchreibt jeden Morgen eine ganze Lage Poſtpapier an Introductionsbriefen für mich. Jetzt ſagt er mir, daß er um eine halbe Stunde ſehr wichtige Geſchäfte

vorhabe; dabei aber läuft er zwei Stunden mit mir im „Statehouſe“ herum, und als wir endlich auf der Treppe deſſelben Abſchied von einander nehmen, beginnt ſeine Zunge ſo zu ſtolpern, und in ſeiner Kehle gluckſt und ſchnarrt und ſchluckt es ſo leiſe und ſchwer, daß ich nicht anders denken kann, als der arme Mann ſei in höchſter Verlegenheit, wie er mir in nicht allzu unhöflicher und doch beſtimmteſter Weiſe ſagen ſolle, daß ich ihm nun aber auch nie wieder in den Weg kommen ſolle. Statt deſſen haspelt ſich endlich eine Einladung, ihn auf ſeinem Landſitze zu beſuchen, heraus; und ich habe wenige Abende in meinem Leben verbracht, die ſo gemüthlich und ſo reich an geiſtiger Anregung geweſen wären, obgleich die Art des alten Herrn durchaus dieſelbe blieb. Und ſo kalt und gleichgültig gegen das Wohl und Wehe ſeiner Mitmenſchen und gegen alle höheren Intereſſen iſt er ſein ganzes Leben lang erſchienen, und doch iſt er ein ſehr hochgebildeter Mann und ſelbſt Leute, die ihn nie von Angeſicht geſehen, ſagen ihm nach, daß noch nie ein Bittender zu ihm kam, für den er nicht mehr that, als er zu thun gebeten ward. Sieht man ſich den Mann nur oberflächlich an, ſo möchte man vor Vergnügen in die Hände klatſchen ein ſolches Ideal des ſteingewordenen „Dollarmenſchen“ gefunden zu haben. Ich wollte ich könnte Ihnen hundert ſolcher Dollarmenſchen hinüberſchicken.

Dann iſt da ein anderer Mr. S., der Polizeichef. Das pockennarbige Geſicht mit dem ſchwarzen Haar und ſchwarzen Bart ſieht ſo aus, als wenn der Mann nur ein Wort kenne: „Fort mit dem Schuft, in die Trombs.“ Sein Name heißt in's Deutſche übertragen der „Wilde“, und nie, ſollte man meinen, hätte jemand einen bezeichnenderen Namen geführt. Während ich mit ihm ſprach, kam ein zerlumpter Junge von zwölf oder dreizehn Jahren hinein und bat um Zuweiſung von Arbeit. Der Polizeichef unterwarf ihn einem ſtrengen Examen, und jede Frage klang als enthielte ſie den angenehmen Troſt: „Burſche, ich laſſe dich an den Beinen aufhängen“. Als er alle Auskunft erhalten, gab er ihm einen Brief an einen Schuhmacher, mit dem Verſprechen, daß derſelbe ihm Arbeit verſchaffen werde, und zum Ueberfluß ſchenkte er ihm noch ein Fahrbillet, damit er den weiten Weg nicht zu gehen brauche. — Es hat mir erſcheinen wollen, als könne man ſich in Amerika leichter als irgendwo anders von dem Aeußeren der Leute über ihr Inneres täuſchen laſſen, und — vielleicht durch Zufall — erſchien es mir ganz beſonders ſo in Boſton.

So ſehr viel liebenswürdiger, feiner und intereſſanter die Boſtoniaten im Umgang erſcheinen als die New-Yorker, ſo fühlt man ſich doch dazwiſchen zu einem leiſen Lächeln über die Naivetät verſucht, mit der ſie ſich für den alleinigen reinen Waizen unter der Spreu der übrigen Amerikaner erklären. Freilich ſcheint darüber kein Zweifel obzuwalten, daß wirklich bei ihnen die Bildung am weiteſten verbreitet iſt und am tiefſten geht; ob aber nicht trotzdem auch noch bei ihnen viel in dieſer Beziehung zu wünſchen übrig bleibt, iſt doch eine ſehr andere Frage. Ich hoffe dieſen intereſſanten und ſehr bedeutſamen Punkt in Zukunft einmal eingehender beſprechen zu können.

Notizen.

Eckardt's baltiſche Provinzen Rußlands (Leipzig, Duncker und Humblot, 1868) brauchen dem baltiſchen Publicum nicht erſt empfohlen zu werden. Obgleich alle dieſe geſammelten Aufſätze, bis auf zwei, urſprünglich für verſchiedene inländiſche Zeitſchriften — nicht zum geringſten Theil für unſere Baltiſche Monatsſchrift — geſchrieben und ſchon bei ihrem erſten Erſcheinen viel geleſen wurden, ſo hat doch auch das aus ihnen gebildete Buch einen nur um ſo lebhafteren Anklang und eine um ſo größere Verbreitung unter uns gefunden. Alles, was es enthält, war immerhin nicht Jedem bekannt, und auch das ſchon früher Geleſene jetzt wieder zu leſen fühlte man ſich fortgezogen, ſobald als man das Buch nur aufgeſchlagen hatte. Es war wie das Wiederſehen eines alten Freundes in neuer Umgebung, nach manchem beiderſeitigem Erlebniß. Wir ſehen vor uns die alten Züge und Geberden, und doch überraſcht uns Manches daran wie erſt jetzt bemerkt oder verſtanden.

Laut Vorrede hat der Verfaſſer vorzugsweiſe ein ausländiſches Leſepublicum im Auge gehabt. Auch in Deutſchland eine beſſere Kenntniß und gerechtere Würdigung der hieſigen Zuſtände zu vermitteln, als dort durchſchnittlich angetroffen wird, — das iſt es, was er als ſeine eigentliche Abſicht bei der Herausgabe dieſer Sammlung bezeichnet. Und in der That ſcheint es ihm mit der Erreichung dieſer Abſicht wohl gelingen zu müſſen. Sind doch ſowohl die Anmuth ſeines Redefluſſes und die Lebendigkeit ſeiner Schilderungen als auch der wahrhaft humane Gehalt ſeiner leitenden Gedanken ganz dazu angethan, ſeinem Buche eine freundliche Aufnahme und eine gute Wirkung zu ſichern, überall wo es hinkommt.

Mindeſtens ebenſo hoch aber ſchlagen wir diejenige Wirkung an, die daſſelbe auch auf die heimatliche Leſerſchaft auszuüben nicht ermangeln kann,

denn kaum wüßten wir ein anderes Product unſerer Provinzialliteratur, das in gleichem Maße nützlich zur Förderung baltiſcher Selbſterkenntniß wäre. Alle hier geſammelten Aufſätze Eckardt's ſind eben nichts Anderes als wiederholte Verſuche, ſich über das Weſen und den Werth dieſer wunderlich complicirten Erſcheinung unſerer Provinzialexiſtenz in's Klare zu ſetzen. Es iſt gleichſam ein Räthſel, das ihm keine Ruhe ließ und zu deſſen Löſung er von immer neuen Seiten Anläufe machte, bald die gegenwärtigen Zuſtände des Landes ſchildernd und deutend, bald Bilder aus der Vergangenheit deſſelben ſich zur Anſchauung bringend.

Zwar — was die hiſtoriſche Seite dieſer Bemühungen betrifft — ſo beſteht Eckardt's Leiſtung meiſt nur in biographiſcher oder culturhiſtoriſcher Genremalerei. Geſchichte im Großen hat er nicht geſchrieben. Aber wenigſtens fehlt es ſeinen Gemälden nicht an einem bedeutenden Hintergrunde. Man kann nicht ſagen, daß er ſich irgendwo in das rein Anekdotenhafte verliere. Gewiſſe mehr culturhiſtoriſche als eigentlich politiſche Grundanſchauungen ſind es, die aus allen noch ſo ſehr in das Einzelne eingehenden Darſtellungen immer wieder hervorbrechen. Und nicht zu überſehen iſt dabei auch der Umſtand, daß alle dieſe Schilderungen eine Zeit betreffen, an der die Farben noch nicht ſo verblichen ſind wie an den Figuren des 13. oder auch 16. Jahrhunderts, mit welchen unſere Hiſtoriker von Profeſſion, ſowie nicht minder unſere hiſtoriſchen Dilettanten ſich immer vorzugsweiſe zu beſchäftigen pflegen, während unſere ſpätere Geſchichte noch größtentheils unberührt in den Papierbergen verſchiedener Archive ruht. Es iſt begreiflich, daß einer rein theoretiſchen Geſchichtsforſchung die Periode der altlivländiſchen „Selbſtändigkeit" intereſſanter iſt als die der bloßen Provinzialexiſtenz; aber ebenſo klar iſt es, daß die letztere in praktiſcher Beziehung die lehrreichere ſein muß, und es iſt als ein entſchiedenes Verdienſt Eckardt's anzuerkennen, daß er ſich, ſo viel ihm möglich war, um die Geſchichte unſeres 18. Jahrhunderts, ſowie auch des 19. bis zur Gegenwart herab, bemüht hat. Erſt durch ſeine Arbeiten iſt ein allgemeines Intereſſe auch für dieſen Abſchnitt unſerer Geſchichte erweckt worden, der früher Manchem wie geſchichtslos vorkommen mochte.

Man könnte noch zur Einſchränkung des Lobes beibringen, daß Eckardt's hiſtoriſche Arbeit häufig nicht die gründlichſte und erſchöpfendſte iſt, ja daß manches von dem, was er erzählt, mehr im Allgemeinen divinirt als im Einzelnen erforſcht zu ſein ſcheint. Dennoch aber behaupten wir, daß aus dieſen Eckardt'ſchen Eſſay's mehr Geſchichte gelernt werden wird

als aus allen bisherigen Handbüchern unserer Provinzialgeschichte bis 1561 oder auch bis zum Anfange der russischen Herrschaft. Mehr von jener Geschichte, meinen wir, die nicht außer Beziehung steht zu den Fragen und Aufgaben der lebendigen Gegenwart, — von jener Geschichte, deren Kenntniß nicht ohne die Folge einer erhöhten Liebe zu dem Heimatlande und eines gesteigerten Bewußtseins von den Pflichten gegen dasselbe bleiben kann.

Mit einer besondern Art von Interesse haben wir die Biographie Jochmanns — ohnehin einen der gelungensten Aufsätze der ganzen Sammlung — wiedergelesen. Die ergreifenden Schlußworte (S. 314, 315 der neuen Ausgabe) sind wie in Vorahnung der eigenen Auswanderung geschrieben. Wir können unserem Freunde nur Glück dazu wünschen, daß es ihm offenbar besser als einst dem edlen Jochmann gelingt, nachdem er — wie er es selbst in jenem Schlußwort ausdrückt — aus seinem natürlichen Kreise geschieden ist, sich einem neuen einzuordnen.

Herder in Riga. Urkunden herausgegeben von Jegór von Sivers. Riga 1868. — Wir möchten gern ein geeignetes Wort über dieses Buch sagen, wie der Gegenstand und die patriotische Absicht des Herausgebers es verdient; indessen fühlt der Referent sich dabei einigermaßen genirt, weil neben Anderem auch ein gewisser kleiner Vortrag, welchen er selbst bei der Enthüllung des Herderdenkmals in Riga, 1864, verlesen hat, in dieser Sammlung Aufnahme gefunden hat. Eine solche Gelegenheitsrede nach so langer Zeit gedruckt vor sich zu sehen, hat etwas Unbequemes für den Autor, da er sich bewußt sein muß, daß der Maßstab für die Beurtheilung seines Elaborats jetzt ein anderer ist als bei der Gelegenheit selbst. Indessen kennt er auch die ganze Geschichte der Umstände, welche die Herausgabe eines auf das Herderdenkmal bezüglichen Gedenkblatts unmittelbar nach der Enthüllung desselben verhindert haben, und fügt sich daher willig in die Ehre, seine Rede sammt den übrigen Actenstücken jener Feier jetzt noch, als Anhang zu dem angezeigten Buche des Herrn v. Sivers, veröffentlicht zu sehen.

Dieses Buch, eine Sammlung von „Urkunden" über Herders Aufenthalt in Riga, zerfällt in drei Theile: 1) Auszüge aus den Aufzeichnungen Herders während seiner Schiffsreise von Riga nach Nantes, die

unter dem Titel „Journal meiner Reise im Jahre 1769“ schon mehrfach in den verschiedenen Ausgaben Herderscher Schriften gedruckt worden sind. Hier unter den beiden Ueberschriften „Herders baltische Erinnerungen und Urtheile“ und „Ideal einer Schule“, S. 1—39. 2) Auf Herder bezügliche Excerpte aus den Protocollen des Rigaschen Raths, aus einem „Residirdiarium“ im livländischen Ritterschaftsarchiv und aus den Notizen des Oberpastors Essen im sogenannten „Stadt-Oberpastors-Buche“, nebst drei noch ungedruckten Briefen Herders an Hartknoch und Sonntag. 3) Die schon erwähnten auf die Herderfeier in Riga am 25. August 1864 bezüglichen Schriftstücke (S. 61—78).

Hat nun dieser letzte Theil selbstverständlich nur die Bedeutung eines Gedenkblatts an jenen Cultus des Genius, welchem wir vor vier Jahren hier in Riga einen anspruchslosen Ausdruck gaben, so bietet der vorhergende Abschnitt des Buches dem Biographen Herders einiges neue Material und will der erste des Jünglings Herder Urtheile und Pläne in Bezug auf Livland der Beachtung inländischer Leser näher rücken.

Was nun zunächst die wieder abgedruckten Tagebuchfragmente betrifft, so sind sie allerdings, ein charakteristischer Ausdruck der betreffenden Entwickelungsphase Herders, aber wir zweifeln, daß diese Ergüsse seines übersprudelnden Gedankendranges, die er während der langen Seereise niederschrieb, irgend ausreichen sein geistiges und gemüthliches Verhältniß zu der Stadt und dem Lande, denen er soeben den Rücken gekehrt hatte, unserem Verständniß offen zu legen. Wir finden vielmehr, daß dafür seine Briefe aus der Rigaer Lebensperiode und aus den nächstfolgenden Jahren ein sowohl reicheres als auch ächteres Material abgeben und daß daher das 2. und 3. Bändchen des auch von Herrn v. Sivers angeführten Werkes „J. G. v. Herders Lebensbild“ als das wichtigste und vollständigste literärische Denkmal v. Herders Rigaschem Aufenthalt zu gelten hat. Indessen, wie Herr v. Sivers in seiner Vorrede angiebt, ist ihm nicht vergönnt worden, seine Sammlung mit einer gewissen einleitenden Abhandlung auszustatten, und so müssen wir uns bescheiden nicht zu wissen, welche Folgerungen er gerade aus den mitgetheilten Fragmenten zu ziehen, in welche Beziehung und Beleuchtung er sie zu bringen im Sinne gehabt hat. Vielleicht liegt denn doch mehr für die Erkenntniß Rigascher und livländischer Zustände um die Mitte des vorigen Jahrhunderts darin, als wir zu erkennen vermochten. Oder ließen sich etwa die in der nicht

erſchienenen Einleitung beabſichtigten Erörterungen über „die nunmehr antipodiſch geſtellten Begriffe Humanität und Nationalität“ in beſonders paſſender Weiſe gerade an dieſe Auszüge aus Herders Reiſetagebüchern anlehnen?

Zu den von uns als zweiten Theil des Buches bezeichneten biographiſchen Materialien erlauben wir uns hier einen kleinen Nachtrag zu geben. In dem „Stadt-Oberpaſtors-Buche“*) nämlich findet ſich außer den zwei mitgetheilten Notizen Eſſen's noch eine überſehene dritte. Sie lautet:

„A. 1769, 9. Januar hat H. Paſt. Adjunct. Herder eine Klagſchrift beym Rath wider H. P. Bärnhof ratione publicae diffamationis eingereicht, nämlich den 4. Jan. ⊙ hatte ſelber auf der Kanzel geſagt, es ſey bejammernswerth, daß die Jeſus Kirche einen Adjunctum unterhalte, und er doch keine Hülfe von ihm habe. Der H. P. Bärnhof aber hat bald Gelegenheit gefunden durch Vermittelung guter Freunde die Sache beyzulegen. Indeſſen hat E. W. E. Rath das Verfahren des H. P. B. zur Unterſuchung an das Consistorium verwieſen, da denn der H. P. d. 22. Jan. vorgefordert, und bey deßen bezeugter ernſtlicher Reue ihm zwar die Strafe erlaßen, ſein begangener Unfug ihm aber nachdrücklich verwieſen worden. — Den 8. May hat der H. Paſt. Adjunct Herder ſeine Stelle bey Kirche und Schule Einem W. E. Rath wegen vorhabender Reiſen aufgekündigt; worauf er eod. die ſeine Erlaſſung erhalten, und nach einer in ſeiner Gemeine Dom. Cantate gehaltenen Abſchiedspredigt ſeine Reiſe vors erſte nach Nantes zu Waſſer angetreten.“

Die Nachricht von dem ſonſt nicht bekanntem Conflict Herder's mit ſeinem „Ordinarius“ ſcheint uns nicht ganz unwichtig. Derſelbe mag denn doch von einigem Einfluß auf Herder's ein paar Monate ſpäter ebenſo ſchnell gefaßten als ausgeführten Reiſeentſchluß geweſen ſein, wenn auch das Hauptmotiv ganz wo anderwärts lag.

Wagien. Baltiſche Studien und Erinnerungen von Dr. Bertram. Dorpat 1868. — Der pſeudonyme Verfaſſer dieſes Buches

---

*) Nicht in der Stadtbibliothek, ſondern in dem Verwahrſam des jeweiligen Stadt-Superintendenten. Die Stadtbibliothek beſitzt nur einen von Brotze gemachten Auszug.

iſt ſeit mehr als 20 Jahren in der baltiſchen Provinzialliteratur bekannt durch manche amüſante und leider auch manche nur amüſant ſein ſollende Schriften. Am höchſten ſchätzen wir ihn als gründlichen Kenner der eſtniſchen Sprache und des eſtniſchen Volkslebens. Er iſt, ſo zu ſagen, ein Eſtophile*) im beſten Sinne des Wortes, auch Dichter ſehr genuin klingender eſtniſcher Runen. In der letzteren Eigenſchaft iſt er, mit Aufgebung ſeiner Pſeudonymität, auch in der Baltiſchen Monatsſchrift aufgetreten; wir erinnern namentlich an das nach unſerer Meinung zu wenig beachtete Gedicht „Ilmatar" (Juni- und Auguſtheft 1866), deſſen eſtniſches Original leider noch keinen Verleger gefunden zu haben ſcheint.

Wagien nennt der Herr Verfaſſer die nordöſtliche Ecke Livlands, Kirchſpiel Torma-Lohoſu, mit einem Namen, der im 13. Jahrhundert von den einwandernden Deutſchen vernommen wurde, ſeitdem aber verſchollen iſt. Zwar ganz richtig iſt er nicht, denn ſeit der Entdeckung der Zamoiskiſchen Abſchrift unſerer älteſten Chronik wiſſen wir, daß Heinrich von Lettland Waiga, nicht Wagia, geſchrieben hat und daß letztere Form, aus welcher ſich, mit deutſcher Endung, das ſtolze „Wagien" machen ließ, nichts als ein Schreibefehler geweſen iſt. Wenn der Irrthum ſich conſolidirt, ſo könnten wir an jenem Peipusſtrande wohl auch eine aparte Nation der „Wagier" erblühen ſehen.

Das iſt aber Nebenſache. Dr. Bertrams Buch iſt dieſes Mal wirklich amüſant und noch mehr als das. Wir verrathen hier nichts weiter von deſſen buntem und anregendem, hie und da wohl in's Unerhebliche ſich verlierendem, anderntheils aber ſogar wiſſenſchaftlich ſchätzbarem Inhalt, erlauben uns jedoch, die folgende Schilderung des eſtniſchen Nationalcharakters als Probe auszuſchreiben:

> Im großen Ganzen hat ein auffälliger Umſchwung zum Beſſeren ſtattgefunden. Um dies zu belegen, führe ich zuerſt an, was Hupel, ein ſcharfer Beobachter, im Jahre 1770 ſchrieb: „Die Eſten ſind liſtig, falſch, zankſüchtig, rachgierig, wiederſpännſtiſch, naſeweis, grüßen nicht, freuen ſich andere, beſonders Deutſche beleidigen zu können, ſind unbarmherzig — außer gegen Bettler — und ohne Scham." Hupel hätte das Alles mit einem Worte ſagen können: „es ſind noch dumme Jungen".

*) Die Slavophilen haben uns nun einmal zu ſolchen Wortbildungen verführt, obgleich ſie ſelbſt richtiger „Philoſlaven" genannt werden müßten.

Unerzogene, aber kräftige Burſche aller Nationen zeigen bei überſtrenger Bevormundung gerade alle jene Eigenſchaften, entſprungen aus dem Gefühle der Kraft und der Liebe zur Gerechtigkeit und Freiheit.

Es kommt ſtets darauf an, wie man ſolche Ungebildete behandelt. Mit Gerechtigkeit, Geduld, aber unbeugſamer Feſtigkeit erzieht man ganze Gebiete, in denen alle Tugenden ſich entwickeln und zu der den Eſten angeborenen Herzhaftigkeit (die bis zur Renommage geht) und Anſtelligkeit hinzukommen. — — — —

Meine Erfahrungen in der neueſten Zeit berechtigen mich dem düſtern Bilde von Hupel gegenüber ein viel freundlicheres aufzuſtellen:

Die jetzigen Eſten ſind nüchtern, freundlich, dankbar, gehorſam, treu, äußerſt ſchamhaft, fromm; ſie grüßen höflich, lernen gern, beſonders Deutſch und Singen, ſind häufig von zarter Empfindung und Barmherzigkeit gegen Thiere und Menſchen. Sie ſprechen faſt immer in Metaphern und witzigen Vergleichen, leſen gern die Zeitung, nehmen Antheil an den Weltereigniſſen und haben die größte Liebe zum Kaiſer. In einzelnen Gegenden findet man allerdings Turbulenz, Rachſucht, Völlerei und Proceßſucht; aber das ſind Ausnahmen. Ein räudiges Schaf ſteckt oft einen ganzen Stall an, kann man häufig dort ſagen!

In der Erziehung der Völker, wie der Kinder, iſt Geduld und Güte allein nicht hinreichend, es muß auch Furcht hinzukommen. Die höheren Stände und Spitzen der Regierung dürfen nicht verzweifeln bei dem jetzt gerade ſich äußernden Mißbehagen, hervorgerufen durch die raſche Verbeſſerung der Verhältniſſe des Landvolks in den Nachbar-Gouvernements und eine gewiß berechtigte Ungeduld des zum Selbſtgefühl erwachten Volkes; eine Folge, wie ich denke, von früher erlittenem Unrecht und gegenwärtig zu hoch geſpannten Forderungen und Erwartungen von beiden Seiten, vielleicht auch von dritten Elementen, die den Unfrieden zwiſchen Eſten und Deutſchen ausbeuten wollen. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß man für die rechtſchaffenſten Bemühungen augenblicklichen Dank erwerben wird. Aber iſt dies denn nöthig? Kinder- und Völkererziehung belohnt oder beſtraft ſich erſt im Verlauf der Zeit.

Die ſechshundert Jahre dauernde Sclaverei hat in vielen Gegenden einen eingewurzelten Haß der Eſten und Letten gegen die deutſchen Gutsbeſitzer hervorgerufen. Ein Mißtrauen auch gegen redliche Bemühungen iſt ſehr häufig; das darf aber den Volksfreund nicht abhalten, auf der

Bahn des Guten fortzuwirken. Dem Haß von Ungebildeten muß der Höhergeſtellte thatſächliche Liebe und Gerechtigkeit entgegenſetzen, und er wird Wunder ſehen.

Wenn ein Anderer ein anderes Kirchſpiel Kur- Eſt- Livlands mit gleicher Vielſeitigkeit zu beſchreiben unternähme, ſo würde er dabei gewiß auch anders verfahren müſſen, denn Dr. Bertram iſt eben ein Schriftſteller eigener Art. Aber wenigſtens die allgemeinen Rubriken und Geſichtspunkte ließen ſich dabei dem einmal gegebenen Beiſpiel entnehmen. Daß ſolche Monographien recht ſehr wünſchenswerth wären, auch das iſt ein wahres Wort des Herrn Verfaſſers.

Von der Cenſur erlaubt. Riga, den 30. September 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Ueber die Grenzſtreitigkeiten zwiſchen Menſch und Thier.

W. H. Dixon hat uns in ſeinem Reiſebericht aus dem „far west“ Amerikas bunte ſtereoſkopiſche Bilder mitgebracht über ſocial-politiſche, religiös-aſcetiſche Experimente, wie ſie vielleicht nur in der neuen Welt möglich ſind. Seine Schilderungen aus der Salzſeeſtadt, ſeine Bible Society — die pantogamiſchen Phalangſterien von Oneida Creek und mancherlei Verwandtes platzen auf die ausgebrannten Schlacken unſeres europäiſchen modus vivendi ſo draſtiſch herein, daß wir in der That die neueſten Nachrichten aus dem Monde à la Gruithuiſen wieder auftauchen zu ſehen meinen. Für den denkenden Socialpolitiker haben dieſe Experimente aber ein ſo hohes Intereſſe, daß es vielleicht nur für den Naturforſcher und Pſychologen ein noch größeres giebt, den Leitfäden nachzuſpüren, die in dieſe barocken Geſtaltungen von Aſſociation hinüberleiten. Vor allem iſt es eine mächtige Schranke, die fallen muß, ehe es zu ſolchen Collectivvergeſellſchaftungen kommen kann; dieſes iſt zugleich eine, die weſentlich eine breite Grenzſcheide zwiſchen Menſchen- und Thierwelt zieht — der Individualismus. Unſere europäiſche Cultur hat hierin ſeit Jahrhunderten feſte Normen gewonnen, die nur noch in der Leibeigenſchaft und den ſtehenden Heeren eine Ausnahme erlitten, und wenn die erſtere ſchon bis über den Ural hinaus vor dem Andrängen der Zeit fallen mußte, bleibt für die Sclaverei der Rottendisciplin mit dem zurücktretenden Egoismus dynaſtiſcher und nationaler Sonderintereſſen gegenüber dem Friedensbedürfniß der civiliſirten Welt die Ausſicht offen, daß auch hier die auf die Spitze getriebene Steigerung des Unnatürlichen, Culturwidrigen umbiegen und in die Wege wirkſamerer Culturarbeit ohne Hinterlader und Kugelſpritze einlenken werde.

In dem glebae adscriptus und unter dem Soldatenrock hört das auf, wirkſam nach außen treten oder ſich auch nur fortbilden zu können, was in der Vereinzelung der Individuen eigenthümliche Durchbildung nach perſönlichen Anlagen, ſubjective Wahl der Lebenswege nach Begabung und Zweck und freie Aſſociation zu gemeinſamem Ziele mit gleich individuell abgemarkten Perſönlichkeiten und Kräften ermöglicht. Dies eben möchte ich als Individualismus bezeichnen, und in ſeiner ſelbſtbewußten Durchbildung und zweckmäßigen Verwerthung für ſich oder in Gemeinſamkeit mit der nationalen oder ſtaatlichen Familie zu weitergreifenden Zwecken die Signatur unſerer Zeit ſuchen. Indem ſich aus nivellirenden Kaſtenverbänden Summentotalitäten von Individuen, aus Zünften die freien Gewerke, aus geſchloſſenen Ständen die Staatsbürgerlichkeit, aus Coterien und geiſtlichen und weltlichen Inſelbildungen im Culturſtaate Mitglieder eines weiteren Bundes maureriſcher, human-kosmopolitiſcher Mitarbeiter an dem Werke der Einigung, herausbilden, um den höchſten Gütern des Lebens mit vereinter Kraft und zu gegenſeitigem Nutz und Frommen nachzuſtreben, müſſen nothwendig neue Formen für dieſe neuen Strebungen geſucht werden. — Um ſo weniger kann es Wunder nehmen, daß, in einem jungen Welttheil, der mit rieſenhafter Kraft die Probleme einer neuen Lebensgeſtaltung anſtrebt, bei dem Verſuch, ſo ausgeſprochene Gegenſätze, wie durchgebildeten, faſt hemmungsloſen Individualismus und Maſſendruck von Millionen, die gleichwohl von einer gleichartigen lebensfähigen Idee getragen werden, zu vereinen, oft genug an den Uferwindungen dieſes gewaltigen Rieſenſtromes von Menſchenkraft, in den Schwankungen ſeines Schwalles, oder wo er in Zeit und Raum auf Hemmniſſe ſeines Dranges ſtößt, Wirbel und Strudel entſtehen, die oft ſo elementar und ſtürmiſch, ſo wunderlich und abweichend von allem Gewöhnlichen ſich geſtalten, daß ſelbſt den von geſichertem Boden Zuſchauenden der Schwindel ankömmt. Buntes, ſcheinbar vollkommen principloſes Durcheinander menſchlicher und unmenſchlicher Leidenſchaften und Strebungen, materielles Beginnen und myſtiſches Ringen nach dem Unſäglichen, brauſen und rauſchen da in wirbelndem Strudel durcheinander, ſtabil auf einem engen Waſſerpfuhl, während der breite Strom rechts und links ſeine Wellen unaufhaltſam vorwärts trägt und die koboldartigen Fratzenſpiele elementarer Kämpfe hinter ſich läßt. Sei es, daß der Individualismus im einſamen Trapper die erſten kühnen Fußtapfen der dämmernden Civiliſation in die Wildniß der Urwalds trägt, ſei es, daß er ſich zum Schienenweg der großen

Westbahn associirt, oder einen Bruderkrieg, wie er noch nicht dagewesen, zum Austrag bringt; wo ihm die Gegenwart und der Erfolg das „fiat“ für die Zukunft als Weihe mit auf den Weg giebt, klingt unter seinem Tritt und Schritt, der Ton einer geistesfrischeren, neulebigen, kommenden Zeit an. Wo er sich aber aufgiebt um egoistisch-materieller Zwecke willen, selbst mit vollkommener Verleugnung, wenigstens scheinbarer, der persönlichen Rechte und Strebungen in Gestaltungen untergeht, die durch Summenwirkung Zwecksetzungen anstreben, denen die Zeit und der Zeitgeist diese Weihe der Lebensfähigkeit versagen, da sehen wir auch sofort den Lebenspuls der Entwickelung sinken, es weht uns heiß und narkotisch an, wie aus dem Upasthal, barocke Gestalten mit Janusköpfen im Kampf zwischen einer alten und neuen Ordnung der Dinge, treiben an uns vorüber, die Pane und Sylvane der alten Mythen scheinen die Brutstätten finsterer unbesiegbarer Naturgewalten zu bevölkern, um in vergeblichem Ringen gegen sie anzudrängen; ein Kampf um's Leben, in dem der Sieg der intelligenten Race uns, je tiefer wir blicken, je zweifelhafter wird, bis sich in den excentrischsten Erscheinungen der genannten Richtung der Menschentypus und seine Signatur, die Persönlichkeit, so weit verwischt, daß wir die Analogie mit niedern Mitlebenden kaum von uns weisen können.

Gleichwohl müssen wir es besonders betonen, daß wir diesen Vergleich anders verstanden wissen möchten, als wenn von gewisser Seite für solche Lebensexperimente die Fallstricke der Sünde und des Teufels, das Verthieren des Gottesgeschöpfes und der grobe Materialismus der Bestialität aufgeboten werden, um einer erbauten Zuhörerschaft Exemplificationen vorzuführen, die dem Forscherauge mehr Interessantes und Belehrendes als Verabscheuungswürdiges und Verdammenswerthes bieten. Der metaphysische Drang des Menschen spielt auch hier eine oft wundersame Rolle, wie er bei solchen Massenabzweigungen überhaupt wohl selten vermißt wird, sei es in der Form ursprünglich treibender Momente, oder eines vorbereitenden Unterbodens auf dem sich weiter diese abnormen Vegetationen entwickeln. Auf alle Fälle setzen sie eine eigenthümliche Geistes- und Gemüthsdisposition der Empfänglichkeit voraus, die mit den alten Formen des Lebens zu brechen bereit ist, und eine Begehrlichkeit, ein studium novarum rerum, die sich von dem Bewußtsein überwuchert fühlt, daß dieselben dem heutigen Lebensdrange nicht mehr genügen und um jeden Preis durch neue ersetzt werden müssen.

Hierin liegt aber die Gefahr des Rückganges auf dem großen Fortſchrittswege der Menſchheit, hierin der Verſtoß gegen das durchgehende Continuitätsgeſetz jeder organiſchen Entwickelung, und der Grund der Iſolirung, durch die ſolche Inſelbildungen im Lebensocean der Menſchheit, von dem Feſtlande und dem Geiſtesverband der Geſammtheit ſich getrennt ſehen. Mit gut und böſe über ſolche Erſcheinungen abzuſprechen, ſie ſündhaft und entmenſcht zu ſchelten, deckt das Weſen nur unvollkommen und einſeitig, ſie irreligiös und gottlos zu nennen, wirft nur ein ganz einſeitiges Streiflicht auf ihren tiefinnerſten Grund. Wenn aber in einigen dieſer neuen Löſungsverſuche des Socialproblems das ſequell-materialiſtiſche Moment ſo vorſchlagend betont iſt, daß wir unwillkürlich zum Vergleich mit Gorillatabunen hinübergewieſen werden, ſo treibt doch wieder andererſeits das vorſchlagende myſtiſch-religiöſe Princip anderer, wie der „resurrections orders, bible families“ u. a. unſer Urtheil in die Enge, und wir können nur die Elaſticität anſtaunen, mit der die menſchliche Natur die wunderſamſten Höhen und Tiefen in ſich verſchmelzen kann, ohne gänzlich eine andere zu werden. Namentlich bleibt uns bei unbefangener Betrachtung das unverrückt ſtehen: in ihren verzerrteſten Verirrungen, geſcholten und geſchmäht, verabſcheut und geflohen von der ganzen Mitwelt, fern in der Einſamkeit des Urwalds und in den Steinwüſten der Rocky Mountains bleibt der Menſchennatur etwas, das auch in ihrem verfahrenen Entwickelungsgange ſie von den niedern Lebensformen trennt. — Die Production von Gütern, eingebildeten oder reellen, geiſtigen oder materiellen iſt es, was das menſchliche Schaffen im Individuum wie in den Maſſen kennzeichnet. Dieſes Streben nach dem kleinſten wie dem höchſten Gut, dem καλὸν κἀγαθόν, über den Bedarf des Augenblicks hinaus, und über das Maß der dürftigſten Nöthigung für Nahrung und Brut iſt das Siegel menſchlichen Präſtigiums und ſpiegelt ſich in den abnormſten Ausläufern der Culturverwirrung wie in den elementarſten Lebensformen, hier freilich nur ſehr rudimentär, wieder. Die Scalpe an dem Gürtel einer Rothhaut, was ſind ſie anders, als oft zu hohem Preiſe, ja im Würfelſpiel um's Leben ſelbſt gewonnene Luxusgüter, während dieſer ſelbe Wilde im Mangel an Vorausſicht für das nackte Leben vom Biber und Prairienhunde ſehr unvortheilhaft abſticht — die doch wenigſtens bei guter Zeit Futter für die magern Wochen in ihren Bauen aufſammeln. Dieſes freie Spiel der Schaffenskraft, kenntlich oft unter dem Druck der thierähnlichſten Uncultur, iſt ſo durchſchlagend und kennzeichnend, daß keine

Thierform in ihren Kunſtinſtinkten bei aller Zweckmäßigkeit im engen Kreiſe ihrer Ziele dem Papua-Indianer nahe kommt, dieſem Menſch-Schimpanſe, der um ſich Muth im Kampfe zu geben das Herzblut ſeines erſchlagenen Feindes trinkt. Ein ſonderbares Gut vor den Augen der civiliſirten Welt und doch relativ ein nicht geringeres als das Ehrenzeichen, das in ihr den tapfern Soldaten ſchmückt und bei deſſen Erwerbung es zum Theil auch nicht ohne einigen Todſchlag abgeht. Es kommt im Einzelnen, wie in den Vergeſellſchaftungen der Kräfte und Intelligenzen nur darauf an, worauf ſich dieſer Schaffensdrang richtet. Das Mormonenthum hat ein gutes Theil von Errungenſchaften einer alten Civiliſation wie leeren Ballaſt über Bord geworfen, kümmert ſich weder um den heiligen Geiſt der Bibel noch den unheiligen der Wiſſenſchaft. Es regelt das Familienleben nach geläuterten Anſichten über Kreuzzüchtung von Racenvieh und Brigham Young griff nicht fehl, als er ſeinen Heiligen am Salzſee befahl erſt ein Theater zu bauen und dann erſt den Grundſtein des großen Tempels zu legen. Panem et circenses mußte das Volk zuvörderſt haben, darum Arbeit vor Allem und zwar mit den hundert Armen des Briareus; das Beten hatte gute Weile. Das Zeugniß ſtellt aber die ganze Mitlebenſchaft dieſem genoſſenſchaftlichen Multiplicationsexempel aus, daß es als Coloniſationselement ſeines Gleichen ſucht. Wüſteneien, vor denen ſelbſt der bedürfnißloſe Wilde ſcheu zurückwich, ſind von dieſen Mormonen in blühende, fruchttragende Fluren, wie durch einen Zauberſchlag, umgewandelt worden; die Ausfuhrproducte dieſes jungen Staates werden ihrer beſondern Güte halber auf den Märkten mit höhern Preiſen erhandelt als die der beſtcultivirten Gegenden der Nachbarſchaft, und, bei einer rieſenhaften Expanſion der Gliederſchaft dieſer Familie, giebt es in der Salt lake city keinen Armen, keinen Bettler und keinen Trunkenbold. Miſſionen dieſes neuen Prophetenthums durchziehen Europa und Aſien und die fernen Archipele des Südmeeres; Tauſende wenden ſich aus der alten Heimat dieſem neuen Eldorado zu und helfen bald neue Strecken wüſten Prairiebodens dem Pfluge und der Hacke dienſtbar machen. Und doch iſt Niemand, der der Erſcheinung etwas tiefer auf den Grund ſieht, in Zweifel, daß vielleicht in naher Zukunft ſchon auch dieſe wild und üppig wuchernde Prairienpflanze vor dem Hauche der von Oſten herandringenden breitſpurigen Civiliſation dieſes wunderbaren Continents welken und in Nichts zuſammenſinken wird. Doch nein! nicht in Nichts, wollen wir ſagen. Die Bauſteine werden bleiben, wenn die Hände lange ruhen, wenn die goldenen

Tafeln, die Joe Smith der Erde entnahm, zertrümmert und die letzten der „angeſiegelten“ Damen zu ihren Verlobten in den Himmel eingegangen ſein werden! Jedenfalls wird ihr Angedenken ein arabeskenreiches Blatt mehr der Menſchengeſchichte einfügen, und ein moraliſtrender Philiſter, der mit der alten Schablone „Müſſiggang iſt aller Laſter Anfang“ ausgerüſtet, etwa, wie unlängſt Dixon, eine Reiſe zum Salzſee gemacht hätte, um über die menſchliche Verkommenheit Betrachtungen anzuſtellen, müßte bei der ſtaunenswerthen Arbeitsleiſtung in jenem coloſſalen Bienenkorbe, leichtlich glauben, daß dort, nach Maßgabe ſeines Spruches, eher neben allen andern guten Dingen auch die Wurzel aller Tugenden und der Keim moraliſcher Vollkommenheit ſprieße!

Die Leute des „Resurrection order“ verfolgen in gleicher Abgeſchiedenheit von dem großen Zuge der Bewegung amerikaniſchen Lebens mit ganz gegentheiligen Mitteln eine in ihrer Art eben ſo originelle Zweckſetzung. Von außen durch den Zug gleicher Neigung recrutirt, leben ſie ein ſtreng aſcetiſches Cönobitenleben und ſuchen im geiſtigen Verkehr mit abgeſchiedenen, verklärten Geiſtern das, was ihnen die Welt nicht bieten kann und was ſie ihr ihrerſeits verſagen. Männer und Frauen leben in rein geſchwiſterlicher Gemeinſamkeit und legen den Schwerpunkt ihrer Arbeit, neben der materiellen Sorge für das Leben und frommen Betrachtungen, in die Unterweiſung in nützlichen Dingen durch Unterricht, Anleitung und gutes Beiſpiel derer, die ihnen von außen zugeführt werden. So wird hier wie dort über das Individuum hinaus, über den bewußten Vereinszweck einer oft vielköpfigen Aſſociation hinweg, an einer Güterproduction raſtlos und emſig geſchaffen, die in den meiſten Fällen ſo oder anders erſt nachfolgenden Generationen, nicht ſelten einer ganz neuen Ordnung der Dinge zu Gute kommen ſoll und den Fortſchritt in der Geſchichte mit lautloſer Thätigkeit vermittelt, gleichwie die Atollbildung der Südſeeinſeln Arbeit auf Arbeit von Milliarden von Polypen häufen ſehen muß, bis die erſte Kokospalme ihren fruchttragenden Wipfel gegen die brandende See neigt. Und wie im Brandungsſchwall der donnernden Wellen, in denen der unvorſichtige Schiffer den morſchen Kiel zertrümmern ſieht und vielleicht mit genauer Noth im ſchwachen Kahn ſein nacktes Leben rettet, gerade dieſer Bildungstrieb des „Lebens im Kleinen“ am emſigſten fortbaut, ſo wuchs dieſes Cönobitenthum und jenes weitaus großartigere Mormonenweſen unter dem Andrang widriger Verhältniſſe, unter Verfolgung und Entbehrung maßloſer Art, und mußte endlich, an Leben und

Eigenthum bedroht, ſich fern von den Grenzen der Civiliſation durch die Wüſte ein verheißenes Land ſuchen, in dem es ſich nun zu einem weitſchattigen Baume entfaltet. Eine vollkommen iſolirte Erſcheinung eigenſter Art in der Menſchengeſchichte und doch aus ihr und einer einigen Wurzel dem dunkeln, verborgenen, metaphyſiſchen Naturboden entſproſſen. So weiſt ſelbſt der Rückgang, der ſcheinbare Rückſchritt im Einzelnen, wie eine Excreſcenz des Fortſchritts, auf dieſen hin; wie eine Abnormität das Geſetz, eine Ausnahme die Regel bewahrheitet; und immer weiter ſcheint die lebenvolle, tauſendgeſtaltige Thierwelt hinter dem Vorſchreiten dieſer auserwählten Lebensform zurückzuweichen, indem ſie in Formenſtarrheit und intellectueller Unbeweglichkeit neben dieſen expanſiven Regungen der Menſchennatur nur ein Scheinleben zu friſten das Anſehen hat, das überall bedroht und fliehend, wo der Menſch ſeinen Fuß hinſetzt, nur durch dienſtbare Gefügigkeit kümmerliche Lebensbedingungen erringen kann.

Und dennoch entziehen ſich Aehnlichkeiten im Entwickelungsgange dem näher zutaſtenden Blicke nicht, die auf eine bedeutſame Gemeinſamkeit in der Wurzel alles Lebenden hinweiſen, Aehnlichkeiten, die im Gewordenen, jetzt Beſtehenden Spuren erkennen laſſen, die für Darwin's Lehre von der Metamorphoſe der Arten zeugen und bei der großen Geſchiedenheit, die gegenwärtig die oberſte Spitze des organiſchen Formentriebs von ſeinen erſten Anfängen und rückſtändigeren Geſtaltungen trennt, das Intereſſe der Forſchung mit immer neuen Fernblicken in dieſes Geheimnißvolle ἓν καὶ πᾶν rege halten.

Einmal iſt der wirkliche Fortſchritt, ſelbſt wenn man über den Maßſtab ſich geeinigt, nachdem er zu meſſen wäre, im Menſchengeſchlecht ſo mikrometriſch und von ſo großen Rückſchlägen und Erſchütterung durchſetzt, daß es heute noch Peſſimiſten giebt, die ganz an ihm verzweifeln, und gern mit Leben und Gedeihen, mit Leib und Seele zur „Kindſchaft" angenommen werden möchten, wie Stahl, herrenhauslichen Angedenkens, noch vor wenig Jahren die „Umkehr der Wiſſenſchaft" predigte und Berlin in neueſter Zeit noch ſonderbarere Dinge zu hören bekam, die ſelbſt den Stadtverordneten zu viel waren. Ueberall iſt die Geburt einer neuen klärenden Idee, eines durchbrechenden neuen Leuchtpunktes auf dem dunkeln Wege der Geſchichte mit ſo viel Schmerzen und Schatten zu Tage getreten, daß von den großen Durchbrüchen civiliſatoriſcher Wandlungen, über deren fördernde Wirkſamkeit erſt kommende Zeitalter Recht ſprechen ſollen, augenblicklich oft nur das Chaos der Zerſtörung von mühſam Aufgebautem,

durch gleiche Kämpfe Errungenem dem fragenden Blicke als Eindruck bleibt. Andererſeits bildet ſich das innere und äußere Leben der Thierwelt mit und neben dem Menſchen, ſelbſt innerhalb der Spanne hiſtoriſcher Zeitrechnung offenbar um, nimmt neue Formen und Lebensbedingungen in ſeine Natur auf und entwickelt Anlagen, die ſeinen urſprünglichen fremd zu ſein ſcheinen. Namentlich im Zuſtande der Domeſtication kann eine gewiſſe Beweglichkeit früher für ſtarr gehaltener Grenzen, nicht mehr geleugnet werden, und in der Racenzüchtung iſt, wenn wir die Erfahrung nicht todtſchweigen wollen, ein Einbruch in dieſe feſten Abmarkungen bereits conſtatirt, deſſen Weiterungen bis zu jetzt kaum überſehbaren Formenwandlungen leiten können. Dazu weiſt die Forſchung untergegangene, unter vorhiſtoriſchen Schichten begrabene Thierformen, und gerade der vorgeſchrittenſten Typen, nach, welche, wie die in Griechenland und anderswo neuerdings zu Tage geförderten Affenreſte, Wandlungen das Wort reden, die für Perioden, wo die Menſchennatur, nach zeitlich dieſen Perioden genäherten Funden, dieſem Typus weitaus näher ſtand, als dies jetzt den entwickeltſten Formen der Thierwelt gegenüber ſelbſt von dem verkommenſten oder rückſtändigſten Menſchenweſen behauptet werden kann. Hier ſcheint, durch große Zeitperioden von ſeinen vorgängigen Verbindungsgliedern abgetrennt, ein Rückſchritt in den jetzt lebenden Formen zu feſter Geſtaltung erſtarrt zu ſein, der als ſolcher weder gegen eine wirkliche Fortentwickelungsfähigkeit ſpricht, noch dem Gedanken principiell widerſtrebt, daß in unvordenklichen Zeiten die peripheriſchen Ausläufer dieſer jetzt ſo durchgehends geſchiedenen Lebenskreiſe ſich nicht hätten decken mögen. Nehmen wir namentlich das neuerlichſt von Moritz Wagner mit genialem Griff herbeigezogene „Geſetz der Migration“ zur Erklärung von Wandlungen zu Hülfe, die in der natürlichen Zuchtwahl Darwin's ſelbſt in coloſſalen Zeitläufen die Wahrſcheinlichkeit der Aenderungen in einem zweifelhaften Dämmerlicht erſcheinen laſſen, ſo gewinnen wir Ausblicke, die zwar wieder ein gutes Theil weniger Wiſſenſchaft auf die heiligen Urkunden zurückzuleiten geſtatten, dagegen darüber tröſten, daß die bis jetzt gewonnenen Funde ſo lückenhafte Beweiſe bieten. Die Hypotheſe mag immerhin die weite Kluft fürs erſte zu überbrücken wagen; ohne Hypotheſe keine Wiſſenſchaft, wie ohne Symbolik keine Religion. In beiden kann man des Schematiſchen, Vor- und Sinnbildlichen entrathen, wenn die volle Wahrheit zum Durchbruch gekommen. Und warten kann wenigſtens die Wiſſenſchaft, nur muß ſie Wiſſenſchaft bleiben, d. h. die Allegorie der metaphyſiſchen Bedürfnißkreiſe aus dem

logiſchen Gedankenkitt der erſcheinenden Welt ausſchließen. Wagner hat nämlich nachgewieſen, daß die Erſcheinung oft ganz iſolirter Lebenskreiſe in Pflanzen- und Thierwelt, abgemarkte Formenſcheidungen von nachbarlichen Verwandten, ſich kaum anders erklären laſſen als durch die Iſolirung, die ſich ihnen nach einmaliger zufälliger Scheidung von dem Grundſtock ihrer Entwickelung zur Fortbildung ſpecieller Eigenthümlichkeiten förderlich erwies, und die neugeaichten Formen vor dem Zurückſinken in die urſprüngliche Racenunität bewahrte. So bilden klimatiſche, flußgebietliche, geologiſche Abgrenzungen auch die natürlichen Scheidewände, die beſondere Lebensformen in ihrer Eigenentwickelung ſchirmten, und ihre Abzweigungen von der Stammform vor Zurückgehen auf dieſe ſo ſehr bewahrten, daß ſie gegenwärtig, eine feſte und dauernde Sonderform, mit dem Maſſengewicht auf den Schauplatz des Kampfes um's Daſein treten, für den die in einzelnen Individuen angelegte Verſchiedenheit von der Stammart auf wirkſame Erfolge nie hätte rechnen dürfen.

Es giebt Lebensformen, die faſt Ubiquität auf unſerm Planeten beanſpruchen, andere die nur unter beſondern Lebensbedingungen ihre Exiſtenz friſten. Zu den erſteren gehört vor allen der Menſch und gewiſſe Thierformen, die, wenigſtens im Zuſtand der Domeſtication oder ganz ſpeciell auf ihn als ihren Nahrboden angewieſen, ihm überall hin folgen. Es giebt aber auch Formmodalitäten, die namentlich nach Maßgabe ihrer activen oder paſſiven Ortsbeweglichkeit eine größere oder geringere Verbreitungsgrenze gewinnen, einmal aber an der Grenze dieſer natürlichen Marken angelangt, dieſe nur ſelten in vereinzelten Individuen überſchreiten, gewiſſermaßen Coloniſation darſtellend, die, getrennt vom Mutterſtamm, dann ſofort unter begünſtigenden äußern Einflüſſen Zweigformen darſtellen, die zu ſelbſtändigem Gedeihen in typiſcher Geſtalt gelangen. So ſcheidet der tiefeinſchneidende, reißende Kiſil-Irmak bei Sinope gewiſſe ſchwerfällige Käferarten, die weſtlich und öſtlich an den Ufern dieſes ſchmalen Fluſſes ihre natürliche Varietätengrenze finden. Etwas Aehnliches hat Wagner für die untere Donau, für die Waſſerſchranken gewiſſer Flußgebiete in Afrika, für die Meerenge von Gibraltar, die abgeſehen von niedern Thierformen den einzigen europäiſchen Affen von ſeinen tropiſchen Verwandten trennt, nachgewieſen. Noch weiter gehende Scheidewände für ſolche Coloniſationsabzweigungen bietet das Hochgebirge, namentlich in ſeinen durch jähe Abſtürze von dem umgebenden Erhebungszuge getrennten Kegelbildungen, in den himmelanſtrebenden Pics der Anden und des Himalaja,

wiederum tiefer greifende endlich das Meer und ſeine vom Feſtlande näher oder ferner abliegende verſtreute Inſelwelt. Dieſen natürlichen Verhältniſſen, im Verein mit klimatiſchen Einflüſſen und gegenüber dem Mehr oder Minder der Migrationsfähigkeit einer Lebensform, muß Rechnung getragen werden, wenn, wie Wagner ſagt, nicht ein Schöpfungsact beſonderer Art für engbeſchränkte Gebiete angenommen werden ſoll, wo auf der Weſtgrenze eines ſchmalen Flußgebietes ein Inſect mit glatten Flügeldecken, auf dem öſtlichen Uferſtrich durch eine vicariirende Art mit derartigen rauhen vertreten erſcheint. Er giebt dieſem auffallenden Factum einen gewichtigen Nachdruck durch die Bemerkung, daß in der ganzen Türkei nur eine einzige Hunderace gefunden werde, weil durch Wegfall irgend hemmender Scheidungen die unbegrenzte Kreuzung auf eine conſtante Mittelform hinleitet. Die Hunde in's Haus aufzunehmen verbietet nämlich dem Muſelmann ſeine religiöſe Anſchauung, und ſo ſind dieſe für unrein gehaltenen Thiere, in halber Domeſtication, dennoch auf die unbeſchränkteſte Gegenſeitigkeit hingewieſen und gelangen nie dahin in irgend welcher Eigenthümlichkeit, dieſe einer irgend nennenswerthen Geſammtheit von Individuen als Racenſpecialität aufzuprägen.

Wenn hiernach die Variationselaſticität der Lebensformen auch eine Schwankungsweite erlangt, die den Herren von der ſtrengen Obſervanz nur zu lieb ſein muß, ſo hat dieſer ſcheinbare Beleg dafür, daß die Wiſſenſchaft in ihren Reſultaten doch immer wieder auf die Weisheit der alten Urkunden hinauslaufe, doch auch ſeine etwas dornige Seite, ſo daß man ſich wohl bedenken wird ihn in dieſer Richtung geltend zu machen.

Wir meinen ſelbſtverſtändlich hiermit die Frage über die Abſtammung des Menſchengeſchlechts von einem oder mehreren Paaren. Dieſe Abſtammung von einem Paare aufrechtzuerhalten vereinigen ſich verſchiedene Intereſſen der Pietät, der Gebundenheit an anerzogene Ideen, der Tradition und des Bewußtſeins, daß durch radicale Erſchütterung dieſer Ueberkommenſchaft ſehr weſentliche Strebepfeiler des Baues wanken müßten, unter dem die bis hierher geführte Civiliſation unſerer weſtlichen Culturländer ſich in ſtillſchweigender Anerkennung des Ueberlieferten geborgen hat. Wenn nun auch gefragt werden könnte, ob dieſer Strebepfeilerbau ein bloß gerüſtmäßiger oder definitiver zu nennen wäre, ſo iſt in allen Dingen Abtragen und Einreißen leichter als Feſtigen und Neubauen. Darum hat die Wiſſenſchaft, die in mehr als einer Richtung ſich in dieſer cardinalen Lebensfrage in diametraler Entgegenſetzung gegen das Althergebrachten

findet, mit aller Behutſamkeit und Gründlichkeit vorzugehen, und hat ſie namentlich die Verpflichtung, ſchon als Vertretung des Suchens nach den ungetrübten objectiven Cauſalzuſammenhängen der Welt, in dieſen Dingen nicht mehr zu ſagen, als ſie gefunden, und nächſtdem, um ihrer ſelbſt willen, nicht mehr zu finden, als ſich überhaupt vernünftiger Weiſe ſuchen läßt. Zu dieſer letzteren Art von Funden gehört z. B. der Andrias Scheuchzeri von Oeningen, dieſer als homo primigenius bezeichnete Rieſenſalamander der Tertiärgebilde, ein ca. 3 Fuß langer Lurch, der ſeiner Zeit viel von ſich reden machte, bis die mit Recht berühmt gewordenen Schädel von Engis und Neanderthal darauf hinwieſen, wo präadamitiſche Gedenkſäulen der Schöpfung wirklich zu ſuchen ſeien.

Ohne die Gründe gegen einander abzuwägen, die nach den gegenwärtig im wiſſenſchaftlichen Verſtande der Sache gewonnenen Ueberzeugungen die Wagſchale der Entſcheidung nach der Seite mehrerer Menſchenfamilien hinneigen machen, was über die Grenzen dieſer Blätter hinausgreifen würde, wollten wir nur im Gegentheile darauf hindeuten, wie das Hervorziehen *eines* Momentes in ſolchen Unterſuchungen leicht das moraliſche Gewicht der übrigen in Rechnung gebenden herabdrückt und der großen Gefahr unterliegt, auf einem ohnehin ſo ſchwankenden Felde aus ſcheinbar richtigen Prämiſſen falſche Schlüſſe zu ziehen. Nehmen wir nämlich mit Moritz Wagner die Variationsfähigkeit der Formen in einer Ausdehnung in unſere Betrachtung auf, die er zwar ausdrücklich nur für Artunterſchiede, nicht für Uebergriffe über die Gattungscharaktere feſtſtellt, ſo könnte uns dieſe intereſſante Entdeckung auf den erſten Blick eine bequeme Handhabe zu bieten ſcheinen, die Ableitung der verſchiedenen Menſchenracen von einem Paare auf demſelben Wege zu verſuchen. Es könnte ſcheinen, daß Coloniſationen, von dem Urpaare ſich abzweigend und öſtlich und weſtwärts von dem ſupponirten Urſitze im paradieſiſchen Kaſchmir-Thale wandernd, durch die wolkenhohen Gebirgsmaſſen des Himalaja und die ſchmale Landſcheide des afrikaniſchen Feſtlandes von ihrem Wiegenſtamme geſchieden, dieſem abhanden gekommen ſind und als Autochthonen allmählich die Umbildungen erfuhren, die ſie in ungekreuzter Inzucht zu ſelbſtändigen Racentypen feſtigten. Es machen ſich dieſer hier und da verlautbarten Auffaſſung gegenüber ſo weſentliche Bedenken geltend von Seiten der Ständigkeit dieſer Typen, der Baſtardkreuzung zwiſchen ihnen, von Seiten geologiſcher und pſychologiſcher Zweifel, ob hiermit der thatſächliche Vorgang auch nur eine annähernd wahre Darſtellung finde, daß dieſelbe wohl kaum

als eine nennenswerthe auf der Tagesordnung ſteht. Denn hätte ſie auch wirklich eine begründetere wiſſenſchaftliche Vertretung gefunden, ſo wäre doch in dieſem Fall der Triumph, den die Moſaiſche Schöpfungslehre darin gefeiert, nur ein Sieg des Pyrrhus geweſen, ſofort hätte ſich dem Feinde damit die ganze Flanke der Stellung frei geben müſſen und, was auf der einen Seite gewonnen, hätte ſofort wieder auf der andern verloren werden müſſen. Iſt nämlich die Abſchweifungsfähigkeit des menſchlichen Typus innerhalb der Zeiträume, die jene Urkunde aufſtellt, eine ſo elaſtiſche, daß wir dieſe ſo ſehr von einander abweichenden Formverſchiedenheiten in verhältnißmäßig ſo kurzen Perioden ſich typiſch feſtigen ſehen, und zwar der Art, daß aus ihnen ſo grundverſchiedene, ja kaum vergleichbare Schauſtücke eines Plato oder Sokrates auf der einen und eines Papua auf der andern Seite hervorgehen konnten, ſo iſt auch dem in viel längeren Zeitperioden ſich vollziehenden Uebergang von Gattung in Gattung, Familie in Familie Thür und Thor geöffnet. Denn zwiſchen dem Kopf einer Gauß oder Newton und dem eines Auſtralnegers, der Pſyche eines Ariſtoteles und den Inſtincten eines Fidſchi-Indianers ſind ſo unüberſteigliche, ſcheinbar weſenhafte Scheidewände aufgerichtet, daß man weit eher zugeben möchte, ein Gorilla ließe ſich durch ein Paar domeſticirende Generationen zu dem letzteren heranerziehen, als daß Auſtralneger oder Fidſchi auch über die Brücke der breiteſten Culturläufte ſich zu jenen Höhenpunkten der Menſchheit hinüberführen laſſen. Nun iſt uns aber bekanntlich die Zeit, in der dieſe Abartungen ſich zu feſten Typen ſetzen konnten, durch die Tradition ſelbſt in ſehr beengender Weiſe verkürzt worden. Der unvordenkliche Adam und ſeine reiche Nachkommenſchaft in Völkern ohne Zahl und Namen kann als Unterlage für dieſe Bevölkerungsſtatiſtik nicht verwendet werden. Ein ſolche Racenableitung wird thatſächlich zu Waſſer — zu dem Waſſer, „darin erſäufet ſind, all ſündhaft Vieh und Menſchenkind“. Es bleibt uns alſo nur der enge Raum von der zeitlichen Erſcheinung Noah's und ſeiner Söhne bis zu dem Momente, wo deutliche hiſtoriſche Kunde von der Exiſtenz verſchiedener weitverbreiteter Racen bei Moſes uns entgegentritt, — das wahre geſchichtliche Spatium, in dem die Zangengeburt der Racen vor ſich gehen muß! Nach C. Vogt — der darüber ein Mehreres giebt — etwa 800 Jahre, in die die Regierungszeit der Hykſoskönige mit einer reichentwickelten Cultur und eigenthümlichen Race in Aegypten fällt. Noch mehr: bereits Abraham zieht in ſeinem 75. Jahre dahin und findet dort einen Pharao in einem reichgegliederten

Staatsweſen — 367 Jahre nach der alles erſäufenden Flut, die hier eine ſündhafte Generation wegtilgte, welche laut den Zeugniſſen der Hypogeen des Nilthales unverkennbar die derſelben Neger mit prognathem Schädel und wolligem Haar war, welche, nach der Sündflut wiederum vorgefunden, die Niederungen des Nils bereits nach Millionen bevölkert hatten; wozu noch kommt, daß chronologiſch gleichzeitig mit jener Flut oder bald nach ihr durch die Denkmale von Ninive, Khorſabad ꝛc. die Exiſtenz von zahlreichen Völkern in Kleinaſien erhärtet wird. Die verſchiedenfarbigen Racen aber von den drei Söhnen Noah's in der Völkerzahl, wie ſie uns entgegentreten, abzuleiten, bleibt denn doch bei aller licentia genetrix eine etwas ſtarke Zumuthung, — alles innerhalb der angezogenen Zeitperiode; und nimmt man hinzu, daß der Nothbehelf, die iraniſch-kaukaſiſche von Sem, die Negerrace von Ham und die mongaliſche von Japhet abzuleiten, in ſich ſelbſt zuſammenfällt, da Nimrod, ein Sohn des Ham, nach den Denkmälern ſicher zum iraniſchen Stamm zählt, ſo bliebe nur Japhet übrig, den ganzen Bedarf an Negern, Mongolen, Südſeeinſulanern, Rothhäuten und Auſtraliern zu decken! Was von ihm zu verlangen geradezu unbillig wäre. Sollte aber auch dieſe Möglichkeit von gläubigen Herzen nicht zurückgewieſen werden, ſo ſehen wir nach C. Vogts Vorgang, (Köhlerglaube und Wiſſenſchaft S. 82) auch dieſen Dämmerſchein des Lichtes ſchwinden, wenn wir aus Unterſuchungen hervorgehen ſehen, „daß auch Japhet weiß war, wie ſeine Kinder," — „daß die Bibel in dieſen Anfangserzählungen nur weiße Menſchen kennt und die Wohnſitze der verſchiedenen Nachkommen Noah's, ſo weit die Bibel ſie nennt, überhaupt nur in einem kleinen Theile Aſiens zu ſuchen ſind, wo man ſie zum großen Theile nachgewieſen hat."

Daſelbſt wird nach J. v. Gumpachs Abriß der babyloniſch-aſſyriſchen Geſchichte feſtgeſtellt, daß das locale, auf die Länder des Euphrat und Tigris beſchränkte Phänomen der meſopotamiſchen Flut, die in China ähnliche faſt gleichzeitige Pendants aufzuweiſen hatte, ungefähr um 2300 v. Chr. fiel und daß ſchon 200 Jahre früher Babylon die mächtige Hauptſtadt eines culturentwickelten Staates war, daß in dieſer vorſündflutlichen Zeit ägyptiſche Schiffe an den Mündungen des Euphrat und Tigris erſchienen waren und Babylon nach der Flut wieder in neuem Glanze erſtand. In dieſer Richtung läßt ſich die Forſchung alſo zu den conſervativen Zwecken Urkundenpflichtiger nicht gebrauchen, und die Forderung: das Menſchengeſchlecht oder vielmehr ſeine Familienvarietäten von einem

Paare und nur einem abzuleiten, ſcheint größere Schwierigkeiten, wenn exacte Beweiſe vorgeführt werden ſollen, zu bieten, als die gegneriſche Stellung zu überwinden hat, wenn ſie den Scheinbeweiſen dafür gegentheilige Auffaſſungen mit Gründen hoher Wahrſcheinlichkeit entgegenſetzt. Keiner der geringſten unter dieſen iſt ein oben angedeutetes Factum, daß nämlich unter Anderm das Geſetz der unbegränzten Fruchtfolge, das bei Inzucht innerhalb der Race ſich geltend macht, Ausnahmen bei Kreuzungen erleidet, die z. B. den Mulattentypus durch immer neue Kreuzung von Weiß und Schwarz erzielen muß, während dieſer ſelbſt im dritten und vierten Gliede bei Inzucht Sterilität als Grenze ſeiner Fortbildung ſich gefallen laſſen muß, — ja, daß man ſogar die Verſicherung wiederholen hört, — eine Kreuzung von Europäern mit der auſtraliſchen Race ſei überhaupt erfolglos und die Coloniſation der Weißen könne ſich daher nur durch Inzucht innerhalb des eigenen Blutes erhalten.

So ſehen wir eine über gewiſſe Grenzen ſehr beſchränkter Art hinausgehende Schwankensweite der Formen weder durch Analogie noch Erfahrung weſentlich befürwortet; der Typus des an der Spitze der Civiliſation marſchirenden Weſens erhält ſich conſtant in urthümlich angelegt ſcheinenden Hauptſchattirungen, wenigſtens innerhalb hiſtoriſcher Erinnerung, und die traditionelle Chronologie ſeiner Ausbreitung über die Erde giebt nur ein haltloſes, für die wirkliche wiſſenſchaftliche Durchdringung unerſprießliches Bild, während freilich auch die Wiſſenſchaft eingeſtehen muß, zu befriedigenden abſchließenden Reſultaten bis heute nicht gelangt zu ſein. Gleichwohl iſt es nicht zu unterſchätzen, daß ein vorſchreitendes Ineinandergreifen der Geologie, Anthropologie und vergleichenden Anatomie auch hier immer näher an das eigentliche punctum saliens hinandrängt. Eine annähernd genauere Feſtſtellung der Verbreitungsbezirke der Revolutionen in Zeit und Ausdehnung, die unſerem Planeten die letzte Geſtalt ſeiner Oberfläche mit Vertheilung von Land und Meer, Bergkämmen und Thaleinſenkungen gegeben haben, wird über die Migrationsfähigkeit der vor dieſer Periode beſtanden haben könnenden Bewohner der Erde Anhalte geben, die über die autochthone Erſcheinung oder coloniſirende Verſchiebung ſchon vorhandener neue Wahrſcheinlichkeitsgründe zu den bereits gewonnenen fügen müſſen. Von der Paläontologie erwarten wir neue Aufklärungen über die Formänderung eines Weſens, das auch gegenwärtig noch Unterſchiede der Individuen und Racen zeigt, wie ſie ſo tief einſchneidend kein anderer Bewohner der Erde aufzuweiſen hat; die Erforſchung der Reſte,

die ein roheſter Naturzuſtand neben jenen Ueberbleibſeln ſpärlichſter Art als Andeutungen menſchlicher Thätigkeit nachweiſt, muß dieſes Bild weiter ergänzen und wird mit aller Wahrſcheinlichkeit die Lücke noch lange offen laſſen, die den Urmenſchen und ſeine Abkommenſchaft von den entwickeltſten Thierformen in bereits wieder untergegangenen Affentypen ſcheidet. Gleichwohl liegen ſchon gegenwärtig Funde vor, die über die Form aus abgetrennten Rudimenten kaum mehr entſcheiden laſſen, ob wir eine menſchliche oder thieriſche vor uns haben, und erſt in den im Vollgebrauch ihrer ganzen Fähigkeiten und Anlagen uns lebend entgegentretenden Exempeln der höchſtentwickelten Affenform und des degradirteſten Menſchenweſens ſieht ſelbſt der rohe Blick Unterſchiede, die als qualitativ und unvereinbar imponiren. Dieſen Punkt zu unterſuchen und von hier aus jene Lücke entweder zu überbrücken oder zu einer klaren Scheidekluft zu weiten, iſt eine Aufgabe, an der ſich die Wiſſenſchaft der jüngſten Tage mit Intereſſe verſucht hat.

Wenn Geoffroy St. Hilaire ſchlechtweg behauptet, das Thier *denkt* nicht, ſo kommt es nur darauf an, was man ſich unter „denken" denkt. Denn in der Richtung des einfachen Verſtandesweſens der Verknüpfung anſchaulicher Vorſtellungen nach dem Nexus des Cauſalzuſammenhanges exiſtiren zwiſchen Menſch und Thier unzweifelhaft nur graduelle Unterſchiede, durchaus nicht qualitative Scheidungen. Hält man nur dieſe Definition feſt, wie ſie für die nackte Verſtandesthätigkeit unzweifelhaft die einzig deckende iſt, ſo iſt Verſtand, und dieſer iſt ohne Denkthätigkeit eben nicht denkbar, im Thiere in ausgeſprochener Weiſe und zum Theil in ſehr entwickeltem Grade thätig. Quatrefages geht in dieſer Beziehung weiter. Er ſtatuirt für das Thier, ohne die beſonderen Qualificationen des bevorzugt Menſchlichen zu unterſchätzen, auch rudimentäre Anfänge von dieſem in den Anlagen, theilweiſe Entwickelungen in der Erſcheinung. Er bezeichnet aber nicht genauer, in welchem Umfang dieſe höheren Vermögen aus einer beſtimmten Quelle bei den Menſchen fließen und in welcher Annäherungsgrenze ſie bei den Thieren zu Tage treten. Durchweg aber neigt er auch in dieſer Beziehung der Annahme einer nur quantitativen Differenz zu, und das iſt geſprochen nicht „wie ein Kirchenvater", wohl aber wie ein Naturkundiger und Philoſoph, der in der Korallenbank den faſt mikroſkopiſchen Polypen erkennt und aus dem unſcheinbaren Baumateriale Berge und Continente aufthürmt. Weſentlich iſt es hier aber das Vermögen, *nicht* anſchauliche Vorſtellungen zu Begriffs-

verbindungen und dieſe zu Schlüſſen zu verknüpfen — alſo Vernunft und Urtheilskraft, um welche ſich die Frage dreht. Hier ſcheint der gegen das Thierreich ganz unverhältnißmäßig übergreifenden Intelligenz des Menſchen, in Begriff und Wortzeichen dafür, in Sprache und Perſönlichkeitsbewußtſein, im Auftauchen des moraliſch Guten und Böſen aus dem dumpfen Grunde des thieriſchen Subjektivitätsgefühls, endlich in dem metaphyſiſchen Hange des Religiöſen eine Weiterung gegeben, die mit einem Schlage zauberähnlich alle Analogien hinter ſich läßt, und plötzlich den Menſchen mit ſeinem „Gott", ſeiner „Freiheit und Unſterblichkeit" aus den Banden der niederen Beſchränkung einer andern Ordnung der Dinge gewonnen zu haben den Meiſten die unerſchütterliche Ueberzeugung giebt. Wer wollte ſich auch in den Augen der Welt gegen ſolche Ueberzeugungen, gegen ſolche „objective" Thatſachen erkühnen den Menſchen etwa wieder „zum Thier herabzuwürdigen" und ein Ebenbild Gottes, eine freie Creatur von ſo hoher ethiſcher Berufung wieder in den Staub ziehen? Gut gemeint und von edlen Abſichten getragen mögen dieſe oft gehörten Redensarten ſein, und wenn ſie ſich noch obendrein in recht pomphaften Phraſenſchwung kleiden, werden ſie auch recht ſüß in die Herzen der großen Menge eingehen, denen die unſchuldigen Affenmährchen à la Darwin immer mehr oder weniger Verſtimmung bringen. Die wiſſenſchaftliche Betrachtung hat aber doch, Niemand zu Lieb und Niemand zu Leide, die oft unbequeme und dankloſe Verpflichtung nachzuſehen, wie es denn mit den Beglaubigungsſchreiben dieſer hohen Berufung und exceptionellen Stellung beſchaffen iſt. Und da können wir nicht gerade ſagen, daß Quatrefages und ſeine Geiſtesverwandten ſo ganz ohne Sinn und Gedanken geredet haben. C. Vogt erörtert in ſeinen „Vorleſungen über den Menſchen" nach Anleitung jenes bedeutenden Forſchers, daß, wenn hier überhaupt nur von rudimentären Anfängen und Anklängen des Menſchenähnlichen geſprochen wird, dieſes beim Thiere in der Ausdrucksweiſe ſeiner Gefühle, Leidenſchaften und Wünſche durch Tonbildungen nicht allein durch die Rudimente einer Sprache vertreten wird, ſondern auch Anklänge an das Abſtracte in dem Sichſelbſtaufgeben der Mutterliebe bei den Thieren zeigt, die uns zu dem hinüberleiten, was in der menſchlichen Abhängigkeit und Gebundenheit von ungekannten Kräften zu den Geſtaltungen des metaphyſiſchen Bedürfniſſes, zu dem Urkeim religiöſer Regung Beziehungen andeutet, die merkwürdige Analogien in der Thiernatur erkennen laſſen: unbeſtimmte Furcht vor unerklärlichen Agentien, wie Vogt anführt,

„wahre Geſpenſterfurcht“ vor einem leuchtenden Stück faulen Holzes im Walde bei einem Hunde, Sympathien und Antipathien gegen und für ſonſt indifferente Perſonen, Liebe und Haß, erſtere für den Herrn, der das Thier oft geſtraft und gemaßregelt, letztere für die Farbe und Geſtalt eines andern Thieres, das ſcheinbar ſeinen Lebensweg nie durchkreuzt. Ich ſelbſt beobachtete bei meiner Hühnerhündin, die einen ausgeſprochenen Verfolgungstrieb gegen alle Katzen an den Tag legte, eine ganz idylliſche Toleranz gegen ein kleines Kätzchen, das ſie auf einen Baum gejagt und das, plötzlich naiv herabſpringend in die Löwengrube ihres Gebiſſes und ihrer Tatzen, ganz unbefangen und ſchmeichelnd mit ihr zu ſpielen anfing. Das Thier ging darauf ein und ſchien faſt unter dem Einfluß des moraliſch-ethiſchen: Neminem laede, immo omnes, quantum potes, juva! die Verpflichtung zu fühlen, ſich dieſem Vertrauen gegenüber ebenbürtig zu zeigen und angenehm zu machen, bis ein Seitenſprung des Kätzchens es wieder auf ſeine alten Tricks brachte. Und iſt neben ſolchen charakteriſtiſchen Zügen nicht das Bewachen eines Stückes Fleiſch bei einem hungernden Hunde gegen andere und gegen den eigenen Appetit, ein Analogon des „Tabu“, das auch der roheſte Fetiſchdiener gegen die drängendſten Inſtincte roher Leidenſchaften reſpectirt? Man muß ſich in der That die ungeheure Kluft zwiſchen der Intelligenz des roheſten Menſchenſchädels und den beſchränkteſten Seelenkräften des intelligenteſten Thiers vergegenwärtigen, um ſolche Züge *nicht* zu unterſchätzen, ſondern das Verwandte, Gleichwurzelige im Unähnlichſten zum Verſtändniß zu bringen. Zwiſchen einem Gauß und Beſſel und einer Hündin, die ihre Brut zählt, wenigſtens von ihrer Zahl eine ganz beſtimmte Anſchauung hat, iſt gewiß ein ganz erkleclicher Abſtand; und wenn auch nie zu erwaren ſein wird, daß das Thier Poſitionsmeſſungen von Doppelſternen mache, ſoviel mathematiſcher Wurzelgrund ſteckt in ihm, während des Säugens ſehr genau zu wiſſen, ob ſeine acht Jungen beiſammen ſind oder ob eines fehlt, obgleich daſſelbe Thier drei Wochen ſpäter ſeine eigene Brut nicht mehr erkennt und ſich kaum um ſie bekümmert.

Um die Frage zu entſcheiden, ob das Unterſcheidende zwiſchen Menſch und Thier ein grundweſentlich Urverſchiedenes ſei, genügt es alſo nicht, von den Thatſachen allein Notiz zu nehmen; dieſe ſind ſcheinbar incommenſurabel und ihre etwaigen Abzweigungen von einem einzigen Wurzelgrund ſo auseinandergezogen, daß ihnen allen der objective Schein in einem Grade anhängt, wie er das Urtheil nur zu leicht irre leitet. Die Scheinbewegungen

des Mondes gegen die Wolken in einer dunkeln Herbſtnacht, die ſcheinbar ſtille ſtehenden Speichen eines elektriſch momentan beleuchteten, ſchnell umſchwingenden Rades, ja die Bewegung der Sonne um die Erde haben nichts Aufdringlicheres, Zwingenderes als dieſe dem egoiſtiſchen Menſchenbewußtſein vorgehaltenen Scheinbeweiſe einer toto coelo verſchiedenen Natur ſeines Geſchlechtes gegenüber dem belebten Fleiſch, das ihn umgiebt. Wenigſtens dem Verbreitungsbezirke der ganzen abendländiſchen Cultur iſt dieſe Irrthumsquelle angewohnt, man möchte ſagen angeboren. Der früher gewordenen religiöſen Vertiefung öſtlicher Gedankenkreiſe wohnt ein anderes Bewußtſein inne, und Hunderte von Millionen leben dort der Ueberzeugung, daß das Leben *eines* ſei und in allem Lebenden das Gleiche. Daher dort auch die Schonung des Lebens der Thiere und ihre wahrhaft humane Behandlung ein durchgehender Zug des Gemeinlebens gegenüber einer ruchloſen Rohheit hüben, gegen die alle Thierſchutzvereine mehr einen moraliſchen Proteſt als eine wirkſame Hülfe gewähren. Das Chriſtenthum ſelbſt hat, bis auf ein Paar magere Andeutungen in ſeinen Urkunden, ſo wenig Notiz davon genommen, daß es daraus nicht einmal ein pädagogiſches Mittel der Volkserziehung zu machen vermochte; daß die Milch der frommen Denkungsart aber Principien nicht groß zu ziehen vermag, die überhaupt gar nicht da ſind, lehrt die tägliche Erfahrung in dieſer Richtung allerorts und zu allen Zeiten.

Im Allgemeinen ſcheinen nun jene objectiven thatſächlichen Ergebniſſe darzuthun, daß neben der unzweifelhaften Verſtandesthätigkeit bei Thieren das Vermögen der abſtracten Vorſtellungen, das vernünftige, deliberirende in Urtheilen und Schlüſſen ſich bewußt darlegende Moment zu fehlen ſcheint. Namentlich jener Uebergangsform von den anſchaulichen zu den abſtracten Vorſtellungen: die Urtheilskraft, mit dem ſo zwingenden Scheine des liberum arbitrii beim Menſchen, ſcheint ein ſo ausſchließliches Prärogativ der Menſchennatur zu ſein, daß es die Pſychologie auch bereits ihrer Domäne unangefochten erobert und zu den Seelenvermögen geſtellt hat. Nicht weniger hat nun aber der Obſcurantismus aller Religionen es ſich angelegen ſein laſſen, der Eitelkeit und Selbſtliebe dieſes hinfälligen Geſchlechts mit den roſigſten Illuſtrationen der Unvergleichbarkeit von Menſch und Thier zu ſchmeicheln, ſo lange und ſo weit namentlich ihm dieſe captatio benevolentiae förderlich war. Nur wo dieſe Autonomie von Gottes Gnaden ſeiner Leiterſchaft über den Kopf zu wachſen drohte oder unlucrativ erſchien, ſorgte man dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen,

und die Depotenzirungstheoreme der „Sündhaftigkeit", der „Verwerfung", der zu erstrebenden „Kindschaft durch die Gnade und im Gewande der Demuth" mischten sich in das Himmelshalleluja des „Herrn der Schöpfung". Die Wissenschaft hat dagegen von je hier und dort einen verborgenen Kern gepflegt, aus dem einst vielleicht das bessere Bewußtsein der Einheit alles Seienden sprießen darf. Sie hat diesen Gedanken zu allen Zeiten gehegt und gepflegt, bis an die Grenzen der Erkenntniß hin, an denen die qualitates occultae bald der chemisch-physischen bald der vitalen und psychischen Vorgänge Scheidungen geboten, die wenigstens für den menschlichen Intellect den Vortheil des sich Orientirens in dem Massendrang des unendlich Vielgestaltigen haben durften.

Aus dem Metempsychosenkreise heraus durch alle Zeitalter zieht sich aber bis in unser heutiges Wissenschaftsleben ein rother Faden aus demselben Zeug, der neben der Idee hinläuft, den Menschen wohl als Gipfelpunkt des animalen Lebens hinzustellen, ihn aber nicht zum Thier herabzuwürdigen, wenn man ihn ein vollkommenstes, mit Vernunft begabtes Thier nennt. Damit hat man sofort der Möglichkeit der Vervollkommnungsfähigkeit der Thierformen zu höhern Typen und der Durchbildung der vollkommensten endlich unter ihnen, der menschenähnlichsten Form, sit venia verbo, der Affen zu „menschenähnlichen Wesen" und zu Menschen selbst das Wort geredet oder, wollen wir sagen, wenigstens die Wege geebnet. Diesen aber nachzugehen bleibt von um so größerem Interesse, als bei aller verehrlichen Entrüstung, die dieser Gedanke von jeher in gewissen Kreisen hervorgerufen, eben jene dämmerhaften Anfänge höherer functioneller Potenzen in den Thieren unzweifelhaft ihre Vertretung finden. Der Weg der Entwickelung findet somit Anhaltspunkte gewisse Kernzellen des entwickelten Vernunftmäßigen da zu erfassen, wo es noch unvermittelt neben dem Verstande im Thierischen ruht. Die Erbsünde des Materialismus hat überdem die Köpfe der Denkenden doch schon so weit inficirt, daß wir immer für irgend ein Functionelles ein Substrat mindestens zu suchen Anlaß nehmen. Den Geist, die Seele, die Vernunft wie das Wunder à la Malebranche in die Natur platzen zu sehen, die Urtheilskraft wie die Taube der Zukunftsverheißung über den Wassern schweben zu lassen, will unserm heutigen Bewußtsein nicht mehr recht eingehen. Wir forschen also unwillkürlich den organischen Trägern nach, den Bildungsformen und Gesetzen, auf denen und mit denen sich diese functionellen Blüten entwickeln. Die Seele in der Zirbeldrüse zu suchen, hat man aufgegeben, aber jedem Physiologen

iſt der Unterſchied zwiſchen dem Schädel eines Gauß und eines Papua, zwiſchen ſeinem Gehirnbau und dem der Hottentottenvenus geläufig. Die Geheimniſſe der Sylviſchen Grube der Großgehirnhemiſphären, die Deckgrenzen von Großgehirn und Kleingehirn bei Affen und Menſchen, der Windungsreichthum und Faltenwurf, das relative und abſolute Gewicht der Deckſchicht und Kernmaſſe des Schädelinhalts ſind Unterſuchungsobjecte geworden, die der Wiſſenſchaft mehr Ehre machen, als Ausſprüche wie: „Ohne Phosphor keine Gedanken" ſie in gewiſſen Augen entwürdigen. Und gerade ſelbſt dieſe, ſollte man vermuthen, hätten die gegentheilige Wirkung haben ſollen, müßte man nicht glauben, daß eitel Scheelſucht diejenigen dagegen zu peroriren anleitet, in denen ſolche Gedanken eben nicht über die Fläche ihrer Gehirne ſich erheben konnten. Man ſchilt ſolche Doctrinen den Menſchen herabwürdigend und verthierend, man denuncirt ſie als unmoraliſch und ſtaatsgefährlich, und thäte doch beſſer, den Grad von Intelligenz als Maßſtab gerade der Spannungsweite zwiſchen Menſch und Thier an ſie zu legen, der zu ihrer Faſſung und auch nur theilweiſen Begründung nöthig war. Die vergleichende Biologie und Anatomie werden trotz allen wüſten Simmengewirres dieſer Art ihren Weg dennoch weiter gehen.

Unbehelligt durch die ſcheinbar grundverſchiedene Anlage von Menſch und Thier denkt man unwillkürlich, von einem tieferliegenden Einheitszuge geleitet, den räthſelhaften Verbindungsgliedern nach und Jedem, der dieſen Gedankengang verfolgt, werden Spuren auffallen, die hinüber und herüber leiten, ohne daß uns die Idee ſofort erſchrecken müßte, dabei etwa auf die Wurzel unſeres Stammbaums in einem Schimpanſe zu ſtoßen.

Wohl aber ſehen wir in den verſtändigſten Thieren, Elephant, Pferd und Hund, das, was uns rudimentär oft als Vernünftiges, Urtheilsmäßiges, ja als abſtractes Denken imponirt, weſentlich auf der Haftung und Wiederholensfähigkeit anſchaulicher Vorſtellungen ruhen. Im Menſchen gründet ſich dieſelbe Thätigkeit mit ungleich breiterer Unterlage auf das Gedächtniß in entwickelterer Form. Andererſeits entwickelt ſich im Kinde die Anlage des Vernunftweſens zum ſelbſtändigen, perſönlichen Individuum erſt mit dieſer Haftbarkeit oft wiederkehrender Vorſtellungen und im Verhältniß, wie das ſie bewahrende Gedächtniß dieſelben als Urſache und Wirkung, in Grund- und Folgeverhältniß gegen einander ins Spiel ſetzt. Nicht weniger ſehen wir, daß nach tiefen Eingriffen in die Organiſation, ſchweren Kopfwunden und durchgreifenden Krankheiten des Gehirns acuter und

chroniſcher Art, mit einem Riß in die Fähigkeit oder Ordnung dieſes Aufſpeicherungsproceſſes anſchaulicher Vorſtellung und daraus bereits abſtrahirter Begriffe, ſofort eine gewaltige Breſche in die Vernünftigkeit und menſchliche Selbſtändigkeit gelegt iſt. Ja, es giebt gewiſſe Irreſeinsformen, die weſentlich mit einer Abſchwächung dieſes Factors beginnen, an deſſen Unterdrückung ſich erſt der Auseinanderfall der übrigen Bauglieder der menſchlichen Perſönlichkeit hängt. Es wäre nun gewiß der Mühe nicht unwerth, in aufſteigender Reihe von den vernünftigſten Thieren ab, durch die niedern Menſchentypen hindurch bis zu den entwickeltſten nachzuweiſen, wie weit die Kreiſe der im Gedächtniß haftenden Vorſtellungen und reſp. Begriffe ſich ziehen und welche Subſtrate in den großen Anſammlungen der Nervenmaſſe im Gehirn ihnen ſpeciell zum Grunde liegen. Daß dieſe im Bereich des Großgehirns zu ſuchen ſind, dürfte nicht zweifelhaft ſein, wie tief jene früher und ſpäter erworbenen Eindrücke aber haften, bei dieſer oder jener Formenentwickelung gewiſſer organiſcher Grundlagen, wie ſich die Leichtigkeit und Genauigkeit der Reproduction dieſer Vorſtellungen nach Geſetzen der Ideenaſſociation oder des Contraſtes und nach Maßgabe des augenblicklichen Bedürfniſſes dem Intellect im gegebenen Momente zur Verfügung ſtellen; wie die Motivationen nach der Generalſumme ſolcher augenblicklicher Eindrücke im Vergleich mit klargewußten frühern, anderer ſofort abſtrahirter Gedanken mit früher aufgeſpeicherten, oft aus einer langen Reihe von Begriffen abgeleiteter Schlüſſe ſich beſtimmen und blitzſchnell in vernünftige Entſcheidungen des Willens umſchlagen, wären gleichintereſſante, wie hochwichtige Vorwürfe einer ſolchen vergleichenden Biologie. Es wäre nicht unmöglich, daß bei der früh ſo hochentwickelten Selbſtſtändigkeit des jungen Thieres innerhalb des ihm überhaupt erreichbaren Entfaltungskreiſes ein von dem menſchlichen abweichender Modus der Haftbarkeit der ihm zugänglichen Vorſtellungen ſelbſt zu der Erklärung der Inſtincte hinleitete, jener ſicher und ſtetig die Motivation des Augenblicks leitenden „pſychiſchen Urſachen" die ihre unfehlbaren Wirkungen mit beſtimmten Zweckſetzungen auslöſen, ohne, wie bei der höhern Organiſation des Menſchen, im Durchgange durch ein deliberirendes Bewußtſein zu der Höhe des Verhältniſſes von bewußtem Grunde zu gewollter Folge ſich zu erheben. Es würde das bei der ſcharfen Umgrenztheit, mit der das Thier meiſt als Augenblicksweſen ganz für den gegebenen Moment lebt und wirkt, ſehr wohl mit jenen „dunkeln Vorſtellungen" in Uebereinſtimmung zu bringen ſein, die ſich unbewußt und doch wirkſam in die Motivation des

menſchlichen Gebahrens einſchieben und bis zur Perſonification in der tragiſchen Schickſalsidee die Lebensläufe der Individuen, wie die breiteren Züge geſchichtlichen Werdens mit beeinfluſſen. Daß ein Storch nach weiter Wanderung im Süden zu den Nachkelgen im Lande der Hyperboräer zurückkehren wolle und es auffinde unter vielen näheren und ferneren, wenn er nie dageweſen, wird Niemand verlangen; wenn er aber, einmal da geniſtet habend, es wiederfindet, ohne ſich bewußt zu ſein, warum er gerade dieſes wählt und kein anderes, wenn er es mit Beſitzthumsbewußtſein Andern ſtreitig macht und als etwas zu ſeinem Selbſt Gehöriges, immer wieder herauszufinden weiß, ſo umſchließt das doch einen Wahrnehmungsmodus, der zu viel Eigenthümliches hat, um ſich damit ſchlechtweg durch das gar nichts erklärende Wort „Inſtinct" abzufinden. Heine ſagt in ſeinen Reiſebildern, der Deutſche habe die ſonderbare Eigenſchaft, bei allem, was er thue, ſich etwas zu denken; iſt das nun auch für einen guten Staatsbürger eine oft überſcrupulöſe Weitſchweifigkeit, ſo hat dieſe Sonderbarkeit in der Wiſſenſchaft des Lebens aber auch ihre vortheilhaften Seiten, und daß die Inſtincte und Kunſttriebe der Thierwelt in mehr als einer Beziehung des Nachdenkens werth ſind und durch mehr als eine Thüre ins Pantheon der menſchlichen Selbſtvergötterung hineinleiten, dürfte wenigſtens angedeutet zu haben, nicht uneben erſcheinen. Denn wenn der vernünftige Menſch unter allen Hunden, die ihm aufgeſtoßen, ſich einen beſtimmten denkt und vorſtellt und in gleichzeitiger Vergegenwärtigung aller übrigen denkbaren oder ihm bekannten von dieſen allen eine Abſtraction in dem gegenſtandsloſen Begriff „Hund" ſich macht, ſo ruht die Wurzel dieſes rein menſchlichen, von keinem Thier vermuthlich mit Bewußtſein vollzogenen Vorgehens weſentlich auf der Möglichkeit, zu gleicher Zeit eine namhafte Maſſe anſchaulicher Vorſtellungen, gegenwärtiger wie vergangener, mit gleicher Klarheit in ſich zum Bewußtſein zu bringen. Daß dieſe Fähigkeit nicht in der Luft ſchwebt, ſondern von einer beſtimmten Organiſation getragen wird, iſt eben ſo unabweislich, wie, daß die ruminirende Gedächtnißquelle eines Elephanten, der ſeinen Kornak nach Jahren wiedererkennt und ihm die üble Behandlung, die er von ihm erfahren, eintränkt, eine analoge aufzuweiſen haben müſſe, wahrſcheinlich iſt. Iſt dieſer Weg der Analogien aber einmal gangbar, ſo können im Menſchen Begriffe ſich ebenſo wohl zu immer weiteren fügen, die weiteren Grenzen ſich ſo gefügig immer mehr ihres Inhalts begeben, daß wir in Kurzem bei dem ſtaunenswerthen „abſoluten Zero" Hegels uns anlangen ſehen, während wir kaum die Anfänge dieſer

wunderſamen Selbſtbewegung der Begriffe in dem Thiere verließen, daß ſeine Jungen im Maule einzeln an eine höhere Lagerſtätte trägt, weil es ſchließen zu müſſen glaubt, daß dieſelben in den ſteigenden Waſſern eines Landregens an der tiefern umkommen könnten. Den meiſten Thieren iſt dieſes Abſtractionsvermögen in vollendeter Geſtalt unmöglich — die augenblickliche Vorſtellung und ihre cauſale Auslöſung im Willensdrang iſt ſo vorherrſchend im Thier, daß alle ähnlichen Vorſtellungskreiſe dagegen zur Unmerklichkeit abblaſſen und zurücktreten, und nur nach längerer Uebung in der Dreſſur und unter beſondern Verhältniſſen, auf die wir hinzudeuten verſuchten, bricht eine combinirtere Motivation in den einfachen Vorſtellungskreis der thieriſchen Natur; dann iſt aber dieſelbe auch, bei der unendlichen Geſchiedenheit ſeiner Anlagen von den weitaus höhern des Menſchen, um ſo bemerkenswerther und jedenfalls anderer Auffaſſung und Behandlung würdig, als ihm die gewöhnliche Vornehmthuerei gottgeſchaffener Ebenbildlichkeit zu Theil werden läßt.

Mit hoher Wahrſcheinlichkeit ſtellen die Vorarbeiten für Schädelmeſſungen eines Retzius, Welcker, Broca, Parchappe und Morton, die vergleichenden Forſchungen über die feinere Anatomie des Gehirns, wenn weiter entwickelt, Aufklärungen in Ausſicht, an welchen Subſtraten der Organiſation ſich Anhaltspunkte werden gewinnen laſſen, die begabteſten Menſchen und gedächtnißfähigſten Thiere mit einander in Beziehung zu ſetzen. Ja, wollten wir ein Vergleichsbild zur Geltung bringen, ohne ein Odium zu riskiren, ſo könnte man ſchon jetzt von der Modellirung der Gehirnoberflächen ſagen, daß wie der Multiplicator durch vermehrte Windungen die gegebene Stromſtärke im inducirten Strome ſteigert, ſo auch die Windungen des Gehirns in gewiſſem Zuſammenhange mit der Haftbarkeit der Vorſtellungen und ihrer Verknüpfbarkeit zu neuen Kreiſen der Anſchauungen zu ſtehen ſcheinen, ſo daß ſich mit dem Ausbildungsgrade von räumlich Gegebenem und formell Gewordenem auch die geiſtige Induction der Summenreſultate ſteigert. Band ſich für den Phyſiologen nun ſchon ſeit den Flourens'ſchen Unterſuchungen über die Function des Großgehirns an ſeine Flächenentwickelung und Corticalſubſtanz die größere oder geringere „Beſinnlichkeit" — die Fähigkeit des „Gedächtniſſes" — alſo, daß letztere bei künſtlicher oder natürlicher Einengung der großen Hemiſphären, dieſer maſſigen Nervenanbäufung, immer mehr in Breite und Tiefe zurücktritt, ſo dürfte die Annahme nicht zu gewagt erſcheinen, daß

mit der excessiven Steigerung der Gehirnentwickelung im Menschen, namentlich mit der relativen und absoluten Flächenvergrößerung der Großhemisphären, bei ihm eine materielle Grundlage angedeutet ist, die neben einem intensiveren Spiel der Fixirung und Reproduction in dieser Richtung nicht ohne tiefern Grund herläuft, sei es nun, daß eine intensivere Verarbeitung des von den Sinnen gebotenen Vorstellungsmateriales durchweg klarere Anschauungen vermittelt oder daß die gleichzeitige Disponibilität vergangener ähnlicher hier den Schein grundverschiedener Phänomene vorspiegelt. Ob wir einmal nach Feststellung der hier in Aussicht genommenen ursächlichen Beziehungen uns in dem Falle sehen werden, durch natürliche oder künstliche Zuchtwahl Gehirne zu erziehen, die diese Besinnlichkeit so ausgesprochen auf die Welt mitbringen, eine „Welt aus Nichts" immer noch wunderbarer zu finden als einen Brüllaffen, der etwa durch Mnemonik zu einem Delegirten im Repräsentantenhause erzogen worden wäre, ist eine Frage, die fürs erste über die Grenzen meiner Betrachtungen hinausliegt. Zum Trost der Eingeschüchterten mag dienen, daß es zu den bis jetzt festgestelltesten Thatsachen gehört, daß schon im Entwickelungsgange des menschlichen Embryo dieses Vorwiegen der vorderen Nervenmassen des Gehirns typisch ist, so daß die Stirnlappen des Großgehirns der Ausbildung der Schläfekeilbeinwindungen vorauseilen. Gäbe es also eine sich festsetzende Bildungshemmung von diesen Entwickelungen aus, die den Menschengeist auf eine tiefere Stufe drückte, so hätten wir wohl eine Generation von Mikrocephalen zu gewärtigen, nicht aber der Befürchtung uns hinzugeben, auf einen umfangreicheren Guggenbühl'schen Abendberg für humanistisch angeflogene Affencolonien zu denken. Der Raum dieser Darstellung verbietet es uns leider, auf die genaueren, auch populär darstellbaren Vergleichsuntersuchungen von menschlichen und Affengehirnen einzugehen, wie sie, die eine oder andere Ansicht stützend, von Owen, Huxley, Schröder van der Kolk und Gratiolet in Angriff genommen worden sind. Das Wesentliche hat C. Vogt jedoch so übersichtlich in seinen Vorlesungen über den Menschen (S. 189) schon zusammengestellt, daß jeder sich dafür Interessirende dort die nöthigen Nachweise findet. Wenn es aber schon einen Schritt vorwärts auf dem Wege der Erkenntniß thun heißt, eine Summe von scheinbar zusammenhangslosen Erscheinungen mit einer bekannteren zu vergleichen, so möchten wir zum Schlusse diese noch lange nicht spruchreife Materie in ein Bild zusammenfassen, das die so verschieden tiefen Vorstellungskreise von Mensch und Thier in einem Wellen-

ſyſtem tropfbaren Materiales verſinnlicht, für das die Grenzen des Beckens und die Stoßpunkte der Bewegung innerhalb des Bewußtſeins noch zu bemeſſen und in vergleichbaren Reſultaten, wo möglich durch Zahlen, darzuſtellen wären. Gleichwerthiges und gleichzeitiges Ineinanderklingen verwandter Vorſtellungskreiſe wird in einem ſolchen Wellenſyſtem leicht nachweisbare, ja zu berechnende Kreuzungspunkte bieten müſſen, in denen ſich Wellenberg und Wellenberg in kürzeren oder weiteren Stößen zum Höhepunkt ſummirender Erkenntnißklarheit ſteigern, die ſich gegen die Tiefe, mit der die äußern Anſtöße im Wellenthal ſich einen Ausdruck ſuchen, als im geraden Verhältniſſe der Erregbarkeit dieſer Momente ſtehend annehmen ließe, und im umgekehrten der Haftbarkeit der Eindrücke auf dem Boden der Pſyche. Wie aber für einen beſtimmten Grad des Receptionsvermögen durch verſchiedene Sinne ſehr von einander abweichende Kreiſe des in die Vorſtellung Aufgenommenen geſetzt werden, ſo kann es leicht geſchehen, daß derſelbe Modus in ähnlichen Leitungsapparaten und Haftorganen dennoch weſentlich von einander abweichende Größen und Summen des Aufgenommenen und Durchgegangenen zur Darſtellung bringt. Dieſelbe Saite giebt einen andern Ton bei einer gewiſſen Zahl der Schwingungswellen, als ſie dem Hörnerven bei der doppelten übermittelt; daſſelbe Medium der Luft ſtellt den Ausgleichungsweg polarer Elektricitäten in einer andern Erſcheinung der Lichtwellen dar, wenn es in ſeinem gewöhnlichen Dichtigkeitszuſtande, und in einer andern, wenn es in hochverdünntem zum Träger dieſer Ausgleichung gemacht wird. Eine objective Welt, die mit der Schnelligkeit des Lichtes den Intellect durchſtrömen würde, dem ſie gegenſtändlich wird, könnte nur das Bild einer chaotiſchen Ideenflucht dem Bewußtſein hinterlaſſen, während abnorme Verhältniſſe der Langſamkeit. Eindrücke zu empfangen und zu verwerthen, zu der Dumpfheit und Stumpfheit des Bewußtſeins führen, die wiederum ein klares und nachhaltiges Abbild des Geſchehens nicht zu Stande kommen laſſen. Immer ſpielt aber die Fähigkeit der Vergegenwärtigung ähnlicher oder differenter Vorſtellungskreiſe, zeitlich oft weit auseinanderliegender Anregungen die weſentliche Rolle des Vermittlers bei allen tiefer gehenden Proceſſen verſtändigen und vernünftigen Denkens, und wo dieſes Einmaleins des Intellectes fehlt, hört alle geordnete Beziehung zu der Außenwelt auf. Dieſe Fähigkeit, in einzelnen Fällen in ſo eminentem Grade dem Menſchen gegeben, daß ihre Wirkſamkeit als Hülfsconſtruction zurücktritt und daß ſie, einſeitig ausgebildet, das Uebrige zurückdrängt, iſt zweifelsohne auch im Thiere angelegt. Oft nur ſehr rudimentär

und zum Dienſte der beſchränkteſten Bedürfniſſe vorhanden, entwickelt ſie ſich bei andern Entwickelungsverhältniſſen deſſelben Thieres nicht ſelten in einem Grade, der der Verſtandesthätigkeit einen merklich weiteren Kreis zieht. Auch ſind es nicht die mechaniſche Leiſtungsfähigkeit, Nützlichkeit und die gröberen materiellen Vorzüge, die in den Züchtungserfolgen mit dem Worte „edel“ und „Veredelung“ bezeichnet werden, ſondern gerade die von einer modificirten pſychiſchen und intellectuellen Conſtitution getragenen anderartigen Gewandungen des geſammten Thierlebens, die ſich in Geſtalt, Acclimatiſation, Domeſtication ꝛc. zeigen, rückwirkend aber wieder nur im Erhalten der morphologiſchen Grundlage dieſer Eigenſchaften eine Sicherheit für das Bewahren dieſer Veredelung bieten.

Damit wäre aber der Weg zu dem ſchwierigen Punkt geebnet. Das bis jetzt ganz unvermittelt daſtehende höhere ſeeliſche Element wäre, ohne den Verhältniſſen deſſelben zu einer moraliſchen und ethiſchen Begriffswelt zu nahe zu treten, auf ein bekanntes auch in niedern Lebensformen erkennbares Etwas zurückgeführt. Ohne dieſes zu Grunde zu Legende kann aber weder in dem höher organiſirten Weſen von einem entſprechenden Seelenleben die Rede ſein, noch könnte bei gänzlichem Mangel deſſelben das Thier auch nur zu Aeußerungen des ihm eigenthümlichen niedern Grades pſychiſcher Thätigkeit gelangen. An und für ſich nur ein Wörterbuch, ein Kaleidoskop der Gedankenwerkſtatt, wird es demnächſt zur Grammatik des Geiſtes unter Mitwirkung der durch daſſelbe beeinflußten Urtheilskraft, zum Urkundenbuch des ſeeliſchen Lebens, ja für das im Genie ſpielende leichterregbare Ueberſchüſſige an geiſtiger Begabung kann es zum Offenbarungscodex werden, aus dem das Zukünftige mit Klarheit aus langen Reihen des Vergangenen und breiten Zügen des Gegenwärtigen plötzlich hervorſpringt. So beſtimmt aber der Cretin kein Genie iſt und von Gedächtniß und Beſinnlichkeit nur eben Spuren in ihm leben, ſo gewiß bindet ſich die eine wie die andere Geſtaltung an einen concreten organiſchen Formencomplex. Um dieſem Menſchen wie Thieren eigenthümlichen Bindeglied höherer Thätigkeit in ſeiner Eigenthümlichkeit näher zu treten, genügt aber ſpiritualiſtiſche Dialektik nicht. Alles Gerede von der unſterblichen Seele des Menſchen und dem über der Materie ſchwebenden Geiſt muß gründlich um- und einkehren zu einem wiſſenſchaftlichen Abwägen großer Reihen morphologiſcher Entwickelungsformen und der ihnen inhärirenden functionellen Bethätigungen bei Menſch und Thier. Dabei

iſt es zu bedauern, daß die größten Genies unter den Thieren, die Affen, und die am wenigſten wiſſenſchaftlichen Menſchenracen räumlich gerade am nächſten an einander gerückt ſind und daß ſelbſt zwiſchen dieſen Sterblichen und Unſterblichen ſo gewaltige Geſchiedenheit waltet, daß für's erſte die wiſſenſchaftliche Hoffnung der Ueberbrückung noch in recht erkleckliche Ferne gerückt erſcheint. Die eifervolle Verketzerung muß aber vor Allem ſchweigen, die das Kind mit dem Bade ausſchüttet. So lange man in augenblicklicher Ermangelung von Scheiterhaufen und ſonſtigen draſtiſchen Anleitungsmitteln zur „ewigen Wahrheit" ſolche Forſchungen als entehrend und die Menſchennatur herabwürdigend kennzeichnet, ſo lange man die Forſcher ſelbſt ſogar als in ihrer Moralität zweifelhaft und für die geſellige Ordnung deſtructiv denuncirt, ſo lange endlich der große Haufe der Halbgebildeten fromm ſein „Amen" zu ſolcher „Toleranz" ſpricht, kann die Einſicht in die Wahrheit weder extenſiv noch intenſiv wachſen und es wird ſich höchſtens, und dann leider oft zur unrechten Zeit, wo die Begriffe fehlen, ein Wort einfinden, ein Sprachlaut ohne tiefere Bedeutung und ohne wiſſentliche Erkenntniß. Hiermit aber treibt man gerade der Verwiſchungsgrenze, die man ſo eifrig meidet und anfeindet, zu und bezeugt, daß man die Frage, die uns hier beſchäftigt, mehr fürchtet als verſteht, die Wege, die ſie löſen ſollen, mehr zu haſſen als ihre wiſſenſchaftliche Erforſchung zu erfaſſen gewohnt geworden iſt.

Für die Wiſſenſchaft aber iſt es keineswegs entwürdigend, zu den Tiefen einer niedern Lebensform hinabzuſteigen, um an ihrer Entwickelung das Geſetz des Werdens zu erhärten, auf deſſen Schwingen die höhere menſchliche Thätigkeit allem Lebenden auf Erden vorangeeilt iſt. Fällt dabei ein Odium auf ſie oder ihre Vertreterſchaft, ſo darf ſie ſich der Hoffnung getröſten, daß ſie aus einem härteren Stoff geworden, in Förderung der Erkenntniß der Welt, *wie* ſie iſt, ein klares und unverrückbares, wenn auch fernes Ziel vor ſich ſieht, und prallt ſie auch hier und da unſanft gegen die concreten Geſtaltnngen des metaphyſiſchen Bedürfniſſes der großen Maſſen an, ſo darf man für dieſe in Erinnerung bringen, daß ſie, eben aus einem Bedürfniß, einem Mangel und dem Gefühl der Unmündigkeit hervorgehend, mit den wechſelnden Zeiten, wenn dieſe auch ſehr anſehnliche ſein ſollten, ihre Strebungen und Formen wandeln ſehen. Mit dem Wiſſen hat es eine andere Bewandtniß! Was ihm gewonnen iſt, bleibt unverloren, und die fortſchreitenden Zeiten können es wohl

modeln und ergänzen, nichts aber von Grund aus umgeſtalten. Daher, wo jene und dieſes zuſammenſtoßen, das Wiſſen endlich immer als das Ausdauerndere, Widerſtandsfähigere ſich bewährt, und Jeder der er anfeindet und verdächtigt, bloß weil es mehr und Anderes vorzubringen hat, als die grex fidelium in ihr Bekenntniß aufgenommen hat, ſich ſelbſt ſagen muß, daß er früher oder ſpäter auf Seiten der weichenden Reihen ſtehen wird, was nach einer alten Erfahrung, weder die Unbefangenheit des Denkens, noch das Unbehelligtſein des Fühlens und Gehabens fördert.

A. Laurenty.

Die Ruſſen in Turkeſtan.*)

I.

Die Verpflanzung der europäiſchen Civiliſation nach Aſien — das iſt die preiswürdige Aufgabe, die zu löſen zwei große Mächte berufen ſind: England nämlich und Rußland. Die Beſtimmung beider iſt eine gemeinſame, und nur die Verſchiedenheit ihrer geographiſchen Lage bedingt für jede auch ein verſchiedenes Verfahren. Die Rolle Englands iſt nach Maßgabe der Umſtände eine mehr oder minder beſchränkte, während die Wirkſamkeit Rußlands im Oſten weder geographiſchen Hinderniſſen, noch ſonſt welchen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet. Es iſt wahr, England iſt in der Lage, vermöge ſeiner ausgedehnten Handelsbeziehungen ganz Aſien zu umfaſſen und mithin mit allen jenen Gegenden in Verkehr zu treten, denen wir zu gegenwärtiger Stunde noch fremd bleiben müſſen. Seinem Handel kann England die ganze Reihe der Häfen an der Oſtküſte Aſiens erſchließen und allenthalben, wo es ihm vortheilhaft erſcheint, ſeine Factoreien anlegen. Die Handelsbeziehungen allein machen es jedoch nicht. Ein halb barbariſches Land zur Aufnahme der Civiliſation urbar zu machen, dazu ſind andere Bedingungen erforderlich. Die Civiliſation, falls ſie nicht als Frucht einer innern, ſelbſtändigen Triebkraft auftritt, kann nicht anders als auf dem Wege der Eroberung verwirklicht werden.

Statt aller Beiſpiele, genügt es zu bemerken, daß ſchon in der Urzeit jener Volksſtamm der Arier mit ſeinen civiliſatoriſchen Anfängen ebenſo, vermittelſt der Eroberung, ſich ausbreitete, der gegenwärtig, Angeſichts der Engländer und Ruſſen, weiter und weiter zurückweicht bis in das Land

*) Nach einem Aufſatz im „Weſtnik Jewropy".

ſeiner Wiege, das Tafelland von Central-Aſien. Vor dieſer vergeſſenen, von Unkraut umwucherten Wiege ſtehen neue, bewaffnete Vertreter der unterdeſſen geſteigerten Cultur, von zwei entgegengeſetzten Seiten auf das gemeinſame Ziel hindrängend. Die aus dem Süden Herbeigekommenen haben vor einer Grenze ſtehen bleiben müſſen, über die hinweg zu ſchreiten ihnen unmöglich ſein wird; die von Norden her Vordringenden dagegen fühlen, daß ihre Arbeit nunmehr erſt beginnt. Inſtinctartig und ohne jede vorgezeichnete Abſicht ſchreiten ſie von einer Eroberung zur andern unaufhaltſam vorwärts, wie getrieben von einer hiſtoriſchen Nothwendigkeit.

Zur Sicherſtellung ſeiner Grenzen, zum Schutz ſeiner Tributpflichtigen innerhalb der Steppen Turkeſtans hatte Rußland anfangs auf der ganzen Ausdehnung jener Grenzen befeſtigte Poſten angelegt, ſpäter, und zwar zur Deckung dieſer Befeſtigungen, errichtete es eine zweite, mit armirten Forts verſehene Linie, die mit der erſten die ungeheure Strecke von mehr als 1000 Werſt parallel lief; darauf mußte es bedacht ſein, wiederum dieſe vereinigten Linien gegen die ſüdlich von ihnen befindlichen Raubneſter und deren fanatiſchen Inſaſſen zu ſchützen, d. h. Rußland mußte dieſe Raubneſter erobern, eine Bewegung, die es in ſo nahe Nachbarſchaft mit den Reſidenzen der beiden centralaſiatiſchen Chanate verſetzte, daß die Frage des unabwendlichen Falles derſelben nur noch als eine Frage der Zeit betrachtet werden kann. Alles führt zu dieſem Ende hin: ſowohl die Nothwendigkeit, die räuberiſchen Horden für ihre ſich immer und immer wieder erneuernden Einfälle und Raubzüge zu ſtrafen, als auch die Unmöglichkeit einer Nichteinmiſchung in die zukünftigen Streitigkeiten jener Chanate unter ſich und ſogar auch in die innern Partei- und Familienkämpfe jedes einzelnen von ihnen, endlich aber nicht minder der ſehr natürliche Wunſch, ſich für den äußerſt koſtſpieligen Unterhalt der auf mehr als 3000 Werſt Entfernung wirkenden Kriegs- und Adminiſtrativmaſchine durch die Beſitznahme jener reichen Länder zu entſchädigen.

Wiederholen wir das eben Geſagte in der Sprache der ſich vor unſeren Augen entfaltenden Wirklichkeit. Mit der Einnahme Chodſchents ſchnitten die Ruſſen gleichzeitig Kokand von Buchara ab, nahmen dadurch dem erſteren Chanat factiſch die Selbſtändigkeit und halten ſich ſomit für verpflichtet, daſſelbe nicht nur wo erforderlich zu ſchützen, ſondern auch Sorge zu tragen, daß nur ein ihnen freundlich geſinntes Regiment bis auf Weiteres die Angelegenheiten des Landes verwalte; außerdem, um völlig unbehindert das rechte Ufer des Syr-Deria zu beherrſchen, wird die Einnahme des

befeſtigten, am oberen Lauf des Fluſſes gelegenen Namagan unumgänglich ſein, wie dem denn auch im Feldzugsplane vorgeſehen iſt. Mit der Einnahme von Dſchüſak hatten ſich die Ruſſen den Eingang in das Chanat von Buchara geöffnet, ein Umſtand, mit dem ſich Buchara nie verſöhnen wird. Die durch den Sadik veranſtalteten Raubzüge in das Gebiet zwiſchen Dſchüſak und Tſchinas ſind als Aeußerungen dieſer unverſöhnlichen Stimmung und als auch für die Zukunft normale Erſcheinungen zu betrachten. Daher iſt man, wie der „Ruſſiſche Inwalide", das officielle Organ des Kriegsminiſterius, vom 9. Januar d. J. mittheilte, ſofort darauf bedacht geweſen, ein Beobachtungscorps auf dieſem linken Ufer des Syr-Deria aufzuſtellen. Nun aber war nichts wahrſcheinlicher, als daß die Ruſſen mit ihrer Stellung in Dſchüſak nicht lange vorlieb nehmen würden; denn berückſichtigen wir den Umſtand, daß die Herbeiſchaffung von Proviant aus Taſchkent mit Schwierigkeiten zuſammenhängt, die ſowohl in der Entfernung als in einer wüſten, öden, an Lebensmitteln keinen Weizenhalm darbietenden Gegend ihre Urſache finden, und erwägen wir andererſeits, daß die vor den Blicken der Truppen ſich ausbreitenden, reich geſegneten Fluren Buchara's zur Beſitznahme einzuladen ſcheinen, ſo mußte der Marſch auf Samarkand eins der nächſten Ereigniſſe auf dem Kriegsſchauplatze in Central-Aſien bilden. Und in der That iſt im vorigen Sommer die Grenze Buchara's überſchritten, das ſagenberühmte Samarkand erobert, der Herrſcher von Buchara geſchlagen worden. Hiemit aber iſt es ausgeſprochen, daß die ruſſiſchen Eroberungen ſich nicht mehr auf das Baſſin des Syr beſchränken, ſondern ſich auch auf das des althiſtoriſchen Oxus, des jetzigen Amu-Deria, ausdehnen ſollen. Mit dem Eintritt in dieſes Flußgebiet wird auch die Selbſtändigkeit des um die Mündung des Fluſſes belegenen Chanats von Chiwa aufhören müſſen. Denn wie ſehr auch eine Unternehmung gegen Chiwa bedenklich oder nachtheilig ſein kann — ein Zuſammenſtoß mit der Macht des Chans iſt in allen Fällen auf die Dauer unvermeidlich. Schon gegen Ende des vergangenen Jahres hatte der letztere mit den Turkmannen ein Bündniß geſchloſſen und war bedacht geweſen, die Grenze, die ſein Gebiet von den Ruſſen ſchied, mit Befeſtigungen zu ſpicken. Indeſſen ſei dem, wie ihm wolle, ein Zuſammenſtoß mit Chiwa iſt auch ſchon in dem Falle als gewiß zu betrachten, wenn man ruſſiſcherſeits, um alles in Central-Aſien Erworbene ſicher zu ſtellen, darauf Bedacht nehmen wird, eine Verbindung mit dem Kaukaſus über den Uſt-Urt (die Landenge zwiſchen Kaſpi- und Aralſee) zu organiſiren; und man wird dieſes thun

müſſen, denn der Vortheil, dem Rayon von Taſchkent nicht erſt aus Orenburg, ſondern auf einem weit kürzeren und weniger Zeit raubenden Wege Zuzüge zu ermöglichen fällt zu ſehr in die Augen.

Der Wirkungskreis der Ruſſen in Central-Aſien iſt ſchwer zu begrenzen; ſein Umfang wird kaum ein geringerer ſein, als der jener ausgedehnten Ländermaſſe, welcher man überhaupt den Namen Central-Aſien giebt. Dieſer ungeheure Raum wird von Steppen gebildet, auf denen ſich die drei Chanaten Kokand, Buchara und Chiwa ausdehnen; er wird von nomadiſirenden Kirgiſen durchzogen, die ihre Rußland unterworfenen Stammgenoſſen beſtändig ſchädigten und beläſtigten, die unbekümmert und ſo lang unbehindert ihr Weſen treiben konnten, als die Steppen nur dem Namen nach dem ruſſiſchen Scepter unterworfen waren, und deren Raubzüge erſt dann merklich abnahmen, als Rußland die Grenzen mit einem Gürtel von Befeſtigungen umgab. Sowohl über dieſe Nomaden als auch über die anſäſſige friedliche Bevölkerung der drei Chanate, die ſogenannten Sarten, herrſchen die Usbeken, ein Volk mongoliſchen Stammes, das ſein Anrecht auf den alleinigen Beſitz von Mittel-Aſien bis auf die Zeiten Tſchingis-Chans zurückführt. Mit den Kirgiſen, die von ihnen mit Recht als Räuber betrachtet wurden, geriethen ſie beſtändig in kleine, blutige Streitigkeiten. Andererſeits jedoch leiſteten dieſe über die drei Chanate herrſchenden Usbeken ſelbſt der Strafloſigkeit der Kirgiſen Vorſchub, indem ſie gegen die ruſſiſche Grenze Befeſtigungen aufführten und ſo eine Verfolgung und Beſtrafung der ſich hinter dieſen Schutz zurückziehenden Raubzügler verhinderten. Die Kirgiſen alſo aus einem und demſelben Grunde gleichzeitig bekämpfend und ſchützend, zwangen ſie dieſelben jedenfalls zu der Leiſtung eines hohen Tributs und beſteuerten die Handelskarawanen mit ſchweren Abgaben.

Die Usbeken ſind nicht nur ein kriegeriſches, ſie ſind auch ein fanatiſches Volk. In Central-Aſien giebt es mehrere religiöſe Vereinigungspunkte, Städte, zu denen die Andächtigen hinſtrömen, und in dieſen Mittelpunkten eben niſtet jene Schmarotzerbevölkerung, in der die Macht der Chane oder Emire, ſich ſelbſt dem Fanatismus unterwerfend, ihre weſentlichſte, ja ausſchließliche Stütze findet. Organiſirt ſind die Chanate ungeſchickter und roher als irgend eine andere von den aſiatiſchen Regierungen. Kriege unter ſich und die „Jagd auf Menſchen“ in den Steppen, beſtimmt für die Sclavenmärkte, — das ſind die Kennzeichen ihres Weſens und ihres Beſtehens, das iſt überhaupt der normale Zuſtand in Mittel-Aſien. Unter

den Chanen ist der wichtigste der Emir von Buchara, Mosaffer. Ihm werden wir im Verlaufe dieser Schilderungen öfter begegnen und daher wird es nöthig sein, ihn näher kennen zu lernen.

Der Emir Said-Mosaffer nennt sich das „Haupt der Gläubigen" von Mittel-Asien und zählt Tamerlan, den unüberwindlichen Eroberer, zu seinen Vorfahren. Bestärkt in dieser Meinung wurde er durch den glücklichen Erfolg seiner Expeditionen nach Kabul und Kokand. Als einen ihm gleichen Herrscher erkennt er nur den türkischen Padischah an, dem er dieselbe gesetzliche Herrschaft über Europa einräumt, wie sie ihm, dem Emir Said-Mosaffer, dem Sohne des Emir Nasr-Alla, in Mittel-Asien gebühre. Nasr-Alla, der Vater Mosaffers, war es, der in Buchara „Reformen" einführte, die indessen denen vollkommen glichen, welche die Türkei in diesem Jahrhundert an den Janitscharen in's Werk setzte. Er rottete seine Sipai's aus und brachte in Buchara ein auf dem wüthendsten Fanatismus beruhendes Regiment zur Geltung. Die Wallfahrer thun das Meiste dazu, den Ruhm der Bucharischen Emire durch Central-Asien zu tragen. Die nunmehr in russischen Händen befindlichen Städte Asret oder Turkestan und Taschkent, waren vormals ähnliche Mittelpunkte des Fanatismus am Syr-Deria, als es Buchara am oberen Laufe des Amu-Deria gegenwärtig noch ist.

Der Chan von Kokand, Chudojar, dagegen spielt eine traurige Rolle. Vom Throne gestürzt, floh er nach Buchara und ward erst wieder mit Hülfe Mosaffers zur Herrschaft erhoben, ein Dienst übrigens, den jener mit seiner Selbständigkeit bezahlen mußte, während dieser die Gelegenheit benutzte, den oben erwähnten glücklichen Handstreich auf Kokand zu unternehmen. In der neuesten Zeit, als durch die Einnahme Chodschents, Ura-Tübe's und Dschüsaks durch die russischen Waffen die Besitzlichkeiten Chudojars von Buchara abgeschnitten wurden, hatte dieser nichts Eiligeres zu thun, als sich den Russen in jeder Weise dienstfertig zu zeigen, sie seiner Freundschaft zu versichern und sogar deren commandirenden General um Beistand zu bitten gegen seine „Feinde", unter denen er natürlich niemand anders verstand als den Emir Mosaffer, seinen Wohlthäter.

Die militärische Macht der Kokander und Bucharen besteht aus ungeordneten Horden. Allerdings besitzt der Emir von Buchara reguläre Truppen, worin aber ihr Vorzug vor den irregulären eigentlich liegt — das ist schwer zu errathen. Waffen der besten Art haben sowohl Kokander als Bucharen, welche Hand aber daher im Spiele ist — das ist nicht

ſchwer zu errathen; unſere zukünftigen guten Nachbarn haben ihr Mögliches dazu beigetragen. Mit der Artillerie verſtehen ſie freilich nicht umzugehen (obgleich General Tſchernjajew von einem Falle berichtet hat, der von der Wirkſamkeit der kokandiſchen Artillerie ein ganz reſpectables Zeugniß ablegt).

Das ſind die Widerſacher, mit denen Rußland in Mittel-Aſien zu thun hat und noch zu thun haben wird. Begreiflich iſt, daß Widerſacher von dieſer Art nicht gerade Furcht einflöſſen, auch da nicht, wo ihre Kräfte der Zahl nach bei Weitem die ſtärkeren ſind. Eben ſo klar iſt, daß Rußland immer im Stande ſein wird, eine ſo ausreichende Menge Truppen nach dem Kriegsſchauplatz zu ſenden und auf dieſe Truppen ſo genügende Geldmittel zu verwenden, wie ſolches nur immer erforderlich ſein wird, um uns nicht nur das zur Hälfte bereits unterworfene Kokand, ſondern auch das ebenfalls ſchon geſchmälerte Buchara zu unterwerfen. Hinſichtlich dieſer letzteren Herrſchaft wäre freilich in Erwägung zu ziehen, welchen Eindruck die Einnahme derſelben auf England machen würde. Doch darauf werden wir weiter unten zurückkommen; wir werden näher ausführen, wie die Engländer ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach zwar einer Einnahme Buchara's durch ruſſiſche Waffen mit Gewalt nicht widerſetzen werden, wie ſie aber andere Maßregeln ergreifen könnten zur Wahrung ihrer gefährdeten Intereſſen. Abgeſehen davon liegt es alſo in der Macht Rußlands, ſich Kokand und Buchara zu unterwerfen, und es entſteht die Frage: iſt Rußland veranlaßt, deren Unterwerfung zu wünſchen? muß das gerade das Ziel ſeiner Politik in Central-Aſien ſein? muß Rußland das wollen, was es erreichen kann, wenn es will?

Dieſe Länder ſind ſo weit von Rußland entfernt; in Rußland ſelbſt, ſogar auch in dem europäiſchen, befinden ſich ſo ungeheure Länderſtrecken unbebaut, unbevölkert, daß es Niemand wundern kann, wenn der erwähnte Wunſch weder in der öffentlichen Meinung, noch in den Regierungsorganen Ausdruck oder beifällige Aufnahme findet. Die abſtracte Idee der „civiliſatoriſchen Miſſion" eines Staates, iſt an und für ſich nicht geeignet, jenen Wunſch zu begründen; es iſt erforderlich, daß directe, greifbare Intereſſen mit der Idee einer Miſſion und mit dem Bewußtſein des Berufes zu derſelben Hand in Hand gehen. Allein in der Politik eines Staates, ebenſo wie in ſeiner Entwickelung, hängt bei Weitem nicht Alles von einem ein für alle Mal vorgezeichneten principiellen Willen ab. Vieles erſcheint plötzlich, unabhängig vom Willen, als die Frucht der Umſtände, als das Reſultat früher begangener, nicht ſelten fehlerhafter Handlungen.

II.

Unlängst erschien ein Werk des General-Majors Romanowski: „Bemerkungen über die central-asiatische Frage"*), welches, obzwar nicht eben nach der Absicht seines Verfassers, besser als Alles das so eben Gesagte bekräftigt, daß nämlich der Wille nicht immer Herr der Ereignisse ist, daß er nicht zu jeder Zeit die Macht hat, den Ereignissen solche Richtungen zu geben und sie nicht diejenigen Grenzen überschreiten zu lassen, welche ursprünglich vorgezeichnet sein mochten. General Romanowski war im Jahre 1866 Chef des turkestanischen Gebiets; er war es, der Chodschent und Ura-Tübe nahm, und er ist es, der jetzt, nachdem in der Verwaltung des turkestanischen Gebiets eine Umgestaltung erfolgte, zu der Feder griff, um den Gang der russischen Politik in Central-Asien auseinanderzusetzen und seine persönliche Thätigkeit daselbst der öffentlichen Beurtheilung zu unterziehen. Sein Buch, das den bescheidenen Titel „Bemerkungen" führt, ist von großem Interesse, sowohl wegen des Verfassers selbst, der an den geschilderten Ereignissen wesentlich und unmittelbar betheiligt war, als auch deßwegen, weil eine Beilage die Berichte (einige leider nur im Auszuge) der russischen Kriegsbefehlshaber, ihren Schriftwechsel mit den Chans und andere officielle Documente enthält. In dem Vorwort wird gesagt: „In Fragen, so neu und wichtig, wie sie unsere central-asiatische Frage ist, dürfte wohl kaum ein Mann anzutreffen sein, der, und hätte er noch so viel Selbstvertrauen, es ernstlich auf sich nehmen wollte, ein zusammenhängendes, vollständiges System der Thätigkeit vorzuschlagen, welche uns in diesem Gebiet noch bevorsteht. Wahrscheinlich wird noch manche Zeit darüber hingehen müssen, ehe sich unser Blick zur richtigen Auffassung und Würdigung der Lage geschärft hat, ehe ein abgerundetes, feststehendes System unseres Vorgehens ausgearbeitet vorliegt. Zweifellos aber ist, daß wir um so früher sowohl zu einer klaren Einsicht in die Verhältnisse als auch zu einer darauf gegründeten systematischen Handlungsweise gelangen werden, je mehr aufrichtige, auf den gegebenen Thatsachen beruhende Meinungsäußerungen in dieser Beziehung auf dem Wege der Presse an die Oeffentlichkeit dringen." Dies Ziel im Auge behaltend, ging General Romanowski an sein Werk, und wir können nicht umhin, ihm dankbar dafür zu sein.

*) Замѣтки по срѣдне-азіятскому вопросу. Со приложеніями и картою Туркестанскаго генералъ-губернаторства. Д. И. Романовскаго. С. П. Б. 1868.

Bemerken wir nur noch, daß „Commentarien", in denen der Heerführer zugleich als Geschichtsschreiber auftritt, unvermeidlich einen polemischen Charakter erhalten: hinter dem Polemarchen, dem Feldherrn, blickt unwillkürlich auch der seine Handlungsweise vertheidigende Polemiker hervor. Und in der That fällt auch bei dem General Romanowski die polemische Seite seines Buches deutlich genug in die Augen, so daß allem Anschein nach gerade sie das Motiv zur Herausgabe desselben gewesen ist.

Um so wünschenswerther ist es, daß auch Andere, die irgend welchen directen Antheil an den Ereignissen in Turkestan gehabt haben, ihre vielleicht abweichenden Ansichten kundgeben mögen. Unterdessen aber ziehen wir schon aus dem uns vorliegenden Buche die uns sicher scheinenden Schlüsse, und zwar interessirt uns darin vor Allem die Reihe von Thatsachen, welche darauf hinweisen, wie sich das politisch-militärische Programm unter dem Einfluß der Umstände fortwährend änderte. Daraus eben gewinnen wir die Ueberzeugung, daß, wie maßvoll auch in gegenwärtiger Stunde die Absichten der russischen Politik in der central-asiatischen Frage sein mögen, sie dennoch nicht als Bürgschaft dienen können gegen die vielleicht in nächster Zukunft liegende Nothwendigkeit weiteren Vorgehens. Es scheint, wir werden uns schwerlich mit dem verdienstvollen General verständigen können, wenn er am Schlusse seines Buches sagt, daß „eine aufmerksame Beurtheilung der einzelnen thatsächlichen Ereignisse auch demjenigen, der nicht Augenzeuge derselben war, die Möglichkeit biete, sich vollkommen zu überzeugen, wie sehr alles in den letzten Jahren innerhalb unserer mittel-asiatischen Grenzen Vollbrachte die directe Folge einer längst vorherbedachten, bereits im Jahre 1854 beschlossenen und vorgezeichneten Unternehmung war." Hiermit kann man sich um so weniger einverstanden erklären, als der Autor selbst drei Seiten später das Bekenntniß ablegt, daß die Unternehmungen der Jahre 1865 und 1866 natürlich nicht in dem Programm der Regierung vorgesehen gewesen seien. Wenn also schon die wichtigsten Handlungen, die der central-asiatischen Frage doch eine vollständig neue Stellung gegeben, wenn schon diese in dem Programm der Regierung nicht eingeschlossen waren, — wie soll man da behaupten wollen, alles bisher Vollbrachte sei eine directe Folge des Programms von 1854 gewesen? Und vollends nach den wiederum unvorhergesehenen Ereignissen des Sommers 1868 wird auch da noch behauptet werden können, was der Verfasser an einer andern Stelle seines Buches nicht bezweifeln will, daß nämlich hinsichtlich der central-asiatischen Frage gegenwärtig der „Anfang

zum Ende" gethan sei?" Diese letztere Ansicht dürfte nur in dem Sinne wahr sein, als der Anfang zum Ende der central-asiatischen Chanate in der That gemacht ist. In jedem anderen Sinne haben es schon die Engländer in Indien hinlänglich erfahren, wie schwer es hält, das Ende festzustellen, d. h. wie schwer es hält, der Eroberung eine Grenze zu stecken. Die ostindische Compagnie war keine von einem Feldherrn geführte Armee, in der die Ruhmbegierde ein so lautes Wort mitredet; es war eine Handels-Compagnie, der wenig an Eroberungen, weniger noch an dem Ruhm der Eroberungen lag; im Gegentheil, diese Eroberungen waren eine Last für sie, — aber nichtsdestoweniger fiel ein Strich Landes nach dem andern in ihre Hände und eine Eroberung wurde die nothwendige Folge der andern. Eine nähere Betrachtung des russischen Fortschritts in Central-Asien wird den Lesern zeigen, wie dieser „Anfang zum Ende" immer weiter, vom Ural zuerst zum Irtysch, dann zur Mündung des Syr-Deria, dann zur Quelle desselben, verlegt worden ist. Hiernach scheint die Erwartung natürlich, daß wir zuletzt das Ende längs des ganzen Laufes des Amu-Deria werden zu suchen gezwungen sein — gezwungen trotz der allgemein angenommenen Ansicht, daß man sich hüten müsse, ein schwaches Gerüste einem zu großen Drucke auszusetzen. Und so könnte es sich ereignen, daß die Macht der Verhältnisse uns zwänge, auch ohne unsern Willen die civilisatorische Mission in Central-Asien zu übernehmen.

III.

Die ungeheure Steppe von Mittel-Asien ist ganz dazu angethan, selbst dem heißblütigsten Eroberer an ihrer Schwelle Halt zu gebieten. Das Moskauische Zarenreich war es, das, nachdem es die tatarischen Herrschaften an seinen östlichen Grenzen gestürzt, nachdem es sich Kasan, Astrachan und Sibirien einverleibt hatte, vor jener kolossalen Steppe Halt machen mußte. An der Schwelle derselben stand auch das russische Kaiserreich ein Jahrhundert lang. In der sogenannten central-asiatischen Frage, d. h. in der Frage über Wiederaufnahme und Fortsetzung des einst von den Zaren begonnenen Werkes der Unterwerfung jener tatarischen Herrschaften, war nichts schwieriger und wichtiger als eben der erste Schritt: der Eintritt in die Steppe. Diese Bewegung begann erst in den zwanziger Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts. Rußland entschloß sich zu derselben aus dem einzigen Grunde, weil seine feste Grenze, die am Ural und Irtysch hinlaufende Linie, nicht alle die Stämme zu umfassen und zu schützen

vermochte, die es bereits als seine Unterthanen ansah. Entweder mußte man auf die Schutzherrlichkeit über die Kirgisen verzichten, oder man mußte die Vorposten weiter hinausschieben, um den unterworfenen Stämmen factischen Schutz zu gewähren. Ein richtiger Ueberschlag der Mittel Rußlands hätte vielleicht die erstere Politik, die der Verzichtleistung, gerechtfertigt; allein bis hiezu haben die Staaten sich nicht daran gewöhnen wollen, den ihnen zustehenden Rechten, wie nominell dieselben manchmal auch gewesen sein mögen, zu entsagen. In unserer Zeit liefert die Abtretung der russischen Besitzungen in Nordamerika an die Vereinigten Staaten das erste Beispiel einer derartigen gesunden Politik. Freilich hätten diese Besitzungen in der Zukunft den Nutzen bringen können, der bisher gefehlt hatte: mit der Zeit wären sie vielleicht bevölkert worden, die Nichtwiederbestätigung der der Handels-Compagnie ertheilten, nunmehr verjährten Privilegien hätte dem privaten Unternehmungseifer den Weg gezeigt, auf dem derselbe seine Capitalien in's Land getragen haben würde, und so hätte sich am Ende mit Hülfe chinesischer Kuli's und russischer Ansiedler eine geregelte, den Bodenreichthum jenes Gebiets geschickt benutzende Bevölkerung herstellen lassen. Wann aber wäre Alles das verwirklicht worden? Wie lange hätte man auf die Zeit warten müssen, wo der private Unternehmungsgeist in Rußland so weit gestärkt sein wird, um sich nach gesteigerter Ausbeutung des Hauptlandes selbst auch noch dem äußersten Ende der neuen Welt zuzuwenden? Man muß doch einsehen, daß bis dahin der gewaltige Unternehmungsgeist der Vereinigten Staaten nicht nur bereits an den Grenzen der russischen Besitzlichkeiten in Nordamerika festen Fuß gefaßt hätte, sondern auch innerhalb dieser Grenzen Allem, was dort von russischen Industriellen und Kaufleuten noch hätte ersonnen werden können, zuvorgekommen wäre. Im besten Falle befände sich Rußland alsdann im Besitz eines Gebiets, das mit allen seinen industriellen Kräften und Beziehungen nicht an Rußland, sondern an die Vereinigten Staaten gekettet wäre, ein Verhältniß, das die erstere Macht nur zu leicht in die Lage versetzen konnte, zur Wahrung ihres Rechtes Truppen nach jenen fernen Besitzungen zu werfen, die Grenzen derselben mit Festungen zu besetzen und möglicherweise dasselbe aufreibende Vertheidigungssystem in Amerika zu beobachten, welches Spanien auf Cuba, England in Canada zu Theil geworden ist. Es war und bleibt vortheilhafter, unter günstigen Bedingungen Rechten zu entsagen, die zur Zeit keinen Nutzen bringen, und sich damit in Zukunft vor jener Politik der

„Aventüre" zu sichern, welche nicht vorherzusehen vermag, unter welchen Bedingungen sie zu handeln gezwungen sein wird. In Amerika hat Rußland sich vor einer solchen, immer unvortheilhaften, nicht selten aber auch Gefahr bringenden Politik durch die Abtretung seiner Besitzungen unter annehmbaren Bedingungen zu sichern gewußt.

Wenn es nun in derselben Weise auch den Ansprüchen auf die Herrschaft über die Kirgisen entsagt und diesen gegenüber einzig und allein auf die Selbstvertheidigung durch Befestigung der alten Grenzen, die der Ural und der Irtysch ihm natürlich vorgezeichnet, beschränkt hätte, um allein das einmal begonnene Werk der Colonisation der Grenzgegenden durch immer ausgedehntere Gestaltung der orenburgschen und sibirischen Kosakenheere, nur noch dauerhafter fortzuführen, — so wäre seine Zukunft im Osten gegenwärtig allerdings nicht so grenzenlos, wie sie es ist, aber sie wäre dafür in seiner Hand. -

Es ist nicht geschehen. Und so mußte man den geradezu entgegengesetzten Weg einschlagen. Rußland mußte sich die Kirgisen nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der That unterwerfen; es mußte Ordnung und Regiment in die Steppe bringen, den inneren Zwistigkeiten der Kirgisen ein Ziel stecken und sie vor den Einfällen aus den mittel-asiatischen Chanaten schützen. Um alles das zu können, mußte man vordringen, man mußte den folgerichtigen Schritt in die Steppe thun. Alle nun unternommenen Bewegungen in der Steppe waren eine directe Folge jener Maßregeln, die während des Gouvernements Speranski vollführt wurden, nur um die Angelegenheiten der Kirgisen zu „ordnen". Die Bewegung nach vorwärts ward eine beständige. So besaß Rußland schon im Anfang der fünfziger Jahre weit in der Steppe am Ausfluß des Syr-Deria die Befestigung Aral und auf dem Aralsee eine Flotille. General Perowski gab dem Vordringen der Russen einen entscheidenden Ruck in der Richtung an dem Syr-Deria aufwärts und nahm im Jahre 1852 das Fort Ak-Metschet (jetzt Fort Perowski). Dieses Fort bildete bis zum Jahre 1859 den äußersten Punkt der Syr-Deria-Linie. Die sibirische Grenze, zu deren Sicherstellung innere, die alte Irtysch-Linie weit zurücklassende Bezirke organisirt worden waren, zog sich nun hinter dem Flusse Ili hin und konnte durch die im Jahre 1854 am Fuße des Tian-Schan und in der Nähe des Issi-Kul-Sees angelegte Befestigung Wernoje auf die Dauer vertheidigt werden. Auf diese Weise hatten die Russen zu Anfang der fünfziger Jahre einen bedeutenden Raum in der Steppe gewonnen, so daß

sowohl Orenburg als Sibirien weit hinter ihnen zurückblieben, und nun schoben sie zwei Linien, die des Syr-Deria und die sibirische, in Central-Asien hinein, sie streckten gleichsam beide Arme nach Central-Asien aus. Allein zwischen den beiden äußersten Punkten dieser Linien, dem Fort Perowski und der Befestigung Wernoje, blieb der an Ausdehnung gegen 1000 Werst betragende Raum unbesetzt und schutzlos und die Steppenräuber ermangelten nicht diesen Umstand zu benutzen, indem sie das uns nominell gehörende Gebiet zwischen den beiden eben erwähnten Punkten unablässig durch ihre Einfälle heimsuchten. Als der Nachbarn nächster leistete Kokand darin das Meiste. Und so waren denn diese Einfälle Ursache genug zu erneuertem Vordringen; der Zweck war Abwehr, Vertheidigung. Beides konnte nur gelingen durch eine Vereinigung der Linie Syr-Deria mit der sibirischen Linie.

Wir hatten bereits Gelegenheit, zu bemerken, daß zu Gunsten dieser Abwehr viel geschehen war: die alten Linien waren durch neue ersetzt worden, welche tief in die Steppe hineingriffen. Zur Vertheidigung namentlich der sibirischen und orenburgischen Grenzen wären die Mittel, die Rußland schon damals für den Zweck in Händen hatte, gewiß mehr als ausreichend gewesen: die in jenen Gegenden angesiedelten Kosakenheere, das uralische, orenburgsche und sibirische, bildeten zusammen eine Bevölkerungsmasse von 400,000 Seelen; außerdem standen hier 23 Linien-Bataillone, die Invaliden- und Etapen-Commando's nicht eingerechnet. Dennoch genügte das nicht, die Herrschaft in den Steppen zur Geltung zu bringen, „die Ruhe in den Steppen vollständig herzustellen", wozu Rußland ja „moralisch verpflichtet" war. Zu dem Allem bedurfte man mehr, mehr als die gut befestigten Linien längs des Syr-Deria und hinter dem Ili.

Die dortigen Generale schlugen ein System vor, „nach welchem", so sagt General Romanowski, „nicht wir genöthigt sein sollten, uns vor den Einfällen seitens der central-asiatischen Chanate zu hüten, nach welchem vielmehr wir eine direct drohende Stellung gegen sie einnehmen könnten, sobald als man von daher irgend etwas Feindseliges gegen uns zu unternehmen gedächte." Es ist nicht schwer zu errathen, zu welchem Ende ein solches System nothwendig führen mußte. Selbst der Verfasser, wenn er auch schon nichts wissen will von ehrgeizigen Beweggründen in der Politik Rußlands, wenn er auch vollkommen überzeugt zu sein scheint, daß Alles, was geschehen ist, nothwendig und unvermeidlich geschehen

mußte, — selbst er bemerkt, daß in dem Augenblick, wo man eine Vereinigung der orenburgschen und sibirischen Linien beschloß, gleichzeitig auch der Stab gebrochen war über dem Schicksal der Chanate von Kokand, Buchara und Chiwa, welche „so oder so, jedenfalls uns werden anheim fallen müssen".

Vorläufig beabsichtigte man jedoch nur eine Deckung der ganzen Grenze durch Befestigungen, d. h. man gedachte die Linie Syr-Deria mit der sibirischen zu verbinden und auf diesen am weitesten vorgeschobenen Linien eine Truppenmacht zu concentriren, „die hinreichen würde, Angriffe nicht nur zurückzuweisen, sondern, falls es geboten erscheinen sollte, auch welche zu unternehmen." Im Jahre 1854 beschloß das Comité, welchem die Beurtheilung der Frage über Sicherstellung der russischen Grenzen in Central-Asien aufgetragen worden war und an dessen Berathungen die General-Gouverneure von Orenburg, Graf Perowski, und von Sibirien, General Hasford, gleichfalls Theil nahmen, die Vereinigung der sibirischen Linie mit der orenburgischen. Die Tragweite dieses demnächst die kaiserliche Bestätigung erlangenden Beschlusses ist deutlich: er ist offensiven Charakters, obgleich die Absicht auf die reine Defensive, d. h. auf die bloße Schließung der Linien ging. Das Comité glaubte, sich auf die Vereinigung der Linien beschränken zu können; es glaubte an die Möglichkeit, auf dem verfänglichen Wege in die central-asiatischen Chanate wiederum Halt zu machen. Wir werden gleich sehen, in welcher Weise man von dieser Möglichkeit Gebrauch machte.

Das Programm von 1854 war innerhalb zehn Jahre vollständig erfüllt worden. Bald nach Vollendung der Befestigung Wernoje ward weiter nach Westen ein zweiter befestigter Platz, Karte, angelegt. Darauf eroberten die russischen Truppen Pischpek und Tokmak, zwei befestigte Vororte des Chanats Kokand. Ebenso eroberte die sibirische Abtheilung, gen Westen der Linie des Syr-Deria entgegenrückend und den Fluß Tschu überschreitend, die Feste Auli-Ata, während von der andern Seite her, vom Fort Perowski flußaufwärts, die Befestigung Dschulek angelegt und die von hier weiter gen Osten liegende kokandische Feste Jani-Kurgan genommen wurde. Nun beschloß man eine Vereinigung der Linien längs des Kara-Tau-Gebirges. Das zu bewerkstelligen bedurfte es im Jahre 1864 nur noch einiger Stütz- und Schutzpunkte auf der Entfernung von Jani-Kurgan bis zum Flusse Tschu und die so vereinigte Linien hätte folgende Kette dargestellt: vom Flusse Ili bis zum Syr-Deria: die

Befeſtigungen Wernoje, Kartek, Piſchpek, Tokmak, Auli-Ata (als Knotenpunkte der verlängerten ſibiriſchen Linie) und Tſchulak, Suſak, Dſchulek und Fort Perowski (als eben ſolche Punkte auf der verlängerten Syr-Deria-Linie). Dieſe ſich an das Tian-Schan-Gebirg, an den Iſſik-Kul-See, die Sandwüſte Ak-Kum und an das Kara-Tau-Gebirge anlehnende Linie wäre in der That wie keine andere zur Vertheidigung geeignet geweſen, aber auch nur zur Vertheidigung, mit andern Worten: ſie hätte dem Programm von 1854 vollkommen entſprochen.

Allein auf Vorſtellung der Commandirenden der beiden gemeinſchaftlich wirkenden Heeresabtheilungen, der Generale Tſchernjajew und Werewkin, ward dieſes Programm dadurch einer unumgänglichen Gefahr preisgegeben, daß man von dem Plane einer durch das Kara-Tau-Gebirge begrenzten Vertheidigungslinie abſah und, nach Einnahme des feſten Platzes Aſret (Turkeſtan) durch den General Werewkin, eine andere Linie rechtwinklig ins Land vorſchob. Die Spitze dieſes rechten Winkels lief in die durch General Tſchernjajew eroberte befeſtigte Stadt Tſchemkent aus, woſelbſt dann beide Heeresabtheilungen, die eine unter General Worewkin von Nord-Weſt kommend, die andere von Auli-Ata (Nord-Oſt) her unter General Tſchernjajew, zuſammenſtießen und ſich unter Oberbefehl des letzteren vereinigten.

Leider enthält das uns vorliegende Buch des Generals Romanowski nur Auszüge aus den officiellen Berichten des Generals Tſchernjajew, ſo daß uns deſſen eigene Angaben hinſichtlich der Nothwendigkeit einer Eroberung Tſchemkents nicht vollſtändig vorliegen. Wir wollen annehmen, daß zeitweiliges Bedürfniß, vielleicht Mangel an Verpflegungsmitteln, Urſache des Einrückens in die ſaatenreichen Ebenen Tſchemkents war. Aber auf Grund zeitweiligen Bedürfniſſes wird man ſich doch wohl bedenken, einen Schritt zu thun, der die ganze zukünftige Politik bedingt. Der Verfaſſer des von uns ausgezogenen Buches, der keine Gelegenheit vorüber gehen läßt, ohne zu erklären, daß die nach dieſem Schritt folgende Bewegung noch weiter nach Süden, auf Taſchkent, dem Programm von 1854 zuwiderlief, — derſelbe iſt doch mit der Einnahme Tſchemkents nicht gerade unzufrieden. Er ſagt: „Die Richtung, welche ſchließlich zum Zweck der Anlage einer neuen Linie eingeſchlagen worden, erwies ſich als ungleich vortheilhafter als die im Programm projectirte. Abgeſehen von der Eroberung feindlicher Feſtungen, wie Auli-Ata, Turkeſtan und Tſchemkent, durch die wir in den Beſitz getreidereicher Gegenden und ſomit zu den

Mitteln gelangten, unsere Truppen auf die bequemste und unmittelbarste Weise zu verpflegen, — abgesehen von allem dem, war uns namentlich durch die Einnahme der beiden letzteren Orte jene fruchtbare Oase gesichert, in der sie lagen, und die von einer weiter südlich sich ausbreitenden anderen Oase, in deren Mitte Taschkent liegt, nur durch einen nicht in Betracht kommenden, nackten Bergrücken getrennt wird."

Allein hier entsteht wiederum die Frage, was das Programm von 1854 eigentlich beabsichtigte: eine Eroberung neuer ergiebiger Gegenden, damit die Truppen verpflegt werden könnten, oder eine Sicherung derjenigen Landestheile, die sich bereits im Besitz Rußlands befanden? Ward das Letztere beabsichtigt, so ist klar, daß zu dem Zweck ein Cordon von Befestigungen auf der vorgeschlagenen Linie genügte und daß man sich durch Besitznahme solcher Punkte, die, von bevölkerten Gebieten umgeben, des Schutzes eines weit hinter ihnen befindlichen Cordons nicht gewärtig sein konnten, der Nothwendigkeit aussetzte, immer neue Vertheidigungskräfte in Anwendung zu bringen, neue Befestigungen zu errichten, die nun schon, wie gesagt, weit außerhalb des projectirten Cordons zu liegen kamen. Die Einnahme Tschemkents zwang die Russen, nunmehr nicht allein den Platz selbst, sondern auch die ganze Oase, deren Mittelpunkt er bildete, zu vertheidigen.

General Romanowski findet, daß eine solchergestalt verwirklichte Vereinigung der sibirischen Linie mit der Linie Syr-Daria von der Regierung, die jedes Vordringen aufrichtig zu vermeiden wünschte, vollkommen gutgeheißen worden ist. Als Beweis dafür führt er die damals in den maßgebenden Kreisen herrschende allgemeine Ueberzeugung an, daß es so und nicht anders habe geschehen müssen, sowie auch den Umstand, daß die Regierung kein Geld mehr zum Zweck weiteren Vordringens auswarf, so daß in Folge dessen, als „unvorhergesehene Ereignisse" dennoch ein solches Vordringen erheischten, man sich genöthigt sah, die daraus erwachsenden Kosten aus den Summen zu bestreiten, welche eigentlich für die Besoldung der Truppen, für Ankauf von Proviant ꝛc. vorräthig waren.

Wie uns scheint, wird Niemand an dem aufrichtigen Willen, bei dem bis 1864 Erworbenen stehen zu bleiben, sowohl in Bezug auf die Regierung als auf ihren Stellvertreter am Ort, den General Tschernjajew, zweifeln wollen, weil eben Jedermann weiß, daß „unvorhergesehene Ereignisse" eben nicht vorherzusehen sind, sondern genommen werden müssen, wie sie kommen. Und so konnte auch General-Tschernjajew nicht anders, als thun,

wozu es ihn trieb: nämlich vorwärts gehen, weiter vorwärts, als es wahrscheinlicher Weise in seinem und der Regierung Plane gelegen hat. In einem Kriege, mag dessen eigentliches Ziel auch nur Vertheidigung sein, ist es schwer, nicht auch anzugreifen und weiter vorzudringen, wenn der Feind sich beständig zurückzieht. Das eigene Beispiel des für eine kurze Zeit auf dem central-asiatischen Kriegsschauplatze unumschränkt befehligenden Generals Romanowski wird uns beweisen, wie schwer es hält, einem vorauszusehenden Ueberfalle nicht zuvorzukommen durch einen Ueberfall; es wird sein eigenes Beispiel sein, das uns zeigen soll, wie angesichts der in einem ähnlichen Kriege nicht vorauszusehenden Umstände und angesichts der Entfernung von der obersten Gewalt die Verwendung der ersten besten Summen zu Kriegszwecken nicht nur als eine augenblickliche Nothwendigkeit erscheint, sondern sich sogar in ein System verwandelt.

Im Juli des Jahres 1864 ward General Tschernjajew zum Chef der vorderen kokandischen Linie ernannt. Nachdem er im September Tschemkent genommen, rückte er schon im October auf Taschkent vor. General Romanowski erklärt diese ausdrücklich vom Programm des Jahres 1854 abweichende Bewegung für eine von General Tschernjajew erkannte Nothwendigkeit, „sich mit der Lage der Dinge in Taschkent bekannt zu machen". General Tschernjajew begründet seinerseits diese seine Recognoscirung dadurch, daß Taschkent mit dem Emir von Buchara in Beziehung getreten sei; er schrieb damals: „Ich war der Meinung, den Eindruck, den die Eroberung Tschemkents auf das Chanat, das seine sämmtliche Artillerie dabei eingebüßt hatte, gemacht, schnell zu benutzen, um die kokandische Garnison aus Taschkent zu vertreiben und dann, falls die Einwohner sich für uns erklärten, eine Deputation aus ihrer Mitte nach St. Petersburg zu senden. Bis dahin, wo die Regierung in dieser Angelegenheit ihre eigenen Maßregeln würde getroffen haben, gedachte ich den Einwohnern eine eigene Stadtverwaltung zu verleihen, jedoch streng darauf Acht zu geben, daß sich kein auswärtiger Einfluß darin geltend mache."

Und so, von der Absicht ausgehend, zwei Vertheidigungslinien zu vereinigen, fanden sich die Russen urplötzlich auf dem Wege nach Taschkent, einer Stadt, die gegen 250 Werst von Auli-Ata und Turkestan entfernt ist und 100,000 Einwohner zählt. Fügen wir noch hinzu, daß Taschkent nächst Buchara die Residenz des mohamedanischen Fanatismus in Central-Asien ist und daß es in Bezug auf den Handel eine ganz bedeutende Stellung einnimmt. Nichts leuchtet mehr ein, als daß mit einer Einnahme

Taschkents der reine Eroberungskrieg beginnen mußte, denn dieselbe durch die Nothwendigkeit einer Vertheidigung im Sinne des Programms von 1854 rechtfertigen zu wollen, wäre unmöglich. Andererseits aber, wie konnte man der Versuchung widerstehen, einen so wichtigen Punkt, um den sich Reichthum auf Reichthum speicherte, zu besetzen, da doch die richtigen Mittel dazu in mehr als genügender Menge vorhanden waren? Und da Tschemkent mit seiner ganzen Umgebung sich nun schon einmal in russischem Besitz befand, wäre es nicht unverantwortlich gewesen, in seiner Nähe eine mächtige feindselige Stadt, wie Taschkent, zu dulden? Nebenbei bemerkt: Taschkent liegt von Auli-Ata und Turkestan weiter entfernt als von Tschemkent. Aus Allem geht hervor, daß die Politik Rußlands in Central-Asien, wie gern man sie auch als ein aus der Nothwendigkeit hervorgegangenes Vertheidigungsverfahren bezeichnet, in der That in die reine Eroberungspolitik übergegangen ist, und in dieser Hinsicht wäre es gewiß einfacher und besser, wenn man sie in Zukunft bei dem richtigen Namen nennte und sich ehrlich gestände, daß es nicht mehr und nicht weniger als auf die Unterwerfung Central-Asiens abgesehen ist, die früh oder spät doch in ihrem ganzen Umfange erfolgen muß. In dem Falle würde man wenigstens zeitig auf die Mittel Bedacht nehmen können, wie sie unumgänglich sind, um aus Eroberungen einen Nutzen zu ziehen. Anders jedoch, d. h. im Falle der Nichtbereitschaft und indem man sich selbst überrascht, wird die Eroberung nichtsdestoweniger erfolgen, aber es wird ein Chaos im Inner: der ungeheuren mittel-asiatischen Besitzungen entstehen, wie es schon gegenwärtig in den Chanaten besteht, ja es könnte sich möglicher Weise noch weit schlimmer gestalten.

Wie wir bereits aus dem oben angezogenen officiellen Bericht des Generals Tschernjajew ersahen, hatte dieser es für nothwendig befunden, auf Taschkent zu marschiren. Er unternahm den Zug mit 1550 Mann Soldaten, 12 Feldgeschützen und 400 bewaffneten Landeseingeborenen. Die Stadt durch Ueberrumpelung zu nehmen, gelang ihm nicht; der Sturm ward zurückgeschlagen. Das indessen war nicht geeignet, General Tschernjajew in seinem Vorhaben wankend zu machen. Zu Anfang des folgenden Jahres bildete man aus der Syr-Daria-Linie und den neuen Eroberungen das „turkestanische Gebiet", ordnete es dem General-Gouverneur von Orenburg unter und ernannte General Tschernjajew zum Gouverneur des Gebiets und gleichzeitig zum Commandirenden der Truppen in demselben. Als ihm nun im Frühjahr die Nachricht zuging, der Emir

von Buchara ſammle um Ura-Tübe ein Heer, richtete General Tſchernjajew ſein Augenmerk wieder auf Taſchkent. Er berichtete Anfangs Mai, daß die beſtehenden Verhältniſſe ihm nicht günſtig ſchienen, die Stadt mit Gewalt zu nehmen, vielmehr ſei es allein zweckmäßig, daß man ſie in eine von uns unmittelbar abhängige Lage verſetze. Dieſe „von uns unmittelbar abhängige Lage" beſtand darin, der dichtbevölkerten Stadt das Waſſer, das ihr aus dem befeſtigten Nijasbeck zufloß, zu entziehen. Nijasbeck mußte alſo zuvor genommen werden, und es ward genommen. Nun aber iſt Folgendes bemerkenswerth: am 2. Mai ſchrieb General Tſchernjajew ganz unzweideutig, daß es ihm nicht zweckdienlich ſcheine, Taſchkent mit Gewalt zu nehmen, und in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai nahm er die Stadt dennoch mit Sturm, und zwar mit Verluſt von 25 Mann Todten und 89 Verwundeten; er erbeutete dabei 60 Kanonen und ſchloß ſeinen betreffenden Bericht mit folgenden Worten: „Mit der Einnahme Taſchkents haben wir in Central-Aſien eine Poſition gewonnen, die den Intereſſen des Reichs und der Macht des ruſſiſchen Volkes entſpricht."

Die Waffenthat des Generals Tſchernjajew, der bereits am 9. Mai das kokandiſche Heer geſchlagen hatte (bei welcher Gelegenheit auch der Regent von Kokand, Mulla Alikmul, ſeinen Tod fand) und der nun mit einer Abtheilung von kaum 2000 Mann eine dicht bevölkerte, von 60 Kanonen vertheidigte Stadt mit ſtürmender Hand einnahm, — dieſe Waffenthat iſt zweifellos eine glänzende. Man kann nicht umhin, ſie höher zu ſtellen als alles Andere, was in Folge noch auf dem Kriegsſchauplatze in Central-Aſien geſchehen iſt, ſelbſt den Sieg über das bucharíſche Heer bei Irdſchar nicht ausgenommen, bei dem der Umſtand nicht außer Acht zu laſſen iſt, daß die Bucharen durchweg über die Köpfe der ruſſiſchen Soldaten hinweggeſchoſſen, ſo daß ihnen der ganze Sieg 12 Mann koſtete. Ganz anders verhielt es ſich bei der Erſtürmung Taſchkents. Es iſt wahr, angeſichts der ungeheuren Ausdehnung ſeiner Befeſtigungen hätte ſich die Stadt nur bei einer hinlänglich zahlreichen Garniſon mit Erfolg vertheidigen können und an der fehlte es ihr eben, allein ſchon der Entſchluß, mit nicht mehr als 1951 Mann eine Stadt von 100,000 Einwohnern im Sturm zu nehmen, der Entſchluß, im dreitägigen Kampfe auszuharren auf den Mauern und in den Straßen, woſelbſt zehnfache Kräfte an jedem einzelnen Punkte den Angreifern entgegengeſtellt werden konnten, ſchon der Entſchluß zu allem dem ſpricht von ungewöhnlicher Kühnheit. Gewiß gehörte viel

Mannhaftigkeit und viel kaltblütige Berechnung dazu, eine Absicht durchzuführen, der sich die unberechenbarsten Schwierigkeiten und Hindernisse entgegenstellen konnten. Um 2000 hierhin und dorthin zerstreute Soldaten unter einander im Zusammenhang zu erhalten, zu verhüten, daß in der an Ausdehnung ungeheuren, fremden Stadt, wo jedes Haus einen Hinterhalt bildete und jede Straße plötzlich durch Barrikaden abgesperrt werden konnte, die einzelnen kleinen Abtheilungen nicht spurlos verschwänden, — um das zu Wege zu bringen, waren bei dem Oberbefehlshaber in Wahrheit Eigenschaften erforderlich, die sich über das Maß des Gewöhnlichen erheben. Nur einen Augenblick lang Wankelmuth, Zweifel, Unentschlossenheit, und Alles wäre dahin gewesen, die Handvoll Waghälse wäre zertreten worden unter der Masse der Feinde, sei es auch, daß diese ohne Waffen kämpften, nur mit Steinen in der Hand. Die Einnahme Taschkents zeichnet sich vor der ihr folgenden Einnahme Chodschents, Ura-Tübes und Samarkands unter andern Anführern nicht allein durch die große Minderzahl der dabei engagirt gewesenen Kräfte aus, sondern vor allen Dingen dadurch, daß mit Taschkent das erste Beispiel gegeben worden ist. Nachdem General Tschernjajew bewiesen, daß es möglich sei, mit 2000 Mann Soldaten eine Stadt wie Taschkent zu nehmen, so ist es nicht zum Verwundern, wenn es auch den andern Führern gelüstete, diesem Beispiele zu folgen.

Es sei noch erwähnt, daß die Art und Weise, welche General Tschernjajew bei der Erstürmung Taschkents — einem Unternehmen, das mit dem des Cortez große Aehnlichkeit hat — in Anwendung brachte: wie er zuerst durch ein Thor in die Stadt drang und dann innerhalb derselben, der Mauer entlang, vorwärts stürmte, um die übrigen Thore seinen vereinzelten Abtheilungen zu öffnen und nun vereint auf die Citadelle vorzudringen, — daß diese Art und Weise seine Erfindung war und später, bei Einnahmen anderer Festungen, mit demselben Erfolg nachgeahmt wurde.

Das Programm von 1854 war nun vollständig umgestoßen. Die Frage gestaltete sich nun anders. Es erwies sich die theilweise Zwecklosigkeit der unerwartet vereinigten sibirischen Linie und der Linie Syr-Deria. In der That, vor ihr breitete sich jetzt die neuerworbene ungeheure Herrschaft, mit einer reichen Stadt, inmitten einer fruchtbaren Gegend aus; die große Handelsstraße war in den Besitz der Russen gelangt, mit einem Wort, die bedeutendsten und werthvollsten von allen Eroberungen

der Russen in Turkestan, lagen jetzt außerhalb jener geschlossenen Linie, deren Verwirklichung doch das ursprüngliche Ziel des Feldzuges selbst war.

Bei der Einnahme Taschkents konnte man nicht stehen bleiben. Hier bestätigte sich in ihrem ganzen Umfang die Ansicht, welche wir bereits oben, aus Veranlassung der Einnahme Tschemkents, aussprachen, daß nämlich das Centrum eines bevölkerten Gebiets unmöglich den Knotenpunkt einer Vertheidigungslinie bilden kann. Einmal im Besitze Taschkents, war man genöthigt, noch weiter zu gehen, man war genöthigt, das Gebiet des Flusses Tschirtschik schon deßhalb zu betreten, weil die hier herum liegenden Felder zum Eigenthum der Einwohner Taschkents gehören und weil gerade dieser Theil des Flußgebiets als Kornkammer für Taschkent unentbehrlich ist. Ueberdies war durch die Einnahme Taschkents ein Krieg mit dem Emir von Buchara unvermeidlich geworden. Schon vor dieser Einnahme hatte General Tschernjajew einen Recognoscirungstrupp auf Tschinas (am obern Syr-Deria) ausgeschickt und daselbst den Uebergang über den Fluß zerstören lassen, um dadurch der Möglichkeit einer Hülfeleistung seitens Buchara's vorzubeugen, was dem Emir von Buchara natürlich für eine Herausforderung galt. An der Vertheidigung Taschkents hatte sich bereits eine kleine bucharische Abtheilung betheiligt.

General Romanowski sagt zu wiederholten Malen, daß die Regierung eine Autorisation zur Einnahme Taschkents nicht gegeben und daß sie den Plan zu dieser Eroberung nicht gutgeheißen habe. Allein wir sehen, daß die Regierung, wenn sie in der Folge auch den General Tschernjajew durch einen andern Befehlshaber ersetzte, nichtsdestoweniger auf den Plan General Tschernjajews eingegangen ist und Taschkent dem Reiche einverleibt hat. Wenn man uns darauf fragen wollte: was denn zu thun übrig geblieben sei, da Taschkent nun einmal genommen war? — so wenden wir uns um eine Antwort an General Kryschanowski, den General-Gouverneur von Orenburg, dessen bei Gelegenheit eines im September 1865 unternommenen Besuchs des Kriegsschauplatzes am Syr-Deria ausgesprochenen Ansichten wir vollkommen theilen müssen. Er bestand damals auf den ursprünglichen Plan des General Tschernjajew, in Taschkent eine von einem Chan beherrschte unabhängige Regierung zu errichten und dieselbe sodann unter den Schutz Rußlands zu stellen, während General Tschernjajew, der inzwischen von seinem ersten Plan abgegangen war und seine Ansichten in dieser Beziehung vollständig geändert hatte, nunmehr auf eine unbedingte Unterwerfung drang. Der Grund dieser auffallenden Sinnesänderung ist

sonderbar genug. Im Jahre 1864 beabsichtigte General Tschernjajew allerdings die Organisation eines unabhängigen taschkentischen Chanats und zwar darum, weil er eine unmittelbare Verwaltung desselben für beschwerlich erachtete. „Die Hauptursache, die mich zu einer Eröffnung in diesem Sinne veranlaßte," so schrieb er nach Verlauf von zehn Monaten (6. August 1865), „waren die vermeintlichen Schwierigkeiten, welche sich uns, so schien es, bei Einrichtung einer Regierung, welche diese zahlreich bevölkerte Stadt in Unterwürfigkeit zu erhalten im Stande wäre, entgegenstellen mußten. Indem ich mir die Größe der militärischen Macht vergegenwärtigte, die auf die Erhaltung der Ruhe und Ordnung in Moskau und St. Petersburg verwendet wird, indem ich ferner die ungeheuren Summen in Betracht zog, welche daselbst auf die Erhaltung der Polizei verausgabt werden, konnte ich mir nicht vorstellen, daß Taschkent, mit seiner Bevölkerung von 200,000*) aus allen Gegenden Asiens zusammenströmenden Moslemin, mit einer geringen Menge Truppen und wenig Geld würde in Ruhe und Ordnung erhalten werden können. Die Erfahrung jedoch überzeugte mich, daß, um den Einwohnern mit vollständiger Sicherheit die Selbstverwaltung überlassen zu dürfen, genügend sei, in der Citadelle der Stadt ein Bataillon und zwei Kosaken-Sotnia's zu unterhalten. Die Polizei kann den Einwohnern selbst anheimgestellt bleiben."

Daher also erschienen dem General Tschernjajew seine ursprünglichen Pläne und Absichten in Betreff Taschkents später nicht mehr zweckdienlich. „Der seitens unserer Regierung eingesetzte Chan," sagte er, „würde in den Augen des Volks gewiß auch als russischer Beamter gelten, gleich denen, von welchen es gegenwärtig regiert wird, mit dem Unterschiede jedoch, daß es die Autorität unserer Beamten anerkennt, weil es hinter derselben die Macht wahrnimmt, die Autorität des Chans hingegen nur eine nominelle sein würde. Um ihr eine Bedeutung zu geben, wäre dieselbe militärische Macht erforderlich und das Resultat würde sein, daß uns nur die Einkünfte entgingen, welche der Unterhalt des Chans verschlingen würde."

---

*) Diese Ziffer ist aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutend übertrieben. Den durch Herrn Bechtschurin auf einer im Jahre 1865 in das turkestanische Gebiet unternommenen Reise gesammelten Angaben zufolge, betrug die Bevölkerungszahl von Taschkent damals nur 100,000, während die Verwaltungsbeamten der Commune von Taschkent diese Zahl sogar auf 80,000 herabsetzten.

Mit einem Wort, General Tschernjajew war der Ansicht, Taschkent müsse einfach dem Reiche einverleibt werden, und diese Meinung ward noch durch eine im gleichen Sinne gehaltene Adresse unterstützt, welche die Bewohner Taschkents dem Sieger unterbreiteten. Wenngleich man die Adressen unterworfener Städte nicht immer als wahrhaften Ausdruck der Wünsche der Einwohner hinnehmen darf, so ist doch der Umstand nicht außer Acht zu lassen, daß in Taschkent bereits vor der Unterwerfung eine Partei rege war, die sich auf die Seite Rußlands neigte, was das Zustandekommen einer Adresse immerhin erklärlich macht. Inzwischen blieb der General-Gouverneur von Orenburg bei seiner Meinung, daß Taschkent für eine unabhängige Herrschaft erklärt werden müsse.

General Romanowski (dem als Begleiter des General Kryschanowski in das turkestanische Gebiet die Ansichten desselben, wie er solches auch selbst versichert, gut bekannt sein mußten) berichtet, daß eben diese Verschiedenheit der Ansichten Ursache der Berufung beider Generale nach St. Petersburg war, damit in einer besondern Commission die ganze Angelegenheit zur Berathung und endgültigen Entscheidung gelangen möge. Ob nun zwar diese Berufung für den General Tschernjajew sich in eine Abberufung verwandelte, so daß er nicht wieder auf seinen Posten zurückkehrte, so ward doch, nach den Folgen zu urtheilen, der von ihm entworfene Plan seitens der Regierung gebilligt und angenommen, während die Meinung des General-Gouverneurs Kryschanowski unberücksichtigt geblieben ist. Also, welcher Art auch die Gründe für die Abberufung des Ersteren gewesen sein mögen — die Nichtübereinstimmung seiner Ansichten mit denen der Regierung war der Grund jedenfalls nicht.

Schon im Herbst des Jahres 1865, als General Tschernjajew noch an nichts weniger als an eine Abberufung dachte, konnte er sich überzeugen, daß ein Krieg mit Buchara, als Folge der Einnahme Taschkents, unvermeidlich geworden war. Die Gesandtschaft, die aus seinem Hauptquartier an den Emir von Buchara abging, ward von dem letzteren angehalten und gefangen genommen. Man wird zugeben, daß die Eigenschaften eines Kriegers, wie glänzend sie auch sein mögen, nicht immer Hand in Hand gehen mit denen eines Politikers. Von diesem Gesichtspunkte aus ist denn auch folgende auf Anordnung und Befürwortung des Generals Tschernjajew getroffene Maßregel zu beurtheilen. Nachdem er nämlich, bald nach der Einnahme Taschkents, in Erfahrung gebracht hatte, daß der Emir von Buchara die im Chanat Kokand liegende Stadt Chodschent

erobert habe, ließ General Tschernjajew alle im turkestanischen Gebiet sich aufhaltenden Bucharen sammt ihren Waaren aufgreifen; dasselbe geschah auf sein Verlangen gleichzeitig mit den bucharischen Handelsleuten in Orenburg. General Tschernjajew glaubte hierin das geeignetste Mittel zur Aufrechterhaltung des Einflusses der Russen in Central-Asien gefunden zu haben, allein der Irrthum einer solchen Voraussetzung ist augenfällig, sobald man sich das Wesen derjenigen Zustände vergegenwärtigt, wie sie in den mittelasiatischen Chanaten nicht allein, sondern in Asien überhaupt herrschend sind. Buchara ist eben kein europäischer Staat, der gezwungen werden kann, von dieser oder jener kriegerischen Unternehmung abzulassen, indem man seinem Handel einen empfindlichen Schlag versetzt. Das was Buchara innerlich zusammenhält, ist der Despotismus der Fanatiker und der Krieger über eine friedliche, Handel und Ackerbau treibende Bevölkerung. Wie konnte man somit erwarten, daß der Emir Mosasser, der sich für einen Nachkommen Timurs hält, dem Gott selbst aufgetragen, alle Länder der Ungläubigen zu erobern, — wie konnte man erwarten, daß ein solcher Despot sich in seinen Unternehmungen behindern lassen werde, weil die Interessen einiger seiner Unterthanen darunter leiden, oder, wie im vorliegenden Falle, weil eine Anzahl jener verachteten Unterthanen, die, wenn es ihm einfällt, der Chan zu Hunderten hinrichten läßt, in Feindeshand gefallen ist?

Die irrthümliche Voraussetzung des Generals Tschernjajew bewährte sich im Herbst des Jahres 1865 vollkommen als eine solche. Er hatte eben erst alle Bucharen in Turkestan aufgreifen lassen, entschloß sich aber nichtsdestoweniger eine Gesandtschaft nach Buchara zu schicken. Was ist da natürlicher, als daß Emir Mosaffer seinerseits die gesammte Gesandtschaft arretiren ließ? Später, während ihrer Unterhandlungen mit Buchara, beriefen sich unsere Generale allerdings darauf, daß Buchara den ersten Anlaß zum Kriege gegeben, indem der Emir sich an russischen Beamten vergriffen habe; es ist jedoch einleuchtend, wer der eigentliche Urheber war. Wie dem aber auch gewesen sein mag, der Krieg mit Buchara ward von dem Augenblicke ab unvermeidlich, wo der Emir jene Gesandtschaft gefangen nahm. Im Januar 1866 sammelte General Tschernjajew seine Abtheilung bei Tschinas und machte darauf eine Bewegung zum linken Syr-Ufer hin, gegen die bucharische Festung Dschüsak, die unmittelbar an dem Kura-Tau (nicht zu verwechseln mit Kara-Tau) liegt, welches Gebirge gemeinschaftlich mit dem Samarkand-Tau

die vorderste, von der Natur selbst befestigte Vertheidigungslinie Buchara's in der Richtung gegen die Angriffe der Russen bildet. Allein der Zug gegen Dschüsak, der mit allen Entbehrungen einer Wüste zu kämpfen hatte, mißlang. Nach einem Gefecht unter den Mauern der Festung, waren die russischen Truppen genöthigt, nach Tschinas zurückzukehren, namentlich, weil es den Pferden gänzlich an Futter mangelte; General Tschernjajew hatte indessen die Genugthuung, drei Briefe des Emir Mosaffer mitzunehmen, in welchem der letztere gelobte, die russischen Gefangenen frei zu geben. Uebrigens ließ man sich keinen Moment lang hinsichtlich der Bedeutung ähnlicher Gelöbnisse im Zweifel. Schon der erste Brief, welchen der Emir zur Rechtfertigung seines Verfahrens gegen die russische Gesandtschaft geschrieben hatte, war so sehr von dem Bewußtsein seines guten Rechtes durchdrungen, daß ein Umschlag der Gesinnungen schwerlich eintreten konnte, falls man keine Gewaltmaßregeln anzuwenden gedachte — und die Russen kehrten ja nach Tschinas zurück.

Drucken wir hier diesen ersten Brief des Mosaffer vollständig ab: „An Michail Tschernjajew.*) Uns kam die Nachricht, daß ihr um eure Gesandten bittet, doch die befinden sich in guter Gesundheit. Unsererseits war gleichfalls eine Gesandtschaft an euren Zaren abgeschickt worden; von der erhielt ich durch Anreisende aus Rußland die Nachricht, daß meine Gesandten gar nicht zum Zaren gelangten, sondern irgendwo auf dem Wege festgehalten wurden, was dem Freunde nicht erlaubt ist; aus diesem Anlaß behielt ich auch eure Gesandten zurück. Wir haben Gesandten niemals etwas zu Leide gethan und thun es auch euren jetzigen Gesandten durchaus nicht. Eure Gesandten werden aber hier verbleiben, so lange als meine Gesandten nicht zu eurem Zaren gelangt sein und eine Antwort erhalten haben werden. Erhalten wir von eurem Zaren freundschaftliche Nachrichten, so bin ich mit großem Vergnügen bereit, auch eure Gesandten zurückzuschicken. Im Monat Tatschban."

Die Verhaftung zuerst der Bucharen, sodann die Absendung einer Gesandtschaft nach Buchara, endlich die Expedition mit dem Auftrage, die

*) Bemerkenswerth ist, daß sowohl Kokander wie Bucharen anfangs den Familiennamen des russischen Generals für den Titel desselben nahmen, so daß sie „Michail Tschernjajew" gleich wie „Michail-Bek" lasen und schrieben. So wird der General auch für die Folge in einigen an ihn gerichteten Briefen einfach Michail genannt, und der erste Brief des Bek von Dschüsak an General Romanowski beginnt mit den Worten: „Dem vom fernen Zaren hergesandten neuen Tschernjajew wird kund gethan" ꝛc.

Freilassung dieser letzteren zu fordern' — alles das ist schlechterdings keine geschickte Politik. Freilich wäre der Fehler gut zu machen gewesen: man hätte nur die gefangenen Bucharen frei geben sollen, worauf feindlicherseits die Freilassung der russischen Beamten sicherlich erfolgt wäre. Allein die bei den Feldherren stets fertige Entgegnung, daß eine solche Nachgiebigkeit die Bedeutung und den Einfluß Rußlands in Central-Asien gefährden würde, war auch diesmal entscheidend.

Wiederholen wir mit zwei Worten den Ausgang der der eben geschilderten Ereignisse: der Eroberer Taschkents ward nach St. Petersburg berufen, damit er wegen seiner weitgreifenden und die Absichten der Regierung überflügelnden Unternehmungen Rechenschaft abgebe; er kehrte nicht mehr nach Turkestan zurück, indessen kamen alle seine Pläne zur Organisation Taschkents nichtsdestoweniger zur Geltung. An des in der Residenz Zurückbehaltenen Stelle ward nun General Romanowski nach Turkestan abgesandt, dem man mit um so größerem Recht eine sowohl den Absichten der Regierung, als auch den Entwürfen des Kriegsministeriums entsprechende Handlungsweise zutrauen konnte, als er bis dahin ein berathendes Glied im Kriegsministerium gewesen war.

IV.

Als die Ernennung des Generals Romanowski zum Nachfolger Tschernjajews erfolgte, war man im Kriegsministerium und im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gleichzeitig bedacht gewesen, gemeinsam eine Instruction zu entwerfen, die nicht nur dem neuen Gouverneur von Turkestan, sondern auch seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem General-Gouverneur von Orenburg, zur Richtschnur dienen sollte. Diese Instruction erhielt die Allerhöchste Genehmigung. Doch ist es eine schwierige Aufgabe, in St. Petersburg Instructionen zu entwerfen, nach denen in Central-Asien gehandelt werden soll. Eine Feststellung genauer Verhaltungsregeln hätte die Thätigkeit des ausführenden Befehlshabers in einer Weise eingeschränkt, daß er vor allen, unvorhergesehen an ihn herantretenden Ereignissen rathlos dagestanden wäre. Daher gab man jener, den Generalen Romanowski und Kryschanowski ertheilten Instruction eine so allgemeine Fassung, daß sie ihnen gar nicht als Richtschnur dienen konnte. Zu einem solchen Urtheil sind wir wenigstens in Bezug auf diejenigen Paragraphe der Instruction berechtigt, welche General Romanowski in seinem Werke angezogen hat. So z. B. lautet daselbst eine Vorschrift folgendermaßen:

„Das Bestreben der Nichterweiterung unserer unmittelbaren central-asiatischen Besitzungen im Auge behaltend, wird man darum doch keineswegs solche Unternehmungen und Vorkehrungen unterlassen dürfen, welche für uns nothwendig werden sollten. Ueberhaupt soll vor Allem der wahre Nutzen Rußlands das leitende Princip sein."

Das Letztere, dünkt uns, ist selbstverständlich auch ohne jegliche Instruction. In Wahrheit besagt dieser Punkt in der Instruction nur, daß es den Oberbefehlshabern anheimgestellt ist, nach eigenem Ermessen zu handeln. Was Buchara anbelangt, so sprach die Instruction ihr Bedauern darüber aus, daß die in letzterer Zeit gethanen Schritte den bis dahin Rußland freundlich gesinnt gewesenen Emir dieses Staates nunmehr zu unserem Feinde gemacht hätten, und gab unzweideutig zu verstehen, wie es wünschenswerth wäre, die ehemaligen freundschaftlichen Handelsbeziehungen mit Buchara wieder anzuknüpfen. Das einfachste Mittel zur Verwirklichung dieses Wunsches, die Auslieferung der bucharischen Gefangenen, war auffallenderweise nicht vorgeschrieben, sondern man erinnerte im Gegentheil den neuen Befehlshaber daran: „daß die Asiaten nur die Macht der Waffen achten, daß die geringste Schwankung und Unentschlossenheit, namentlich aber Nachgiebigkeit gegenüber irgend welchen unstatthaften Forderungen von ihnen nur als Schwäche würden angesehen werden; Nachgiebigkeit von unserer Seite dürfte somit nicht nur das Ziel nicht erreichen, sondern könnte sogar auch geradezu gefährlich werden sowohl für die neu erworbenen Gebietstheile als auch für unsere Besitzungen längs der alten Linie." Die hier ausgesprochene Befürchtung ist rein militärischer Art, und wir glauben uns in der Behauptung nicht zu irren, daß gerade dieser Punkt im Kriegsministerium, nicht in dem des Auswärtigen, entworfen worden ist, wenn auch, wie General Romanowski weiter mittheilt, das letztere ebenfalls die Unzulässigkeit aller Unterhandlungen mit dem Emir von Buchara vor Auslieferung der in Buchara gefangen gehaltenen Russen anerkannt hat.

Und so stellt es sich heraus, daß die Instruction, wie sehr sie auch den Wunsch zu einer freundschaftlichen Beziehung mit Buchara an den Tag legte, durch ihre Clauseln der Eröffnung eines Krieges mit Buchara ebenso viel, wenn nicht mehr Wahrscheinlichkeit einräumte. Wenn ein Punkt der Instruction dem Oberbefehlshaber anempfiehlt: den Emir zu der Einsicht zu bringen, daß Rußland keine Eroberungen zu machen wünsche und den Bestand des Chanats von Buchara in keinerlei Weise zu bedrohen gedenke,

daß es aber auch ihm, dem Emir, nicht gestattet sein werde, den Umfang seiner Herrschaft in der Richtung gegen die russischen Grenzen hin auszudehnen, — so ist es begreiflich, daß die Ausführbarkeit einer solchen Vorschrift zweifelhaft bleiben mußte. Selbst keine Zugeständnisse machen, den Emir indessen zur Auslieferung der Gefangenen zwingen wollen — das ist die reine Kriegserklärung; alle vorausgegangenen Erfahrungen bewiesen aber, daß ein Krieg zu neuen Eroberungen führen mußte.

Und in der That erfüllte General Romanowski die ihm gewordenen Instructionen in der Weise, daß er Buchara den Krieg erklärte, Chodschent nahm und dann, hier schon unter persönlicher Anwesenheit, mithin Gutheißung des Generals Kryschanowski, auch Ura-Tübe und Dschüsak eroberte. Damit war die Integrität des Chanats von Buchara denn doch mehr als bedroht worden.

Zu der Zahl der Hauptschwierigkeiten, die sich dem General Romanowski bei Uebernahme seines neuen Postens entgegenstellten, zählt er, abgesehen von dem Mangel an Truppen, auch die Verwirrung des Rechnungswesens aus früherer Zeit. Was den Mangel an Truppen betrifft, so hatte auch schon General Tschernjajew beständig darüber zu klagen, daß die Zahl der Truppen im turkestanischen Gebiet eine viel zu geringe war. Es waren daselbst nur 13,000 Mann. Zwar gelang es endlich dem General Tschernjajew, sich eine Verstärkung von 3000 Mann zu erwirken, die denn auch von der Wolga her zu ihm abging, aber des eingetretenen Winters wegen in Orenburg Quartier nehmen mußte, so daß sie erst im August des Jahres 1866 auf dem Kriegsschauplatze erschien. General Romanowski mußte sich also, so gut es gehen wollte, mit denselben 13,000 behelfen.

Hinsichtlich der Verwirrung in dem Rechnungswesen ist zu bemerken, daß sie als Folge jener Lage erscheint, in die sich der frühere Befehlshaber versetzt sah, alle baaren Summen für Bedürfnisse zu verausgaben, die am allerwenigsten einen Aufschub duldeten, d. h. vor allen Dingen für Kriegszwecke.

General Romanowski befand sich noch auf dem Wege zu dem Ort seiner neuen Bestimmung, als ihm schon beunruhigende Nachrichten über die Rüstungen des bucharischen Emirs zugingen. In der gegen Taschkent vorgeschobenen Linie zählten die Russen nur 3000 Mann und auf Verstärkung durfte man erst innerhalb einiger Wochen rechnen. Inzwischen stand das bucharische Heer bereits 50 Werst vor Tschinas, einem russischen

Vorposten südlich von Taschkent. Es soll gegen 100,000 Mann stark gewesen sein und 100 Geschütze geführt haben. Wiewohl nun Emir Mosaffer in ganz Mittel-Asien in dem Rufe eines unüberwindlichen Eroberers stand und sogar auch über reguläre Truppen verfügte, so war für die Russen doch nicht die mindeste Gefahr vorhanden. Die vermeintlichen regulären Truppen erwiesen sich in der Folge als ebenso undisciplinirte Haufen wie die übrige Masse des Heeres.

General Romanowski ließ sich auf keine weiteren Unterhandlungen mit dem Bucharen ein, sondern führte ungesäumt am 5. April einen Recognoscirungstrupp mit gutem Erfolg gegen Mursa-Rabat in der Richtung von Tschinas nach Irdschar und erst dann sandte er dem Emir einen Brief, in welchem der Zweck dieses Zuges auseinandergesetzt war und in welchem er den Emir aufforderte sich zu erklären, von welchen Beweggründen er sich in seinen Unternehmungen gegen Rußland leiten lasse, d. h. ob er die Absicht habe Krieg zu führen, oder ob alle von ihm getroffenen kriegerischen Maßregeln nur die Folge von Mißverständnissen zwischen ihm und General Tschernjajew seien? General Romanowski fügte hinzu, daß die Weigerung Mosaffers, die in Buchara gefangen gehaltenen Gesandten zurückzuschicken, eine Beleidigung für Rußland enthalte. Elf Tage später erfolgte die Antwort auf diesen Brief, während fast gleichzeitig die Nachricht eintraf, daß gegen Ende April eine Verstärkung der russischen Truppen zu erwarten stehe. Leider ist die Antwort Mosaffers dem General Romanowski abhanden gekommen, so daß er dieselbe wortgetreu mitzutheilen nicht vermochte; doch müssen wir aus der uns gegebenen Analyse schließen, daß die Antwort nicht allein Ablehnung, sondern sogar Drohung enthielt.

Wirklich langte die in Aussicht gestellte Verstärkung, wie angegeben, Ende April an, gerade zu der Zeit, als der Emir seine Heeresmassen um Irdschar (auf dem halben Wege zwischen Tschinas und Dschisak) concentrirte und sich selbst dah'n begab. Am 8. Mai griff General Romanowski die Bucharen bei Irdschar an — und erfocht einen vollständigen Sieg: der Emir floh; die Kosaken verfolgten den Feind auf einer Entfernung von fünf Werst und die russischen Truppen erbeuteten eine Menge Waffen und Munition, darunter 6 Geschütze und 670 Pud Pulver. Der Verlust der Russen soll 12 Mann Verwundete gewesen sein und zwar, wie schon oben vorausgeschickt, aus dem einfachen Grunde, weil die Bucharen regelmäßig über die Köpfe ihrer Feinde hinwegschossen. In dem betreffenden Schlacht-

bericht des Generals Romanowski heißt es: „Der Feind ließ unsere Colonnen stets auf die richtige Schußweite herankommen und machte außerordentlich schnelle und nachdrückliche Bewegungen die Richtung seiner Schüsse war eine durchaus regelrechte, allein, die Entfernung nicht berechnend, gab er seinen Gewehren einen so bedeutenden Winkel aufwärts, daß der größte Theil der Geschosse über unsere in Schlachtordnung aufgestellten Truppen hinwegflog und entweder in den Train oder außerhalb desselben in den Sand schlug."

Der Sieg bei Irdschar änderte selbstverständlich die ganze Lage der Dinge. Der Emir Mosaffer hatte für sein übermäßiges Selbstvertrauen die empfindliche Lehre erhalten, daß es für ihn gefährlich sei, russischen Truppen im offenen Felde entgegenzutreten; der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Emirs war dahin, und die Bewohner Taschkents, welche sich beim Herannahen des bucharischen Heeres den ungezwungensten Sympathien für die Sache Mosaffers bereits hingegeben hatten und in große Aufregung gerathen waren, gewannen nun wieder Respect vor den russischen Waffen und beruhigten sich schnell. Man kann nicht umhin, dem General Romanowski das verdiente Lob zu spenden wegen der bei der Affaire von Irdschar bewiesenen Umsicht und Tapferkeit, denn wenn sich auch, nach seinen eigenen Angaben, die anfänglich auf 100,000 Mann geschätzte Zahl des bucharischen Heeres auf 41,000 Mann mit 21 (statt 100) Geschützen reduciren ließ, so bleibt immer noch eine Macht übrig, gegen die seine 3000 Mann verschwindend gering erscheinen.

Aber jener Sieg veränderte die Sachlage nicht allein in strategischer Hinsicht, auch in politischer Beziehung nahm sie eine andere Gestalt an; die bis dahin in Anwendung gekommenen Verhaltungsregeln konnten bei dieser veränderten Lage nun nicht mehr als solche dienen. Uebrigens waren die dem General Romanowski ertheilten Instructionen, wie wir gesehen, von der Art, daß sie ihm vollständig freie Hand zum Handeln ließen. „In allen meinen weiteren Unternehmungen vom 8. Mai bis Mitte Juli," so schreibt er, „ließ ich mich vorherrschend von den Beweggründen leiten, die mir meine persönliche Anschauung der Sache eingab, so daß alle und jede Verantwortung für meine Handlungen ausschließlich auf mich allein fällt."

Was blieb nun nach der Niederlage des Emirs zu thun übrig? Wenn man im Auge behält, daß General Romanowski in der centralasiatischen Politik sich zu der „gemäßigten" Partei zählt, und wenn man

annimmt, daß er mit einem vorherrschend friedlichen Programm, d. h. mit dem Wunsche einer baldmöglichsten Herstellung freundschaftlicher Beziehungen seinen neuen Wirkungskreis betrat, wenn man sich endlich erinnert, wie entschieden er die Meinung bestreitet, als habe die Einnahme Taschkents im Plane der Regierung gelegen, — so wäre man zu erwarten berechtigt gewesen, General Romanowski werde nun die Auslieferung der russischen Gefangenen fordern und dann, nachdem die Auslieferung geschehen, die frühere Position wieder einnehmen. Das wäre eine Politik des Friedens gewesen. Mosaffer hätte dem Sieger bei Irdschar gegenüber sich nicht mehr geweigert, das russische Gesandschaftspersonal auszuliefern.

Wenn General Romanowski dagegen einem Eroberungsprogramm folgte, wie er in der That gethan hat, so war es sehr natürlich, daß er sich die Fragen vorlegte: wie der Sieg bei Irdschar am zweckmäßigsten auszubeuten sei und was nun noch erobert werden müsse? General Romanowski sah zwei Wege vor sich, den errungenen Vortheil zu verfolgen: entweder unaufhaltsam auf Dschisak, Samarkand und weiter vorzudringen, oder die Richtung auf Nau und Chodschent einzuschlagen. Er wählte den letzteren.

Um sich vor der Regierung, die einen solchen Schritt ebenso wenig voraussehen konnte, wie sie die Einnahme Taschkents durch General Tschernjajew vorausgesehen und gebilligt hatte, zu rechtfertigen, berichtete er bereits nach erfolgter Einnahme Chodschents: „Mir schien es in jeder Hinsicht vortheilhafter, ohne zum Aeußersten genöthigt zu sein, eine Bewegung auf Buchara vor der Hand zu vermeiden und gegen Nau und Chodschent vorzudringen.“ Das Bindewort und sagt hier mehr, als es in logischer Beziehung verantworten kann. Daraus, daß er nicht gegen Buchara vorgerückt, folgert General Romanowski, daß er auf Nau und Chodschent hat vorrücken müssen! Ist denn von einer Bewegung auf Buchara je vorher die Rede gewesen? Nein, aber „Chodschent erschien sowohl in strategischer als in commercieller Hinsicht wichtig, darum namentlich wichtig in strategischer Hinsicht, weil es, einmal eingenommen, Kokand von Buchara abschnitt,“ — so heißt es weiter in der Rechtfertigung. Allein wir brauchen uns nur zu erinnern, daß dieselben wichtigen strategischen und commerciellen Gründe obwalteten, als es galt, die Einnahme Taschkents zu rechtfertigen. Hier wie dort konnte die Regierung nicht voraussehen, was die Generale vollbracht haben; als aber die Städte eingenommen

waren, zögerte man nicht mehr, als gerade nöthig war, sie dem übrigen Reiche einzuverleiben.

Die auf dem Wege nach Chodschent liegende Befestigung Nau ward ohne Flintenschuß gewonnen und am 17. Mai vereinigten sich beide Heeresabtheilungen der Russen, die getrennt zu beiden Seiten des Syr-Deria aufwärts gegangen waren, bei Chodschent. Diese Festung und Stadt unterscheidet sich nur insofern von Taschkent, als sie kleiner ist. General Romanowski behauptet allerdings, ihre Befestigungen seien widerstandsfähiger gewesen als alle bis dahin in Turkestan eroberten; worin indessen diese größere Widerstandsfähigkeit bestand, läßt sich schwer einsehen da Chodschent ebenso wie Taschkent von einer im Umkreise so weit ausgedehnten Mauer umgeben war (die von Chodschent umfaßt 11 Werst im Umkreise), daß an eine nachdrückliche Vertheidigung seitens der verhältnißmäßig kleinen Garnison gar nicht gedacht werden konnte. Die Belagerung der Stadt dauerte acht Tage; am 24. Mai erfolgte die Einnahme. Hierbei wiederholten sich im Wesentlichen dieselben Erscheinungen wie bei Erstürmung Taschkents: ganz so wie hier, boten auch die Chodschent umgebenden Gärten den russischen Truppen die Möglichkeit, sich unbemerkt den Mauern zu nähern; ganz so drangen die Sturm-Colonnen, nachdem eine derselben sich einmal durch eine der Pforten Bahn gebrochen, längs der innern Wand der Mauer vorwärts, den draußen Harrenden immer neue Thore öffnend, und ganz so mußte man sich hier jede Stoaße, jedes Haus erst erkämpfen. Nur war, was man in Chodschent erbeutete, um ein Bedeutendes geringer als die Beute in Taschkent. Die Armirung Taschkents — ein Umstand, der besser als Alles die Behauptung einer größeren Widerstandsfähigkeit Chodschents widerlegt — bestand bekanntlich aus 60 Kanonen, während hier die 11 Werst im Umkreise fassende Mauer nur von 13 Kanonen vertheidigt worden war. Daher fiel auch der Verlust der Russen an Todten und Verwundeten hier um 38 Mann geringer aus als dort, wo der Verlust 114 Mann betrug.

Auf diese Weise ward ein neuer, wichtiger Punkt an dem obern Syr-Deria gewonnen. Chodschent selbst gehörte nicht eigentlich zu den Besitzungen des bucharischen Emirs; die Einwohner der Stadt wußten sich in einer Art von Selbständigkeit zu erhalten, indem sie sich je nach Umständen bald unter den Schutz von Buchara, bald unter den von Kokand begaben. Zu der Zeit, als die Russen Taschkent eroberten, hatte der Emir von Buchara gerade Chodschent eingenommen. Zum Beweise, wie durchaus

Unnöthig die Besitzergreifung Chodschents seitens der Russen war, um angeblich durch diese Bewegung den Emir Mosaffer zur Auslieferung der in Buchara zurückgehaltenen Gesandten zu zwingen, kann hier der Umstand angeführt werden, daß schon am ersten Tage des Vordringens auf Chodschent, den Russen eine Gesandtschaft entgegenkam, die der Bek von Dschüsak dem General Romanowski mit der Anzeige schickte, daß die Russen in Buchara auf freien Fuß gesetzt worden seien. Und in der That langte nur einen Tag nach der Einnahme Chodschents einer der Gesandten in dem russischen Hauptquartier an, der, übereinstimmend mit der gleichzeitig eingegangenen Nachricht seitens des Bek von Dschüsak, angab, seine Leidensgefährten, die übrigen Glieder der Gesandtschaft, seien gleichfalls in Freiheit gesetzt worden. Vergleicht man die Zeitverhältnisse, so ist klar, daß diese Anordnungen in Buchara zur Ausführung kamen, ehe man daselbst noch eine Ahnung von den Absichten General Romanowski's auf Chodschent haben konnte, geschweige denn von der bereits erfolgten Einnahme der Stadt.

Der zwischen Kokand und Buchara bestehende ewige Zwist macht es begreiflich, daß der Chan von Kokand die Nachricht von dem Fall Chodschents in die Hände der Russen mit großer Befriedigung aufnahm. In einem darauf bezüglichen, an General Romanowski gerichteten Schreiben erklärt er sich für einen Freund Rußlands, bat um dessen Schutz, falls der „Feind" in Kokand einrücken sollte und versprach hoch und theuer, die eingedrungenen Russen „mehr zu achten und zu lieben als seine eigenen Unterthanen". General Romanowski beantwortete diesen Brief in friedlichem Sinne, unterließ es jedoch nicht, dem Chan einige Bedingungen zu stellen, unter Anderem diese: die Anordnung zu treffen, daß keine kokandische Streifpartie das rechte Ufer des Syr betreten dürfe. Dem Bek von Dschüsak, der im Auftrage seines Herrn, des Emirs von Buchara, mit der Bitte eingekommen war, Rußland möge hinsichtlich seiner Friedensliebe und hinsichtlich dessen, daß es keine feindlichen Absichten gegen die bucharische Herrschaft hege, dem Emir einige Garantien stellen, eröffnete General Romanowski, es werde sich Alles finden, wenn erst die oft erwähnte russische Gesandtschaft aus Buchara in Taschkent eingetroffen sein würde und wenn der Emir einen Bevollmächtigten gleichfalls nach Taschkent abgesandt haben werde, woselbst man dann in Gegenwart des zu erwartenden General-Gouverneurs von Orenburg über die Bedingungen des Friedens unterhandeln könne. Die auch jetzt wiederholte Bedingung wegen der in Buchara gefangen gehaltenen russischen Gesandten war in der

That überflüssig, denn diese befanden sich insgesammt schon in Taschkent, woselbst General Romanowski sie antraf, als er nach der Einnahme Chodschents dahin zurückkehrte. Auch alle russischen Kaufleute, die Emir Mosaffer, als Gegenmaßregel, hatte gefangen nehmen lassen, waren bereits in Freiheit gesetzt und hatten ihre Waaren zurückerhalten.

Noch vor der erwarteten Ankunft des General-Gouverneurs war General Romanowski, der, wie wir wissen, die Eroberung Chodschents auf eigene Verantwortung unternommen hatte, durch eine briefliche Mittheilung Kryschanowski's aus St. Petersburg erfreut worden, in welcher, nach erhaltener Kunde von dem Siege bei Irdschar, die Ansicht ausgesprochen wurde, daß nun auch Chodschent genommen werden müsse. Allein kaum noch hatte General Romanowski, nach Taschkent zurückgekehrt, mit der inneren Organisation des Gebiets begonnen, als neue und ganz andere Nachrichten eintrafen, welche bewiesen, daß der General-Gouverneur in Bezug auf die ferneren Unternehmungen in Central-Asien einer Meinung war, die von der des turkestanischen Gouverneurs durchaus abwich. Nicht daß General Kryschanowski etwa das Programm des Friedens mehr zu respectiren gedacht hätte als General Romanowski! Im Gegentheil, ohne Rücksicht auf die Nachgiebigkeit des Emirs, der die russischen Beamten zurückgeschickt und durch die Freilassung der russischen Handelsleute den letzten Vorwand zu einem Kriege beseitigt zu haben vermeinte, den doch die Russen recht eigentlich selbst herbeigeführt und provocirt hatten, — ohne Rücksicht auf alles das setzte General Kryschanowski die in Orenburg gefangen gehaltenen bucharischen Kaufleute noch immer nicht in Freiheit. Wohl ersuchte ihn General Romanowski, dieselben zum Syr-Deria zu senden, allein der General-Gouverneur ging auch darauf nicht ein, indem er erklärte, die Forts am Syr seien nicht sicher genug. Außerdem erachtete General Kryschanowski es für dringend nothwendig, die Einnahme von ganz Kokand so bald als möglich zu bewerkstelligen, zu welchem Zweck er dem General Romanowski empfahl: „in Bezug auf Kokand einen hohen Ton anzuschlagen und den Chudojar-Chan wie einen Menschen zu tractiren, der seiner Lage nach ein Vasall Rußlands sein muß. Sollte er sich aber in Folge dessen verletzt fühlen und irgend etwas gegen uns zu unternehmen wagen — um so besser, es wird uns ein Vorwand sein, mit ihm ein Ende zu machen." Hinsichtlich des Emirs von Buchara schrieb der General-Gouverneur: „darnach, wie Sie ihn geschlagen haben, kann man ihn zu allen nur möglichen Zugeständnissen zwingen, ohne ihm selbst

auch nur das kleinste zu machen." — Indessen, bald sollte ein bedeutender Umschlag in den Ansichten des Generals Kryschanowski eintreten. Nachdem er Mitte August in Taschkent angelangt war und alles bis dahin durch General Romanowski zu Wege Gebrachte gut geheißen hatte, trat er nicht allein von allen seinen Vorschlägen in Betreff der Organisation des Gebiets zurück, sondern nächstdem auch von seinem Plane einer Eroberung des ganzen Chanats von Kokand. Allein, sein ganzes Programm mit eigener Hand umzustoßen, mußte er doch Anstand nehmen, und so sehen wir denn zu Ende des Jahres 1866 noch die Festungen Ura-Tübe, Saamin und Dschisak erobert werden. General Romanowski selbst, der so überzeugende Gründe gegen die Einnahme Ura-Tübe's und Dschisaks vorgebracht hatte, erstürmte jetzt diese Plätze im Auftrage Kryschanowski's. Dagegen gelang es ihm den Chan von Kokand zu retten, der den ihm verbliebenen Schatten von Selbständigkeit in der That nur dem General Romanowski zu verdanken hat. Zwischen den verschiedenen Ansichten der beiden Generale war offenbar ein Compromiß zu Stande gekommen, in Folge dessen Romanowski auf seinem Posten verblieb, von dem entlassen zu werden er bereits hatte nachsuchen wollen.

V.

Soweit nur reicht das Buch des Generals Romanowski. Für eine Darstellung der späteren Ereignisse auf dem mittelasiatischen Kriegsschauplatz hat man keine andern Quellen als die spärlichen officiellen Berichte im „Russischen Invaliden". Wir enthalten uns hier des Versuchs, aus diesen eine zusammenhängende Geschichtserzählung zu bilden und erinnern nur kurz an die wichtigsten Vorgänge der letzten zwei Jahre.

Im Mai 1867 wurde das turkestanische „Gebiet" von dem orenburgischen Generalgouvernement abgelöst und zu einem eigenen Generalgouvernement „Syr-Deria" mit der Hauptstadt Taschkent constituirt. Damit hörte das Regiment Kryschanowski's auf, Romanowski war schon früher abberufen und zum ersten Generalgouverneur des neuen Verwaltungsbezirks wurde General Kaufmann, bis dahin Generalgouverneur von Wilna, ernannt.

Auch dieser neue Befehlshaber entging dem Verhängniß nicht, das alle seine Vorgänger betroffen hatte; auch er sah sich bald durch die Verhältnisse zu Kriegsoperationen und Eroberungen „gezwungen", die wahrscheinlich nicht in dem ihm mitgegebenen Programm gelegen haben.

Nachdem nämlich die letzten Monate des Jahres 1867 und die ersten des Jahres 1868 mit ebenso schleppenden als fruchtlosen Friedensunterhandlungen zwischen den Russen und Bucharen vergangen waren, verkündigte endlich Emir Mosaffer, durch seine fanatische Geistlichkeit gedrängt und sogar mit Entsetzung vom Throne bedroht, das Ghasat — den heiligen Glaubenskrieg — gegen die Russen. Die Folge war, daß er an der Spitze seines ganzen, auf 80,000 Mann geschätzten Heeres geschlagen und Samarkand, die zweitgrößte Stadt seines Reiches, eingenommen wurde. Diese einstige Residenz des Welteroberers Timur an demselben Flusse Serafschan, an welchem, einige Tagereisen abwärts, auch Buchara liegt, ist jetzt dem russischen Reiche einverleibt worden. Wie wenig aber wiederum diese Eroberung beabsichtigt und vorgesehen war, geht daraus hervor, daß General Kaufmann eben im Begriff stand, nach Petersburg zu reisen, als die Verkündigung des Ghasat ihn zu kriegerischem Vorgehen nöthigte.

Im Juli 1868 kam es zu einem Friedensschluß mit Buchara, vermöge dessen Samarkand förmlich an Rußland abgetreten wurde und Emir Mosaffer sich zur Zahlung einer Kriegsentschädigung verpflichtete. Die weitere Folge davon aber war, daß der Emir nur um so unbeliebter bei seinen Unterthanen wurde und daß sein ältester Sohn im Bunde mit den Vasallenfürsten (Beks) von Schachrisebs sich gegen ihn empörte. Jetzt war es das Interesse Rußlands denjenigen Herrscher zu schützen, für den allein nach asiatischen Begriffen der mit ihm abgeschlossene Friede verbindlich war. Russische Truppen zogen im October dem Emir zu Hülfe und retteten seine sonst ohne Zweifel verloren gewesene Herrschaft. Ein Lohn vermittelst neuer Gebietsabtretungen wurde nicht genommen. So steht denn jetzt der General-Gouverneur von Turkestan zu dem Emir von Buchara in dem Verhältniß des großmüthigen Protectors, ohne den russischen Rückhalt wäre es jeden Augenblick um die Herrschaft Mosaffers gethan — kurz ein Abhängigkeitsverhältniß, das voraussichtlich auf längere Zeit hinaus haltbar sein und dem Interesse Rußlands vollkommen entsprechen wird. In eine ähnliche Lage aber war, wie oben gesagt, Kokand schon früher gebracht worden, und somit dürfte denn doch eine einigermaßen feste Grenze der Eroberungen in der Richtung gegen die beiden erwähnten Staaten erreicht sein. Nicht unwahrscheinlich dagegen ist es, daß sich demnächst sowohl im Westen als auch im Osten von ihnen ein neuer Schauplatz sehr ähnlicher Ereignisse eröffnen wird, denn einerseits Chiwa, andererseits die Länder am Thian-Schan sind jetzt der russischen Machtsphäre so nahe

gerückt, daß es an Veranlassungen und Herausforderungen zum weiteren Vorgehen auch gegen sie nicht fehlen kann.

In weiterer Perspective hinter unserer centralasiatischen Frage steht die Möglichkeit eines Conflictes mit England. So beruhigend in dieser Hinsicht auch in neuester Zeit die Sprache der wichtigsten britischen Preßorgane gelautet hat, so darf man doch nicht vergessen, wie sehr die Engländer in Indien schon vor dreißig Jahren durch unsere ersten Gebietserweiterungen in der Kirgisensteppe allarmirt wurden. Aus Furcht, daß Persien mit russischer Hülfe die Unterwerfung Afganistans versuchen könnte, unternahmen sie damals ihre so unheilvoll ablaufende Expedition in dieses Land, daß sie dabei ein ganzes Heer und 17 Mill. Pfd. Sterl. einbüßten. Seitdem hat sich ihre Ansicht in Betreff Afganistans freilich sehr wesentlich verändert. Sie denken nicht mehr daran, mit der Eroberung desselben den Russen zuvorzukommen, sondern schützen es nur sorgfältig vor einer Unterwerfung durch Persien, damit nicht ein Bündniß dieses letztern Landes mit Rußland ihren indischen Besitzungen gefährlich werden könne. Afganistan, von einem kriegerischen Volksstamm bewohnt und durch seine Gebirge eine natürliche Festung bildend, gilt ihnen für die einzig haltbare Schutzwehr gegen die Vorschiebung der russischen Grenzen bis an die ihrer indischen Besitzungen gerade an der schwachen Stelle dieser letzteren, d. h. da, wo dieselben nicht durch unübersteigliche Gebirgsrücken gedeckt sind. Falls Rußland bis in die unmittelbare Nachbarschaft der britischen Besitzungen vordringen wolle — so hat unlängst eine englische Zeitung gesagt — müsse es erst Afganistan erobern, die Engländer aber würden sich wohl hüten ihm diese Mühe abzunehmen und ihm auf halbem Wege entgegenzukommen. Hiernach kann man sicher sein, daß selbst die Eroberung ganz Buchara's durch Rußland nicht nur keinen Krieg, sondern nicht einmal ernsthafte Remonstrationen von Seiten Englands zur Folge haben würde.

Amerikanische Briefe eines Livländers.

VII.

New-York, den 1. Oct. (19. Sept.) 1868.

Es war meine Absicht einige Monate lang mit Ihnen Massachusetts, den Staat New-York, New-Jersey und Pennsylvania zu durchreisen. Allein kaum setzt man auch nur im Vorübergehen seinen Fuß in dieses wirre Babel der neuen Welt, so erfaßt einen der wirbelnde Strom der Stadtereignisse und reißt einen unwiderstehlich mit sich fort. Ein Ereigniß, das schon seit mehr denn zwei Monaten viel von sich reden macht — und was will das nicht in einer Stadt wie New-York sagen — zwingt mich zunächst noch von den lieblichen Bergen New-Jersey's und den freundlichen Städtchen und Flecken von Massachusetts zu schweigen, und eine Frage zu besprechen, die ich vielleicht schon längst hätte erörtern sollen. — Eine Art der Tages-Journalistik, die bisher eigentlich nur in Frankreich recht heimisch hat werden können, hat in neuerer Zeit auch hier Eingang gefunden, und es scheint als sei der Boden New-Yorks ihr noch weit günstiger als der Boden des Landes, dem das Glück zu Theil ward sich mehr denn ein Jahrhundert an dem Hofleben eines Louis XIV, eines Duc d'Orleans und eines Louis XV weiden zu können. Kann doch selbst New-York gerechten Anspruch auf den Ruhm erheben zuerst und allein einen Gattungsnamen für diese Klasse ebenso gemeiner und verächtlicher, wie verderblicher Literaturproducte erfunden zu haben. Ich rede von den sogenannten „sensation papers", den „Sensations-Zeitungen", in denen die Wochenernte der chronique scandaleuse aus der ganzen Union, und vorzüglich aus der Stadt New-York aufgespeichert wird. Die Erzählung der gegen das Sitten- wie gegen das bürgerliche Gesetz begangenen

Verbrechen iſt faſt im Chronikenſtil gehalten; etwas Nüchterneres und Faderes läßt ſich kaum vorſtellen. Die ſcharfe Würze, die alle die Blätter dieſer Art wie „warm Brod“ verkauft werden läßt, liegt nicht in dem Text, ſondern in den Illuſtrationen. Bei den großen kirchlichen Feierlichkeiten in Rom wird es einem oft, als könne man ſeinem Schöpfer nicht genug danken, daß man gerade genug an ruhig prüfendem Verſtande erhalten hat, um auch den ſtärkſten Sinneseindrücken nicht vollkommen zum Opfer zu fallen, denn der gewaltige Pomp und der mit großartiger Dramatik vorgetragene Unverſtand drohen einen oft zu überwältigen, und die himmliſchen Geſänge der ſixtiniſchen Kapelle umſtricken Ohr und Herz, als wollten ſie jeden Widerſtand brechen und den Geiſt mit ſich in jene weiten dämmrigen Kuppelräume entführen, in denen vernunfttödtende Myſtik für Zeit und Ewigkeit ihren Thron aufgeſchlagen zu haben ſcheint. Und ſieht man die Bilder der „sensation papers“ an, ſo will es einem dünken, als müſſe manches ſchwach geartete Menſchlein ſich fromm bekreuzen und ſeiner Mutter den brünſtigſten Dank ſagen, daß ſie ihm ſchon in der Wiege eine ſo unauslöſchlichen Frcht vor den ewigen Strafen eingeflößt, daß die bläulichen Schwefelflammen des hölliſchen Feuers ihm auch da nicht von den Augen weichen, wenn die Verſuchung in ſolchem Gewande an es herantritt. Gab es je mittelmäßige Holzſchnitte, die da vorgaben, aus ſittlicher Entrüſtung hervorgegangen zu ſein und denen es ſo deutlich anzuſehen war, daß die gemeinſte Gewinnſucht ſie gezeichnet, die Beſtie, die in des Menſchen Buſen ſchlummert, zu wecken, ſo daß man nur mit Widerwillen und der größten Verachtung auf ſie blicken kann, ſo finden ſie ſich in den sensation papers New-York's. Als Mrs. Brown geſtern aus ihrem Wagen geſchleudert wurde, ſaß der Zeichner der „Last Sensation“, wie gewöhnlich, in ſeinem Büreau; aber in Folge eines übernatürlichen Ahnungsvermögens weiß er genau, daß ſie ihren Sturz ſo einzurichten gewußt, daß das umſtehende Publicum ſich auf das aller unzweifelhafteſte davon überzeugen konnte, daß ihre Strümpfe von dem feinſten Gewebe ſeien und bis an das Knie hinauf auch nicht den kleinſten Flecken hätten. — Es war ſtockfinſtere Nacht als die trunkene Julia Scythe, die fünfunddreißigjährige verworfene Dirne aus dem verworfenſten Viertel der Stadt, den Polizeidiener Smith erſtach; aber ein glücklicher Inſtinct ſagte dem „Künſtler“ der „Police Gazette“, daß ſie mit aufgelöſtem, wild im Winde flatternden Haar und den üppigen Buſen frech entblößt daſtanden haben müſſe, das Modell einer wuthſchnaubenden Bachantin. — Und als

Mary Sloath, die elende Rabenmutter, ihre ſiebenzehnjährige Tochter in der Nacht aus dem Bette riß, um ſie ewiger Schande zu verkaufen, da überbot ſich das ganze ſittenrichterliche Geſindel vom Orden des Grabſtichels an Virtuoſität im Gebiete gemeinſter und doch raffinirteſter Lüſternheit.

„Man wünſchte jeden Tag ein ſolch' Verbrechen,
Allein, vorausgeſetzt, man ſei nur ſelbſt dabei."

Da dazu aber wenig Ausſicht vorhanden iſt, weil in New-York nur ein Irländer erwarten darf eine der einträglichen Polizeidienerſtellen zu erhalten, ſo wird es wohl nicht verübelt werden, wenn man einen anderen Standtpunkt einnimmt und die Frage aufwirft, wie eine ſolche Verletzung der öffentlichen Moral — nein, mehr als das, eine ſolche Verführung zur öffentlichen Immoralität geduldet werden kann? Heißt es da etwa, die Freiheit der Preſſe müſſe unbeſchränkt ſein? Nun, man iſt doch ſonſt nicht in der guten Stadt ſo allzu bedenklich Freiheiten zu verletzen, wo es ſich um den Schutz der öffentlichen Moral handelt. Hält man ſich für berechtigt, Sonntags das Verſchenken aller berauſchenden Getränke unter den härteſten Strafen zu verbieten, damit die Augen der Gläubigen nicht durch den Anblick von Leuten gekränkt würden, die dem Bachus oder Gambrinus ſtatt dem lieben Herrgott geopfert, ſo könnte man ſich wohl auch für berechtigt halten zu unterſagen, daß ſolche Schandbilder an allen Ecken paradirten, um ſtets von Dutzenden von Gaffern umſtanden zu werden; Schandbilder, die Diebſtahl, Trunk, Ehebruch, Mord, kurz, jedes Laſter und jedes Verbrechen in ſo eigenthümlich reizendem Lichte darſtellen; Schandbilder, deren jedes einen dazu auffordert das Wort Alexanders: „Wäre ich nicht Alexander, ſo möchte ich Diogenes ſein," dahin zu verkehren: „Wäre ich nicht ein anſtändiger Menſch, ſo möchte ich ein Verbrecher ſein." Man ſollte in Amerika überhaupt etwas mehr Mirabeau's Wort eingedenk ſein: „Ohne freie Preſſe kann ein Volk nicht frei werden und nicht frei ſein; aber man ſollte nicht vergeſſen, daß eine zügelloſe Preſſe einer freien Nation unwürdig iſt, und darum unterdrückt werden muß." Der gallengiftige, brutale Matroſenſchenkenton, der noch immer in einem ſo großen Theil der amerikaniſchen — der deutſchen wie der engliſchen — Tagespreſſe vorherrſcht, iſt wahrhaft nicht darnach angethan, weder dem Volke feinere Manieren beizubringen, deren es zum großen Theil gar ſehr bedarf, noch es zu ſelbſtändigem politiſchen Denken und zu wahrer Freiheit hinzuleiten, deren nothwendige Folge Mäßigung und

Toleranz iſt. Aber auch ſelbſt angenommen, daß eine vollkommen uncontrolirte politiſche Preſſe eine conditio sine qua non geſunden freiheitlichen Lebens ſei, ſo wird es doch äußerſt ſchwer ſein das von einer unſittlichen Bilderpreſſe zu beweiſen, die ſich ausſchließlich mit Privatſcandal aller Art befaßt. Oder meint man dieſe Schandliteratur dadurch rechtfertigen zu können, daß ſie vorgeblich als Rächerin der öffentlichen Moral auftritt, indem ſie dem Publicum Laſter und Verbrechen in ihrer ganzen Nacktheit vor Augen ſtellt? Kann mir ein Trunkenbold, ein Dieb, ein Lüſtling, ein Mordbrenner gezeigt werden, dem beim Anblick dieſer Bilder das Gewiſſen zu ſchlagen begonnen, ſo werde ich an Wunder aller Art glauben und darauf antragen, daß hinfort in den Gaſthöfen der Schweiz ſtatt der Bibel die Romane Alexander Dumas' und Paul Féval's zur Erbauung und Läuterung der Moral aufgelegt würden.

Der Name „Senſations-Zeitungen" zeigt bereits an, daß nicht nur die Verhandlungen der Polizei- und Criminalgerichte, ſondern Alles, was irgend Senſation erregt hat, den Stoff für dieſe Blätter liefert; das Lächerliche wie das Tragiſche, albernes Geklatſch wie die bedeutſamſten Wahrheiten, Heiliges wie Unheiliges findet in ihnen eine Statt, ſobald es nur Etwas iſt, worüber die Baſen die Köpfe zuſammenſtecken können, oder woraus ſich ein kitzelndes Bild machen läßt.

Vor zwei bis drei Monaten ſah man in allen dieſen Blättern das Portrait eines Mannes, John Allen, mit der Unterſchrift „Der ruchloſeſte Mann von New-York". Von dem Tage an bis auf dieſe Stunde iſt Allen der Mittelpunkt einer der größten und anhaltendſten heiligen „Senſationen", die das Land geſehen. Es iſt dieſes der Fall der mich bewogen noch einmal in die trübe und mit vielen giftigen Dünſten geſchwängerte Atmoſphäre New-York's zurückzukehren, wie gerne ich mich auch für einige Zeit mit Ihnen in die reine Landluft geflüchtet hätte, in der man allein in vollem Maße die Tugenden des Volkes kennen und würdigen lernen kann. Für den erſten Augenblick ſcheinen „die Bekehrungen in der Waſſerſtraße" vielleicht nichts als ein ganz gewöhnlicher und zwar ziemlich grob angelegter „Humbug" zu ſein, an dem man, wie an all' ſeinen unzähligen Geſchwiſtern, mit ruhigem Achſelzucken vorübergehen könnte; wer aber die Augen offen hat und Erſcheinungen zu combiniren weiß, der wird ſich bald darüber klar werden, daß ſich manches bedeutſame „Zeichen der Zeit" für die Zukunft Amerika's daraus herausleſen läßt.

John Allen iſt der Beſitzer eines Schenk- und Tanzlocales der gemeinſten Sorte in der ziemlich übel berüchtigten Waſſerſtraße. Männer aus den tiefſten Schichten der Geſellſchaft, namentlich Matroſen, füllen die Halle allabendlich, um ſich am Whisky und am Tanz mit den verworfenſten und verkommenſten Dirnen zu vergnügen. Da jedoch keineswegs Mangel an derartigen Laſterhöhlen in New-York herrſcht, ſo blieb John dem weiteren Publicum lange ebenſo unbekannt, wie alle ſeine würdigen Zunftgenoſſen. Erſt als er auf den glücklichen Gedanken gekommen war, ſeinen Gäſten dadurch eine beſondere und feinere Würze zu ihren groben Sinnengenüſſen zu geben, daß er ſeinen kleinen Sohn das Vaterunſer herbabbeln und allerlei geiſtliche Geſänge abſchnarren ließ, erſt da gelang es ihm ſeinen Namen vor die Oeffentlichkeit zu bringen und ihn in Zeit von wenigen Tagen in der ganzen Union ſo bekannt zu machen, daß noch die kommende Generation von dem „ruchloſeſten Manne“ erzählen hören wird. Zwei Geiſtliche erhielten durch irgend einen „Zufall“ Kunde von dem Treiben des Elenden und, von chriſtlichem Feuereifer erfaßt, beſchloſſen ſie ſogleich mit aller Energie ſeine Bekehrung zu verſuchen. Eines Tages begaben ſie ſich zu ihm und unterwarfen ihn einem ſtrengen Examen. John ſpielte den Entrüſteten, erklärte, daß er den Armen mehr Hülfe angedeihen laſſe als mancher reiche Mann, und daß in der fünften Avenue*) ruchloſere Leute zu finden ſeien als er. Trotzdem aber gelang es den beiden Paſtoren ihn davon zu überzeugen, daß er einen ſträflichen Lebenswandel führe, und er erklärte ſich endlich bereit in ſeinem Locale Betverſammlungen**) abhalten zu laſſen, zu der alle Gläubigen geladen werden ſollten um zum allbarmherzigen Gott für ſeine Bekehrung zu flehen. Man dachte an die Mahnung der Bibel Buße und Reue nicht zu verſchieben, machte ſich ſogleich an's Werk und ward durch den beſten Erfolg belohnt. Jeden Tag, bis auf dieſe Stunde da ich Ihnen ſchreibe, konnte eine Verſammlung abgehalten werden, und jeden Tag war die Halle zum Erſticken gefüllt. Gläubige, und ſolche die ſich aus dem Sündenpfuhl, in dem ſie ſich bisher gewälzt, herausſehnten, ſtrömten in hellen Haufen herbei und beteten mit ſolcher Inbrunſt, daß nicht nur John Allen eine vollſtändige geiſtliche Neugeburt erfuhr, ſondern auch Tommy Hadden, der eine ſogenannte „Rattengrube“ in ſeinem Schenklocal hält, und mehrere

*) Die Straße der Geldariſtokratie New-York's.

**) Prayer meetings.

Andere des gleichen Gelichters, zerknirſcht an ihren Buſen ſchlugen und die Brüder und Schweſtern in Chriſto baten, auch zu ihnen zu kommen, daß, kraft ihres Gebetes, die Gnade des Herrn ſich auch an ihnen bewähre. Wie ein Blitz durchzuckt es die Herzen der Sünder, colonnenweis ſtürzen ſie auf ihre Knie und halten Umkehr. So berichtet Paſtor Coe, daß in Liverpool „in kurzer Zeit 75 Weibsperſonen tief unten im tiefſten Abgrund der Sünde" bekehrt worden ſeien. Und wie in Liverpool, ſo zündet das heilige Feuer auch hier in New-York. Als ich vor ungefähr zwei Wochen einer der Verſammlungen beiwohnte — das Publicum beſtand zur größeren Hälfte aus ältlichen Herren und jungen Damen der beſten Stände — baten nicht weniger als ſieben Männer, daß für ſie gebetet werde. Als die Glut des Betens und Glaubens den höchſten Grad erreicht hatte, drängte ſich ein gut ausſehender Mann durch die Menge, ſtreckte ſeine Hände flehend gegen den Paſtor Fiſch aus und rief: „Wollt Ihr mich hören? Darf ich ſprechen?" „Ja, mein Freund," erwiderte der Paſtor. Von häufigen Seufzern unterbrochen, ſtieß der Mann dann folgende Erzählung heraus: „Ich bin ein Matroſe. Ich bin von Baltimore. Vierzehn Jahre habe ich im Dienſte „Onkel Sam's" geſtanden. Meine Eltern waren Methodiſten von Baltimore. Sie beteten viel für mich. Vor drei Jahren ſtarb meine Mutter. Als ich an ihr Bett kam, konnte ſie nicht mehr zu mir ſprechen; aber ich wußte was ſie geſagt haben würde, wenn ſie noch hätte ſprechen können. Letzten Freitag kam ich nach New-York. Geſtern (Sonntag) und Sonnabend trank ich im Uebermaß. Heute kam ich hierher, um den „ruchloſeſten Mann von New-York" John Allen zu ſehen. Ich habe mit Euch Eure Hymnen geſungen, denn ich war einſt ein chriſtlicher Mann und liebte Gottes Lob zu ſingen. Und jetzt bitte ich Euch für mich zu beten. Von dieſer Stunde an bin ich entſchloſſen meiner Mutter Heiland zu ſuchen. Wollt Ihr für mich beten, meine Freunde?" Von allen Seiten tönte es „Ja, ja!" und unter viel Thränen und Seufzern ward für den wiedergefundenen verlorenen Sohn gebetet.

Wer Augenzeuge dieſer mit „affenartiger Geſchwindigkeit" zu Dutzenden vollzogenen Bekehrungen von Dieben, falſchen Spielern, hartgeſottenen Söfflingen und liederlichen Weibern geweſen, der wird ſicher die Adreſſe des Comités von Laien und Geiſtlichen, die dieſe „Erweckung" angeregt haben, nur mit beſondern Zweifeln leſen können. In dieſer Adreſſe wird conſtatirt, daß „das Werk in Wahrheit von dem Herrn ſei" und daß wenn „chriſtliche Männer und Frauen, in genügender Anzahl, ſich herzlich

dem Werke anſchließen wollen, es eine der größten und gewaltigſten religiöſen Erweckungen des Zeitalters zur Folge haben wird." — „Wenn dieſes nicht der Erfolg ſein ſollte, ſo glauben wir, daß die ſträfliche Gleichgültigkeit und Nachläſſigkeit der chriſtlichen Gemeine die Schuld daran tragen wird."

Wer iſt der Betrüger, und wer der Betrogene? Denn ſollte noch Jemand zweifeln können, daß es ſich hier *nicht* um ein Werk das in Wahrheit von dem Herrn ſei, ſondern um einen Betrug handle? Wer das traurige Privilegium gehabt oft und an den verſchiedenſten Orten in jene dunkelſten Tiefen der menſchlichen Geſellſchaft und des menſchlichen Lebens hinabzublicken, der weiß was er davon zu halten hat, wenn man ihm erzählt, daß „*in kurzer Zeit*" jene 75 aus den Matroſenkneipen bekehrt worden ſind. Wer ſich aber dennoch ſchmeicheln wollte, daß der Geiſt des Zeitalters der Apoſtel und erſten Märtyrer wieder erwacht ſei, da Hunderten plötzlich die Augen aufgethan wurden, den muß ich, ſo leid es mir iſt, noch für einen Augenblick hinter die Couliſſen führen, denn er wird mir zugeben, daß es uns vor Allem darum zu thun ſein muß die Wahrheit zu ermitteln, wie ſehr es uns auch ſchmerzen mag das ſchöne Bild ſich in eitel giftige und ſtinkende Dünſte auflöſen zu ſehen.

Sobald die Betverſammlung bei Tommy Hadden beendigt iſt *und er die Miethe für das Local richtig bezahlt erhalten hat*, ſo wird der Schanktiſch, die „Rattengrube" und das ganze Rudel ſeiner Rattenfänger wieder hineingetragen, ſo ſtellt ſich Tommy mit breitem Grinſen, wohlgefällig ſeine ſchmutzigen Hemdärmel aufkrempelnd, unter die Thür und ruft: „Herein, Gentlemen, herein! Mehr als hundert der ſtärkſten Ratten vorräthig, und daß ich die beſten Hunde habe, wiſſen Sie Alle; beißen wie der Teufel, Gott verdamm mich! ſind wild heute, hat ſie toll gemacht das Singen und Plärren. Herein, Gentlemen, herein! Die Luft iſt noch warm von Gebet, ha, ha, ha, wie gemacht für große Wetten." Unter rohem Gelächter über die frechen Blasphemien Tommy's nehmen die Liebhaber der Rattenkämpfe von dem Zimmer Platz, in dem noch eben geiſtliche Geſänge und das feurigſte Gebet zum Himmel geſchickt wurden. Glas um Glas wird geleert, Fluch um Fluch, einer wilder wie der andere, zerreißt die Luft, Dollar um Dollar wird verwettet, und mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit und viehiſchſter Wolluſt zählt der Haufe wie vielen Ratten die ſcharfen Zähne der verſchiedenen Hunde in einer Minute den Garaus machen.

Und John Allen öffnet nach wie vor Abend für Abend ſeinen „Salon" den Matroſen und Dirnen zum Zechen und Tanzen. Der Ruhm, den er erlangt, ſchmeichelt ihm nicht wenig; aber Ruhm iſt am Ende doch nur ein eiteles Nebelgebild, und John iſt, im Grunde genommen, ſtrenger Realiſt. Er beſchloß daher jüngſt reales Kapital aus ſeinem Ruhme zu ſchlagen. Er verband ſich mit einem ſogenannten „Contractor", um die Union zu durchreiſen und gegen ein Eintrittsgeld Betvorſtellungen zu geben und allen Sündern Buße zu predigen. Gleich an dem erſten Ort ſchlug er einen äußerſt genialen Weg ein, um ſein löbliches Unternehmen von Erfolg gekrönt zu ſehen; Dank der Stupidität ſeiner Zuhörer ſchlug derſelbe aber nicht an. Er ging nämlich von dem richtigen Gedanken aus, daß nichts ſo ſicher zur Bekehrung eines Menſchen führen könne, als ihm das Laſter, dem er fröhnt, in ſeiner empörendſten Geſtalt vor Augen zu ſtellen. Da er nun im Sinne hatte zuerſt eine Reformation der Säufer zu bewirken, ſo betrank er ſich vor der Vorſtellung dermaßen, daß er kaum zu lallen vermochte und auf's Bedenklichſte auf ſeinen Füßen ſchwankte. Seine Bußpredigt beſtand aus unzuſammenhängenden Schimpf und Drohreden gegen die Söfflinge, gelegentlich mit einem Matroſenfluch ſtärkſten Kalibers gewürzt. Das ungebildete Publicum war ſo wenig im Stande ſeine tieferen Abſichten zu erkennen, daß es den trunkenen Apoſtel der Nüchternheit mit ſeiner fluchgeſättigten Predigt beim Kragen nahm und zum Tempel hinauswarf. Dieſe traurige Erfahrung übte eine ſo niederſchlagende Wirkung auf John aus, daß er es für zweckmäßig hielt zunächſt wieder in die Waſſerſtraße zurückzukehren um dort durch die Betverſammlungen in ſeiner Matroſenkneipe die nöthige Kraft und Begeiſterung zu neuen Miſſionsverſuchen zu erhalten.

Wird man mir jetzt das Recht zugeſtehen zu fragen: Wer iſt der Betrüger, und wer der Betrogene? Von dem zuſchauenden Publikum ſind äußerſt Wenige betrogen; die Karten liegen zu offen da, als daß ein Menſch, der ſeine fünf geſunden Sinne hat, daran zweifeln könnte, daß das Spiel falſch ſei. Unter den Mitſpielern giebt es unſtreitig auch Betrogene; wie viele es ſind und wer dazu gehört, das iſt unmöglich auch nur mit annähernder Sicherheit zu beantworten. Allein daran liegt auch wenig; es genügt zu wiſſen, daß Betrüger wie Betrogene unter ihnen ſind, denn das iſt es woraus ſich, wie ich ſagte, bedeutſame Zeichen der Zeit für die Zukunft Amerika's leſen laſſen.

Es wird Ihnen erinnerlich sein, daß ich vor mehreren Monaten darauf hinwies, daß sich in dem religiösen Leben Amerikas zwei Gegenströmungen bemerkbar machen, die zunächst noch still und tief auf dem Grunde dahinfließen, aber von Jahr zu Jahr an Kraft gewinnen und endlich — wahrscheinlich nicht in allzu ferner Zeit — mit furchtbarer Wucht aufeinandertreffen müssen, und daß die Folge des Zusammenstoßes nicht etwa sofort die Erschaffung eines rationalistisch-materialistischen Amerikas sein würde, sondern vielmehr die traurigste Oede auf dem ganzen Gebiete des religiösen Lebens, eine entsetzliche tabula rasa. Einerseits faßt der Katholicismus immer fester Wurzel und breitet sich immer weiter aus, mit aller Energie auf den alten vernunfttödtenden Aberglauben und die alte despotische Autoritätsherrschaft hinstrebend; und andererseits macht sich in den verschiedenen protestantischen Kirchen — vorerst allerdings vorzüglich nur in den großen Städten — eine immer größere Veräußerlichung, Verflachung, ein Erstarren in den Formen geltend: es findet keine Reibung zwischen ihnen statt, und darum wird in ihnen allen mit der Zeit die Religiosität, ich könnte vielleicht sagen der auf alle Kritik verzichtende Köhlerglaube zur reinen Gewohnheitssache, deren größter Reiz in ihrem Alter liegt. Es wird nun ein Moment kommen, da der Katholicismus angreifend vorgehen wird, und die protestantischen Kirchen werden, in Folge ihrer Erstarrung nicht die Kraft haben dem Stoß zu widerstehen, sie werden unter ihm zusammenbrechen, aber ihr Widerstand wird doch groß genug sein, um die im innersten Mark faule Lanze des Gegners bis an das äußerste Ende des Schaftes splittern zu machen. Die alte Fabel von den zwei Löwen wird sich wieder abspielen, die sich gegenseitig bis auf die Schwänze auffraßen. Hüben wie drüben aber fehlen zu sehr die nöthigen Vorbedingungen um sogleich ein vernünftiges Neue entstehen zu lassen: ein Durcheinandertaumeln der Elemente, eine Art chaotischen Nichts wird die nächste Folge dieses Aufeinanderplatzens der Geister sein, die fast gleich sehr der Lebensfähigkeit entbehren.

Die Kirchen aber durchzieht ein peinliches Gefühl von dieser fortschreitenden Eintrocknung des religiösen Geistes, obgleich sie noch immer sonntäglich wohlgefüllt sind, und noch immer an jeder fünften Straßenecke neue Kirchen gebaut werden. Bewußt ist dieses Gefühl noch nicht, und schwerlich wird Ihnen auch ein gläubiger Amerikaner zugeben, daß ein wahres Wort an meinen Behauptungen sei. Es ist aber doch vorhanden, und äußert sich sehr deutlich in dem Bestreben irgend einen neuen Reiz

und geistigen oder geistlichen Kitzel aufzufinden, der die apathisch werdenden Geister etwas aufstachele. Ich schrieb Ihnen früher, daß die Musik seit einiger Zeit begonnen habe eine prominente Rolle in den hiesigen Kirchen zu spielen, daß es schon viele gebe, in die man sonntäglich mit dem größten Vergnügen gehen könne, wenn man anderweitig keine Gelegenheit habe Concerte von guten Opernsängern zu hören, und daß viele, zugestandenermaßen, nur um ihres ausgezeichneten Quartettes willen besucht würden. Nun, was die Musik soll, das sollen nach der Meinung Anderer, gröberer Geister die Betversammlungen und Bekehrungen in den Tanzschenken und schlechten Häusern. Es wird vielfach behauptet, die ganze Geschichte sei von einigen Geistlichen ausgeheckt und in Scene gesetzt, um sich durch die „Sensation" eine zahlreiche Gemeine zu schaffen. Es ist hart einen solchen Vorwurf auszusprechen, wenn man nicht im Stande ist vollwiegende Beweise dafür beizubringen. Allein selbst angenommen, das sei „des Pudels Kern", so ist damit doch noch keineswegs die Richtigkeit meiner Behauptung umgestoßen. Denn wenn nicht die nöthige Disposition im Publicum dagewesen wäre, so hätte dieser „Humbug", wie unzählige andere, nur ein schwindsüchtiges Eintagsleben geführt, und nicht Monate lang existiren und immer weiteren und weiteren Boden gewinnen können. Wer das amerikanische Publicum kennt, wird schwerlich behaupten wollen, daß die Mehrzahl der Mitspieler Betrüger seien; eine viel wahrscheinlichere Erklärung ist, daß sie sich in jenem eigenthümlichen Zustande schwarmgeistiger Apathie befinden, die der Wunder bedarf, um zu der krampfhaft energischen Thätigkeit angestachelt zu werden, nach der ihnen verlangt, und die sie sich nicht in nüchternerer Weise und auf nüchterneren Gebieten zu schaffen wissen. In dem in geistlichem Starrkrampf liegenden Rom verlangt die Unwissenheit und der Aberglaube der Bevölkerung Wunder der wunderbarsten Art, als Austreibung von Legionen von Teufeln*) u. dergl. In dem nüchterneren und gebildeteren Amerika darf man dem Volke mit so starken Medicamenten nicht kommen, hier nimmt man mit Massenbekehrungen der verworfensten Klassen vorlieb. Charakteristisch ist dabei die Stellung der größeren Hälfte des Publicums: man

*) Man erinnert sich des Scandals, der vor einigen Jahren in einem Kloster an dem Tiber, unweit Rom, mit einem Frauenzimmer getrieben wurde, das, wenn ich nicht irre, von 49 Teufeln besessen sein sollte, von denen 7, die alle namentlich aufgeführt wurden, bereits ausgetrieben waren, als das Treiben so arg wurde, daß Pius IX den Mönchen Einhalt gebieten mußte.

traut dem Dinge nicht recht, aber wagt es nicht seine Meinung offen auszusprechen, aus Furcht für einen Freigeistler gehalten zu werden. Man mag religiösen Humbug nicht, aber lieber läßt man sich den größten Narren aufbinden, als daß man Gefahr läuft für einen Rationalisten, Pantheisten, Materialisten oder gar für das furchtbarste aller Dinge, für einen Atheisten, kurz für irgend etwas Anderes als einen Bibelgläubigen genommen zu werden. Denn im Großen und Ganzen sind es doch nur die Deutschen, denen man das Privilegium zuerkennt, bürgerlich anständige und ehrenwerthe Leute zu sein, ohne auf die Bibel zu schwören.

Die Ostseeprovinzen während des schwedisch-russischen Krieges 1788—90.

Der schwedisch-russische Krieg in den Jahren 1788 bis 1790 hat bisher nicht genügende Bearbeitung auf dem Gebiete der Geschichtsforschung gefunden. Meist nach officiellen Quellen sind schwedischerseits einige Darstellungen dieser Ereignisse herausgegeben worden. Der Einzelforschung bleibt noch viel Arbeit vorbehalten und dieselbe dürfte vornehmlich in russischen noch in sehr geringem Maße ausgebeuteten Materialien reichlichen Stoff finden. Ueber die Details der Kriegsereignisse, über die Kreuz- und Querzüge in dem diplomatischen Schachspiel zu jener Zeit in Betreff der Beziehungen zwischen Rußland und Schweden, über das Verhalten der Völker während des Krieges der Cabinette bleibt noch viel zu erfahren übrig, auch dürfte es nicht an Quellen für die Lösung einzelner Fragen fehlen, nur daß solche Quellen zum größten Theile noch handschriftlich, wohl auch in Privatarchiven verborgen sein mögen.

In Finnland ist in den letzten Zeiten mancherlei für die Veröffentlichung solcher Privatnachrichten über den schwedisch-russischen Krieg geschehen. Zahllose Briefe von Officieren des schwedischen Heeres u. A. sind bekannt geworden und die Kenntniß derselben hat wesentlich zur Ergänzung mancher Lücke, zur Berichtigung der Schönfärberei in den officiellen schwedischen Kriegsberichten beigetragen. Finnland war der vornehmste Schauplatz der Kriegsereignisse, die Ursache des Krieges, der hundertjährige Zankapfel zwischen Rußland und Schweden, der Herd mancher politischer Umtriebe und separatistischer Gelüste während des 18. Jahrhunderts. Die Kenntniß der finnischen Zustände, der politischen Meinungen

dort, der Ereignisse, die sich dort vollzogen, ist vor allem Andern wichtig für die Erforschung der Geschichte des schwedisch-russischen Krieges 1788—90.

Aber auch das Verhalten der Ostseeprovinzen während dieser Ereignisse ist von Wichtigkeit. Es ist wichtig wegen der hochfliegenden Entwürfe, welche Gustaf III. auch noch in Bezug auf Liv-, Est- und Kurland gehegt hat; es ist wichtig, weil während der drei Kriegsjahre diese Provinzen sehr leicht auch der Schauplatz der Kriegsereignisse hätten werden können; es ist wichtig endlich wegen der politischen Kundgebungen in diesen Gegenden während des Krieges.

Es gilt uns in dem Folgenden in flüchtiger Skizze auf diese Fragen hinzuweisen, mehr andeutend als gründlich erörternd, mehr anregend zu eingehendere Erforschung als eine vollständige Darstellung anstrebend. Wir verfügen nicht einmal über ausreichende gedruckte Materialien; der ganze Reichthum der Provinzialarchive ist uns verborgen. Indessen versuchen wir es auf einzelne Andeutungen in der betreffenden Geschichtsliteratur gestützt die Momente zu bezeichnen, auf welche bei erschöpfender Untersuchung dieser Fragen mit Hülfe der Localgeschichte besonders geachtet werden müßte. Vielleicht, daß diese Zeilen manches bisher unbekannte und verborgene Schriftstück aus dem Actenstaube hervorlocken, manche Privatnachricht einreihen in die nicht allzustattliche Fülle von Kenntnissen über diesen Gegenstand.

Gustaf III. hatte, indem er den Krieg gegen Katharina II. vorbereitete, große Pläne. Er verglich sich gern mit Gustaf Adolph. Letzterem war es gelungen Schweden auf kurze Zeit zu einer Macht ersten Ranges zu erheben. Der ganze Ring der Ostseeküsten nebst dem finnischen Meerbusen war damals schwedisch gewesen. Aber die Zeiten waren vorüber. Nach außen hin war die Monarchie gesunken und hatte schöne Provinzen an mächtigere Nachbarn abtreten müssen. Noch immer gab es Verfassungsconflicte. Die Kraft des Landes verbrauchte sich in dem Ringen der Gegensätze zwischen Königthum und Adel.

Gustaf wollte Schweden vom Auslande, die Königsgewalt von der Aristokratie emancipiren. Auf einen Schlag sollte der König in Schweden, Schweden in Europa unabhängig werden. Gustaf hielt es für möglich die Bestimmungen des Nystädter Friedens umzuwerfen; er hoffte von den damals abgetretenen Provinzen Einiges wiederzuerobern. In dem Frieden

von Abo 1743 war Finnland bis zum Kymmene russisch geworden. Ganz Finnland sollte wieder schwedisch werden: vielleicht auch die Ostseeprovinzen.

Es giebt nicht viele und nicht eigentlich vollgültige Zeugnisse dafür, daß Gustaf III. damals ernstlich an eine Erwerbung der Ostseeprovinzen gedacht habe und da begegnen wir Andeutungen über diese Pläne und wir weisen auf folgende hin.

In Petersburg war man, sobald die feindlichen Absichten Schwedens offenbar geworden waren, der Meinung, daß Gustaf es auf die Ostseeprovinzen abgesehen habe. Am Petersburger Hofe ist wiederholt davon die Rede gewesen; Katharina II. hat den schwedischen König offen angeklagt, er habe in den Ostseeprovinzen gegen Rußland agitiren lassen. Man war in Petersburg in lebhaftester Besorgniß wegen dieser Provinzen, und es scheint in der That, daß die Besorgniß gegründet war.

Gegen Ende Juni 1788, noch ehe die eigentlichen Kriegsereignisse begonnen hatten, erhielt man in Petersburg ausführlichere Nachrichten über die Absichten Gustafs. Man hatte bis dahin stets gehofft, daß es nicht bis zum Kriege kommen werde, man hatte mancherlei Vermuthungen über die Entwürfe des schwedischen Königs gehegt. Endlich kommen genauere Angaben. Man erfuhr von dem diplomatischen Bruch in Stockholm, indem der König den russischen Gesandten ausgewiesen hatte. Man erhielt auf anderem Wege noch bestimmtere Auskunft über die Entschlüsse Gustafs.

Der Secretair der Kaiserin Katharina, Chrapowitzki, dessen Tagebuch eine Fülle interessanter Angaben über die Ereignisse dieser Jahre enthält, schreibt am 28. Juni (9. Juli) über die Aussichten auf einen bevorstehenden Krieg mit Schweden: es sei von dem russischen Gesandten in Warschau, Grafen Stackelberg, ein Courier angekommen, und derselbe habe hochwichtige Neuigkeiten mitgebracht. Aus preußischen und schwedischen Briefen, welche Graf Stackelberg auf Befehl der Kaiserin entsiegelt und gelesen habe, gehe hervor, daß Gustaf zum Kriege entschlossen sei und nur den Schein retten wolle, Rußland und nicht Schweden habe den Krieg begonnen, ferner sei ersichtlich, daß Gustaf die entschiedene Absicht habe, Finnland, Estland, Livland und Kurland an sich zu reißen, indem er geradeswegs auf die russische Hauptstadt los maschiren und die Kaiserin zu einem solchen Frieden mit diesen Abtretungen zwingen wolle.

Einige Tage früher schon hatte Chrapowitzky in seinem Tagebuch die Nachricht notirt: „Der Herzog von Kurland hegt Besorgniß in Folge der

Rüstungen Schwedens, auf Grund von Gerüchten, die ihm über Libau zugekommen sind." *)

Katharina war über die Pläne Gustafs in Betreff der Ostseeprovinzen wahrscheinlich nicht im Zweifel, als sie ihn einige Wochen später in einer publicistischen Broschüre vor ganz Europa solcher Eroberungsgelüste anklagte. Nur wissen wir nicht, auf welche Angaben außer den soeben mitgetheilten, sich ihre Ausführungen stützten.

Der König hatte schon nach der Schlacht bei Hochland, ungefähr um die Zeit als der Geist des Widerstandes im schwedischen Heere die Fortsetzung des Krieges, die Königsgewalt in Schweden, die Krone auf dem Haupte Gustafs selbst in Frage zu stellen drohte, in einem aus Helsingfors am 21. Juli datirten ausführlichen Schriftstück eine Darstellung der Gründe geliefert, welche ihn genöthigt hätten gegen Rußland zu den Waffen zu greifen. Diese schwedische „Declaration" erregte den heftigsten Zorn der Kaiserin. Den Vorwürfen, Verdächtigungen, Anklagen des schwedischen Königs setzte sie die ihren in Betreff der Politik Schwedens entgegen. Er hatte behauptet, die Kaiserin habe systematisch in Finnland Unruhen zu erregen gestrebt, habe die Erwerbung Finnlands, d. h. der noch schwedisch gebliebenen Hälfte Finnlands beabsichtigt, habe die Unterthanen Gustafs gegen ihn aufzuwiegeln gesucht. In ihrer Antwort schleudert sie ihm die Anklage entgegen, daß er diese böswilligen Absichten in Betreff der Ostseeprovinzen gehegt habe.

In seiner „Declaration" hatte der König u. A. von der Ländergier und den Annexionsgelüsten des russischen Cabinets gesprochen. „Europa müsse erfahren," heißt es in der Anklageschrift, „durch welche Ränke und Künste Polen getheilt, die Krim erobert und Kurland sogut wie von Rußland unterworfen worden sei."

Die Kaiserin antwortet auf die letzte Kurland betreffende Anklage wie folgt: „Was den Vorwurf betrifft, daß Rußland das Herzogthum Kurland so gut wie unterworfen habe, so ist derselbe vermuthlich nur eine Folge des Unmuths, den der König darüber empfindet, daß seine Absichten auf das Herzogthum zu keinem gewünschten Ergebniß geführt haben. Wir können dem Publicum über diesen Punkt Folgendes mittheilen. Als die schwedische Flotte im Juni 1788 aus Karlscrona nach Helsingfors

*) S. die Tagebücher Chrapowitzkis in den Чтенія Московскаго Общества Исторіи и Древностей Россійскихъ 1862. II. unter dem 25. und 26. Juni.

segelte, trafen in dem Herzogthum Kurland Briefe mit dem Vorschlage ein, den ältesten Bruder des Königs zum Herzoge von Kurland zu wählen. Diese Absichten des schwedischen Königs auf Kurland sollten durch die Hoffnung begründet gewesen sein, daß in Livland und Estland zu Gunsten des Königs ein Aufstand ausbrechen werde. Einigen Edelleuten dieser Provinzen war der Rang schwedischer Reichsräthe, anderen der Seraphim-Orden u. dgl. m. angeboten worden. Auf der schwedischen Flotte wurden täglich mit größter Ungeduld Abgeordnete dieser Provinzen erwartet; als aber Niemand erschien und Niemand Lust bezeigte auf solche Anträge einzugehen, als im Gegentheil die Liv- und Estländer sogleich die energischsten Maßregeln ergriffen, und damit bewiesen, daß sie dem russischen Reiche und insbesondere der Kaiserin treu bleiben wollten, da wurden die Anschläge des schwedischen Königs und seines Bruders sogleich in ihrer Entstehung zu nichte, was ihnen beiden nicht geringen Aerger bereitete, und nur dieser Aerger über das Mißlingen dieser Pläne hat den König zu der offenbaren Lüge veranlaßt, daß Kurland von Rußland abhängig sei." *)

Man mochte über den letzteren Punkt auch mit Recht eine einigermaßen abweichende Meinung haben: in Betreff Est- und Livlands und der loyalen Gesinnung dieser Provinzen hatte die Kaiserin Recht. Wenn auch wirklich die schwedische Regierung eine schwedische Partei in den Ostseeprovinzen zu bilden gesucht haben mag, wofür wir keine Zeugnisse besitzen, so ist es allerdings wahrscheinlich, daß solche Pläne bei dem Adel nicht verfingen. Von einem besonders beachtenswerthen Ausdruck der loyalen Gesinnungen des Adels der Provinzen zu jener Zeit haben wir ziemlich genaue Kunde.

Der bekannte ehemalige Gouverneur von Nowgorod, Graf Joh. Jacob Sievers lebte damals verabschiedet auf seinem Gute in Livland. Sobald die Frage von Krieg oder Frieden mit Schweden entschieden war, als die Gefahr einer Invasion täglich drohender wurde, wandte sich Sievers in einem sehr langen Brief an die Kaiserin und stellte ihr vor, in welch bedenklicher Lage das Reich, die Hauptstadt, die Ostseeprovinzen sich befänden. Mit großer Ausführlichkeit behandelte er die Frage von der

*) Wir benutzen die russische Uebersetzung dieser Schriftstücke, abgedruckt bei Колотовъ, Дѣянія Екатерины II. Спб. 1811 г. Bd. III. S. 277—338. Das Original der Antwort ist von der Kaiserin deutsch geschrieben; es erschienen Uebersetzungen in französischer und russischer Sprache.

Möglichkeit, daß Petersburg durch einen Handstreich in die Hände der Feinde falle. In Bezug auf die Ostseeprovinzen sagt er: „Die Flotte Ew. Kaiserlichen Majestät wird gewiß eine feste Stellung einnehmen, um Kronstadt und die Newa zu decken. Demnach wird das baltische Meer dem Feinde offen bleiben. Est- und Livlands Küsten sind ihm wohlbekannt. Sie sind einer Landung zugänglich, wo er sie ausführen will, da er keinen Widerstand zu fürchten hat, selbst keine Feuerbaken, um seine Annäherung zu melden. Einige tausend Mann werden das Land brandschatzen, das Land aus gänzlichem Mangel an Schutz, die Städte durch die Drohung die Vorstädte anzuzünden. Unsere drei festen Plätze könnten, mit guten Besatzungen und Kriegsvorräthen versehen, die Stirne bieten. Aber da sie trotz der Mühe, die man sich in den letzten Wochen gegeben hat, der Besatzung ermangeln, sind sie beinahe Null — durch Ueberfall zu erstürmen. Die Besatzungstruppen sind vollkommen invalid, indem sie seit dreißig Jahren keine Waffen geführt und die besten nichts verstehen als Heu zu mähen. Riga allein erforderte zu seiner Vertheidigung 6000 Mann, Dünamünde 1500, Pernau 2000, Reval 3000. Das all ist nur von zwei Regimentern besetzt, denen man größere Haufen entzogen hat, und ich weiß nicht ob die Zahl der Rekruten sie ersetzt. Es ist mir schmerzlich zu glauben, aber nicht minder Ew. Kaiserl. Majestät zu sagen, daß wenn 7—8000 Mann landen, sie die beiden Provinzen und ihre festen Städte in drei Wochen einnehmen werden. Aber ich fühle noch mehr Schmerz über das Schicksal der Residenz, über den Sitz der Regierung u. s. w."

Der Brief schließt mit noch einer anderen Besorgniß, Sievers schreibt: „Ich habe immer geglaubt, ich könnte die Gesinnung eines getreuen Unterthans des Reichs mit der eines guten Livländers verschmelzen. Daher kann ich diesen Brief, welcher den Beweis meiner Anhänglichkeit liefern wird, nicht schließen ohne Ew. Kaiserl. Majestät zu versichern, daß der Adel dem Reich durch die stärksten Bande, die der Erkenntlichkeit und des Vortheils, aufrichtig verknüpt ist. Sie können auf alle, und gleicherweise auf die Städtebewohner zählen. Aber der Bauer, meistentheils von seinen Herren und dem Militair gedrückt, wartet nur auf den Augenblick, um Unordnung hervorzurufen. Ew. Kaiserl. Majestät haben aus den Unruhen nach der Auflage der Kopfsteuer ersehen, wie leicht unsere Bauern irre zu leiten sind. Einem einzigen Bösewicht fiel es ein zu sagen, sie bedeute, daß ihre Köpfe durch Zahlung frei würden und Alles gerieth in Aufruhr. Wenn es unglücklicher Weise dem Feinde einfiele in seinem Manifest zu

erklären, er gebe dem Bauer die Freiheit, so würde jeder Herr, der nicht das Mittel fände, sich zu retten, mißhandelt werden. Nur wenige würden verschont."

„Ich schließe diesen langen Brief mit der Versicherung, daß, wenn ich minder schwächlich wäre, ich mich noch zum Dienst anbieten würde, — doch kann ich in Wahrheit zusagen, daß wenn es Ew. Kais. Majestät befiehlt, ich bereit bin, wie jeder andere Livländer, Ihnen zu opfern, was mir übrig ist an Kräften und Tagen für Ihre geheiligte Person und für den Dienst des Reiches, dem mein Vaterland so durchaus anhänglich ist, und dem meine Familie ihre Existenz verdankt." *)

Eine solche loyale Gesinnung in dem Adel der Ostseeprovinzen bot einen auffallenden Gegensatz zu der Rebellion des schwedischen und finnischen Adels, welcher die Gelegenheit benutzen wollte, um den König seiner durch den Staatsstreich von 1772 erworbenen Rechte und Machtmittel zu berauben. Während die adeligen Offiziere im Heerlager Gustaf's III. dem Könige den Gehorsam verweigerten, sich zu einer Conföderation verbanden, die den polnischen auf's Haar ähnlich sieht, war der baltische Adel Rußland gegenüber zu Opfern bereit. Die Kaiserin hatte eine Aufforderung zur freiwilligen Lieferung von Rekruten erlassen, und Sievers schreibt ihr in einem Briefe vom 18. Juli: „Was mich betrifft, so habe ich dem Pächter meines Gutes in Ingermannland geschrieben, er solle 12 Mann auswählen, jung, stark, wohlgekleidet, mit Brod auf 8 Tage und 10 Rubeln zur Aufmunterung versehen, und sie auf der Stelle abliefern — auch noch 10 davon bezeichnen — auf ungefähr 800 Seelen, welche ich dort besitze, die von der Papierfabrik mit einbegriffen. Wenn es die Gouvernements Nowgorod, Twer, Olonez und Pleskow auch so machen, so fände Ew. Kaiserl. Majestät 40,000 Mann. Dasselbe für Livland oder Estland vorzuschlagen, wage ich nicht — wohl aber einen Aufruf an den jungen Adel und eine freiwillige Werbung freier Leute. Es fände sich dann noch eine gute Zahl. Nach drei Hungerjahren verspricht die Ernte gut zu werden in einigen Kreisen, in anderen mittelmäßig. Die Heuernte ist gut. Man hat bereits die Hälfte der Station abgeliefert, von meinem Gute allein gegen 1000 Pud. Die andere Hälfte ist ganz fertig. Stehe Ew. Kaiserl. Majestät nicht an, außer den Kornstationen — ein Tschetwerik per Kopf zu nehmen, was man nach Dorpat liefern kann — die Pleskower Schiffer

*) S. Blum, Ein russ. Staatsmann II. 490, 491, 497, 498.

werden sie leicht nach Narva bringen — und sehr nothwendig ist, ein Reservemagazin zu haben. Was bin ich nicht jung und flink — und noch Gouverneur vom alten Nowgorod? Gegenwärtig ein cassirter Landrath — ist's mir nicht erlaubt, meine Mitbrüder, noch meine Mitbürger anzusprechen; denn man vermuthet uns unter der Ungnade Ew. Kaiserl. Majestät. Wenn das Collegium noch bestand, wie wären wir vor sech's Wochen alle nach Riga geflogen und hätten unsere Beschlüsse den Beweis unserer Treue geführt! Ich wiederhole es, rechnen Sie, so gedemüthigt wir auch sind, auf unsern Eifer — und unsere Anstrengungen — wenns nöthig ist, mit Gefahr unseres Lebens und unseres Guts. Sie brauchen nur zu sprechen."

Auch als die Entstehung des Anjalabundes den Feldzug in Finnland unterbrochen, die von Schweden her drohende Gefahr beträchtlich vermindert hatte, wiederholt Sievers seine Aufforderung die Truppenzahl in den Provinzen zu verstärken. Er schreibt am 18. October an die Kaiserin: „Liv- und Estland erfreuen sich einer glücklichen Ruhe — Dank sei's der Weisheit Ew. Kaiserl. Majestät und Ihrem Einfluß auf den Geist Ihrer Feinde. Bleibt mir ein Wunsch, so wäre es der, daß Sie befehlen, ein paar Tausend Rekruten sollten unsere schwachen Garnisonen verstärken, ohne die zu zählen, die man den zwei Regimentern Infanterie, welche hier stehen, liefern wird." *)

Die Besorgnisse, welche Sievers in Betreff der Ostseeprovinzen hegte, welche einem etwaigen Anfall von Seiten der Schweden keinen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen vermögten, wurden auch von anderen Zeitgenossen getheilt. Nach der Schlacht von Hochland sogar, in Folge deren die schwedische Flotte im Hafen von Sweaborg Schutz suchen mußte, meldete der Admiral Greigh nach St. Petersburg, er besorge, daß die Schweden einen Angriff auf Reval im Schilde führten.**) Auch der französische Gesandte in St. Petersburg, Graf Ségur hat es ausgesprochen, daß es für Gustaf III. ein Leichtes gewesen sei, Livland zurückzuerobern, weil es dort nur zwei Regimenter gegeben habe.***)

*) Blum, ein russ. Staatsmann II. 500. 502.

**) Tagebuch Chrapowitzki's 15. Juli: „Грейгъ опасается, чтобы Шведы не сдѣлали десанта при Ревелѣ".

***) „Rien ne lui (Gustaf) aurait été plus facile que de chasser momentanément l'impératrice de sa capitale et de reprendre la Livonie. Cette province n'était défendue que par deux régiments." Mém. et souvenirs III. 377.

Dazu kam, daß der Graf Sievers mit seiner Behauptung, daß man auf die Haltung des Bauernstandes sich nicht werde verlassen können, nur allzurecht gehabt zu haben scheint. Aus den Tagebüchern Chrapowitzki's wissen wir, daß der General-Gouverneur von Reval im Sommer des Jahres 1788 um Zusendung von einem oder zwei Regimentern bat „um die Bauern in gehöriger Ordnung zu halten, indem unter den letzteren sich solche befänden, welche sich weigerten zu arbeiten und auf die Ankunft der Schweden hofften." *)

Auch über die Absichten Gustaf's in Betreff der Ostseeprovinzen verdanken wir den Tagebüchern Chrapowitzki's einige Andeutungen.

Gustaf hatte den Krieg größtentheils in der Hoffnung auf die Unterstützung Englands und Preußens begonnen. Diese Mächte sahen mit großer Befriedigung in dem schwedischen Kriege ein Mittel den Siegeslauf Rußlands im Kampfe mit der Türkei zu hemmen. Ueber die Vereinbarungen, welche damals zwischen Preußen und Schweden stattgefunden haben mögen, wissen wir leider sehr wenig. Von Interesse ist in dieser Beziehung folgende Notiz aus dem Tagebuche Chrapowitzki's.

In der Schlacht bei Hochland, 4. (17.) Juli 1788, war der Graf Wachtmeister, ein Vertrauter des Königs, in Gefangenschaft gerathen. Er wurde nach Moskau transportirt, wo seine Anwesenheit bei dem dortigen Publicum großes Aufsehen gemacht haben soll.*) Die Kaiserin trug dem Polizeimeister von Moskau, Jeropkin, auf, die Bekanntschaft des gefangenen Grafen zu machen und ihn gelegentlich über die Absichten Gustafs III. auszuforschen. Dieser Auftrag ward ausgeführt, und Jeropkin konnte schon nach einigen Tagen nach St. Petersburg melden: aus den Gesprächen mit Wachtmeister ergebe sich, daß der König die Absicht gehabt habe, nicht in das russische Finnland einzurücken, ehe der König von Preußen über Kurland mit einem Heere von 60,000 Mann nach Livland eingebrochen sein werde.**)

In der That war Preußen damals nicht zu Gunsten Rußlands gestimmt. Es suchte bekanntlich Rußlands Vorgehen in der orientalischen Frage aufzuhalten; es verbündete sich mit Polen, wo der letzte Versuch zur Rettung der Selbständigkeit gemacht wurde; es machte der dänischen Intervention zu Gunsten Rußlands, welche leicht zur Einnahme Gothen-

*) Chrapowitzki 16. Juli 1788.

**) Chrapowitzki 26., 30. Juli.

burgs und zur Demüthigung Gustafs III. hätte führen können, durch Drohungen ein Ende; es unterstützte den schwedischen Krieg wahrscheinlich auch mit Geld; es bedrohte Livland. Wenn schon Sievers einen Angriff der Schweden auf die baltischen Provinzen fürchtete, der Schweden, deren Heer während des ganzen Krieges in allen seinen Theilen nicht viel mehr als 30,000 Mann betrug, wie viel mehr war von dem Einrücken der Preußen mit einem Heere von 60,000 Mann in die baltischen Provinzen zu besorgen, wo es nur Alles in Allem ein Paar russische Regimenter gab. Die Opferwilligkeit der baltischen Provinzen hätte schwerlich zu ihrem Schutze hinreichende Mittel geliefert. Wohl schrieb Katharina an Potemkin mit einiger Befriedigung: der Adel und die übrigen Einwohner der Insel Oesel hätten sich erboten eine Miliz auszurüsten, nur bäten sie um 200 Flinten und um Pulver*), aber solche einzelne patriotische Kundgebungen hätten schwerlich genügende Resultate ergeben, wenn es gegolten hätte, den Preußen entgegenzutreten.

Im Herbst 1788, als Gustaf gleichzeitig von der Opposition der finnischen und schwedischen Officiere und von Dänemark bedrängt wurde, als Rußlands Lage sich dadurch wesentlich gebessert hatte, tauchten lebhafte Besorgnisse vor einem Kriege mit Preußen auf. Der kaiserliche Gesandte in St. Petersburg, Cobenzl, erhielt die Nachricht, daß Preußen die Absicht habe mit 13,000 Mann in Schwedisch-Pommern, mit 30,000 in Holstein und mit 60,000 in Livland einzubrechen „um den Schweden zu helfen.“**) Die gereizte Stimmung zwischen den Cabinetten von Berlin und St. Petersburg stieg, und je erfolgreicher Lucchesini in Polen gegen Rußland agitirte, desto wahrscheinlicher erschien ein Bruch zwischen beiden Mächten, desto bedrohter erschien Livland.

Aber die Gefahr ging vorüber und der Krieg mit Preußen unterblieb. Die Besorgniß, daß die Preußen Livland angreifen würden, erneuerte sich im Laufe des Krieges wohl noch einmal, aber zunächst mußte man darauf bedacht sein die Ostseeprovinzen gegen Schweden zu schützen.

In dem Feldzuge des Jahres 1789 geschah nichts die baltischen Provinzen besonders Bedrohendes. Auch in der Hauptstadt fühlte man

*) Соловьевъ, Паденіе Польши. Katharina spöttelt über das Anerbieten der Bewohner von Oesel, indem sie in dem Briefe an Potemkin bemerkt: „Du wirst sagen, wohin das Pferd mit seinem Hufe hinkommt, dahin will auch der Krebs mit seiner Scheere.“

**) Tagebuch Chrapowitzki's.

ſich ſicherer als im vergangenen Jahre. Der König ſelbſt ſcheint nicht ernſtlich an eine Landung an der baltiſchen Küſte gedacht zu haben. Eher hatte er eine Landung in unmittelbarer Nähe der Hauptſtadt, etwa bei Oranienbaum im Sinne. Man erzählte wohl von ihm, er habe, als während des Feldzugs von 1788, es in Finnland an den allernothwendigſten Lebensmitteln und ſonſtigen Vorräthen fehlte, die Aeußerung gethan: „Nie war es meine Meinung nach Livland zu gehen, aber wenn wir uns hier nicht halten können, ſo bleibt uns nur dieſer Ausweg.“*) Als nach der Schlacht bei Oeland (Juli 1789) der Admiral Tſchitſchagow oſtwärts ſegelte, angeblich um Livlands Küſten zu ſchützen, ſcheint die Kaiſerin damit unzufrieden geweſen zu ſein, indem ſie eine Erneuerung der Schlacht, welche kein beſtimmtes Ergebniß geliefert hatte, wünſchte, während ihr die den baltiſchen Provinzen drohende Gefahr ſehr gering erſchien.**) In dem ganzen Feldzuge verließ die ſchwediſche Orlogsflotte den Hafen von Karlscrona nur auf ganz kurze Zeit. Die Galeerenflotten operirten in der Nähe von Frederikshamn und ſomit erſchienen die baltiſchen Küſten nicht weiter bedroht.

Die Gefahr von Preußens Seite erſchien der Kaiſerin im Frühling des Jahres 1790 wieder größer als je. Preußen war offenbar unzufrieden mit den Forderungen, welche Rußland als Bedingung des Friedens mit Schweden aufſtellte. Wieder erwartete man eine Diverſion zu Gunſten Guſtafs, einen Einfall in Livland. Am 13. Mai 1790 ſchreibt Katharina an Potemkin: „Es quält mich unſäglich, daß wir in der Nähe von Riga nicht genug Truppen zum Schutze Livlands gegen preußiſche und polniſche Einfälle bereit ſtehen haben. Stündlich kann man jetzt ſolchen Einfällen entgegenſehen.“ Ein anderes Mal ſchreibt ſie: „Wenn wir in Livland auch nur ein Corps von 20,000 Mann hätten, dann wäre man über alle Gefahr hinaus und auch die Veränderung in Polen käme leichter zu Stande.“ ***) Aber ein Heer von 20,000 Mann war damals für die Oſtſeeprovinzen nicht aufzutreiben und es war ein Glück, daß Preußen in der letzten Stunde noch einlenkte, in ſeinen Beziehungen zu Schweden kühler wurde und ſomit den Krieg in Livland aufgab. In dem ſchwediſchen Feldzuge von 1790 zeigte ſich dann auch, daß, wenn auch im Fall eines

*) Malmanen, Anjala förbuudet. Stockholm 1848. S. 81, 83.

**) Chrapowitzki, 16. Auguſt 1789.

***) Соловьевъ, Паденіе Польши 200. 201.

Bruches mit Preußen für die Ostseeprovinzen Alles zu fürchten gewesen wäre, für dieselben von Schwedens Seite sehr wenig zu fürchten war.

Der Fall, den Sievers im Sommer 1788 gefürchtet hatte, trat ein. Im Jahre 1790 haben die Schweden eine Landung versucht. Es war ein kühner und gelungener Handstreich einer kleinen Anzahl schwedischer Krieger, der in den ersten Frühlingstagen des Jahres 1790 versucht wurde.

Nach einem überaus milden Winter setzten die Schweden Alles daran den Feldzug möglichst früh zu eröffnen. Schon am 1. (12.) März segelten zwei Fregatten unter dem Oberbefehl des Capitains Freiherrn Rud. Cederström aus Karlscrona ab. Am 5. (17.) trafen sie bei Hangö Udd ein und richteten von da sofort ihren Lauf nach Baltischport, wo sie unter holländischer Flagge anderen Tages einliefen. Plötzlich hißte man die schwedische Flagge auf und unter dem Feuer der Geschütze von beiden Fregatten wurde die Mannschaft an's Land gesetzt. Alsbald waren die Festungswerke mit stürmender Hand eingenommen. Indem das Feuer von den Schiffen die Stadt bedrohte, wurde der Widerstand der Einwohner verhindert. Der Capitulation zufolge, welche nun abgeschlossen wurde, mußten alle an dem Ort befindlichen Magazine zerstört werden. Ansehnliche Vorräthe von Munition, Kleidungsstücken, Schiffsbauholz und Lebensmitteln wurden verbrannt; 49 Kanonen wurden vernagelt. Man schätzte den Verlust der Russen auf 1 Million Thaler. Die Stadt selbst mußte sich verpflichten, eine Brandschatzungssumme von 5000 Rubeln zu zahlen.*)

Der Vorfall war verhältnißmäßig unbedeutend, aber er machte als die Nachricht davon nach St. Petersburg kam, doch einen sehr peinlichen Eindruck. Eine Handvoll Schweden hatte eine Festung überrumpelt. Die schwedischen Officiere wurden belohnt; der Leiter der Expedition erhielt außer dem Majorsrang noch den Schwertorden. Von irgend welchen bedeutenden Folgen war diese Einnahme Baltischports nicht gewesen. Die kleine Schaar hatte sich in der Festung nicht halten können. Der Commandant suchte aus der Umgegend Hülfe heranzuziehen. Noch an dem Abend desselben Tages ging die schwedische Mannschaft wieder an Bord der beiden Fregatten und segelte wieder nach Hangö Udd zurück. Die Russen waren mit dem empfindlichen Verlust an Geld und Geldeswerth,

*) Schantz, Historia öfver kriget emellan Sverige och Ryssland. Stokholm 1818 II. 7—9. Horst, Geschichte des letzten Krieges ꝛc. 1797, spricht von 54,000 Tonnen Getreide, die vernichtet wurden, S. 771.

und mit dem Schreck davongekommen. Daß der letztere nicht gering gewesen sein kann, geht schon aus dem Umstande hervor, daß einem zeitgenössischen Berichte zufolge die damals in Baltischport anwesenden Sträflinge (die Stadt war schon seit längerer Zeit ein Verbannungsort) zur Theilnahme an dem Kampfe mit den Feinden zugelassen wurden. Zwei Brüder Sanowitsch, welche wegen Falschmünzerei zur Strafarbeit verurtheilt, dort lebten, thaten sich bei dieser Gelegenheit „durch besonderen Eifer und kluge Rathschläge" so hervor, daß sie nach dem Abzug der Feinde Erlaß der weiteren Strafe und die Erlaubniß zur Auswanderung in's Ausland erhielten.*)

Die Kaiserin Katharina II. war unzufrieden. Am 9. März schreibt Chrapowitzki in sein Tagebuch: „Es ist ein Courier aus Reval angekommen: schwedische Kriegsschiffe sind bei Baltischport vor Anker gegangen, die Schweden machen eine Landung, „den ganzen Morgen gab es einen Wirrwarr." **) Am 10. März heißt es in dem Tagebuche: „Die Kaiserin sehr unzufrieden, sagte mir: „„Jetzt werden die Schweden prahlen, der Taugenichts de Roberti und der Commandant von Baltischport haben capitulirt; die Magazine sind verbrannt, die Kanonen vernagelt; die Stadt hat 4000 Rbl. bezahlt. Die Schweden sind sogleich wieder zurückgefahren. Was hat er denn gerettet? möchte ich gern wissen!.. doch wohl nur sich allein. Ein Russe hätte das nicht gethan. Welch ein Unterschied zwischen ihm und Kusmin in Nyslott."" ***) Der Unmuth mag sich noch gesteigert haben, als man in St. Petersburg erfuhr wie unbedeutend die Zahl der bei Baltischport gelandeten Schweden war. Nach einem Berichte, den N. J. Soltykow erhielt, sollten es nur 40 Mann gewesen sein, während die Schweden selbst von etwas über 100 sprechen.†)

Einige Wochen später ereignete sich ein Zusammenstoß der russischen Flotte mit der schwedischen, welcher leicht ernsthafte Folgen für die erstere

---

*) Engelhardts Memoiren im Русскій Вѣстникъ XIX. S. 144.

**) „Во все утро суматоха;" doch wohl im Palais der Kaiserin.

***) Chrapowitzki's Tagebuch; der Commandant von Nyslott, Kusmin, hatte nur einen Arm; man erzählte von ihm, er habe, zur Capitulation aufgefordert, geantwortet, er habe nur einen Arm, und derselbe sei mit dem Degen beschäftigt, so daß er nicht öffnen könne. Er ist der Greis im 3. Aufzuge der Posse Gore Bogatyr, s. meinen Aufsatz in der Baltischen Monatsschrift 1867, October.

†) Записки Храповицкаго; Schantz l. c. 8. „landsattes 55 Mann från hvardera Fartyget."

und auch für die baltische Küste hätte haben können. Die Schweden hatten es auf einen ernstlichen Angriff auf das bei Reval stehende Geschwader unter Admiral Tschitschagow abgesehen. Am 19. (30.) April hatte der Herzog Carl von Südermannland mit der schwedischen Flotte den Hafen von Karlscrona verlassen und segelte geradeswegs auf Reval los. Die gewaltigen Rüstungen Schwedens zur See hatten schon während des Winters Rußlands Besorgnisse erregt. Jetzt als man in St. Petersburg von der Annäherung der schwedischen Flotte, von der Bedrohung Revals und der russischen Flotte hörte, war man in die äußerste Unruhe versetzt. Tschitschagows Geschwader bestand aus 10, des Herzogs Flotte aus 26 Segeln. Chrapowitzki schreibt, daß die Kaiserin in lebhaftester Besorgniß fast die ganze Nacht nicht geschlafen und daß der Graf Besborodko geweint hätte. Die Schweden hatten ganz genaue Erkundigungen über die in Reval überwinternde Flotte eingezogen. Sie hatten erfahren, daß die Besatzungen der Schiffe nur schwach seien.*) Man hatte sich erkundigt ob unter den Officieren viele Engländer und Dänen sich befänden, ob die Revaler Flotte für Takelwerk und Proviant auf Zufuhr aus Kronstadt angewiesen sei oder ob dieselbe sich mit allem Nöthigen an Ort und Stelle versehen könne, und endlich ob an der Küste Batterien angelegt seien. Der letztre Punkt trug wesentlich zur Entscheidung der Schlacht bei, die nun bei Reval stattfand; über denselben waren die Schweden offenbar nicht genügend unterrichtet.

Offenbar war, wenn die Schweden siegten, die Stadt in der allergrößten Gefahr. Ein solcher Ausgang war nicht unwahrscheinlich, wenn man bedachte, daß Tschitschagow mit 10 Linienschiffen und 1 Fregatte den Angriff von 22 Linienschiffen und 4 Fregatten auszuhalten hatte. Wenn schon Greigh nach der Schlacht bei Hochland (1788) es für wahrscheinlich gehalten hatte, daß die Schweden Reval angreifen würden, wie viel mehr mochte jetzt für die Stadt zu fürchten sein.

Tschitschagow hatte zunächst den Vortheil, daß der Angriff der Schweden ihn nicht unvorbereitet traf: er hatte von der Annäherung der schwedischen Flotte durch ein neutrales Kauffartheischiff Nachricht erhalten, welches kurz vorher in Reval eingetroffen war; er hatte ferner während der Schlacht

*) S. Sprengtportens in Kopenhagen eingezogene Erkundigungen bei Schantz II. 193—198.

das Glück, daß der Wind den Schweden nicht günſtig war und indem er die ſchwediſche Schiffe zur Seite bog, die Wirkung ihrer Geſchütze abſchwächte oder unſchädlich machte; er ward endlich von den Batterien am Ufer unterſtützt, von deren Daſein und Lage die Schweden nicht genügend unterrichtet waren. Die Schweden zogen ab; das Geſchwader Tſchitſchagows, die Stadt waren gerettet. Die Kaiſerin war freudig überraſcht; Chrapowitzki ſchreibt, ſie habe vor Freude einen rothen Fleck an der Wange gehabt.*)

Die Kriegsereigniſſe hatten nach dieſer kurzen Epiſode ihren Schauplatz vornehmich in der Nähe von Kronſtadt, dann bei Wiborg, endlich bei Frederikshamn. Eine Reihe von Seeſchlachten mit abwechſelndem Glücke zeigte, daß beide Mächte eine eigentliche Entſcheidung nur zur See zu erwarten hatten. Die kleinen Scharmützel im ruſſiſchen Finnland bedeuten nichts im Vergleich zu den gewaltigen Anſtrengungen, welche beide Mächte aufboten, um durch Seeſiege den Gegner zu demüthigen. Alle Pläne der Schweden durch Landungen in der Nähe der Hauptſtadt den Frieden zu erzwingen fielen zu Boden, und die Gefahr einer Landung der Schweden in den Oſtſeeprovinzen unterblieb vollends. Auch die Hoffnung Guſtaf's daß Preußen eine bewaffnete Intervention ausführen werde, ſcheiterte. Als Guſtav im Frühling 1790 mit Feldzugsplänen beſchäftigt war, ſprach er in einem Briefe die Hoffnung aus, daß Katharina aus dem ſüdöſtlichen Finnland Truppen nach Petersburg ziehen werde, um dieſelben raſch gegen Livland verwenden zu können, das von den Bewegungen der Preußen bedroht ſei.**)

Solche Hoffnungen waren eitel. Die Oſtſeeprovinzen blieben unbedroht. Sie litten wohl wirthſchaftlich in dieſer Zeit unter den Folgen der Kriegszeit überhaupt. Zum Kriegsſchauplatze wurden ſie nicht.

Wir ſchließen unſere Skizze, indem wir eine Zeitungsnotiz mittheilen, welche vielleicht eines Commentars bedarf. In der ruſſiſchen St. Peters-

*) S. d. Tagebuch Chrapowitzki's Anfangs Mai. Auch d'Aquila II. 288 meint, die Schweden hätten von den Strandbatterien nicht genügende Kenntniß gehabt. Bei Schantz II. heißt es in dem vom ſchwediſchen Geſandten in Kopenhagen, Sprengtporten, unterſchriebenen Actenſtücke, daß es auf Nargen keine Batterien gebe, dagegen auf einer näher bei Reval gelegenen Inſel gebe es 20 Kanonen von Invaliden bedient.

**) S. Guſtaf's Brief an den Grafen Stedingk vom 2. März 1790. Mém. de Stedingk. II. 236.

burger Zeitung findet ſich eine Nachricht aus Kurland vom 24. October 1788 folgenden Inhalts: „Viele Schweden, welche während des Krieges gezwungen waren ſich aus Livland zu entfernen, treiben ſich in unſern Dörfern umher und betteln. An eine Rückkehr in ihr Vaterland denken ſie nicht, weil ihrer dort kein beſſeres Schickſal harrt.“ *)

A. Brückner.

---

*) С.-Петерб. Вѣд. 1788. стр. 1359.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 25. Januar 1869.

Redacteur G. Berkholz.

Zur livländiſchen Landtagsgeſchichte des 18. Jahrhunderts.

1. Nach der Conquête.

Der entſetzliche Zuſtand, in welchen Liv- und Eſtland zur Zeit des nordiſchen Krieges gerathen waren, iſt zu häufig und zu ausführlich geſchildert worden, als daß dieſe Blätter aus der Landtagsgeſchichte des Zeitabſchnitts der „ruhmreichen Conquête dieſes Herzogthums durch ſeine großzaariſche Majeſtät", nöthig hätten durch eine Schilderung des namenloſen Jammers eingeleitet zu werden, in dem unſer Vaterland ſich befand, als es von Peter dem Großen in Beſitz genommen wurde. Wer wüßte nicht, daß der vieljährige Kampf der gegen Schweden verbündeten Dänen, Sachſen, Polen und Ruſſen vornehmlich auf livländiſcher Erde ausgekämpft worden war, daß die grimmen Begleiter des Krieges, Peſt und Hungersnoth, Menſchen und Thiere zu Tauſenden hingerafft hatten, daß der bereits durch die Reduction ruinirte Adel an den Bettelſtab gebracht war, ſeine Bauern hungernd in den Wäldern umherirrten, nachdem ihre Wohnungen verbrannt, ihre Felder verwüſtet worden, daß die Stätte, auf der Dorpat geſtanden, mit einem rauchenden Trümmerhaufen bedeckt war, von den zehn Predigern Rigas nur einer die Belagerung dieſer Stadt überlebt hatte, auf je fünf Landkirchſpiele im Durchſchnitt nur ein Prediger kam, — daß mit einem Worte Noth und Jammer den höchſten überhaupt denkbaren Grad erreicht hatten. Man braucht nur unſeres alten Conrad Gadebuſch Jahrbücher aufzuſchlagen oder A. Pohrts verdienſtvolle Abhandlung über den Bürgermeiſter Brockhauſen zur Hand zu nehmen um ſich im Einzelnen über dieſes traurigſte Capitel der livländiſchen Landesgeſchichte zu unterrichten.

Und der Zeitabſchnitt, der in dieſes Kapitel hineingehört, erſtreckt ſich weit über das eigentliche Jahrzehnt der „Conquête“ hinaus; ſo tief hatten die Leiden und Prüfungen der Kriegszeit in das Fleiſch unſeres öffentlichen Lebens geſchnitten, daß faſt ein halbes Jahrhundert verging, ehe das Land ſich nur einigermaßen aus der Apathie aufraffen konnte, in welche es verſenkt worden war. Orientiren wir uns, ehe wir dem Gang der Ereigniſſe, die dieſes langſame Erwachen bedingten, zu folgen verſuchen, zunächſt über die Namen der Männer, welche damals an der Spitze des Landes und ſeiner Verwaltung ſtanden.

Erſter General-Gouverneur Livlands nach der Unterwerfung unter das ruſſiſche Scepter war der Eroberer des Landes Graf Scheremetjew (1710 bis 1712) wegen ſeiner Verdienſte mit den Gütern Alt- und Neu-Pebalg belohnt, die noch gegenwärtig im Beſitz ſeiner Nachkommen ſind. Ihm folgte ſchon im Jahre 1712 der Fürſt Alexander Menſchikow, einer der vertrauteſten und einflußreichſten Diener und Genoſſen Peters. Beiden Männern ſtand der Geheimrath Johann Gerhard Baron Löwenwolde als kaiſerlicher Plenipotentiaire zu Seite. Da die genannten ruſſiſchen Würdenträger den livländiſchen Verhältniſſen fremd waren, weder die Einrichtungen noch die Sprache der neuen Provinz kannten und überdies mit Leitung der militäriſchen Angelegenheiten überbeſchäftigt waren, lag die Civilverwaltung hauptſächlich in den Händen Löwenwoldes. Er bereitete die freilich erſt 10 Jahre ſpäter aufgenommenen Arbeiten der Reſtitutionscommiſſion vor, welche das durch die Reduction geſtiftete Unheil wieder gut machen und die verwirrten ländlichen Eigenthumsverhältniſſe ordnen ſollte, er verhandelte mit dem Adel über die Wiederaufrichtung des alten Landesſtaats, vermittelte die Beſtätigung der Privilegien und Verträge, von ihm gingen die Anträge an den Landtag aus, er ſorgte dafür, daß die einzelnen Stände und Corporationen zu den General-Gouverneuren in Beziehung traten u. ſ. w. Nur mit dem Steuerweſen ſcheint Löwenwolde nichts zu thun gehabt zu haben; da es ſich vornehmlich um Fouragirungen und Schießſtellungen für die Armee handelte, mußten die Stände über die einſchlägigen Fragen mit den Oberbefehlshabern direct verhandeln. Zudem war der Plenipotentiaire ſehr häufig abweſend und an das wegen des Krieges beſtändig gewechſelte kaiſerliche Hoflager gebunden; nach Wiederherſtellung der alten Verfaſſung und des früheren Beſitzſtandes griff er nur noch ausnahmsweiſe in die livländiſchen Angelegenheiten ein, zumal dem Lande ſeit dem Jahre 1713

in der Person des Fürsten Dimitri Michailowitsch Galizyn ein besonderer Gouverneur (Civil-Gouverneur) bestellt worden war. Als Galizyn im Jahre 1719 ausschied, erhielt er zunächst keinen Nachfolger. Wenige Jahre später fand im General-Gouvernement ein Wechsel statt; dasselbe wurde 1719 dem General-Feldmarschall Fürsten Nikita Iwanowitsch Repnin übertragen, der indessen schon am 3. Juli 1726 verstarb, interimistisch einen General de Bohn (Juli 1726 bis 25. Januar 1727) zum Nachfolger erhielt, und dann durch den General-Kriegscommissär Tschernyschew ersetzt wurde, an dessen Stelle im Jahre 1730 Graf Peter de Lacy trat, der zwanzig Jahre lang im Amte blieb. Die beiden letztgenannten Männer führten indessen nur den Titel Gouverneur; das Prädikat des General-Gouverneurs erhielt Graf Lacy erst im Jahre 1741, als er bereits elf Jahre lang im Amte war. Als Vice-Gouverneure fungirten 1713 General Korsakow, 1719 Brigadier Wojeikow, 1721 Generalmajor Wildemann, 1727 Generallieutenant Balk, 1734—36 Generallieutenant v. Hochmuth, 1736 Generallieutenant v. Bismark, 1742 Jeropkin, 1743 Fürst Dolgoruki.

Diesem häufigen Wechsel in der Oberverwaltung Livlands, der an und für sich schon ein Uebelstand war und eine systematische Reorganisationsarbeit so gut wie unmöglich machte, liefen fortwährende Veränderungen in den wichtigsten Landesämtern parallel. Georg Reinhold von Tiesenhausen, der im Juli 1710 Namens der Ritterschaft mit Scheremetjew die Accordpunkte vereinbart hatte, nahm schon wenige Tage später Krankheit halber seinen Abschied vom Landmarschallsamt; sein Nachfolger Johann Albrecht Baron Mengden fungirte nur sechs Monate lang und übergab den Stab im December 1710 dem Obristlieutenant Magnus Gustav von Mengden. Zwei Jahre später wurde Magnus von Plater Landmarschall, 1717 trat provisorisch von Richter, 1721 Gotthard Wilhelm von Budberg ein, von 1727 bis 1730 bekleidete Gotthard Wilhelm von Berg, von 1730 bis 1737 Caspar Friedrich von Buddenbrock das Landmarschallsamt — binnen 27 Jahren war acht Mal gewechselt worden, was um so auffälliger erscheint, als zwei Landmarschälle je 7 Jahre im Amte waren, die vierzehn anderen Jahre sich somit auf sechs verschiedene Personen versplittern. — Auch in der kirchlichen Oberverwaltung war in dem Jahre der Capitulation eine wichtige Veränderung vorgegangen; da der bisherige General-Superintendent Dr. Gabriel Skragge (ein Schwede, der vorher das Amt des Prokanzlers der Dorpat-Pernauer Hochschule

bekleidet hatte) während der Belagerung Rigas verstorben war, berief das Landraths-Collegium „sammt Einigen von der Noblesse" den wohlgelahrten Narwaer Compastor Magister Heinrich Bruiningk zum Leiter des livländischen Kirchenwesens, einen Mann der als Fremder in das Land kam und sich binnen Kurzem so große Verdienste um dasselbe erwarb, daß der Rath der Stadt Riga ihn schon im Jahre 1711 zum Oberpastor und Beisitzer des Stadtconsistoriums, später auch zum Inspector der Domschule ernannte. Seinen Zeitgenossen galt Bruiningk nicht nur für einen ausgezeichneten Administrator und Förderer des Unterrichtswesens, sondern zugleich für einen Kanzelredner ersten Ranges. „Wir hörten an ihm," heißt es in einer von Hupel mitgetheilten zeitgenössischen Denkschrift, „sowohl von dem Lehrstuhl als bei Freuden- und Trauerfällen in dem bündigen und kettenähnlichen Zusammenhange seine geistlichen Reden einen Basilium und sahen zugleich auch in dem ernsten Vortrag einen großen Gregorium; der liebliche Strom seiner leichtfließenden Lehren stellte uns einen Chrysostomum und die mit Salz gewürzte geistliche Schärfe einen Athanasium vor." Bei dem Kaiser stand der livländische General-Superintendent in so hohem Ansehen, daß er zwei Mal „nach Hof" berufen wurde und im Jahre 1719 auf Wunsch Peters mit dem Archimandriten Theodosius einen lateinischen Briefwechsel über die Verschiedenheiten zwischen der lutherischen und der griechischen Kirche unterhalten mußte.*)

Der erste livländische Landtag zu russischer Zeit wurde sechs Monate nach der Capitulation, am 8. December 1710 eröffnet. Die Einladung dazu war von Löwenwolde ausgegangen und mittelst „offenen Patents vom 12. November" erfolgt. Schwedischen Brauch gemäß wurde die Versammlung am 7. December zu Riga „mit Trompeten- und Paukenschall öffentlich ausgeblasen"; am 8. fand die förmliche Eröffnung statt. Wo dieser Landtag abgehalten worden, ist nicht zu ersehen; der Receß redet von der „Landstube", wir wissen aber, daß diese während der Belagerung zerstört worden war und daß die folgenden Landtage in des Herrn Statthalters Strohkirch zu diesem Behuf gemiethetem Hause abgehalten werden mußten. Möglich, daß man sich bis zur Beschaffung der Mittel zu einem

*) Nach Bruiningks Tode wurde dessen Wittwe Martha Hedwig geb. v. Liljengreen im Jahre 1740 nach St. Petersburg berufen, um als Hofmeisterin die Erziehung des Kaisers Joann III, zu leiten.

Neubau — die bekanntlich der Kaiser vorschoß — in den Ruinen des alten Gebäudes behalf.

Gleich die erste Handlung des December-Landtags von 1710 ist von Interesse; sie beweist, daß damals die Scheidung zwischen „Mitbrüdern" und anderen deutschen Landeskindern lange nicht so schroff war wie später und bestätigt den in neuerer Zeit häufig aufgestellten Satz, daß die ritterschaftliche Ausschließlichkeit des livländischen Adels sich erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, namentlich nach Feststellung der Matrikel, ausbildete und wesentlich dadurch begünstigt wurde, daß es in Rußland nur einen politisch berechtigten Stand, den Adel, gab. An Stelle des zum Assessor des Dörptschen Landgerichts ernannten Joh. Friedr. v. Schultzen wurde dem Assessor Caspar Wilcken das Amt des Ritterschaftssecretairs (Landsecretairs) angetragen „weilen derselbe nicht nur die meiste Notice von den Ritterrechten und Gewohnheiten des Landes hätte, sondern auch als ein Eingeborener sich nicht entziehen könne". Es half Herrn Wilcken nichts, daß er sich sträubte, Unbekanntschaft mit „denen privilegiis" vorschützte und seine Nichtzugehörigkeit zur Matrikel zur Sprache brachte; da „anitzo Niemand vorhanden, der zu diesem Werk gebraucht werden könnte" so mußte er nachgeben. Dann schritt man zur Landrathswahl, einem Werk, das um so wichtiger war, als seit der Suspension der alten Verfassung kein Landraths-Collegium bestanden hatte und die Wiedereinrichtung desselben den Anfang zur Wiederherstellung des Provinzialstaats machte. Bei der Wahl kam es zu einem kleinen Conflict, weil der Versuch gemacht wurde, die beiden Rigaer Deputirten auszuschließen; mit Hülfe des anwesenden Regierungsraths*) von Vietinghof, konnten diese ihr altes Recht wenigstens vorläufig zur Geltung bringen. Ein ähnlicher Streit hatte zum letzten Mal im Jahre 1662 stattgefunden, als die Stadt Riga sich gefallen ließ, daß im Receß verschrieben wurde, ihr Vertreter sei bloß „nomine bonorum terrestrium civitatis Rigensis" erschienen, und dadurch gleichsam auf die Anerkennung ihres alten landständischen Rechtes verzichtete.

*) Die Stellung der Regierungsräthe in dieser Zeit ist eine ganz eigenthümliche, da es vor dem Jahre 1783 in Livland keine Gouvernements-Regierung gab. Die Regierungsräthe scheinen Rathgeber des General-Gouvernements gewesen zu sein, gehörten regelmäßig der Ritterschaft an und waren sehr häufig zugleich Landräthe. Im Jahre 1711 scheint der Adel sogar angenommen zu haben, daß es keiner besondern Regierungsräthe bedürfe, da der General-Gouverneur sich bei den Landräthen Rath holen könne.

Das Hauptereigniß dieses Landtags war die Rede, welche der kaiserliche Plenipotentiaire am 14. December hielt, um die Wiederherstellung der alten Verfassung und die Befreiung von dreißigjährigen Leiden durch Gottes und Sr. Großzaarischen Majestät Gnade zu feiern; an diese Rede schlossen sich verschiedene Propositionen, welche die Bewilligung von „Vivres“ und Holz für die garnisonirenden Truppen und die rechtzeitige Vorbringung von Privilegien und Besitztiteln zum Gegenstand hatten. Sodann wurden die vereinbarten Accordpunkte verlesen und diejenigen Landtagsglieder zur Eidesleistung aufgefordert, welche das „Homagium noch nicht prästirt hatten“. Nachdem statt der 300 Ochsen, welche Scheremetjew zum Weihnachtsfest für seine Garnison verlangt hatte, wegen der allgemeinen Verarmung nur 100 Kühe bewilligt und eine Steuer im Betrage von 1 Thaler Alberts per Haken (die Arrendatoren zahlten 1 Gulden Alb. per Haken, die Pfandhalter je 6 Thaler von jedem Tausend des gezahlten Kaufschillings) ausgeschrieben worden war, schritt man auf Antrag des Plenipotentiaires zur Wahl der Richter und Landesämter, welche Se. Großzaarische Majestät wieder besetzt wissen wollte. So groß war die Verwirrung im Lande, daß Niemand wußte, ob der bisherige Consistorial-Präsident Plater noch am Leben sei, und daß bis zu festgestelltem Thatbestande ein Verweser dieses wichtigen Amtes gewählt wurde; auch bezüglich der Bestimmungen über die Wahlämter war die Tradition verloren gegangen: Löwenwolde hatte beantragt die Richterposten durch Wahlen seitens der Landräthe, des Landmarschalls und „Einiger von dem Corps“ vornehmen zu lassen, obgleich gewisse Wahlen von der gesammten Versammlung, andere von den Kreisen zu vollziehen waren; ebenso wenig wußte man genauen Bescheid darüber, wem die Wahl des General-Superintendenten zukomme. So groß war noch das Gefühl allgemeiner Unsicherheit, daß die Landtagsglieder, welche zum Weihnachtsfeste nach Hause reisen wollten, Stunden lang an den Thoren aufgehalten wurden und ihre Degen abgeben sollten; allgemein waren die Klagen über die Gewaltthaten der Kosaken, „welche gänzlich aus dem Lande geschafft werden sollten“.

Wir übergehen die Einzelheiten der Verhandlungen, welche den nach Neujahr 1711 wieder eröffneten Landtag bis zum 31. Januar beschäftigten; die Gegenstände um welche es sich handelte, waren immer neue Requisitionen für die Armee, Bedenken und Verhandlungen über die einzelnen Privilegienpunkte (der Hauptsache und den gewonnenen Resultaten nach sind dieselben aus der Schrift: „die livländischen Landesprivilegien und

deren Confirmationen" bekannt), endlich „allerhand" Desiderien und Beschwerden gegen die Stadt Riga, wesentlich darauf abzielend, das auf P. 17 der Privilegien begründete ausschließliche Recht des Adels auf den Besitz von Landgütern zur Geltung zu bringen und möglichst auch die bürgerlichen Pfandhalter aus der Welt zu schaffen. Löwenwolde gegenüber wurde u. A. geltend gemacht, daß viele Nobiles von der Stadt-Kasse ansehnliche Summen zu fordern hätten und es, da Rath und Gilden für dieselben hafteten, am Einfachsten sei, „daß solcher Cavent die adeligen Schulden von der Stadt-Kasse abnimmt, hingegen dem Edelmann sein Pfandgut wiedergiebt", — ein summarisches Verfahren, auf welches der Plenipotentiaire, unter Berufung auf die der Stadt garantirten Capitulationspunkte, nicht eingehen zu können erklärte. Wir übergehen das Detail dieser widrigen Händel, an denen man trotz der eben erfahrenen schweren Drangsale mit eherner Consequenz festhielt, und erwähnen nur noch, daß ritterschaftlicher Seits das adlige Privilegium, über „Bauern und Domestiquen" Criminal- und Civil-Jurisdiction zu exerciren, nur sehr mühsam conservirt wurde, da Löwenwolde, der der Ritterschaft im Uebrigen sehr geneigt war, auf das Entschiedenste erklärte, seiner Meinung nach müsse die Criminaljustiz (weil aus Jähzorn und andern Affecten eine Herrschaft leicht zu weit gehen könne) den Gerichten überwiesen werden und er werde dem Anspruch des Adels in diesem Punkt seine „Recommandation" nicht zu Theil werden lassen. Das gleiche Schicksal scheint die „Vorstellung" gehabt zu haben: daß die kleinen Städte am besten prosperiren würden, wenn einer von den Herren Landräthen die Direction darüber hätte. Den Enkel, der diesen Verhandlungen heute nachgeht, will es oft bedünken, die Politiker von 1710 hätten absichtlich alle diejenigen bösen Vermächtnisse schwedischer Zeit in die neue Aera mit hinüber nehmen wollen, welche dieselbe für das kommende Jahrhundert — und leider über dieses hinaus — vergiften sollten! Das Verhältniß zum Bürgerthum und die Lage des Bauernstandes — aus diesen beiden Quellen stammt alles Uebel, welches den Adel während der nächsten Jahrhunderte heimsuchen sollte, und doch wurde in keinem Punkte so nachdrücklich und consequent auf die Erhaltung des Herkommens hingearbeitet, wie in jenem! Die drei und zwanzig Desideria humilissima, welche nach Schluß des Landtags dem Kaiser übergeben werden sollten, enthielten in wunderlichem Gemisch und in einem Athem das Verlangen nach Bürgschaften für ein eignes Obertribunal, deutsche Verwaltung, Herstellung der Universität und

Prätenſionen auf ausſchließliches Güterbeſitzrecht, Freiheit der adligen Häuſer in den Städten von Abgaben und Zöllen! Charakteriſtiſch genug wird der Reigen dieſer Deſiderien mit der Berufung auf das neu errungene ausſchließliche Güterbeſitzprivilegium „als der edelſten und fundamentalſten Landesfreiheiten eine“ und dem Anſpruch eröffnet, daß den Edelleuten entweder ihre ſtädtiſchen Ausſtände „prompt gezahlt“ oder dieſelben in die verpfändeten Güter „à 10 de centum“ eingewieſen würden.

Ueber den nächſten im Juli 1712 abgehaltenen Landtag können wir nur auf Grund der ſpärlichen Mittheilungen Bericht erſtatten, welche Gadebuſchs Jahrbücher enthalten; den bezüglichen Receß einzuſehen hat der Referent (der dieſe Gelegenheit wahrnimmt dankbar die Liberalität anzuerkennen, mit welcher ihm im erſten Halbjahr 1867 die Benutzung der alten Landtagsreceſſe verſtattet worden) zufällig keine Möglichkeit gehabt. Von Wichtigkeit iſt dieſer Landtag (der zum Theil dem Abſchluß der Arbeiten für Wiederherſtellung der alten Verfaſſung gewidmet war) dem Lande, wie der Ritterſchaft dadurch geworden, daß er zur Einrichtung der erſten regelmäßigen Poſt in Livland und Leitung derſelben durch die Ritterſchaft führte — einem Inſtitut, daß wie es ſcheint, von Hauſe aus bedeutende Opfer der adligen Gutsbeſitzer in Anſpruch nahm. „In dieſem Jahre,“ heißt es bei Gadebuſch, „ließ der Zaar durch ſeinen Miniſter Löwenwolde vortragen, daß die Ritterſchaft Poſtirungen einrichten und unterhalten, dagegen die Poſtgelder, welche man Progongelder nennt, einnehmen möchte! Sie ließ alſo an bequemen Stellen die nöthigen Gebäude aufführen, kaufte Pferde und Fahrgeräth, nahm Poſtirungsverwalter und Poſtknechte in Lohn und vertheilte die übrigen Erforderniſſe auf das ganze Land. Alſo müſſen jetzt außer der beſtändigen Unterhaltung der Poſtirungsgebäude jährlich geliefert werden 23 Mark an Geld, 3 Loof Haber, 27 Liespfund Heu und 2 Kannen Heu.“ Die Laſt dieſer Abgaben, von der unſer würdiger Chroniſt ſchon im Jahre 1783 behauptete, ſie überwiege die Progoneinnahme um 8000 Rbl., hat ſich ſeitdem wie eine Lawine gehäuft und iſt vielleicht das größe materielle Opfer, das die Ritterſchaft der Selbſtverwaltung des Landes und dem öffentlichen Beſten gebracht hat. Wie wie in der Folge ſehen werden, wurde dieſe Laſt ſchon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ſo bedeutend, daß die Ritterſchaft ſich nur mit ſchwerem Herzen zu ihrer Beibehaltung entſchloß und daß jede neu zu eröffnende Poſtſtraße nur nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten bewilligt werden konnte. Hoffentlich wird die Eiſenbahnentwickelung unſeres

Landes rasch genug fortschreiten, um das Institut der ritterschaftlichen Stationen rechtzeitig abzulösen. Daß ihre Errichtung in einer Zeit allgemeiner Noth und Verarmung bewerkstelligt worden, verdient auch heute noch Anerkennung.

Zwei Jahre vergingen, ehe der nächste Landtag (Juni 1713) zu Stande kam, zwei Jahre einer Noth und Bedrängniß, von welcher das verwöhnte Geschlecht unserer Tage sich nur schwer eine Vorstellung machen kann. Zu den ungeheuren Opfern, welche der noch immer nicht beendete schwedische Krieg dem Lande auferlegte, kamen andere Unglücksfälle, die nicht minder schwer zu tragen waren. 1713 wüthete ein Sturm im Rigaer Hafen, der mehrere der wenigen Schiffe, die angekommen waren, zerstörte; im folgenden Jahr fiel der größte Theil der Ernte einer Dürre zum Opfer, die von einer furchtbaren Viehseuche begleitet war; im Herbst desselben Jahres wüthete ein Sturm, der die Rigaer Schiffsbrückein Trümmer schlug. Wie diese Calamitäten nach den Leiden eines zerstörerischen Krieges überhaupt ertragen worden, ist kaum zu verstehen; wissen wir doch, daß gleichzeitig immerwährende Truppendurchmärsche stattfanden und daß Peter zum Behuf des Ausbaus des Revaler Hafens eine Schieß- und Balkenstellung angeordnet hatte, deren Unkosten auf nahezu 1200 Thaler angeschlagen wurden. Dabei war die Wiederherstellung des alten verfassungsmäßigen Zustandes, geordneter Zustände überhaupt, nur sehr unvollständig ins Werk gerichtet; der Dorpat-Pernausche Kreis war noch immer nicht mit den südlivländischen Kreisen vereinigt, diese hatten die Hauptmasse der öffentlichen Lasten zu tragen, Dorpat selbst lag in Trümmern, das umliegende flache Land war mit Soldaten aller Waffengattungen, namentlich den gefürchteten Kosaken überschwemmt und der Dörptsche Adel mußte Sonderlandtage unter einem eignen Landmarschall zu Sadjärw und auf anderen Gütern abhalten*). Löwenwoldes Abwesenheit aus Riga erschwerte überdies den Verkehr der Landesautoritäten mit dem neuen, der Verhältnisse des Landes unkundigen General-Gouverneur Fürsten Menschikow. Als die Ritterschaft sich im Juni 1714 um den neuen Landmarschall v. Plater zu einem „allgemeinen Convent" in Riga versammelte, war die allgemeine Verwirrung und Aengstlichkeit so groß, daß man, um nur Differenzen zu vermeiden, den bürgerlichen Landsassen gestattete an der

*) Merkwürdiger Weise wurden trotz dieser Trennung nach Angabe des Recesses vom Jahre 1710 Landräthe des Dörptschen Kreises in Riga gewählt.

Aufwartung bei dem Vertreter des Kaiſers Theil zu nehmen, ein Opfer das der Ritterſchaft von 1714 wahrſcheinlich ſchwerer gefallen iſt als jedes andere, das ihr auferlegt wurde. Aus demſelben Grunde erſchien der Landmarſchall gegen uralten Brauch ohne ſeinen ſilbernen Stab im Schloß. Die Rede, mit welcher Herr v. Plater Se. fürſtliche Excellenz „haranguirte", mußte durch den Adjutanten Obriſt Holland verdolmetſcht werden, desgleichen Sr. fürſtlichen Excellenz „Gegencompliment", in welchem es u. A. hieß: Hochdieſelben wollten nicht nur des Landes und Ritterſchaft, ſondern zugleich jedes Einzelnen „en particulier" Freund ſein. Die Verhandlungen werfen trotz der Magerkeit des betreffenden Receſſes ein grelles Schlaglicht auf den Jammer der Situation. Die einzelnen Deſiderien, welche der Landtag von 1712 „an Hof" verlautbart hatte, waren ebenſo wenig erledigt, wie die Verhandlungen wegen der einzelnen noch im Detail zu confirmirenden und feſtzuſetzenden Privilegien und Beſitztitel. Die Landräthe v. Patkul und Buddenbrock, welche ſammt dem Secretair v. Wilcken in das kaiſerliche Hoflager delegirt worden waren, hatten wohl den Feſtlichkeiten zu Ehren des kaiſerlichen „Beilagers" mit der zweiten Gemahlin Peters beigewohnt und eine Summe von 300 Thaler monatlich dafür verausgabt, aber ihren Zweck nur ſehr unvollſtändig erreicht. Nicht beſſer war es 1713 dem neuen Ritterſchafts-Secretair Matheſius gegangen, der mit Löwenwolde an den Hof gegangen war; er hatte gemeldet, Löwenwolde werde wahrſcheinlich nicht mehr nach Livland, zu deſſen Gouverneur der frühere Wiener Ambaſſadeur Galyßin beſtellt worden, zurückkommen; die ritterſchaftliche Supplik ſei dem Begleiter Menſchikows, Albedyll, übergeben worden, dieſer aber habe dringend widerrathen wegen Nachlaß der Schieß- und Balkenſtellung nach Reval überhaupt zu ſuppliciren. Und doch war es der Ritterſchaft auf dieſen „Nachlaß" hauptſächlich angekommen, da die Schieße nur mit äußerſter Anſtrengung aller Kräfte aufgebracht werden konnte und die Ritterſchaftskaſſe vollſtändig erſchöpfte; betrug die jährliche Einnahme derſelben doch nur einige hundert Carolin. Gegenüber den von allen Seiten verlautbarten Bitten um Hülfe in dieſen verzweifelten Zeiten ſah man ſich völlig rathlos; die Landräthe mußten auf ihr Salair von 15 Thalern jährlich verzichten, obgleich ſie deſſelben dringend bedürftig zu ſein behaupteten, dem Hülferuf des ſchwer bedrängten Paſtors zu St. Jacob konnte nur durch das Verſprechen willfahrt werden, die Ausſtände der Kirche nach Kräften einkaſſiren zu wollen. Die trüben Schatten dieſes Gemäldes erſcheinen noch düſterer, wenn man erfährt, daß

die Hauptſorge dieſes Landtags nichts deſto weniger darauf gerichtet war, daß künftig nur „Mitbrüder“ zum Landtage zugelaſſen und die Anſprüche der Indigenen auf den Beſitz aller publiken Arrenden um jeden Preis durchgeſetzt werden ſollten. Da der allgemeinen Armuth wegen ſelbſt die Abhaltung von Landtagen kaum mehr zu ermöglichen war, wurde beſchloſſen, künftig wieder Kreisdeputirte zu wählen und Convente abzuhalten; „dieſes Mal ſei die Ritterſchaft wegen des armen Vaterlandes Noth gern gekommen.“

Die dunklen Wolken, welche über dem „armen Vaterlande“ hingen, ſollten ſich nicht ſobald wieder lichten. Der unſelige Krieg dauerte noch immer fort und nahm alle Kräfte und alle Gedanken des Kaiſers und ſeiner Regierung in Anſpruch. Handel und Wandel ſtockten, der Credit lag darnieder, ſelbſt in Riga fehlte es an den wichtigſten Bedürfniſſen, im Sommer 1715 mußte zu unerhört hohen Preiſen in Memel und Libau Salz aufgekauft werden, weil keines in den Hafen gekommen war. Im folgenden Jahre wiederholten ſich die Unfälle von 1713; dieſes Mal war es die Kälte, welche die Erntehoffnungen zerſtörte und der Sturm, der neun Schiffe ſchwer beſchädigte, wüthete in Reval. Die Verordnungen, welche der Gouverneur um dieſe Zeit wegen der überhand nehmenden Zahl der Läuflinge erließ (ſo nannte man bekanntlich ihren Herren entlaufenen Erbleute) läßt errathen, wie troſtlos der Zuſtand auf dem flachen Lande geweſen. Es dürfte für dieſen Zeitabſchnitt ſchwer zu entſcheiden ſein, in welcher Hinſicht es unter dem Landvolk trauriger ausgeſehen, ob in materieller oder ſittlicher. Wie die Häuſer, Ställe und Scheunen, ſo lagen auch die Kirchen, Pfarrhäuſer und Schulen in Trümmern. Auf dem Landtage von 1714 war wiederholt davon die Rede geweſen, die zahlloſen verarmten Pfarren „durch fromme und geſchickte Subjecte zu beſetzen“, die Kirchenvorſteher-Aemter wieder anzurichten, die Kirchen- und Schulgebäude zu reſtauriren, aber ſelbſt die eifrigſten Freunde und Förderer der kirchlichen Intereſſen hatten anerkennen müſſen, daß eine eingreifende Abhülfe unmöglich ſei, ſolange der Krieg fortdauere und endloſe Preſſungen Herren und Bauern ihrer Habe beraubten. Als der „allgemeine Convent“ von 1721 zuſammentrat, war die Lage des Landes entſchieden noch trauriger und bedrängter, als ſie vor ſieben Jahren geweſen. Nachdem man ſich in des Statthalters Strohkirch Hauſe verſammelt, dem General-Gouverneur Repnin die „Reverence“ gemacht und denſelben „nicht nur als großen

General, sondern zugleich als Justice liebenden Regenten" begrüßt hatte, mußten die Verhandlungen mit Bewilligung neuer Opfer eröffnet werden. Die Postcavaliere verlangten einen Zuschuß für die Stationen und die Fundirung einer besondern „Defrayirungskasse" zur Aufnahme und Unterhaltung der zahlreichen vornehmen Herrschaften, welche durchreisten und den Anspruch erhoben, ihrer Würde gemäß „tractirt" zu werden. An einem anderen Orte (Leben Loudons) ist bereits erwähnt worden, daß auf diesem selben Landtage der Vorschlag gemacht wurde, die Ordnungsgerichte, die ohnehin keine Kanzelleien mehr hätten, der Ersparniß wegen ganz aufzuheben, ihre judiciären Functionen den Landgerichten zu übertragen und mit den Polizei- und Inspectionssachen den Kreiscommissär (einem Beamten der Domainenverwaltung) zu beauftragen. Man hatte sich mit seinen Ansprüchen auf eine geordnete, von Landeskindern geleitete Verwaltung durch den erbarmungslosen Drang der Zeit so herabstimmen lassen, daß selbst im Schoße der Ritterschaft, die sonst eifrig über ihren Prärogativen wachte, die Meinung auftauchen konnte, wenn nur irgend ein Beamter zur Wahrnehmung des Nöthigsten da sei, so könne und müsse man sich daran genügen lassen, ohne viel zu fragen, wer ihn ernannt und ob er seinem Geschäftskreise gewachsen sei. Das neu errichtete Landraths-Collegium trat diesem Pessimismus indessen mannhaft entgegen und erklärte nicht darin willigen zu können, daß der Landtag sich selbst des Rechtes begebe, die wichtigsten Verwaltungsbeamten des Landes zu wählen, und dadurch eine Verfassungsveränderung herbeiführe, und jener Antrag wurde verworfen. Zum Schluß der Versammlung (die sich außerdem nur noch mit Wahlen beschäftigte und nochmals in Erinnerung brachte, daß jährlich zwei Versammlungen des Landraths-Collegiums abzuhalten seien) erhob sich der stellvertretende Landmarschall v. Richter zu einer ergreifenden, im Namen der neugewählten Landräthe gehaltenen Rede, deren markige Ruhe in wohlthätigster Weise von der Depression absticht, die im Uebrigen über dieser Versammlung gelegen hatte. In diesen betrübten Zeitläuften — so hieß es u. A. — wäre wohl Jeder am liebsten still zu Hause geblieben, um über dem Wenigen zu wachen, was man ihm übrig gelassen; dergleichen private Absichten müßten aber willig vor dem Publico weichen und zurücksteben, damit des Vaterlandes früherer florissanter Zustand hergestellt und das Leid getröstet werde, an welchem Alle trügen. — Dieser Landtag war übrigens der erste, auf welchem die feierliche Landtagsverkündigung, das sogenannte „Ausblasen mit Pauken und Trompeten" unterblieben war;

der General-Gouverneur Fürst Repnin hatte ausdrücklich gewünscht, daß von dieser Feierlichkeit abgesehen werde.

Mit dem Jahre 1721 hörte der nordische Krieg endlich auf, der Nystädter Frieden beendete die Zwistigkeiten, um deren willen Schweden und Rußland sich ein halbes Menschenalter hindurch erbarmungslos zerfleischt hatten; Rußlands Herrschaft über Liv- und Estland wurde durch einen feierlichen Vertrag anerkannt, der zugleich die Religionsfreiheit, das angestammte Recht und die Verfassung dieser Provinzen völkerrechtlich sicher stellen sollte. Russischerseits waren die Verhandlungen durch den General-Feldzeugmeister Grafen Bruce und durch Johann Friedrich Ostermann geführt worden, der damals noch den bescheidenen Titel eines Geheimen Kanzelleiraths trug; Schwedens Bevollmächtigte waren der Reichsrath Graf Liljenstedt und der Landeshauptmann Otto Reinhold Baron Strömfeldt gewesen. Peter, der damals den Titel Kaiser aller Reußen annahm und gleichzeitig die Würde eines „Admirals von der rothen Flagge" erwarb, feierte dieses frohe Ereigniß durch eine allgemeine Amnestie. In die neuen Provinzen wurden besondere Friedensboten und Herolde gesandt, um die frohe Kunde von der Beendigung der Feindseligkeiten zu bringen. Der Flott-Capitain Goslar, dem dieses Commissum für Riga ertheilt worden war, wurde wie ein Friedensengel begrüßt; in allen Kirchen wurde Dankgottesdienst abgehalten, und während festliche Kanonenschüsse von den Wällen der Stadt donnerten, wurde auf dem Rathhaus und in der Wohnung des Gouverneur prächtig bankettirt. Dem Kaiser stattete Stadt und Land durch besondere Deputationen ihre Glückwünsche und ihren Dank für die gnädige Botschaft ab. Für Riga war das Jahr 1721 übrigens bis zu dem im Herbst verkündeten Friedensschluß ein sehr trauriges gewesen: nach wie vor war es mit Schifffahrt und Handel rückwärts gegangen, die vom Kaiser angeordnete Reparatur der Festung und ihrer Außenwerke hatte beträchtliche Summen gekostet, im Mai, während Peters Anwesenheit in der livländischen Hauptstadt, hatte ein Blitzstrahl den Thurm der Petrikirche eingeäschert, im October eine Explosion des Pulverthurms dieses alte Bauwerk und eine größere Anzahl benachbarter Häuser zerstört.

Den Friedensschluß, der ihm den mühsam erkämpften Besitz der Ostseeküste und damit eine entscheidende Machtstellung im europäischen Norden zusicherte, sollte der große Reorganisator Rußlands nur um wenige Jahre überleben. Wie fest sein Wille und wie groß seine Fähigkeit war,

die unserem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, bewies der kurze Zeitraum, welcher zwischen dem October 1721 und dem 28. Januar 1725, dem Todestage Peters, liegt. Die Arbeiten der Restitutions-Commission, welche erst 1722 ernstlich aufgenommen wurden, waren binnen Kurzem beendet, im lettischen Theile Livlands hatte Weinhold v. Fölkersahm, im estnischen der Kammerassessor v. Salza als Obercommissar fungirt; die Durchsicht, allendliche Bestätigung und öffentliche Verkündigung der Privilegien ließ gleichfalls nicht mehr auf sich warten; ebenso wurde die Wiedervereinigung des Rigaer Kreises (so bezeichnete man damals das gesammte Südlivland) mit dem Dörptschen eingeleitet, der bis dazu einen eignen Landmarschall und eigene Landräthe besessen und besondere Landtage abgehalten hatte. Aus Gadebuschs Jahrbüchern wissen wir, daß die Dorpater Landräthe förmlich residirt hatten, daß z. B. im Januar 1721 Herr Hans v. Rosen die Residirung in Dorpat übernommen; aus dem Landtagsreceß von 1727 erfahren wir, daß der letzte Dörptsche Landmarschall ein Baron Ungern-Sternberg gewesen. Auch mit dem Wiederaufbau der Stadt Dorpat ging es jetzt rüstig weiter, nach und nach fanden sich in größerer Anzahl neue Bürger ein, der Rath gewann seine frühere Vollzähligkeit wieder, die Stadteinnahmen, die fast vollständig versiegt waren, kamen seit der Restitution der Patrimonialgüter in einen gewissen Flor. Aehnlich ging es in Riga zu, wo Peter im Jahre 1722 die Ueberbleibsel der schwedisch-lutherischen Intoleranz dadurch brach, daß er den Reformirten, die sich bis dazu zur Mitauer Gemeinde gehalten hatten, die Organisation einer eignen Gemeinde, die Anstellung eines Predigers und die Abhaltung öffentlichen Gottesdienstes gestattete. Unglücklicher ging es der livländischen Metropole in Sachen der Güterreduction, an welcher sie, die reichste Gutsbesitzerin des Landes, stark betheiligt war: das Gut Neuermühlen, welches einen wichtigen Theil ihrer Besitzungen ausmachte und wegen seiner Nähe von dem städtischen Weichbilde besonders einträglich sein mochte, wurde ihr nicht restituirt, sondern dem Grafen Golowkin geschenkt; alle Anstrengungen, welche auch gemacht wurden, um das alte städtische Eigenthum auf dem Rechtswege wieder zu erlangen, blieben vergeblich. Mochte diese Periode des Aufschwungs auch noch durch andere peinliche Erfahrungen gekreuzt werden, wie sie durch die Neuheit der im Jahre 1710 geschaffenen Verhältnisse bedingt waren — immerhin schien sie dem Lande eine bessere Zukunft zu verbürgen und einen beträchtlichen Fortschritt gegen das Kriegselend des vorigen Decenniums zu bilden.

Zu unserm und des gesammten Reiches Unglück war sie aber nur von kurzer Dauer. Was Peter seinem Staat gewesen, wurde seinem vollen Umfang nach erst fühlbar, als er im Sarge lag und ein Frauen- und Günstlingsregiment begann, das mit wenigen Unterbrechungen fast ein halbes Jahrhundert dauerte. „Mit dem Ausscheiden Peters," sagt der russische Historiker Schtschebalski, „verlor jedes Ressort der Regierung seinen besten Beamten, er war im eigentlichsten Sinne des Worts die Seele der Regierung, die halbe Kraft des Staates gewesen." Ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit bemächtigte sich aller Kreise des russischen Staatslebens, Jahre lang wußte Niemand, mit welchen Factoren er zu rechnen habe, wo zur Zeit der eigentlich entscheidende Einfluß geübt werde, was als Recht und Gesetz gelte. Mit Ausnahme des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, das Ostermanns starke und kluge Hand unbekümmert um die inneren Wirren nach einem klar durchdachten Plane lenkte, traten in allen Gebieten staatlichen Lebens peinliche Schwankungen ein, welche Beamte und Bürger um alle Sicherheit des Handelns und Wirkens brachten.

Nirgend wurde dieser unglückliche Umschwung rascher und nachhaltiger empfunden als bei uns, wo man an festgegründete, mit den Eigenthümlichkeiten und Rechten des Landes verwachsene Ordnungen gewöhnt war und lang genug nicht begreifen konnte, wie ein Personenwechsel die Continuität von verbrieften Rechten in Frage stellen könne. Die livländischen Angelegenheiten waren in der neu gegründeten Haupt- und Residenzstadt Petersburg seit dem Jahre 1721 durch einen eigens dazu bestellten Geschäftsträger v. Strömfeldt besorgt worden; diesem hatten die Deputirten Landrath Patkull, Obrist de la Barre und Budberg, welche zur Erwirkung der Bestätigung des Landrechts nach dem letzten Landtage „an Hof" gegangen waren, dieses Geschäft, sowie die Abwendung erhöhter Postdienst- und Einquartirungslasten übertragen, da sie selbst nicht zu Strich kommen konnten. Auf Strömfeldts Veranlassung waren 1724 der Landmarschall Budberg, der Dörptsche Landmarschall Ungern-Sternberg und der Landrath Tiesenhausen nach Moskau gegangen, um der Krönung Katharinas beizuwohnen und zugleich dem General-Gouverneur Repnin ihren Dank dafür abzustatten, daß er die beabsichtigte Einsetzung besonderer „Prikatschiken" für die publiken Güter abgewandt hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es derselbe Strömfeldt gewesen, durch welchen man 1725 den Wink erhielt, sofort nach dem Tode des Kaisers Deputirte nach Petersburg zu senden, um die Condolenz abzustatten und das Terrain zu recognosciren.

Generalmajor v. Campenhausen und Capitain Fölkersahm gingen nach Petersburg ab, in Dorpat stieß der Dörptsche Landmarschall Ungern-Sternberg zu ihnen. Die Herren scheinen erst allmählich erkannt zu haben, wie wichtig und entscheidend für das Wohl und Wehe des Reichs und der Provinz, welche sie zu vertreten hatten, die plötzlich eingetretene Krisis war, welche den Fürsten Menschikow zum fast unumschränkten Rathgeber der Kaiserin machte. Noch während der Trauerceremonien hatte man sich auf einen ziemlich harmlosen „Rangstreit" mit den Vertretern Estlands eingelassen, vor denen die Livländer den Vortritt prätendirten, auch die Hoffnung gehegt, ein Gesuch wegen Abschaffung des burggräflichen Gerichts zu Riga, Anweisung besonderer Güter für die Landräthe, Anerkennung der praescriptio biennalis u. s. w. durchzusetzen: plötzlich aber — so ersieht man aus den bezüglichen Berichten an das Landraths-Collegium — wurden die Herren Deputirten gewahr, daß es nothwendig sei, „wichtigerer Dinge wegen" den interessanten Rangstreit mit Estland „zu verschieben" und mit den Vertretern dieser Provinz „en corps zu gehen". Auch auf die Durchsetzung der Supplik scheint verzichtet worden zu sein, von derselben verlautbart nichts weiter, und froh die Bestätigung der Privilegien bei Katharina II. erwirkt zu haben, kehrte die Deputation nach Livland zurück. — Dorpat war bei den Trauerceremonien durch den Rathsherrn Meyer und den Stadtsecretair Sonnenbach vertreten gewesen, Riga kam, wir wissen nicht warum, zu spät. Nicht ohne eine gewisse Schadenfreude hatte die Dorpater Deputation am 13. März dem Rath berichtet, „es sei bei Hofe sehr übel aufgenommen worden, daß die Deputirten aus den Städten und Provincien (sic), in Sonderheit aber die Herren aus Riga sich nicht zeitig eingefunden ..... Die Herren aus Riga sind dieselbe Stunde arriviret, da das hohe Leichenbegängniß vor sich ging, die Pernauschen aber gar nicht."

Wohl zeigte die neue Monarchin sich der livländischen Ritterschaft außerordentlich gnädig: im December 1725 berichteten Campenhausen und Strömfeldt, die in Petersburg zurückgeblieben waren, über ein kaiserliches Privilegium, welches dem Adel das Recht zur Wahl der Consistoriumsglieder, seine Corporationsgüter, die freie Disposition und den Erbgang bei privaten Gütern, einen Vorzug bei den publiken Arrenden zusicherte; im Januar 1726 schenkte Katharina der Ritterschaft ein Haus („neben dem Kloster") und die Trikatenschen Güter zur Erhaltung der Landräthe und des Landmarschalls; — seit man aber wußte, daß Menschikow der

Mann des kaiserlichen Vertrauens sei und vollends seit der Stiftung des „geheimen hohen Conseils“ (8. Febr. 1726) befand man sich fortwährend unter dem Druck düsterer Ahnungen für die Zukunft. Der außerordentliche Landtag im März 1725 wurde, wie es scheint absichtlich, so schnell wie möglich geschlossen und war fast ausschließlich der Huldigung der neuen Kaiserin gewidmet gewesen. Als man 1726 um die Erlaubniß zur Abhaltung eines ordinairen Landtags einkam, wurde die „Concession“ zu einem solchen höheren Orts nicht „abgelassen“. Menschikow, an den die Ritterschaftsvertretung sich wandte, erklärte, die Gründe einer solchen Versammlung kennen und die Zustimmung des geheimen Conseils einholen zu müssen, ehe er resolvirte. Er, der sich damals um den kurländischen Herzogshut bewarb, wurde als der unbestrittene Herrscher der Situation angesehen und als er 1726 nach Mitau reiste, um seine Bewerbung in Person durchzusetzen, mußten ihm seitens der livländischen Stände Ehren erwiesen werden, wie sie bis dazu kaum ein Landesherr in Anspruch genommen hatte. Auf jeder livländischen Poststation wurde der hochgebietende Herr von einem Landrath empfangen und bewirthet; als er Dorpat berührte, waren ihm, nach Gadebuschs Bericht, der Rath und die gesammte Bürgerschaft „auf den Berg vor der Stadt“ entgegengegangen.

In dem Rechnungs-Abschluß der livländischen Ritterschaft von 1726 figurirte die für jene Zeit ungeheure Summe von 1100 Ducaten unter den Ausgaben; Wrangells Realregister bezeichnet durch die kurze diesem Posten beigefügte Bemerkung „vide Menschikow“ die Verwendung dieses Betrages; aus einer andern Notiz wissen wir, daß derselbe durch Fölkersahm ausgezahlt worden. Und diese Ducaten, deren Aufbringung Mühe genug gekostet haben mag, waren doch so gut wie weggeworfen: Menschikows Bewerbungen um das kurländische Herzogthum bezeichneten den Wendepunkt seines Glücks — kaum vierzehn Monate nachdem er Livland wie ein Triumphator durchreist, wurde der allmächtige Vertrauensmann dreier russischer Regenten durch die Dolgorukische Partei gestürzt und nach Beresow in Sibirien verbannt, wo er 1729 im Elend verstarb.

Erst nach dieser Katastrophe und nachdem Peter II. an Stelle Katharinas den Kaiserthron bestiegen, konnte man in Livland wieder einen Landtag abhalten. Im September 1727 trat derselbe in dem Hause „neben dem Kloster“, das Katharina der Ritterschaft geschenkt hatte, zusammen. Der erste Gegenstand der Verhandlung war die feierliche Wiedervereinigung der viele Jahre lang getrennt gewesenen Kreise von

Riga und Dorpat. Der wiederholt erwähnte letzte Dorpater Landmarschall Baron Ungern-Sternberg widmete diesem Gegenstande eine eingehende Rede, in welcher er auseinandersetzte, wie schwer der Dörptsche Kreis unter dieser Isolirung gelitten, wie schlimm ihm durch die stets wechselnden Commissäre der kaiserlichen Truppen zugesetzt worden, wie die „größten Disordres" durch dieselben „disponiret" worden. Jetzt erst nachdem die kaiserliche Majestät die Hinzuziehung Dorpats zum Rigaer Kreise in Gnaden erlaubt hätten, sei der status pristinus als völlig wiederhergestellt anzusehen und werde die „Combination", welche dem vorangegangenen schweren Riß gefolgt sei, wohl von allen Seiten mit Freude und Dankbarkeit begrüßt werden.

Nachdem diese Harangue von Seiten des Rigaschen Kreises mit dem entsprechenden Gegencompliment beantwortet worden, wandte man sich den Propositionen zu, welche das Landraths-Collegium dem Plenum vorgelegt hatte und aus denen zu ersehen ist, daß trotz der noch immer allgemeinen Noth und Armuth, wenigstens daran gedacht werden konnte, etwas für die Hebung des Kirchen- und Schulwesens zu thun. Die erste Proposition betraf die dringend nothwendige Wiederaufnahme der Kirchenvisitationen und die Restauration der kirchlichen Gebäude. Die allgemeine Verwilderung und Auflösung der alten Verhältnisse hatte sich auch auf die Geistlichkeit erstreckt und eine verschärfte Controlle über dieselbe nothwendig gemacht. Vor Eröffnung des Landtags hatte damaligem Brauch gemäß eine Besprechung des Landraths-Collegiums mit dem General-Superintendenten stattgefunden, damit der letztere seine Wünsche und Beschwerden verlautbaren möchte. Der würdige Bruiningk hatte freimüthig eingestanden, daß es an Predigern nicht fehle, deren schlechte Führung er nicht entschuldigen könne — von Männern wie „Ahrens und Lotwann" müsse auch er mit Achselzucken reden. Es sei nothwendig, die Kirchenvorsteherämter wieder allgemein herzustellen und die Visitationen öfter und mit der gehörigen Strenge abzuhalten; in Sachen des allerdings tief gesunkenen Schulwesens müsse er, der General-Superintendent, daran erinnern, daß es in früherer Zeit üblich gewesen von jedem einlaufenden Schiff einen Thaler für den Armenfonds zu erheben und aus diesem Betrag Schulbücher und Stipendien anzuschaffen. Die Ritterschaft nahm sich dieser Beschwerden nach Kräften an; es wurde beschlossen, die Strafgelder, welche bei den Gerichten eingingen, nicht diesen sondern den piae causae zuzuweisen; die Oberkirchenvorsteher-Aemter sollten nicht nur über die Abhaltung von Visitationen

wachen, sondern zugleich in all' den Fällen, wo Pfarren gegen das Gesetz unbesetzt blieben oder die Kirchenvorsteher die kirchlichen Gebäude verfallen ließen, die Unterstützung des General-Gouverneurs in Anspruch nehmen. Im Jahre 1725 hatte die Regierung zugestanden zur Erhaltung der Kirchen jährlich 1200 Thaler, zum Besten des Lyceums 900 Thaler aus der publiken Kasse zu zahlen; diese Beträge waren das Aequivalent für gewisse von der Krone in Besitz genommene Güter, auf welche die Landeskirche Anspruch gehabt hatte.*) Diese Summen sollten — so beschloß der Landtag — wirklich erhoben und die nöthigen Schritte zu ihrer bisher nicht erzielten Auszahlung mit allem Nachdruck gethan werden. Für die Wiedereröffnung des schmerzlich entmißten Lyceums, der einzigen höheren Lehranstalt, welche für die adlige Jugend bestand, wurden außerdem noch andere Schritte gethan. Auf Vorschlag des Landraths Generalmajor v. Campenhausen (eines Mannes der in den öffentlichen Angelegenheiten jener Zeit eine höchst ehrenvolle Rolle spielte und, wie wir in der Folge sehen werden, für das Schulwesen große Opfer brachte) wurde dessen Hauslehrer Pastor Loder, Diaconus an der Jacobikirche zu Riga, zum Rectorat des Lyceums berufen, d. h. dem General-Superintendenten empfohlen; dem Landraths-Collegium war derselbe „als ein berühmter Mann" schon früher in vortheilhafter Weise bekannt geworden. 1728 trat Loder wirklich ein und wenig später wurde Herr Zierold von der „deutschen Schule" in Moskau als Subrector installirt. Es vergingen indessen noch Jahre, ehe die Sache gehörig in Gang kam und die Wohnung des Rectors auch nur nothdürftig reparirt wurde. Das Lyceum (so erfahren wir aus einer im Jahre 1741 der estländischen Ritterschaft auf deren Anfrage gemachten Mittheilung) war übrigens, gleich der Jacobikirche, eine Kronsanstalt; bei den Anstellungen der Lehrer concurrirte die Ritterschaft, weil sie bei Reparaturen u. s. w. „freiwillige Beisteuer leistete".

Wir kommen auf diese wichtige Anstalt und deren Geschicke noch zurück und wenden uns den übrigen Vorschlägen des Landraths-Collegiums zu. Die zweite Proposition betraf einen Antrag, welchen der Kanzler Ostermann dem Landraths-Collegium gestellt hatte und der die Herstellung einer „fahrenden Post" zwischen Riga und St. Petersburg bezweckte, ein

*) Das Schicksal der 900 Thaler für das Lyceum ist mir nicht bekannt. Die 1200 Thaler für die Kirchen werden noch gegenwärtig aus der Kronskasse gezahlt und zu Kirchenbauten verwandt. Gewohnheitsrechtlich wird angenommen, daß diese Summe in erster Reihe den Kirchen zu Gute kommen soll, denen publike Güter eingepfarrt sind.

Project das nach vielfachen Verhandlungen erst mehrere Jahre später zur Ausführung kam. Ueber die livländischen Posteinrichtungen jener Zeit erfahren wir bei dieser Gelegenheit verschiedene Einzelheiten, die nicht ohne Interesse sind. Auf jeder Station befanden sich mehrere „Dragoner", welche der Staat anstellte, um die Felleisen mit den Briefen von einer Station zur andern zu schaffen; jeder Dragoner hatte mehrere „Bauergehülfen", welche ihn bei der Erfüllung dieser Verpflichtung unterstützten. Das kaiserliche Postcomptoir (damals unter Ostermanns oberster Aufsicht stehend) bezahlte für jedes zu diesem Behuf gebrauchte Pferd „sechs Kopeken für je 10 Werst". Die unregelmäßige Auszahlung dieser Postsummen und die von den Postdragonern verübten Willkürlichkeiten und Diebstähle bilden den Gegenstand immer wiederkehrender Klagen und scheinen bei dem Adel, dem die gesammte Einrichtung mehr Kosten und Opfer als Vortheile brachte, eine ziemlich gereizte Stimmung gegen das gesammte Postwesen genährt zu haben. Es kam vor, daß in einem Jahr 40 bis 50 Postdiebstähle durch die Dragoner verübt und hinterher Ansprüche auf Schadenersatz durch den Adel erhoben wurden. Dazu kam noch, daß die häufig wiederkehrende und oft Jahre andauernde Verlegung des kaiserlichen Hoflagers nach Moskau die Errichtung und Erhaltung einer neuen Postlinie über Pleskau nothwendig machte und wiederum beträchtliche Opfer in Anspruch nahm. So bilden die „Postsachen" immer wiederkehrende Gegenstände der Landtagsverhandlungen nicht eben erquicklicher Art.

Die übrigen Vorschläge des Landraths-Collegiums haben Publication der neu bestätigten Privilegien, Eincassirung von Ausständen u. s. w. zum Gegenstande und gewähren kein besonderes Interesse. Wichtiger sind die Verhandlungen über die Stellung dieses Collegs zum Plenum. Charakteristisch für diese Zeit allgemeiner Verarmung und Noth ist es, daß es sich bei diesen Streitigkeiten und Verhandlungen, nicht sowohl um die Competenz dieses Körpers handelt als um seine materielle Stellung, ein Streit, der viele Jahrzehnte dauerte, erst gegen Ende des Jahrhunderts zum Abschluß kam und in der Art und Weise der Donirung der Trikatenschen Güter seinen Grund hatte. Diese Güter waren, wie oben erwähnt, von Katharina I. der Ritterschaft zur Erhaltung des Landraths-Collegiums geschenkt worden; fraglich und vielbestritten war nun, ob alle Einkünfte derselben den Landräthen und ihrer Kanzellei zu Gute kommen sollten oder ob der Ritterschaft zustehe, aus den Trikatenschen Einkünften bestimmte Summen für das Collegium und die übrigen Ritterschaftsbeamten anzu-

weisen. Wir wollen gleich hier bemerken, daß der Streit über diesen Punkt am Ende des Jahrhunderts so erbittert wurde, daß eine gewisse Partei auf die Aufhebung des Landraths-Collegiums, ja zu Zeiten auf die Einführung der Statthalterschaftsverfassung hinarbeitete, um nur die Ritterschaftsgüter in die Hände zu bekommen. In den Landtagsverhandlungen von 1727 war man von einem so gespannten Verhältniß allerdings noch weit entfernt. Es wurde festgesetzt, daß jeder Landrath für seine Residirung 100 Thaler erhalten sollte, ebenso der Landmarschall; dem Ritterschaftssecretair wurden in Ansehung der vielen Reisen, die er zu machen hatte, 300 Thaler, dem Notar 50 Thaler ausgesetzt, 50 Thaler für jedes Oberkirchenvorsteher-Amt zur Salarirung eines Notars. Zu lebhaften Erörterungen kam es nur, als vorgeschlagen wurde jedem Landrath 150 Thaler jährlich auszusetzen und ein darüber erbittertes Landtagsglied zur Sprache brachte, „daß davon nicht die Rede sein könne, solange es Mitbrüder gebe, die in so traurigen Umständen steckten, daß ihre Kinder keine Education erhielten, sondern mit Bettelbriefen im Lande herumlaufen müßten." Wie bedrängt die Lage der Ritterkasse vor Bewilligung der Trikatenschen Güter gewesen, erfahren wir noch aus einem bei derselben Gelegenheit gefaßten Beschluß: dem Landrath v. Campenhausen konnten erst jetzt die 1000 Thaler erstattet werden, mit denen er Jahre lang für im Auftrage des Landes unternommene zahlreiche Reisen nach Petersburg und Moskau in Auslage gewesen war.

Wie auf allen vorhergegangenen und sehr zahlreichen späteren Landtagen wurden auch dieses Mal vielfache Beschwerden über die unerschwinglichen Lasten der Einquartirung und Schießstellung laut. Daß diese Klagen berechtigt gewesen, wird uns durch eine trockene aber lehrreiche Notiz bestätigt, welche Gadebusch unter dem Jahre 1729 aufgezeichnet hat. Dem Kaiser Peter II. war „zu seinem Mißfallen" berichtet worden, daß „verschiedene vom livländischen Adel" ihre Güter zu verkaufen und sich unter dem Vorwande nach Schweden zu begeben gedächten, daß „ihre uralten Freiheiten" geschädigt würden; der Kaiser ließ in dieser Veranlassung erklären, daß es ihm mit der Erhaltung der Bestimmungen des Nystädter Friedens durchaus Ernst sei und daß er wohl anerkenne, „daß einige adlige Höfe durch die öfteren Märsche der Truppen einigermaßen beschwert wären": doch würden Anstalten getroffen werden Abhülfe zu schaffen. Gadebuschs ausführliche Berichte über die steten Zwistigkeiten der Stadt Dorpat mit ihrer Einquartirung bestätigen zum Ueberfluß,

daß dieses Uebel ein chronisches war und auf den Ständen des Landes schwer lastete.

Aus derselben Quelle wissen wir, daß diese Einquartirungen nicht die einzigen Folgen der Kriegsnoth waren, welche fortbestanden, nachdem die Ursache längst aufgehört hatte: wie gewöhnlich nach unruhigen Zeiten, hatte auch bei uns die allgemeine Unsicherheit in den Jahren nach Abschluß des Nystädter Friedens einen höchst bedenklichen Grad erreicht. 1728 waren die Klagen über das Räuberwesen so allgemein, daß der General-Gouverneur nicht nur die Grenzwache an der Düna verstärken ließ, sondern zugleich Dragoner-Detachements „in alle vier Kreise" aussandte, um das Land „von losen Buben säubern zu lassen".

Daß Selbsthülfe und Gewaltthätigkeiten von der Kriegszeit her auch in den höheren Schichten der Gesellschaft noch vielfach in Uebung waren, beweist uns eine im Jahre 1722 zu Dorpat vorgefallene Criminalgeschichte, deren Spuren sich in verschiedenen schriftlichen Denkmälern jener Zeit vorfinden. Ein Herr v. Klüver, der als gewaltthätiger und rauflustiger Mann bekannt war und die Gewohnheit hatte bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die Hand an seinen Degen zu legen, wurde in der Krabbeschen Weinstube von einem Löwenwolde aus Nothwehr erstochen. Die Veranlassung zu diesem Handel war gewesen, daß Löwenwolde Klüvers Aufforderung mit dessen Freunde, dem Landgerichts-Notar Wifdorf (einem Manne von gutem westphälischen Adel, der aber nicht dem Corps angehörte) Brüderschaft zu trinken, ausgeschlagen hatte, worauf jener sofort „blank zog" und den ruhig beim Wein sitzenden Löwenwolde „heftig attaquirte". Dieses Rencontre endete damit, daß Klüver auf dem Platz blieb und Löwenwolde nach Riga floh; trotz der Steckbriefe und Soldaten, welche das Landgericht dem Flüchtigen nachsandte, scheint eine Bestrafung nicht eingetreten zu sein.

Mindestens ebenso schlimm als die Unsicherheit von Personen und Eigenthum, über welche während der Regierungszeit Peters II. in Livland vielfach geklagt wurde, waren das Schwanken der öffentlichen Rechtszustände und der stete Wechsel der in den maßgebenden Regierungskreisen herrschenden Einflüsse. Da der Kaiser fast beständig in Moskau residirte, zogen sich allmählich alle wichtigeren Reichsbehörden in die altrussische Hauptstadt, in welcher seit dem Sturz Menschikows die Dolgoruki's fast unumschränkt herrschten. Die Ritterschaft war genöthigt, in Moskau einen beständigen Geschäftsträger in der Person des Capitains Pauli zu halten, um wenigstens einige Kunde von den Vorgängen an höchster Stelle zu erhalten und in

„Landessachen" vigiliren zu lassen; da die 50 Thaler monatlich, welche der Capitain neben „dem adligen Prädicat Wohlgeboren" in Anspruch nahm, nur mit Mühe aufgebracht werden konnten, verband man sich mit Estland zu gemeinsamer Salarirung dieses Geschäftsmanns. Die Alleinherrschaft des geheimen Conseils, der die Person des Monarchen von den übrigen Autoritäten möglichst abzuschneiden suchte, öffnete Intriguen und Umtrieben aller Art Thor und Thür. 1728 hatte der Gouverneur Tschernyschew nachtheilige Gerüchte über die Livländer ausgestreut, 1729 meldete Pauli, der „böse Brömsen" sei nach Moskau gekommen „um die Einziehung aller in weiblichen Händen befindlicher Mannlehen zu bewirken" und werde dabei von dem Fiskal Herms unterstützt, der gegen Stadt und Land allerlei Klagen vorbringe, mit dem General-Auditeur Emme in Verbindung stehe und den Livländern Schuld gebe Pasquille gegen die Regierung zu schreiben; 1730 konnte zwar gemeldet werden, der Cabinetsminister Jaguschinski habe diesen Calumnianten abgewiesen, dafür aber war ein gewisser Beenke aufgetaucht, der gleichfalls auf bösen Wegen ging. Ein vom Jahre 1729 datirtes Dankschreiben des Landraths-Collegiums an den Grafen Ostermann und die Fürsten Dmitri Galizyn und Wassili Lukitsch Dolgoruki (den bekannten Führer der Conseils-Partei, welcher später die Kaiserin Anna zur Unterschrift der ihre Souverainität beschränkenden Artikel bewog) beweist, daß diese Herren sich der livländischen Sachen angenommen und die Verleumder zur Ruhe gebracht hatten.

Für Livland wie für das gesammte russische Reich trat mit dem Jahre 1730 eine wichtige Krisis ein, welche die Wirren in den vom Parteiwesen zerrissenen Regierungskreisen wenigstens vorläufig zum Abschluß brachte. Am 19. war Kaiser Peter II. zehn Tage vor seiner beabsichtigten Vermählung mit der Fürstin Dolgoruki nach kurzer Krankheit an den Blattern verstorben; das geheime Conseil hatte auf Vorschlag des Großkanzlers Golowkin die Herzogin-Wittwe von Kurland Anna Iwanowna auf den Kaiserthron berufen. Am 25. desselben Monats trafen drei Mitglieder des Conseils Wassili Lukitsch Dolgoruki, Michail Galizyn und Michail Leontjew in Riga ein, um sofort nach Mitau weiter zu reisen und Anna zur Annahme der Bedingungen zu bewegen, welche das Conseil ihr gemacht hatte. Erst nachdem dies geschehen, reiste die neue Kaiserin über Riga (wo sie am neunundzwanzigsten Januar eintraf und feierlich empfangen wurde) nach Moskau, hier erschien jenes Manifest vom 4. Februar 1730, durch welches allem Volk bekannt gemacht wurde, „daß nach

einhelligem Schluß und sämmtlicher Einstimmung der russischen Nation aus dem kaiserlichen Geblüte die Großfrau Anna Iwanowna, des großen Herrn und Zaren Iwan Alexejewitsch Tochter und des hochseligen Kaisers Muhme, zum russisch-kaiserlichen Thron erkoren worden sei." Kaum vier Wochen später hatte das Conseil seine Rolle ausgespielt, die Kaiserin ihr berühmtes „Такъ ты меня обманулъ князь Василій Лукичъ" gesprochen und die Mitauer „Punkte" zerrissen. Der Einfluß der Dolgoruki und der von diesen geleiteten aristokratischen Partei war vernichtet, — Ernst Johann Biron stand an der Spitze der Geschäfte.

Einer vielfach verbreiteten, namentlich von russischen Schriftstellern oft wiederholten Anschauung gemäß, soll die Zeit der Kaiserin Anna und ihres mächtigen Günstlings der Höhepunkt deutsch-livländischen Einflusses in Petersburg gewesen sein. Allerdings wissen wir, daß eine große Zahl livländischer Familien, namentlich die Löwenwoldes und Mengdens zu des späteren Herzogs von Kurland intimstem Kreise gehörte, aber ein Blick in die Landtagsacten der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts genügt zu der Ueberzeugung, daß das Land von diesen Verbindungen nur sehr zweifelhaften Vortheil hatte. Wohl war es ein livländischer Landrath, der spätere Oberstallmeister, General-Adjutant und Graf Löwenwolde gewesen, der zu der Staatsveränderung vom 28. Februar wesentlich beigetragen hatte, wohl ließ das Land sich „am Füglichsten" durch diesen einflußreichen Mann bei der Krönung Anna's vertreten, von einem Fortgang der Geschäfte aber, auf welchem es der Ritterschaft am Meisten ankam (Codification des Landrechts, Entscheidung wegen des adligen Vorzugsrechts bei den publiken Arrenden, Regelung der Vorschriften über den Branntweinbrand) war nicht die Rede. Löwenwolde scheint die Vertretung Livlands von Hause aus als Last angesehen zu haben; schon zur Krönung ließ er andere Deputirte nachkommen (die reichlich „Apfelsines und Citrons") mitbringen mußten) und sie die Hauptlast der Geschäfte tragen. Immer wieder berichteten diese, daß die Landesaffairen wegen Lustbarkeiten bei Hof und Abneigung Löwenwoldes in Stocken geriethen. Erst im September 1730 traf die gewünschte Concession zur Abhaltung eines Landtags ein und aus den Verhandlungen desselben ersieht man, daß der Herr Mitbruder für die wichtigsten Wünsche und Beschwerden seiner Landsleute nichts gethan hatte und daß die wichtigeren Sachen nicht durch ihn, sondern durch den am 23. Mai zum General-Gouverneur ernannten Grafen Peter de Lacy betrieben wurden. Die ritterschaftlichen Desiderien von

1730 sind genau dieselben, die im Jahre 1727 zur Sprache gebracht worden waren. Die zur Erhaltung der kirchlichen Gebäude versprochenen 1200 Thaler jährlich sollten allendlich von der publiken Kasse ausgezahlt und mit einiger Regelmäßigkeit distribuirt, die Visitationen regelmäßig abgehalten, die Behörden dazu angehalten werden, die bezüglichen Beschlüsse in Ausführung zu bringen und zu überwachen. Ferner wurde die Oberverwaltung ersucht, den Polizeibehörden größere Strenge gegen die Unordnungen zur Pflicht zu machen, welche noch immer in Stadt und Land vorkämen; namentlich den Unordnungen und Diebereien auf den Poststationen sollte ernstlich gesteuert, auch darüber gewacht werden, daß nicht jeder Bauer seinen Branntwein selbst brenne; desgleichen sollte das übermäßige Branntweinbrennen in Pastoraten und kleinen Dörfern überwacht und eingeschränkt werden. Namentlich sollten ihn die Prediger nicht, wie bisher mehrfach und namentlich im Dörptschen Kreise vorgekommen, im Großen betreiben und dazu Korn aufkaufen dürfen, sondern sich auf die Production des „Hausbedarfs" beschränken. Dieser Beschluß erhielt die obrigkeitliche Bestätigung und wurde mit vieler Strenge zur Ausführung gebracht, z. B. alle Kessel und Fässer branntweinbrennender Bauern, die nicht zu einem bestimmten Termin eingeliefert waren, confiscirt.

Was sonst auf diesem Landtage verhandelt worden, macht einen wenig erquicklichen Eindruck und zeugt dafür, daß die vollständige Wiederaufrichtung des Landesstaats und eine genau festgestellte Ordnung in Justiz und Verwaltung noch immer zu den frommen Wünschen gehörte. Das Landraths-Collegium und die Deputirtenkammer fungirten bereits regelmäßig als engerer Ausschuß des Landtags, aber die Art und Weise ihrer Zusammensetzung war so bestritten, daß nur um der „Harmonie" willen darin gewilligt wurde, daß auch der Pernausche Kreis Landräthe wählte. Mit dem Ober-Consistorium und den Landgerichten stritt die Ritterschaft darüber, ob diese Behörden sich selbst zu ergänzen hätten oder durch Landtagswahlen zu besetzen seien, und da man sich nicht definitiv verständigen konnte, wurde die Entscheidung des Justiz-Collegiums angerufen, ad interim aber mit jenen Behörden ein „Concordat" über gemeinschaftliche Besetzung der Vacanzen abgeschlossen; die Ritterschaft bezeichnete als ihren besondern Wunsch, daß vier Landräthe den Hofgerichts-Sitzungen beiwohnen sollten. Gleichzeitig lagen Streitigkeiten mit der Stadt Riga, dem General-Directeur der (Domainen-) Oeconomie v. Fölkersahm und — dem neuen General-Gouverneur vor, der ein vollständiges Verzeichniß aller

Landtagsvorlagen verlangte und darauf hingewiesen werden mußte, daß die Interna der Ritterschaft diese allein angingen und bloß Regierungspropositionen und auf diese bezügliche Beschlüsse sein Ressort tangirten. Mit dem General-Directeur haderte man darüber, ob dieser oder die Oberkirchenvorsteher die für Kirchenbauten ausgesetzten 1200 Thaler zu vertheilen habe, und obgleich die betreffende Summe, wie wir wissen, noch gar nicht ausgezahlt war, kam es noch zu harten „Disputis" über diese Materie. Am zahlreichsten und hartnäckigsten waren, wie immer, so auch dieses Mal die Streitigkeiten mit der Stadt Riga. Der alte Kampf darüber, ob die Stadt nur ihrer Güter wegen oder als besonderer Landstand auf dem Landtage vertreten sei und ob sie an den Wahlen zu „Landeschargen" theilzunehmen habe, wurde auf's Neue aufgenommen. Nachdem die Städter ihr gutes Recht durch Documente nachgewiesen hatten, ließ man sie zu und gelobte man sich gegenseitig gute Justice und Harmonie. Wie wenig diese Versprechungen gehalten wurden, beweist die auf demselben Landtage zur Sprache gebrachte lange Reihe von wirthschaftlichen Differenzen, welche für die national-ökonomischen Begriffe der Zeit höchst charakteristisch sind: der Adel verlangte, daß den Rigaer Bauern untersagt werde, ihr Malz ferner aus Pommern zu beziehen, daß kein Bürger ohne besondere Concession Branntwein brenne, „zumal solches in den Vorstädten feuersgefährlich sei" — dagegen sollte dem Adel unverwehrt sein, directe Einkäufe von den Schiffern zu machen, was den übrigen Landeskindern verboten war. Da man sich über diese Punkte nicht verständigen konnte, sollte höhere Entscheidung nachgesucht, d. h. einem verderblichen Spiel von Intriguen und Gegenintriguen Thür und Thor geöffnet werden, das trotz aller Mahnungen Birons und Löwenwoldes, Frieden zu halten, noch viele Jahre sein Wesen trieb und den Credit der livländischen Stände langsam aber sicher aufrieb. Auf demselben Landtage kamen endlich noch zwei Angelegenheiten wichtigerer und würdigerer Art zur Berathung: die Codification des Landrechts, zu welcher durch die Wahl einer besonderen Commission ein kräftiger, wenn auch schließlich erfolglos gebliebener Anlauf genommen wurde, und die Errichtung von Schulen zu Riga und Dorpat.*) Bei dem mit Hülfe durch die Pröpste

*) Von der auf demselben Landtage niedergesetzten Commission zur Zusammenstellung einer livländischen Adelsmatrikel wird bei einer späteren Gelegenheit ausführlich die Rede sein. Die Eröffnung beider Commissionen wurde dem Lande durch ein Patent des General-Gouvernements vom December 1730 angekündigt.

„colligirter" Gelder neu errichteten Rigaer Lycäo (das 1731 bereits fünf Lehrer besaß), sollte eine Anstalt zur „Logirung der adligen Jugend" begründet werden; da es aber unmöglich sei, in diesen schwierigen Zeiten alle adlige und unadlige Jugend in dem entfernten Riga zu erziehen und doch die Nothwendigkeit vorlag, dieselben wenigstens „in principiis" zu unterweisen, willigte der Landtag darin, gemeinsam mit dem Dorpater Rath und dem dortigen Statthalter von Strömfeldt eine Schule in der Embachstadt zu errichten. Wie wir aus Gadebuschs Jahrbüchern wissen, kam dieses Project trotz des Eifers, den Strömfeldt für dasselbe zeigte, und trotz der entgegenkommenden Haltung des Dorpater Raths nicht zur Ausführung. Im Herbst 1732 erklärte der residirende Landrath, daß der Adel mit dem Schulbau zu Dorpat nichts weiter zu thun haben wolle, weil der Ritterschaft keine Theilnahme an der Schulverwaltung eingeräumt worden sei; das Landraths-Collegium müsse vielmehr den vollen Ersatz der zu diesem Bau gelieferten Materialien verlangen und werde denselben im Weigerungsfalle executivisch beitreiben lassen. Der Rath erklärte, daß er diesen Ersatz um so weniger leisten werde, als die bezüglichen Materialien ohne seine Bitte und ohne die Verlautbarung von Bedingungen über die Schulverwaltung freiwillig angeführt worden seien; wenn der Adel in Ansehung dieses Baus und der Erhaltung der Schule ein Drittheil der Unkosten zu tragen erbötig sei, werde die Stadt keinen Anstand nehmen, ihm Theilnahme an der Schulverwaltung einzuräumen, vielmehr selbst darum suppliciren, daß solches Recht der Ritterschaft „zu wachse". Trotz dieser versöhnlichen Antwort beharrte der Adel bei seiner Zurückhaltung; die Schule (zu welcher die Priesterschaft 56 Thaler Alberts, 57 Weissen (sic) und 17 Rbl. 33 Kop. contribuirt hatte) wurde von dem General-Superintendenten Bruningk organisirt und zählte schon am Schluß des Jahres 1732 nicht weniger als 20 Schüler — man hatte sich ohne die Ritterschaft zu behelfen gewußt. — Zum Schluß kamen die auf allen Landtagen des vorigen Jahrhunderts unvermeidlichen Steuer- und Postsachen und die durch dieselben bewirkten erhöhten Lasten wieder zur Sprache. Es ist bereits erwähnt worden, daß seit der Uebersiedelung des Kaisers Peter nach Moskau neben der Petersburger eine zweite Poststraße nach Pleskau angelegt worden war. 1730 wurde beschlossen, die neue Straße zunächst mit Stationen zu 12 Pferden einzurichten, man ließ gleichzeitig den Wunsch durchblicken, die Stationen der Dorpat-Petersburger Straße eingehen zu lassen, mußte von demselben aber Abstand nehmen, da nicht

entſchieden war, ob die Kaiſerin nicht nach Petersburg zurückkehren werde; um die Laſt der Stationsbauten wenigſtens zu erleichtern, machte man den Verſuch, die Erbauung und Erhaltung der Dorpater Station der ſtädtiſchen Commune zuzuwälzen — ein Unternehmen das zu langjährigen Proceſſen mit dem Rath der Stadt Dorpat führte, der u. A. geltend machte, daß die Erhaltung der Dorpater Poſtirung an 400 Rubel jährlich koſte, während die Einnahme ſich im günſtigſten Falle auf 170 Rubel, bei Anweſenheit Ihrer Majeſtät in Moskau auf bloße 70 Rubel ſtelle! — Ferner wurde von mehreren Landtagsgliedern darüber Klage geführt, daß für „Discretions“ und „Douceurs“ an höhere und niedere Beamte unverhältnißmäßig große Summen aus der Ritterkaſſe verausgabt worden ſeien; künftig ſei in dieſer Beziehung größeres Ménagement zu beobachten und darauf zu ſehen, daß dergleichen Bewilligungen nicht wie bisher von den Deputirten, ſondern von dem Landmarſchall und den Landräthen ausgeſprochen werden ſollten. Endlich wurde beſchloſſen, die Regierung zu erſuchen, daß dieſelbe ihrerſeits etwas zur Erhaltung der „Carcera“ und des Nachrichters thue, „die gegenwärtig nur von denen bezahlt würden, die ſie benutzten“. Aus gleichzeitigen Dorpater Rathsprotocollen iſt zu erſehen, daß die Stadt Riga einen Nachrichter in Dienſt hatte, den die Regierung auf desfallſige Requiſition und gegen Erſtattung der taxmäßigen Koſten ſolchen Autoritäten und Communen borgte, welche nicht im Stande waren, dieſen koſtbaren Luxusbeamten für ſich anzuſchaffen. Für „Enthaupten und den Körper auf's Rad legen“ wurden 8 Rthlr. Alberts gezahlt, über die „Verpflegung“ mußte ein beſonderes Uebereinkommen zwiſchen der requirirenden Behörde und dem Henker getroffen werden.

Erquicklicher wie dieſe Landtagsverhandlungen von 1730 ſind die denſelben vorhergegangenen Beſprechungen des Landraths-Collegiums mit dem General-Superintendenten über Kirchen- und Schulſachen. Wir erfahren aus denſelben, daß nachdem die lettiſche Ueberſetzung des Neuen Teſtaments „zu großem Segen“ erſchienen und raſch verbreitet worden, die Herausgabe eines lettiſchen Alten Teſtaments für nöthig befunden worden; man beſchloß einen „Buchführer“ zur Ausführung dieſes Unternehmens willig zu machen und falls dieſer deprecirte, auf andere Mittel zu ſinnen. Ferner beantragte der General-Superintendent Maßnahmen dafür, daß die publiken Bauern adſtringirt würden, wie zu ſchwediſcher Zeit die geſetzlichen Leiſtungen an die Schulmeiſter zu präſtiren; daß ſolche wieder vorhanden waren, beweiſt an und für ſich einen wichtigen Fortſchritt gegen die

früheren Landtage, wo die Wünsche für Beschaffung von Predigern und Lehrern in das Gebiet der pia desideria gehörten. Es wurde ferner festgestellt, daß die Kirchenvisitationen mindestens alle drei Jahre wiederkehren sollten und daß die Bestimmungen über die Trauerzeit nicht auf die Bauern ausgedehnt, die Dauer derselben vielmehr in jedem einzelnen Falle von Prediger und Kirchenvorsteher festgesetzt werden sollte. Wie groß die allgemeine Armuth noch immer war, geht aus einer den auf diese Berathung bezüglichen Aufzeichnungen angehängten Notiz hervor: ritterschaftlicherseits wurde darüber geklagt, daß die letzte General-Kirchenvisitation die Bestimmung getroffen habe, die „deutschen Leute" auf dem flachen Lande sollten dem Prediger je einen Thaler jährlich zahlen.

Sieben Jahre vergingen nach dem Schluß dieses Landtags ohne daß die hohen Gönner und Landsleute, welche man am Kaiserhof besaß, auch nur bewogen werden konnten, die Erlaubniß zur Abhaltung einer neuen Versammlung zu erwirken. 1732 traf eine Anfrage des Justiz-Collegiums darüber ein, aus welchen Gründen livländische Landtage überhaupt abgehalten würden und wer das Recht habe, die Initiative zu denselben zu ergreifen; 1734 bat das Landraths-Collegium (das diese plötzliche Infragestellung aller Rechte besonders vorsichtig gemacht zu haben scheint) den General-Directeur v. Fölkersahm, zu sondiren, ob Aussicht auf Bewilligung eines neuen Landtages vorhanden sei; die Antwort erfolgte erst im folgenden Jahre und deutete an, daß erst „an Hof" berichtet werden müsse. Darüber verging nicht nur das Jahr 1735, sondern auch das Jahr 1736, erst im Februar 1737 trat der Landtag wieder zusammen: nicht Biron und nicht Löwenwolde, sondern dem Vice-Gouverneur v. Bismark war (wie die Eröffnungsrede besonders hervorhob) die „Procuration" der Erlaubniß zu dieser Versammlung zu danken gewesen. Trotz aller Opfer und Anstrengungen, die man in dieser Zeit aufgewandt hatte, um den Wünschen der Biron, Löwenwolde u. s. w. bis ins Kleinste gerecht zu werden, war von diesen Männern, welche für die unbeschränkten Beherrscher der Situation und ihren Gegnern obendrein für einseitige und parteiische Förderer des deutschen Elements galten, weniger für Erfüllung der Landeswünsche und Landesbedürfnisse geschehen als zu irgend einer anderen Zeit. Man braucht nur die Umrisse der damals zwischen Riga und Petersburg gepflogenen Verhandlungen zu kennen, um sich sagen zu müssen, daß der Glaube an die Allgewalt des baltischen Adels zu den Zeiten Anna's nur auf einer fable convenue beruht und die Situation höchstens im Interesse

einzelner Personen, aber durchaus nicht zum Vortheil der Sachen ausgebeutet worden ist. Biron, der schon 1730 in die livländische Adelsmatrikel aufgenommen worden, nach seiner Ernennung zum Grafen, Oberkammerherrn und Besitzer der Güter Schloß Wenden und Freudenberg noch besonders „gratulirt" worden war, scheint ebenso wenig Neigung für Förderung der uns bekannten livländischen Desiderien gehabt zu haben, wie sein Freund der Oberstallmeister und Landrath Löwenwolde, der grade damals in höchster Gunst stand und bei dessen Bruder Capitain Pauli, wie er ausdrücklich berichtet, im Jahre 1731 gespeist hatte. Schon 1728 hatte Estland an höchster Stelle das alte Desiderium, wegen Errichtung eines besonderen höchsten Gerichtshofs für Liv- und Estland in Erinnerung gebracht und den Capitain Pauli beauftragt, diese wichtige Angelegenheit nach Kräften zu betreiben; 1730 wurde sie auf's Neue zur Sprache gebracht und dem Grafen Löwenwolde eine bezügliche Supplik zur Ueberreichung an maßgebender Stelle behändigt. Der Graf erklärte die Sache für „höchst bedenklich", versprach aber die Besorgung der Supplik; aus einem zu Ende desselben Jahres abgefaßten Bericht erfahren wir indessen, daß die Ueberreichung auf Anrathen des Herrn Grafen unterblieben sei. Zwei Jahre später ging der Landrath Baron Ungern-Sternberg nach Petersburg (wohin die Kaiserin Ende des Jahres 1731 übergesiedelt war) um diese Angelegenheit, sowie die Bestätigung der in weibliche Hände gerathenen Mannlehen, die Klagen über den Landhandel und verschiedene Differenzen wegen der „fahrenden Post" zu ordnen; wie wir aus einer einschläglichen Notiz ersehen, sollte er die Sachen bei Löwenwolde in Anregung bringen, diesem aber, von dessen Einfluß man sich goldene Berge versprach, die Hauptsachen überlassen. Statt dessen geht Löwenwolde nach Deutschland und bleiben alle Geschäfte liegen; Landrath Ungern, dem die Tribunalsangelegenheit besonders am Herzen lag, erregte Birons „Unzufriedenheit" und war dadurch in seiner Thätigkeit auf's Peinlichste eingeengt, Löwenwolde, dem wahrscheinlich wegen seiner Lässigkeit sanfte Vorwürfe gemacht worden waren, drohte damit seinen Abschied als Landrath zu nehmen. Ebenso erfolglos waren die Verhandlungen, welche in Sachen des Tribunals mit dem Präsidenten des Justiz-Collegiums v. Keyserlingk angeknüpft wurden; 1732 erklärte derselbe, persönlich für dieses Project zu sein, aber wenig Hoffnung für Verlegung eines solchen Gerichtshofs in die Provinzen zu haben (Dorpat war in Vorschlag gebracht worden), so lange der Hof in Petersburg weile;

1733 meldete Ungern, „daß wenn die Cagirung der Tribunalsglieder aus dem Publico geschehen solle, die Ritterschaft von dem Recht, solche Membra selbst zu wählen, Abstand nehmen müsse." Ebenso unglücklich war es mit den Verhandlungen über die übrigen von der Ritterschaft ausgesprochenen Wünsche gegangen; die Berichte Pauli's und des Landraths Ungern-Sternberg erwähnen immer nur, daß die „Affairen" in Stocken gerathen seien und daß die Gönner, auf welche man gerechnet habe, mißlaunig und unzugänglich seien. Löwenwolde erklärt zu drei verschiedenen Malen (1731, 1732 und 1733) daß er sich in Landesangelegenheiten nicht mehr mischen und das Landrathsamt aufgeben wolle — ein Mal weil er nach Deutschland reisen müsse, ein anderes Mal, weil er als Ambassadeur nach Polen abzugehen gedenke, ein drittes Mal ohne Angabe besonderer Gründe. Biron, dessen Unzufriedenheit mit Ungern bereits erwähnt wurde, giebt sein Mißvergnügen über die ihm zugemutheten Belästigungen bei jeder Gelegenheit kund: ein Schreiben wegen Anerkennung des adligen Vorzugsrechts bei publiken Arrenden nimmt er „ungünstig" auf, bei den Klagen gegen die Stadt Riga räth er im Allgemeinen zum Frieden, in Sachen der Codification des Landrechts und des Obertribunals sind gar keine Spuren seiner Thätigkeit zu entdecken.

In Livland scheint man die Hauptschuld an dem Mißlingen aller dieser Versuche zur Förderung der Landesangelegenheiten in dem Ungeschick des Unterhändlers Capitain Pauli gesehen zu haben, der 1732 entlassen wurde. Sein Nachfolger Justizassessor v. Hagemeister, der 1733 mit einem Jahresgehalt von 450 Thaler angestellt und mit Recommandationen an Schaffirow, Biron, Ostermann, den Oberprokureur Maslow, den Grafen Golowkin, Geheimrath Naryschkin u. s. w. reichlich ausgestattet wurde, war indessen nicht glücklicher als sein Vorgänger. Aus seinen Berichten erfahren wir wohl, daß er im Januar 1734 bei Münnich, Ostermann und Löwenwolde Neujahrsgratulationen abgestattet und alles Mögliche gethan hatte, um die Petita wegen des Branntwein- und Landhandels zu fördern und die Zahl der unentgeltlich zu liefernden Dragonerpferde zu mindern — von entscheidenden Resultaten ist aber nichts zu verspüren. Anno 1735 meldet derselbe Geschäftsträger, daß nach geschehener Verstärkung des Justiz-Collegiums wenig Aussicht vorhanden sei, die Errichtung des Obertribunals durchzusetzen; dagegen schlägt er vor „zu gewissen Zeiten Lächse und Häringe als kleine Präsenter für geneigte Gemüther" an ihn zu senden und zu diesem Behuf etwa 200 Thaler jährlich auszusetzen — ein Ver-

langen dem nicht entsprochen werden kann, bevor der Landtag seinen Consensus gegeben. Im folgenden Jahr muß Herr v. Hagemeister, dem es an Umsicht und Eifer für Erfüllung seiner Obliegenheiten keineswegs gefehlt zu haben scheint, einem ihm gewordenen Wink gemäß, seine Stellung aufgeben, da dieselbe für mit den Pflichten eines Justizassessors unvereinbar gilt; es kann uns nicht wundern, daß man unter dem Eindruck der gemachten schlechten Erfahrungen und angesichts der Unmöglichkeit, gegen die ablehnende Haltung der „Gönner" irgend etwas zu erreichen, zunächst keinen neuen Mandatar anstellte und damit wenigstens die überflüssigen Kosten, die derselbe verursacht hatte, sparte — ein Vortheil der bei der schwierigen öconomischen Lage des Landes keineswegs zu verachten war. Wirkliche Erfolge hatte man nur erzielt, in so weit es die Niederschlagung verschiedener Kabalen galt, welche geschmiedet worden waren, um die Loyalität der Livländer zu verdächtigen. Des Fiskals Herms und dessen Abweisung durch Jaguschinski*) ist bereits Erwähnung geschehen; noch erfolgreicher waren die Remonstrationen der Ritterschaft gegen den intriguanten Kämmerir Beenke gewesen, der, wie wir wissen, schlechte Gerüchte über Stadt und Land ausgestreut und namentlich den General-Directeur der Oeconomie, Vice-Präsidenten des Hofgerichts und Landrath v. Fölkersahm böswillig verdächtigt hatte. Das Landraths-Collegium veranlaßte den General-Gouverneur eine besondere Commission zur Untersuchung dieser Calumnien niederzusetzen und Herr Beenke wurde nicht nur zum Revociren seiner falschen Angaben, sondern auch zum Verlust der Ehre „Schlagen auf's Maul" und dreijähriger publiker Arbeit condemnirt. Ob dieses Urtheil an ihm zur wohlverdienten Strafe und Anderen zum abschreckenden Exempel in Ausführung gebracht worden, läßt sich leider aus den mir vorliegenden Excerpten nicht ersehen. Wenig später war es die Presse, welche die Ritterschafs-Repräsentation in Ungelegenheiten brachte: im Jahre 1730 hatte ein Artikel der „Preußischen Fama" behauptet, weil des Landes Privilegien über den Haufen geworfen worden, verkauften viele von der livländischen Noblesse ihre Güter um nach Schweden zu ziehen. Die Ritterschaft, welche von diesem „Gerücht" üble Folgen

*) Der Cabinetsminister Graf Jaguschinski stand bei der Kaiserin Anna in besonders hohem Ansehen, weil er sich nach dem Tode Peters II. den Bestrebungen des geheimen Conseils widersetzt, gegen die Beschränkung der kaiserlichen Gewalt protestirt und dafür zeitweise Gefangenschaft geduldet hatte

fürchtete, wandte sich mit einer Beschwerde an den General-Gouverneur Grafen de Lascy, während der mehrerwähnte Herr v. Fölkersahm direct an den Grafen Ostermann schrieb; Ostermann legte die Sache dem Senat vor und dieser requirirte den preußischen Gesandten um „geeignete Remedur" und Bestrafung des „Gazettier" herbeizuführen. Derselbe Fall trat — wie wir gleich hier erwähnen wollen — am Ende der dreißiger Jahre noch einmal ein. Die Hamburger Zeitung hatte gelegentlich berichtet, viele vom livländischen Adel seien wegen einer Verschwörung und „wider Ihro Majestät geführter Correspondance" zu Inquisition und Verhör gezogen worden. Der Vice-Gouverneur General v. Bismark, dessen Intervention von Seiten der Ritterschaft in Anspruch genommen worden war, fragte bei Biron an, wie man sich zu verhalten habe, um dieser Verleumdung in wirksamer Weise zu begegnen. Biron erwiderte, die Ritterschaft habe sich in dieser Sache um so weniger zu moviren, als „die Zeitungsschreiber sich auch gegen Ihro Majestät ungeziemender Freiheit bedienten".

Bevor wir auf die Verhandlungen desjenigen Landtags näher eingehen, dem der Bericht über die Erfolglosigkeit der meisten in den Jahren 1730 bis 1737 gepflogenen Verhandlungen vorgelegt werden mußte, sei in Kürze gewisser auf die Landesgeschichte bezüglicher Ereignisse dieses Zeitraums gedacht, welche außerhalb der ritterschaftlichen Interessen lagen und über welche Gadebusch, der treue Chronist von Dorpat, uns Bericht erstattet. Seine Aufzeichnungen haben bekanntlich das Dorpater Rathsarchiv zur Hauptquelle, Dorpater Interessen zu ihrem Hauptgegenstande. Nur in Bezug auf diese Gegenstände, nicht aber auf den Geist, in dem man handelte, zeigt sich ein Unterschied zwischen ritterschaftlichen und bürgerlich-städtischen Bestrebungen jener Zeit und der moderne Liberale, der die einen und die andern Zeugnisse in der Absicht zur Hand nähme, über den Adel ein Strafgericht zu halten und das bessere Recht und die größere Einsicht des livländischen Bürgerthums im philosophischen Jahrhundert nachzuweisen, würde sich, auch wenn er noch so energischer Adelsfeind wäre, nach irgend gewissenhafter Beschäftigung mit diesen Materien sagen müssen, daß Spießbürgerthum und engherzige Beschränktheit in kleinlichen Standesinteressen nirgend reichlicher gefunden werden als bei diesem „tiers-état". Mag man Gadebuschs Berichte aufschlagen wo man wolle, über Zunfthändel, Privilegienstreitigkeiten, Processe und Vorrechte von zweifelhaftestem Werth und national-ökonomische Bornirtheiten, die denen des Adels nichts

nachgaben, kommt man in dieser Bürgerchronik nicht hinaus: nirgend findet sich auch nur bei den leitenden Personen der civitas Dorpatensis eine Spur von Verständniß für die wahre Lage, die wirklichen Bedürfnisse des Landes, nirgend ein Anlauf zur Bethätigung und Geltendmachung der Gesammtinteressen des Landes. Die Mehrzahl der sauer erworbenen Thaler, welche sich im Säckel der noch immer bedrängten Stadt vorfinden, wird für Privilegienbestätigungen und Processe verausgabt; obgleich der Rigasche Rathsherr Caspari, der 1730 im Auftrage seiner Commune nach Moskau gegangen war, die Vertretung Dorpats aus bloßem Patriotismus übernommen und ohne jede Entschädigung in aufopferndster Weise betrieben hatte, kostete allein die Bestätigung der Stadtprivilegien durch die Kaiserin Anna 250 Thaler, eine für jene Zeit und namentlich für die verarmte Stadt Dorpat sehr bedeutende Summe. Noch ungleich größer waren die Summen, welche Corporationen und Private für Processe und Händel verausgabten, in welchen es sich in der Regel um Vorzüge und Privilegien von bloß eingebildetem oder doch nur sehr zweifelhaftem Werth handelte. Besonders drastisch tritt der Widersinn der spießbürgerlichen Anschauungen jener Zeit in all' den Fällen hervor, wo es sich bei diesen Processen um Fragen des wirthschaftlichen Lebens und bürgerlichen Erwerbes handelt. Wenn ein Pernauscher Fleischer in der Umgegend von Dorpat ein Paar Ochsen oder Kühe kauft, wenn ein Dorpater Hutmacher das Vitriol, dessen er in seinem Geschäft bedarf, direct aus Riga kommen läßt, oder ein angereister Russe einige Pfund türkischen Tabaks in Dorpat losschlägt, oder aber ein russischer Kaufmann, der nur zum Handel mit Kurzwaaren berechtigt ist, einige Fuder Gerste oder Roggen aufkauft, so entbrennt sofort ein Rechtshandel, der ganz abgesehen von der Zweifelhaftigkeit seines Ausgangs zehnmal mehr Geld kostet, als das betreffende Object werth ist. So allgemein ist aber der Glaube an den hohen Werth des alten Zunft- und Schragenzopfes, daß selbst Vertreter der gebildeten Stände jeden Augenblick bereit sind, um ihrer Zunftrechte oder Ehren-Prärogative willen unter einander Händel anzufangen, und daß selbst unser ehrlicher Gadebusch diese würdelosen Händel völlig in der Ordnung findet. Am häufigsten sind es die Prediger, welche gegen benachbarte Amtsbrüder oder auch gegen ihre Küster wegen derartiger Eingriffe klagbar werden und dieselben als Bönhasen verfolgen. Vollends ekelhaft sind diese Händel, wo es sich um bloße Ehrenrechte, namentlich um den Vortritt bei Gevatterschaften handelt, und es kann kaum zweifelhaft erscheinen,

daß die bei dem Petersburger Justiz-Collegium geführten Streitigkeiten dieser Art wesentlich dazu beigetragen haben, den höheren russischen Beamten eine häufig mit Verachtung gepaarte Abneigung gegen das historische Recht und die Privilegienwirthschaft der Livländer für alle Zeiten einzuprägen.

Wir haben, bevor wir auf die Landtagsgeschichte von 1737 übergehen, noch zweier wichtiger Ereignisse Erwähnung zu thun, welche in die Jahre 1736 und 1737 fallen. Im Herbst 1736 kam Graf Zinzendorf zum ersten Male nach Livland; er besuchte nach längerem Aufenthalte in Riga seinen Freund den Generallieutenant Baron Campenhausen in Orellen und die Generalin Hallart zu Wolmarshof, um sodann nach Reval zu gehen, wohin ihn die Pastoren Mickwitz, Vierort und Gutslef eingeladen hatten und wo er seine größten Triumphe feierte. Nach des Grafen eigenem Ausspruch hatte Reval allein ihn für seine ganze Reise nach Livland belohnt. Im Mai 1737 war der alte Herzog Ferdinand von Kurland zu Danzig, wo er ein halbes Menschenalter lange residirte, verstorben und mit ihm die Kettlersche Dynastie erloschen; schon wenige Wochen später wurde Ernst Johann Biron mit Uebergehung zweier anderer Candidaten, des Prinzen von Braunschweig-Bevern und des Landgrafen von Hessen-Homburg, zum Herzog von Kurland und Semgallen gewählt. Die Kaiserin hatte zwei Gesandte, den Kammerherrn von Buttlar und den Grafen Carl Hermann Keyserlink, Biron seinen Schwager, den livländischen Vicegouverneur Ludolf August von Bismark nach Mitau gesandt, um diese Angelegenheit zu betreiben und auf die zur Herzogswahl einberufene brüderliche Conferenz einzuwirken. Für Livland war diese Wahl von großer Wichtigkeit, weil sie Biron (der seine russische Oberkammerherrnwürde beibehielt) mit den baltischen Zuständen und Einrichtungen in directe Beziehung brachte und Alles, was geschah und nicht geschah, von dem Willen dieses Mächtigen allein abhängig machte.

Von dem Landtag von 1737, der im Februar dieses Jahres zusammentrat, übrigens nur kurze Zeit dauerte, wissen wir, daß er nur dadurch zu Stande kam, daß Herr von Bismark, Biron's Schwager, direct für das betreffende Gesuch des Landraths-Collegiums eintrat. Löwenwolde und die übrigen Mitbrüder, welche am kaiserlichen Hofe glänzten, waren auch dieses Mal angeblich darum angegangen worden, ihren Einfluß für die Geltendmachung des Landesrechts in die Wagschale zu werfen. Bei der Auf-

wartung, welche die Landtagslieder dem Vicegouverneur machten, dankte der Landmarschall von Buddenbrock Herrn von Bismark ausdrücklich für die „Grace", welche seine Excellenz der Ritterschaft bewiesen, indem sie diesen Landtag „zu procuriren die Gewogenheit gehabt". Was die Landtagsverhandlungen selbst anlangt, so drehten dieselben sich eigentlich nur um drei Punkte, aber diese waren wichtiger als Alles, was in den letzten Jahren auf dem Ritterhause zu Riga beschlossen worden, denn es handelte sich um eine gründlichere Reform des bäuerlichen Schulwesens, allendliche Zusammenstellung der Matrikel und die Annahme des sogenannten Budberg-Schrader'schen Landrechtsentwurfs. — Auf Bevorwortung des Landraths-Collegiums nahm die Ritterschaft ein von dem verdienten General-Superintendenten Fischer ausgearbeitetes Project über die Organisation der Bauernschulen an, durch welches für alle livländischen Güter die Anstellung von Schulmeistern und die Einrichtung von Gebietsschulen obligatorisch verordnet wurde. Wenngleich die Annahme nahe liegt, daß die Bestimmung noch lange auf dem Papiere blieb und nur allmählich und nur nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten und Hemmnisse praktisch durchgeführt wurde, so wird der Werth des Landtagsschlusses von 1737 dadurch noch nicht umgestoßen. Durch denselben war mindestens öffentlich anerkannt, daß der livländische Bauernstand einen gegründeten Anspruch auf Bildung und Unterricht aller seiner Glieder habe. Die Freunde der Schulsache, vor Allem die General-Superintendenten (an Stelle des 1736 angestellten Fischer trat 1745 bis 1770 J. A. Zimmermann) besaßen fortan eine feste Operationsbasis für ihre bildungsfreundlichen Bestrebungen. Die Zeit der wirklich praktischen Verwerthung dieses Beschlusses wäre sicher noch früher angebrochen, wenn nicht ein halbes Jahrhundert vergangen wäre, innerhalb welches keinerlei entscheidende Schritte für die politische Emancipation des Bauernstandes geschahen. Erst der freie Bauer war in der Lage, von der ihm ertheilten Bildung wirklichen Gebrauch zu machen, und eine langjährige Erfahrung hat uns gelehrt, daß der Bauernstand selbst den Werth dieser Bildung erst einzusehen vermocht hat, als dieselbe aufhörte ein isolirtes Geschenk zu sein, dessen Benutzung er sich vorschreiben lassen mußte. Daß 120 und mehr Jahre vergangen sind, bevor unsere Nationalen von sich aus den Bildungsbestrebungen der Geistlichkeit entgegenkamen, liefert den deutlichsten Beweis dafür, daß die Freiheit die nothwendige Vorbedingung für jedes auch nur annähernde Verständniß geistiger Güter jeder Art ist.

Die zweite Angelegenheit, welche den Landtag von 1737 beschäftigte, war der Abschluß der schon sieben Jahre früher begonnenen Arbeiten zur Feststellung der Adelsmatrikel. Auf Grund einer im August 1728 erhaltenen kaiserlichen Autorisation hatte ein von der Ritterschaft bewirktes Regierungs-Patent vom 17. November 1730 vorgeschrieben, daß Jedermann, der einen Anspruch auf das livländische Indigenat zu haben glaube, denselben im Laufe des Jahres 1731 geltend zu machen habe. Im Jahre 1733 war eine besondere Matrikel-Commission, an deren Spitze der Landrath de la Barre stand, zusammengetreten, um die Ansprüche der Candidaten zu prüfen. Ein Patent vom 6. Februar desselben Jahres giebt uns über die Grundsätze Aufschluß, welche für die Zugehörigkeit zum livländischen Adelsverbande maßgebend sein sollten. „Der Adel," heißt es a. a. O., „muß entweder durch wahre und unstreitige Notorietät oder richtige Adels- und Indigenats-Briefe oder durch Schenk-, Kauf- und andere Briefe darthun, zu welcher Zeit er in Liv- und Estland Erb- oder Lehngüter zu besitzen angefangen hat. Die jetzigen von der Familie müssen durch Stamm- und Ahnentafeln erweisen, wie sie mit den zuerst geadelten Personen verwandt sind oder von diesen abstammen." Da die bezüglichen Arbeiten noch immer nicht zum Abschluß gekommen waren, wurde 1737 unter Bestätigung der bisher befolgten Grundsätze ein neuer einjähriger Termin für die Anmeldungen ausgeschrieben. Obgleich die Bestätigung der Matrikel erst zehn Jahre später erfolgte und die Resultate der Commissionsarbeit in den Jahren 1742 und 1745 einer wesentlichen Umgestaltung unterzogen wurden, ist der Landtag von 1737 doch als derjenige anzusehen, der auf die Matrikel-Angelegenheit den nachhaltigsten Einfluß ausübte, denn aus den Recessen von 1742 und 1747 ist ersichtlich, daß die betreffenden Versammlungen wenig mehr thaten als auf die Ausführung der früheren Beschlüsse dringen. Es wird darum nahe liegen, schon an diesem Zeitpunkt in eine Prüfung der Gedanken einzutreten, welche die Errichtung einer besonderen Schranke zwischen Indigenen und Nichtindigenen herbeigeführt hatten.

Der Grundgedanke, welcher dem ganzen Werk zu Grunde lag, war offenbar die Absicht, den ursprünglich deutschen Charakter des livländischen Adelsverbandes zu erhalten und vor dem Eindrang fremder Elemente zu bewahren. Zieht man in Betracht, daß nach den Vorschriften der ursprünglichen, von Peter dem Großen selbst erlassenen Rangtabelle zu jener Zeit schon die Erwerbung der vierzehnten Rangklasse erbliche Adelsrechte

zur Folge hatte und daß dieſe Rangklaſſe eigentlich von Jedem erworben werden konnte, der überhaupt in den Civil- oder Militairdienſt des Staats trat, ſo wird man es begreiflich finden, daß die livländiſche Ritterſchaft den Wunſch hegte, von der zahlreichen Klaſſe dieſer homines novi unterſchieden zu werden. Wo der Eintritt in eine beliebige Kanzellei oder in ein Feldregiment den Erwerb der Adelsqualität zur faſt unmittelbaren Folge hatte, lag in der That nahe, daß der Begriff des Adels als einer den großen Grundbeſitz vertretenden Ariſtokratie vollkommen aufgehoben und in ſein Gegentheil verwandelt wurde. Blieben die neuen Edelleute, die von der Tradition des Landes nichts wußten und nicht ſelten auf einer ſehr niedrigen Stufe der Bildung ſtanden, den Gliedern der alten Geſchlechter gleichberechtigt, ſo mußte es um die ſociale und politiſche Stellung der Adelscorporation bald geſchehen ſein: wußte man doch aus eigener Anſchauung, wie ominös die Errichtung der büreaukratiſchen Rangleiter auf das Anſehen und die Stellung des ruſſiſchen Adels eingewirkt hatte. Unter dieſem Geſichtspunkt betrachtet, läßt ſich dem Auskunftsmittel, eine ſpecielle livländiſche Adelsmatrikel zu errichten, ein relatives Recht nicht abſprechen. Uns aber, die wir dieſe Matrikel als eine hundertundzwanzig Jahre alte Thatſache vor uns haben, wird es nahe liegen, auch den Revers der Medaille zu betrachten und die Frage aufzuwerfen, ob der 1737 gewählte Weg in der That der richtige und allein mögliche war und ob der Zuſtand, zu welchem derſelbe führte, nicht in der That noch unbequemer und gefährlicher geweſen iſt als das Uebel, welchem man entgehen wollte. Thatſache iſt nämlich, daß erſt nach Begründung der Matrikel jener feindliche Gegenſatz zwiſchen Indigenen und Nichtindigenen begonnen hat, der das öffentliche Leben unſeres Landes vergiftete und dem bereits früher entbrannten Kampf um das Güterbeſitzrecht neue, größere Proportionen gab. Wohl hatte es ſchon früher einer Art von Reception bedurft, um dem in Livland beſitzlichen Edelmann die ſogenannte Mitbruderſchaft zu ſichern — aber erſt die Matrikel zog, wie die geſchichtliche Betrachtung nachweiſt, zwiſchen beiden Kategorien von Edelleuten eine feindliche Schranke. Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts konnte jeder Edelmann, der in Livland heimiſch geworden war, darauf rechnen, als Mitbruder angeſehen zu werden, in den meiſten Fällen fand gar keine beſondere Aufnahme ſtatt, ſondern erfolgte der Uebergang aus einer Kategorie in die andere jedesmal ſtillſchweigend, wenn nicht beſondere Gründe obwalteten, aus denen die eine oder andere Perſönlichkeit den Gliedern

des Adels mißliebig war. Die Zugehörigkeit zur Ritterschaft konnte gleichsam durch Verjährung erworben werden, und es war im Grunde nur ein Gewohnheitsrecht, welches darüber entschied, wo das Indigenat begann und wo es aufhörte. Von Wichtigkeit war ferner, daß die peinliche Ceremonie einer Abstimmung darüber, ob Jemand Indigena sei oder nicht, wenigstens in der Regel wegfiel, und der fremde Edelmann, der in's Land kam, nicht von vornherein den peinlichen Eindruck empfing, seine Adelsqualität bedürfe einer besonderen, nur ausnahmsweise zu erlangenden Anerkennung. Aus einer längeren Reihe von Beispielen wissen wir, daß die Praxis bei den Richterwahlen des Landtags bis zur Errichtung der Matrikel eine höchst liberale war und daß ein rechtskundiger in Livland lebender Edelmann von gutem Ruf mit Sicherheit darauf rechnen konnte, als Mitbruder behandelt und verwandt zu werden; selbst bei Bürgerlichen drückte man, wenn sie wirklich gute Rechtskenntniß besaßen, gern ein Auge zu. Das Alles wurde nach Errichtung der Matrikel vollständig anders, die Ritterschaft fühlte sich nicht mehr als die mit dem großen Grundbesitz identische Corporation, sondern als der Inbegriff einer Anzahl adliger Familien, deren Interessen mit denen anderer Familien im nothwendigen Gegensatz stehen mußten. Es hörte jener in gewissem Sinne naive Zustand auf, welcher factisch keinen Unterschied zwischen den Begriffen „das Land" und „die Ritterschaft" kannte, ja es läßt sich behaupten, daß der wirklich tödtliche Haß, der die livländischen Stände während der nächsten hundert Jahre gegen einander aufrieb, nicht möglich gewesen war, so lange sich jeder Edelmann (auch der Rigasche Rathsherr, der sich durch das Privilegium der Königin Ulrike Elenore nobilitirt wußte) als künftigen nobilis livonus ansah, der nur Grundbesitz zu erwerben brauche, um vollberechtigt zu werden. Besonders verhängnißvoll wurde die Errichtung der Matrikel dadurch, daß sie den erst fünfundzwanzig Jahre früher entbrannten Streit über das Güterbesitzrecht in eine neue Phase brachte: dieses Recht wurde auf einen noch engeren Kreis von Landeskindern beschränkt, einen Kreis, der sich nur freiwillig abzuschließen brauchte, um den Besitz von Rittergütern zum Monopol eines halben oder ganzen Dutzends alter Familien zu machen. Eine fernere unheilvolle Folge der Einrichtung der Matrikel war die Ablösung und Entfremdung der übrigen Stände von den Landesinteressen. Das neue adlige Vollbürgerthum hielt ja immer noch an der alten Fiction fest, daß die Ritterschaft das gesammte flache Land repräsentire. Kein Wunder, daß die Nichtvollbürger, nachdem

sie durch die neugezogene Schranke von dem Genuß zahlreicher ihnen bis dazu eventuell zugänglicher Rechte in aller Form ausgeschlossen worden waren, keine Pflichten gegen das Land kannten, welches nur für seine erstgeborenen Söhne ein Herz zu haben schien. Von dem modernen auf das Interesse des gesammten Landes gerichteten Standpunkt aus, den heute die Mehrzahl aller Patrioten einnimmt, läßt sich behaupten, daß erst seit jener verhängnißvollen Maßregel der Vorwurf und die Gefahr möglich geworden, das sogenannte Landesinteresse sei ein bloß ritterschaftliches Interesse und dieses wiederum ein bloßes Familieninteresse. Sei darum die Frage verstattet, ob man Anno 1730 und 1737 nicht besser gethan hätte, die Zugehörigkeit zum livländischen Adelscorps einfach von den beiden Bedingungen des adligen Standes und des Erwerbes eines Ritterguts abhängig zu machen, bezüglich der Wahlen aber in jedem einzelnen Falle dem Landtage zu überlassen, wen derselbe als Mitbruder angesehen wissen wollte und wen nicht. Wäre das geschehen, so hätte nicht nur die Güterbesitzfrage einen anderen Verlauf nehmen, sondern auch das Unheil der statthalterschaftlichen Verfassung möglicher Weise abgewendet werden können; mindestens hätte es solchen Falles keine Gattung von Livländern gegeben, die für diese Verfassungsveränderung interessirt gewesen wäre.

Was die, wie erwähnt, zehn Jahre später abgeschlossene Matrikel selbst anlangt, so umfaßte dieselbe hundertzweiundsiebenzig Familien, welche in fünf verschiedene Kategorien zerfielen. Zur ersten Klasse gehörten zweiundfünfzig Geschlechter aus der Zeit der Unabhängigkeit Livlands, zu der zweiten Klasse sechszehn Familien aus polnischer, zur dritten Klasse fünfundvierzig Familien aus schwedischer Zeit. In die vierte Kategorie kamen alle diejenigen, welche zwischen 1710 und 1747 das Indigenat erworben hatten, der fünften Klasse sollten alle nach 1747 recipirten Geschlechter angehören.

Es war vielleicht mehr als Zufall, daß derselbe Landtag, der die Vorschläge der im Jahre 1730 niedergesetzten Matrikel-Commission annahm, in einen Conflict mit der Landstandschaft der Städte gerieth. Riga und Dorpat wurden in der Ausübung dieses Rechts nicht gestört, wohl aber versuchte man es, die alte Stadt Pernau auszuschließen. Als diese sich am 18. Februar darüber beschwerte, „daß ihr der Landtag nicht angemeldet worden", erklärte die Ritterschaft, „sie könne die Pernausche Rechts-

bewahrung nicht entgegen nehmen, weil hierüber Nichts zu finden geweſen ſei.“ Dieſelbe Procedur fand, wie wir gleich hier bemerken wollen, im Jahre 1750 noch ein Mal ſtatt, leider mit dergleichen Erfolgloſigkeit.

Was das dritte Deliberatorium von 1737 anlangt, ſo hatte daſſelbe ein öffentliches Bedürfniß zum Gegenſtand, welches erſt 108 Jahre ſpäter befriedigt worden iſt. Im Jahre 1730 war nach Einholung kaiſerlicher Erlaubniß gleichzeitig mit der Abfaſſung der Matrikel die Zuſammenſtellung des livländiſchen Landrechts beſchloſſen und einer beſonderen Commiſſion übergeben worden. Auf Grund eines zu ſchwediſcher Zeit von Engelbrecht von Mengden verfaßten Landrechtsentwurfs ſollte ein Codex des livländiſchen Landrechts ausgearbeitet und höherer Beſtätigung unterbreitet werden. Dieſe Arbeit, um welche der Hofgerichts-Aſſeſſor von Schrader und der Deputirte Baron Budberg ſich beſonders verdient gemacht hatten, war wirklich vollendet worden und fand die Zuſtimmung des Landtags. Dieſer Entwurf, der leider niemals gedruckt worden iſt, führte, wie wir aus Bunge's Einleitung in die liv-, eſt- und kurländiſche Rechtsgeſchichte wiſſen, den Titel „Des Herzogthums Livland Ritter- und Landrecht“ und beſtand aus fünf Büchern, welche nicht nur das geſammte Civil- und Criminalrecht, ſondern auch die Gerichtsordnung und die Proceſſe umfaßten. Leider war das Geſchick dieſer verdienſtvollen und wichtigen Arbeit, deren Beſtätigung für Gegenwart und Zukunft von geradezu unermeßlichem Werth geweſen wäre, ſehr viel ungünſtiger als das der Matrikel. Nachdem die Reviſionsarbeiten im Jahre 1740 vollendet waren, brach zunächſt ein Streit mit dem General-Gouverneur aus, deſſen Verlangen, den Entwurf vorläufig zu prüfen, erſt im Januar 1741 durch das Juſtiz-Collegium zurückgewieſen wurde. Als die von der Regierung niedergeſetzte, unter Leitung des Fürſten Trubetzkoi ſtehende Reviſions-Commiſſion ihre Arbeiten aufnahm, war die Kaiſerin Anna bereits geſtorben, Biron, auf deſſen Verwendung man gerechnet hatte, längſt geſtürzt; die Arbeiten geriethen in's Stocken, der urſprüngliche Entwurf wurde umgearbeitet, im Jahre 1755 dem Senat eine neue Verſion übergeben und die ganze Sache, trotz eines kaiſerlichen Ukaſes, der unverzügliche Erledigung befohlen hatte, zu den Acten gelegt und im Laufe der Jahre vollſtändig vergeſſen.

Mit dieſem Landtage von 1737 ſchließt der Abſchnitt livländiſcher Geſchichte, welchen wir „Nach der Conquête“ überſchrieben. Als die

nächſte Verſammluug zuſammentrat, hatte Eliſabeth, die Tochter Peters des Großen, den ruſſiſchen Kaiſerthron beſtiegen. Mit ihr beginnt eine neue Phaſe der ruſſiſchen Geſchichte, welche einen von den früheren Abſchnitten weſentlich verſchiedenen Charakter trägt und als Reaction gegen die weſteuropäiſchen Einflüſſe bezeichnet werden kann, denen Peter, Katharina I, Peter II, die Kaiſerin Anna Iwanowna und die Regenten Biron und Münnich gefolgt waren. Der Sturz dieſer beiden mächtigen und einflußreichen Staatsmänner war für Liv- und Eſtland von beſonderer Wichtigkeit, weil die Adelsfamilien dieſer Provinzen zu der beſiegten Partei gehörten und das Schickſal derſelben, wenigſtens zum Theil, mit erfuhren. Als das deutſche Element unter Peter III. und Katharina wieder zur Geltung kam, hatten ſich die Verhältniſſe ſo gründlich geändert, war der ruſſiſche Staatsgedanke ſo mächtig erſtarkt, daß an eine Rückkehr zu den alten Traditionen aus den Zeiten der Münnich-Bironſchen Allgewalt nicht mehr zu denken war und ein durchaus neuer Zeitabſchnitt begann.

Von dieſem ſoll ein anderes Mal die Rede ſein. Was das Zeitalter „Nach der Conquête" dem Lande ſchuldig geblieben war, konnte aber nicht mehr eingebracht werden. Die Verſäumniſſe, deren man ſich zwiſchen 1710 und 1740 ſchuldig gemacht hatte, waren auch faſt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gleich große. Für die materielle Wohlfahrt Livlands war — allerdings zufolge ungünſtiger Zeitläufte — ſo gut wie nichts geſchehen, nach außen hatte man ſich eigentlich bei jeder Gelegenheit rathlos, zerklüftet und ohnmächtig gezeigt. Der freie Spielraum, den die weſentlich paſſive Haltung der Regierung den Corporationen, Autoritäten und Ständen des Landes offen gelaſſen, war eigentlich nur dazu benutzt worden, die alten ſtändiſchen Schranken enger und engherziger denn je wieder aufzurichten und ihre Unanskömmlichkeit und Unfruchtbarkeit für das öffentliche Wohl darzuthun. Für den Bauernſtand war, abgeſehen von der Wiederaufrichtung der Kirchen und Schulen, ſo gut wie nichts geſchehen. Die Städte hatten ſich mühſam über Waſſer gehalten und die geringen moraliſchen und materiellen Kräfte, welche ihnen übrig geblieben, in thörichten ſpießbürgerlichen Händeln aufgerieben. Der Adel hatte ſich ſchroffer denn je früher gegen die übrigen Stände abgeſchloſſen; während die Wurzeln, die er im Lande beſeſſen, ſchwächer und kürzer wurden, hatte er die Tendenz gehabt, ſich als iſolirter Stand in den Beſitz aller Macht und alles Einfluſſes zu ſetzen. Ihm war mehr darum

zu thun gewesen, sich von den übrigen Ständen zu separiren als dieselben zu durchdringen. Während seine Basis fortwährend schwächer und unsicherer wurde, hatte er ein Stockwerk neuer Rechte und Prärogative auf das andere gesetzt. Schon die nächsten Jahrzehnte bewiesen, daß diese Art politischer Bauthätigkeit eine verfehlte war. Die große Zahl derer, welche man abgestoßen und dem Landesinteresse entfremdet hatte, verband sich mit den von außen andringenden Elementen zu einem Sturmlauf, dem weder der schwache Unterbau noch die schlecht gefügten engen Mauern des alten Provinzialstaats Stand halten konnten.

Ein Streifzug in den Südwesten der Krim.

Wir näherten uns den Küsten Tauriens. Ein schmaler Streif Landes erhob sich aus dem Pontus und glänzte im lichten Sonnenschein. Der Pontus war diesmal der „gastliche". Es gab kein Schaukeln, kein böses Spiel der Wellen. Ruhig lag der Wasserspiegel da, den unser stattlicher Dampfer durchschnitt. Eupatoria kam in Sicht. Wir hielten in einiger Entfernung vom Ufer. Es giebt hier keinen Halteplatz und die Verbindung mit dem Ufer wird durch Böte hergestellt, deren eine bedeutende Zahl unser Schiff umgaben. Sowohl Passagiere als Waaren wurden in verhältnißmäßig kurzer Zeit ans Ufer und andere Reisende und andere Waaren an Bord gebracht. Die Physiognomie der Landschaft am Ufer erinnert nicht sehr angenehm an die Umgebungen Odessa's. Ein hohes, steiles Ufer und auf demselben eine endlose Ebene, baumlose Steppe, Staub und Kalkstein.

Schon der Umstand, daß es keinen Landungsplatz für die Dampfschiffe giebt, bezeugt zur Genüge, daß die Stadt keine größere Bedeutung hat. Allerdings soll die Natur solchen Bauten beträchtliche Hindernisse entgegenstellen. Ein einziger Sturm kann die Arbeit vieler Jahre vernichten und bedeutende Anlagecapitalien im Meere begraben; aber eine größere Frequenz, ein lebhafterer Verkehr, eine steigende Dichtigkeit der Bevölkerung, namentlich ein beträchtlicherer Exporthandel ließe denn doch wohl solche Schwierigkeiten überwinden. Das Halten der Dampfschiffe bei Eupatoria ist bei schlechtem Wetter bisweilen unmöglich und dann geschieht es, daß dieser Ort bei den regelmäßigen Fahrten der Dampfschiffe übergangen wird. Auch Jalta ist oft diesem Schicksal unterworfen und die nach Eupatoria oder Jalta bestimmten Passagiere oder Güter

werden dann nach dem nächsten Hafen gebracht und auf Kosten der Gesellschaft zu Lande an ihren Bestimmungsort befördert. Der Pontus ist eben nicht immer der „gastliche", und an allen Küsten desselben sind schon manche Hafenbauten und Anstalten zum Landen ein Raub der Wellen geworden.

Der Blick auf Taurien bei Eupatoria ist nicht sehr erfreulich. Die Landschaft bietet fast nichts, die Stadt ist ärmlich. Das Seebad gilt wegen des angemessenen Meeresgrunds, der im Gegensatze zu der steinigen Südküste aus feinstem Sande besteht, für vorzüglich.

Ich fuhr nicht an's Land. Der Aufenthalt sollte nur eine Stunde dauern. Ich glaubte den Versicherungen einiger Mitreisenden, daß eine nähere Bekanntschaft mit dieser Gegend nicht der Mühe eines Besuches werth sei. Aus der Reihe der Gebäude ragten einige Minarets hervor und die Kuppel einer stattlichen Moschee. Man ist im Orient. Die Tartarei beginnt hier für den Reisenden, der zu Schiffe von Odessa nach Taurien kommt.

Man hat wohl die Bemerkung gemacht, es sei zu bedauern, daß das Meer gar keine Spuren historischer Ereignisse zurücklasse. Allerdings sieht man jetzt nichts mehr von den mancherlei Seefahrern, die diese Küste entlang fuhren. Hier segelten die Griechen des Alterthums und die Griechen des byzantinischen Reiches, Genuesen und Venetianer, Türken und Russen, Franzosen und Engländer; das Meer weist keine Spuren dieser Fahrten auf. Das Land selbst hat seine Physiognomie nur wenig verändert im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende. Daß es hier an dieser Küste einen stetigen Fortschritt gegeben hat, läßt sich nicht sagen. Die Zahl der Segel, die man von den Küsten der Krim zu sehen pflegt, ist sehr gering. Oft sieht man auch gar keines und in großartiger Einsamkeit liegt der Pontus da, so weit das Auge reicht. Zu der Zeit, als die Genuesen an der Südküste saßen, im vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert, mag es anders gewesen sein. Es wird vielleicht anders werden, wenn der Süden Rußlands, durch ein dichtes Eisenbahnnetz mit dem Innern verbunden, die Erzeugnisse des großen Hinterlandes in größerer Menge als bisher dem Meere zur Weiterbeförderung nach dem Westen anvertrauen wird. Jetzt ist es oft und meist an den sonnigen Küsten Tauriens so still und einsam, daß man fast denken möchte, es gebe hier gar keine Geschichte. Und doch ist kein Fleckchen russischer Erde historischer als die Krim, deren

Geschichte um viele Jahrhunderte älter ist als die der übrigen Theile des gewaltigen Kaiserreiches.

Fährt man von Eupatoria aus in der Nähe der Küste nach Süden, so hat man in der blauen Ferne den Anblick der Berge der Südküste. Eine lange Kette zieht sich am Horizonte hin. Der Tschatyr-Dagh zeichnet sich durch Höhe und Zeltform (Tschatyr-Dagh = Zeltberg) aus. Diese Berge stehen am äußersten Rande der Halbinsel; an der diesseitigen Küste ist man etwa zehn deutsche Meilen von ihnen entfernt. Es ist ein vielverheißender Anblick. Meine Ungeduld die eigentliche Südküste zu sehen, dieses Gebirgsland zu bereisen, wurde größer.

Nach einigen Stunden, gegen Mittag, erreichten wir den Hafen von Sewastopol. In unmittelbarer Nähe dehnt sich die Landzunge ins Meer hinaus, auf welcher das alte Chersonnesos stand. Eine Fülle von Reminiscenzen aus dem Alterthum und Mittelalter knüpfen sich daran. Die Zeit gestattete keinen Ausflug zu dem klassischen Trümmerhaufen. Während der zwei Stunden, die das Schiff im Hafen von Sewastopol zubrachte, begnügte ich mich in flüchtiger Ueberschau einen allgemeinen Eindruck dieses merkwürdigen Ortes zu gewinnen.

Unwillkürlich erinnerte ich mich eines Ausspruches der Kaiserin Katharina. In den achtziger Jahren, gerade zu der Zeit als Taurien für Rußland eine so große Bedeutung gewann, als die orientalische Frage durch das „griechische Project" und andere Entwürfe in ein neues Stadium trat, soll sie von Sewastopel gesagt haben: „Nach dreißig Jahren wird Konstantin von hier aus nach Zargrad (Konstantinopel) gehen." Diese Prophezeihung ist nicht in Erfüllung gegangen, dagegen hat hier der Krimkrieg seine Peripetie erlebt.

Es ist unmöglich den peinlichen Eindruck zu schildern, welchen der Anblick dieser Scenerie hervorbringt. Es ist ein großartiges Theater, aber das Stück ist ausgespielt und die Ueberreste der Decorationen und Coulissen stehen verwüstet da, von der Sonne beschienen. Man sieht wohl, daß das Stück mit großer Energie gespielt wurde. Die Stadt ist bis jetzt ein Trümmerhaufen. Die mancherlei Buchten, deren Wasser unmittelbar am Ufer eine bedeutende Tiefe hat, bilden einen der schönsten Häfen der Welt. Er liegt jetzt so gut wie ganz unbenutzt da. An Handel und Verkehr ist nur wenig zu denken und die Zeit der Bedeutung Sewastopols als Kriegshafen ist vorüber, wenigstens für eine geraume Zeit vorüber.

Die Bedingungen der wirthschaftlichen Entwickelung dieses Ortes müssen sehr ungünstig sein. In der Stadt sind nur einige Kramläden. Die Dampfschifffahrts-Gesellschaft des Schwarzen Meeres, deren Verwaltungssitz sich in Odessa befindet, trägt in den letzten Jahren Einiges dazu bei dem herabgekommenen Städtchen wieder einige Bedeutung zu geben. Es werden Dampfschiffe der Compagnie dort ausgebessert; auch andere Anstalten der Dampfschiffsverwaltung giebt es da.

Ein Umstand trägt dazu bei der Stadt das Aussehen einer völlig verwüsteten, in Trümmer zerfallenden, ehemals sehr belebten Gegend zu verleihen. Der Kalkstein, welcher hier als Baumaterial dient, ist, wie dieses ganz ebenso in Odessa der Fall ist, so weich und leicht abgenutzt, daß selbst neue Häuser sehr bald wie Ruinen aussehen. Der Stein bröckelt, ist nicht plastisch, sondern so porös und weich, daß er ganz leicht verwittert und zerfällt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck bei dem Bau steinerner Häuser große Blöcke dieses Materials mit der Säge und dem Beil behandeln zu sehen. Monumentale Bauten können dabei nicht wohl mit großem Erfolge aufgeführt werden. An Solidität ist nicht zu denken. Alle Ornamentik an den Häusern, recht zierlich am Anfang, gewinnt bald ein ruinenartiges Aussehen.

In Sewastopol ist freilich ein sehr großer Theil der in Trümmern liegenden Gebäude während des Krimkriegs zusammengeschossen worden. Manche halberhaltene Säulenreihe, zerbrochene Architrave, Ueberreste von stattlichen Treppen, hohe Mauern und gespenstisch „öde Fensterhöhlen", durch welche der ewig heitere, tiefblaue Himmel blickt — zeugen von der Wucht der Geschosse, welche von den Alliirten damals in dichtem Hagel gegen die Stadt geschleudert wurden. Indessen mögen auch manche Häuser, welche jetzt allmählich in Staub zerfallen, damals unversehrt geblieben aber von den Einwohnern verlassen worden sein, und in den wenigen Jahren geht denn so ein jämmerliches Gestein an der Luft zu Grunde. Weitaus der größere Theil der übrigens sehr weitläufig gebauten Stadt liegt in Trümmern. Da die Ruinen in vielen Fällen die Nachahmung griechischen Baustils aufweisen, so machen sie stellweise einen imposanten Eindruck. Dazu der südliche Himmel, die drückende Sonnengluth, der völlige Mangel an Vegetation, das schimmernde Weiß der ganzen Küste, der Staub, den das bröckelnde Gestein in dichten Massen ablagert — es beschleicht Einen bei alle diesem ein unheimliches Gefühl: als stehe hier nicht bloß die Geschichte still, sondern auch die Natur. Die Politik feiert hier —

unfreiwillig; die ärmliche Bevölkerung von großentheils zerlumpten Juden, Tataren und Russen feiert auch; die Mittagssonne brennt — es hat etwas Trostloses. Eine Erquickung ist es auf das Meer hinauszufahren, nach den Bergen der Südküste hinüberzublicken. Man lechzt nach frischem Grün, nach geordneten Zuständen, nach irgend einem Gegenstande, der nicht bloß an die Vergangenheit erinnert, sondern auch eine frohe Gegenwart bietet, eine Zukunft verheißt.

Ich bin nachmals wiederholt in Sewastopol gewesen auf der Durchreise, zur See und zu Lande. Ich habe jedesmal mit besonderer Genugthuung der Stadt den Rücken gekehrt, wenn, zu Schiffe, die mächtigen Schaufelräder sich in Bewegung setzten und man auf den Leuchtthurm an der Spitze des Chersonnes lossteuerte, oder wenn, zu Lande, die Postpferde anzogen, die Peitsche knallte und es dann rasch vorwärts ging über die Steppe an den Ruinen der griechischen Städte, an den Kirchhöfen der Engländer und Franzosen, an den Ueberbleibseln der von den Alliirten zur Zeit des Krieges gebauten Eisenbahn vorbei, nach den Bergen der Südküste, zu dem Hafen von Balaklawa.

An dieser Küste landete vor 8 Jahrhunderten der russische Fürst Wladimir, der die griechische Stadt belagerte und nahm und die griechische Prinzessin Anna zur Gemahlin begehrte. Hier ist die Wiege der Staatskirche in Rußland — ein dürrer, flacher, weit in's Meer ausgestreckter Landstrich.

Es dauert eine Weile, ehe man mit dem Dampfschiff um die Landspitze herum ist. Man nähert sich den Felsen von Balaklawa. Die Einfahrt in diesen berühmt gewordenen Hafen ist vom Meere aus gar nicht zu sehen. In den hohen Thürmen, die auf hohen Felsen ragen, hausten Griechen und später Genuesen. Sowohl das Georgskloster, das in einiger Entfernung von Balaklawa, wie ein Schwalbennest am Felsen, hoch über dem Meere schwebt, als auch diese schwachen Spuren des alten Symbolon oder italienischen Cembalo machen keinen sonderlichen Eindruck. Der Hafen von Balaklawa, den ich später von der Landseite besuchte, sieht wie ein stiller Bergsee aus. Fährt man auf dem Meere an demselben vorüber, so ist nichts von ihm zu erblicken. Kommt man von der Landseite nach Balaklawa, so sieht man wiederum das Meer nicht. So versteckt und gewunden ist der Eingang in dieses Asyl, das im Krimkriege so große Bedeutung gewann.

Von der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Südküste kann man sich vom Meere aus gar keine, auch nur annähernd richtige Vorstellung machen. Die großartigen Felspartien; hier und da schöne Wälder, einzelne Landhäuser und Schlösser, das Baidar-Thor, ein Paar Tausend Fuß hoch über dem Meere das Binnenland mit der Küste verbindend, Weinberge und Parks, Alupka, das in orientalischem Stil gebaute Schloß des Fürsten Woronzow, Orianda, Eigenthum des Großfürsten Konstantin, Livadia, der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin, alle diese Dinge nehmen sich vom Dampfschiffe aus gesehen, klein, zierlich, unbedeutend aus. Man begreift kaum, wie ein solch schmaler Küstenstreif die Reize bieten könne, von denen alle Reisenden entzückt sind. Man ahnt nicht, mit welcher Kunst die Straße an dieser Küste angelegt ist, welche bunte Abwechselung von Gartenanlagen, Bauwerken, Erdbildungen und Pflanzenformen auf verhältnißmäßig engem Raume zusammengedrängt ist. Man hat auch keinen genügenden Eindruck von den immerhin gewaltigen Dimensionen dieser Felswände, welche bis nach Jalta immer höher und höher sich emporrecken und zuletzt die Höhe von 4000 Fuß erreichen. Während weiter westlich die Felswand fast senkrecht steil abfällt und nureinen schmalen Saum Landes übrig läßt, treten die höheren, in mannigfaltigeren Formen gegliederten, reichlicher bewachsenen Berge des Jaila-Gebirges weiter östlich in der Nähe von Jalta etwas weiter von der Küste zurück. Das Panorama wird immer großartiger und wenn man bei Abendsonnenschein in der Bucht von Jalta landet, genießt man das Schauspiel, welches den berühmtesten Landschaftsmaler Rußlands, Aiwasowski, zu einer seiner herrlichsten Schöpfungen begeisterte.

Jalta ist ein kleiner unbedeutender Ort, hat aber eine reizende Lage und die unmittelbare Umgegend derselben ist der Lieblingsaufenthalt vornehmer Reisenden, so daß hier in der „Saison" eine Gesellschaft sich zusammenfindet, welche an das Publicum in Wiesbaden, Soden u. dgl. erinnert. Eine Reihe Hotels mit hohen Preisen und wenig Comfort, aber alle mit der Aussicht auf das Meer und die Berge ringsum, stehen am Strande. Besonders zur Zeit der Traubenkur pflegt es hier recht lebhaft herzugehen. Der Ort ist geeignet als Station zu dienen bei Ausflügen in die Umgegend, zu denen die Nähe von Orianda, Livadia, Alupka auf der einen Seite, von Nikita, Aluschta auf der andern Seite einladet. Der beste Ausflug, den man von Jalta aus machen kann, ist nämlich ein

Ritt in die Berge. Je höher man steigt, desto lohnender ist der Blick in die Thäler und auf die Küste.

Der Nordländer wird bei dem ersten Besuch der Südküste vor Allem von dem eigenthümlichen Charakter der Vegetation gefesselt. Cypressen-, Mandel-, Nuß-, Olivenbäume, auf den Bergen die Pinien, verleihen der Gegend einen specifisch südlichen Charakter. Jenseits des Jaila-Gebirgs, an den nördlichen Abhängen desselben, ist die Vegetation eine wesentlich andere. Die Entfernung einer deutschen Meile stellt schon einen bedeutenden Unterschied des Klimas dar. Der Schutz des Jaila-Gebirges vor den Nord- und Ostwinden bedingt nicht bloß das Fortkommen vieler Pflanzen, die nur an der Südküste, und sonst in Taurien nicht, angetroffen werden, sondern auch eine Reife und Süßigkeit, ein Arom der Traube, welche dem Nordländer einen noch nie geahnten Genuß verschafft und dem Wein die Blume und die Gluth verleiht.

Das dolce far niente der vornehmen Badegäste und Traubenconsumenten, das faule Herumschlendern der tatarischen Lazzaroni, Pferde- und Fuhrwerkvermiether, der Mangel an Kühle und Schatten, die Unsauberkeit der meisten Straßen des kleinen Städtchens, der Mangel an Charakter, den Jalta bei solch zufälligem Zusammentreffen europäischer und asiatischer Elemente aufweist, lassen den Aufenthalt in dem kleinen Neste als nicht besonders angenehm erscheinen.

Mein nächstes Reiseziel war ein Gut an der Südküste zwischen Jalta und Aluschta; so beeilte ich mich denn schon andern Tages ein Fuhrwerk zu miethen und fuhr auf der unvergleichlich schönen Chaussée nach Nordosten, etwa vier deutsche Meilen lang immer längs der Küste. Man fährt sehr rasch in der Tatarei: ziemlich regelmäßig zwei Meilen die Stunde. Der Weg führt bergauf, bergab in einer Höhe von etwa 1000 Fuß über dem Meere. Links hatte ich die Berge, rechts die ziemlich steil abfallende Küste mit Gärten und Schlössern, Buchten und Felsenriffen, zwischen denen hier und da Tatarendörfer mit ihren flachen Dächern wie Schwalbennester an die Felsen geklebt, aus Wallnußwäldern und Rebengeländen hervorsahen.

Unterwegs trafen wir mancherlei tatarische Fuhrwerke mit Wein, Holz, Obst beladen, ochsenbespannt. Die Tataren fahren mit ungeschmierten Achsen, so daß die geringste Bewegung ihrer Wagen ein furchtbares Knarren, Pfeifen und Kreischen hervorbringt. Ich hatte mancherlei von dieser Musik gehört und war auf den Eindruck vorbereitet, mußte aber doch hell auflachen, als der erste Zug von Tatarenwagen durch einen heillosen

Lärm, bei welchem man buchstäblich sein eignes Wort nicht hören kann, sein Herannahen ankündigte. Dem starken Geräusch entspricht durchaus nicht eine rasche Bewegung. Die Ochsen und die Menschen lassen sich Zeit. Asiatische Indolenz und ein allerdings anerkennenswerthes Schonen der Thiere, ein gemächliches Rauchen von Papiercigarren, deren Fabrication mit großem Behagen unterwegs stattfindet, die Sonnengluth, gegen welche die Tataren durch dicke Schaffellmützen Schutz suchen, der oft sich krümmende, ab- und ansteigende Weg — alles dieses trägt zur Verlangsamung des Tempo's bei. Auch reitende Tataren bewegen sich in der Regel nur im Schritt vorwärts, allerdings in sehr raschem Schritt. Oft sieht man halbe Familien auf einem Pferde sitzen; eine Frau mit zwei Kindern, oder zwei kleine Burschen allein mit allerlei Körben und Säcken, oder auch einen alten Tataren mit großem Turban oder gewaltiger Schafsmütze angethan und mit allerlei Gepäck beladen. Viele Tataren besitzen gar keine Wagen. Die meisten Erzeugnisse der Felder werden dann auf Pferde geladen und so nach Hause geschafft.

An fließendem Wasser fehlt es trotz der Sonnenhitze nicht ganz. Den ganzen heißen Sommer hindurch liegt stellenweise Schnee auf dem Jaila-Gebirge und einige Sybariten tief unten im Thal lassen sich täglich eine gewisse Menge davon stundenweit herabholen. Dieser Schnee allein mag manche der kleinen Bäche speisen, welche oft unter der Chaussée rieseln, hier und da unter stattlichen Brücken kleine Wasserfälle bilden, den Reiz der Landschaft erhöhen und von den Tataren gehegt und geleitet, sparsam verwaltet, in mehrere Aederchen und Rinnsale vertheilt ihre Tabacks- und Gemüsefelder bewässern. Man weiß hier hauszuhalten mit dem Wasser.

Sehr bald schon, wenn man Jalta im Rücken hat, sieht man den Aju-Dagh oder Bärenberg seine kolossalen Steinmassen in's Meer tauchen. Die Form dieses großartigen Vorgebirges erinnert an einen Bärenkopf (Aju, tatarisch Bär) oder noch mehr an eine gewaltige Schafsschnauze. Auch hat er zu verschiedenen Zeiten beide Bezeichnungen getragen. Hier spielte, wie man meint, die Geschichte von Iphigenia, hier wurden die Menschenopfer dargebracht, von denen Herodot erzählt, hier giebt es mancherlei Gemäuer, von Griechen und Genuesen abstammend. Dichter als anderswo drängen sich zu beiden Seiten dieses Bergriesen an den Golfen Tatarendörfer, Weingärten, Landhäuser. Man schwebt auf der

Chaussée über diesem reichen, farbenglänzenden Bilde, über dem Meere, das selbst bei Neapel nur wenig schöner sein kann als hier.

Sämmtliche Güter liegen unterhalb der Straße. Die Seitenwege, welche zu denselben hinabführen, sind steil, werden oft nur mangelhaft unterhalten und sind bisweilen mit Fuhrwerken kaum zu passiren. Die Fernsichten und Landschaftsbilder aber, welche sich beim Herabsteigen darbieten, sind oft noch herrlicher, als sie auf der Straße oben dem Reisenden begegnen.

Nach wenigen Tagen schon war ich wieder unterwegs — nach Sympheropol. Ich reiste mit der Post und freute mich über die rasche Beförderung, über die Gewandtheit der tatarischen Postknechte, die Kraft und Ausdauer der tatarischen Postpferde. Ein anderes ist es auf den Stationen, welche von Juden gepachtet sind. Diese letzteren halten schlechtere Pferde.

Der Rest der Chaussée an der Südküste, welche ich bis Aluschta, einem großen Tatarendorfe, zurückzulegen hatte — etwa zwei deutsche Meilen — bot wieder eine mannigfaltige Fülle reicher Landschaftsbilder. Die Straße windet sich unaufhörlich an dem Abhange des Jaila-Gebirges, immer breiter wird der Streifen Landes bis zum Meere. Ein zweites, steiles, dichtbewachsenes Vorgebirge — der Kastelberg, erhebt sich in derselben Weise wie der Aju-Dagh aus den Fluthen und die Straße führt hinter demselben vorbei in einer gewaltigen Einsattelung. Die Nußbaumgruppen, welche am Wege stehen, beschatten denselben bisweilen, indem sie ein vollständiges Laubdach bilden. Gewaltige Riesen giebt es unter diesen Bäumen, deren zwei oder drei bisweilen schon eine Tatarenfamilie fast ohne alle Arbeit zu ernähren vermögen. Wohlgepflegte Tabacksfelder sieht man unterwegs häufiger als Weingärten. Der Verkauf von Wein oder auch von Most, welcher bereits gährt, ist den Tataren durch das „Gesetz" untersagt; der Taback ist gegenwärtig ein sehr einträglicher Zweig der Landwirthschaft in der Krim. Die viele Mühe und sorgfältige Pflege und künstliche Bewässerung dieser einen schönen Anblick gewährenden Felder, entspricht so recht eigentlich den Neigungen der Tataren für den Gartenbau. Mit Stolz hat mir mancher „Ali" oder „Mehmed" oder „Hassan" sein Tabacksfeld gezeigt und dabei verrathen, daß die Roheinnahme, welche er daraus beziehen werde, voraussichtlich mehrere hundert Rubel betragen werde. Auch einige Obstbäume hat fast jeder Tatar und Arbusen und Melonen. Ein solcher „Baschtan" und ein Tabaksfeld ist das Ziel der

Wünsche der jüngeren Tataren, welche heirathslustig sich einen selbständigen Hausstand gründen wollen. Zu dem eigentlichen Hause gehört dann nicht viel. Einige Stangen, Stein und Lehm, einige Teppiche im Innern der engen Räume, das Alles ist nicht so schwer zu beschaffen. Ein Anderes ist es mit dem mancherlei Zinngeschirr und besonders mit dem Gold- und Silberschmuck, welche als Geschenk des Bräutigams an die Braut eine unerläßliche Bedingung bei der Gründung eines neuen Hauswesens zu sein pflegen. Diese Halbwilden lieben Putz und Staat, und so manches Pärchen muß wegen solchen Anstandsluxus sich lange Jahre bis zur Hochzeit gedulden. Ein Theil der Zierrathen der Frauen besteht aus türkischen Münzen, wie auch in Baiern die Röcke der Bauern mit Vierundzwanzigkreuzerstücken als Knöpfen dicht besetzt zu sein pflegen.

Auch auf dem Kastelberge giebt es Spuren alter Festungswerke, welche von den Tataren „Demir-Kapu" (Eisenthor) genannt werden, eine Bezeichnung, welche bei sehr vielem alten Gemäuer in Tauriens Bergen vorkommt. Die Gelehrten sind bei solchen Gelegenheiten oft nicht einig bei der Entscheidung, welchem der Völker, die hier im Laufe der Jahrtausende gehaust haben, solche Bauten zuzuschreiben seien. Jedenfalls waren, als dieselben entstanden, die Baukunst und die Fortificationskunde noch in ihren Anfängen. Die Merkmale bei solchen Steinhaufen, bei denen sich nur selten Inschriften finden, wahrzunehmen, sie als Anhaltpunkte für chronologische Bestimmung zu verwerthen, an solche Beobachtungen gewagte, verwickelte Hypothesen zu knüpfen — das ist eine Kunst, welche in Bezug auf die Krim vielfach geübt worden ist, eine reiche Phantasie, vielfache Erfahrung und bedeutende Bücherweisheit erfordert; aber viele Hypothesen sind Hypothesen geblieben, und manche sorgfältig combinirte Interpretation complicirter historischer Ereignisse, großer Völkerwanderungen, gewaltiger Kriege und Umwälzungen hat sich als allzugewagt und unbegründet erwiesen. Die Krim und namentlich die Südküste ist ein Palimpsest. Jedes Jahrhundert hat auf diesen Bergen, in diesen Thälern eine Handschrift zurückgelassen, deren Unleserlichkeit viel Kopfbrechens macht, mehr Kopfbrechens als gewöhnliche, wirkliche Palimpseste veranlassen. Bei letzteren wird die ältere Handschrift zerstört um einer neuen Platz zu machen. Die alten Bauten in der Krim dagegen haben manchen späteren Generationen, neuen Völkern zum Material für neue Schöpfungen gedient; die Griechen haben Festungen der Taurier, die Genuesen die Burgen der Griechen ausgebaut; ein ewiges Wandern und Kämpfen, ein nur vorübergehendes Bleiben und

Wohnen; heute Iphigenia und morgen die Gothen; heute Justinian und morgen die Chazaren; heute ein genuesischer Consul und morgen ein türkischer Pascha; heute ein tatarischer Harem und morgen eine russische Garnison — ein bunter Wechsel, ein Chaos historischer Reminiscenzen, ein Labyrinth von Problemen für Paläographie, Archäologie, Numismatik, Heraldik, Ethnographie, Linguistik u. s. f. Hier ist noch viel zu thun, so viel auch bereits von verdienten Männern gethan ist.

Noch lange ehe man Aluschta erreicht, hat man an einzelnen Stellen des Weges, der zum Theil durch dichten Wald führt, den Anblick des Tschatyr-Dagh, welcher zwei bis drei Meilen von dem Meeresstrande entfernt seine breite Stirne dem Meere zuwendet und alle andern Berge der Umgegend überragt. Hat man etwa eine halbe Meile von Aluschta entfernt das fruchtbare breite Thal vor Augen, an dessen Ende rechts Aluschta dicht am Strande auf einem Hügel sich erhebt, so gewährt dieser „Zeltberg", der den Hintergrund der Landschaft bildet, ein großartiges Schauspiel. Rings umher starren die steilen Abhänge des Babougan, Bjouk-Ouraga, Demirdji; im Thale breiten sich am Ufer des Demirdji-Ousen Felder, Gärten, Gruppen von Obstbäumen, lange Reihen riesiggroßer italienischer Pappeln aus. Man freut sich der behaglichen Breite, des weiten Hintergrundes; man hat hier Berg und Thal und das Meer, alles in größeren Verhältnissen als an den schmalen von steilen Felswänden überragten Streifen der eigentlichen Südküste, die hier ihre Grenze hat. Hier verliert sich auch einigermaßen der Charakter der südlichen Vegetation in dem Maße, als man auf der Straße nach Sympheropol nach Norden vorrückt. Während an der Südküste die steilen Bergwände größeren Schutz gewähren, haben die kalten Nordwinde hier ein freieres Spiel. Es giebt hier mehr Niederschlag als weiter westlich und südlich an der Küste.

Hier erlebte ich ein Gewitter mit Platzregen. Die Spitzen der Berge verschwanden im Nebel, schwere Wolkenmassen hingen tief in die Thäler hinab an den Bergabhängen; kleinere und größere Bäche und Wasserfälle stürzten rascher und rascher von den Bergen hinab in's Thal; der Tschatyr-Dagh verhüllte sein Haupt; lauter und lauter rauschten die Wellen des Meeres, welche schaumgekrönt an dem flachen sandigen Strande sich brachen.

Amphitheatralisch erhebt sich auf dem Hügel dicht am Strande das Dorf Aluschta; Lehmhütten mit flachen Dächern, welche letztere zum

Aufenthalt in den kühleren Abendstunden dienen; meist bildet der Abhang des Hügels eine Wand der Hütte; hier hat man außerdem die Mauerreste einer großartigen Burg aus der Zeit Justinians benutzt um einige Hütten daran zu kleben. Noch jetzt ragen drei stattliche Thürme der griechischen Festung hoch in die Luft und zeugen von der Solidität der Baukunst im sechsten Jahrhundert. Einen seltsamen Gegensatz zu diesen formlosen hohen Steinmassen bildet eine neue griechische Kirche, deren zierlicher Thurm freundlich in die Landschaft hinausschaut.

Aluschta hat einen Bazar, d. h. eine Reihe kleiner Buden, in denen vorzugsweise Schnaps feilgeboten wird, eine Schmiede, eine Bäckerei — alles recht ärmlich, ursprünglich und naturwüchsig, und eine elegant eingerichtete Poststation, die daran mahnt, daß die conventionellen Formen der Cultur des neunzehnten Jahrhunderts die Herrschaft gewonnen haben über den mittelalterlichen Orient.

Nun ging es, nachdem der Regen Natur und Menschen erquickt hatte, in dem Demirdji-Thal in allmählicher Steigerung hinauf in die Berge, höher und höher. Das Defilé wird enger; der Anblick der Felsen, die rechts und links ragen, immer imposanter. Das schnelle Fahren hört auf. Trotz der verhältnißmäßig guten Wege ist durch das fortwährende Steigen der Straße ein langsames Fahren geboten. Man hat Muße sich die Landschaften zu betrachten, zurückzublicken in das Thal, das sich so breit und sonnig gegen das Meer hin öffnet. Neue Bergspitzen, neue Wäldergruppen kommen in Sicht, steilere Abhänge, zackigere Formen der Bergspitzen. Hier und da in den Schluchten hängen Tatarendörfer, in endlosen Windungen krümmt sich die Straße. Von der einen Seite ragt die steile Felswand, von der andern Seite gähnt die Tiefe. Die Sonne brennt wieder; unbeweglich steht die durchsichtige Luft und läßt die entferntesten Gegenstände in scharfen Umrissen erkennen. Weithin auf dem Meere erglänzt ein Segel; kleine weiße Wölkchen, welche sich am blauen Meere abheben, zeigen dem Reisenden, daß er bereits eine beträchtliche Höhe erreicht hat; wunderliche Steinbildungen erscheinen an den Bergen nah und weit, so auf einem hohen Felsen jenseits eines gewaltigen Abgrundes ein großer Block, der die Silhouette einer Frau mit hoher Coiffüre aufweist; es ist einsam hier oben.

Dann führt wohl der Weg in dichten Buchenwäldern. Man meint in einem deutschen Waldgebirge zu sein, aber ein kreischender, krachender, prasselnder, ungeschmierter Lastwagen mahnt dann wieder an die Tatarei.

Auch wird man an historische Ereignisse der letzten Jahrzehnte erinnert. An einer Quelle, zierlich in Stein gefaßt, liest man eine Inschrift, welche besagt, daß in der Nähe dieses Wassers Kutusow, der bekannte Feldmarschall, als Generalmajor im Kriege mit den Türken am Auge verwundet wurde. Noch höher, etwa 2800 Fuß über dem Meere, steht ein Obelisk. Er erinnert an den letzten Ausflug, den Kaiser Alexander I. kurz vor seinem in Taganrog erfolgten Tode in die Krim unternahm. Hier ruhte der erschöpfte Herrscher eine Weile, im Anschauen des Waldgebirges versunken, den Tschatyr-Dagh zur Seite; weit weit ist ein breiter blaßblauer Streifen über der Küste schwebend zwischen Gebüsch und Bäumen zu erblicken. Es ist das Meer, das aus solcher Höhe und Entfernung gesehen nur eine aufrechtstehende Wand bildet, mit dem Himmel in ein Blau verschwimmend.

Hier ist man auf der höchsten Höhe. Ein neuer Weg ist jetzt unterhalb dieser Stelle in gewundenen Schnörkeln geführt; er bietet mehr Bequemlichkeit für Pferde und Fuhrwerke, aber eine solche Waldeinsamkeit, einen Blick aus solcher Höhe bietet er schwerlich.

Nun geht es bergab. Stellweise stürzt man mehr als man fährt. Die Tataren kennen, wenigstens bei den Postkarren, keine Hemmschuhe. In halsbrechender Eile, mit entsetzlichem Gepolter kommt man in diesen Karren, bei denen alle Federn nur durch ein zum Sitz dienendes Strickgeflecht ersetzt werden, die oft steilen Abhänge herabgefahren. Die Straße wird immer holperiger. So kommt man nach Tauschan-Basar, zu Deutsch „Hosenmarkt", einer Poststation mitten im Walde, von Bergen umgeben, mit der Aussicht auf den Tschatyr-Dagh. Solche stille Thäler mit Buchen- und Nadelwald giebt es in Deutschland. Hier läßt sich schön sehen und hören „was sich der Wald erzählt".

Hier ist man jenseits der Küste mitten in einer Gebirgslandschaft, die sich an Schönheit mit den malerischesten Punkten des Schwarzwaldes, des Harzes, des Thüringerwaldes vergleichen läßt. Eine sorgfältige Pflege des Laubholzes ist hier allerdings nicht wahrzunehmen. Bei bestem Willen läßt sich hier, wo der Arbeitslohn hoch und immer noch im Steigen ist, wo es oft völlig an Arbeitern fehlt, der Forst nicht so cultiviren, wie man dies im Westen sieht. Solchen herrlichen Wald, wie ich ihn in dem Defilé zwischen Aluschta und Sympheropol sah, giebt es an der Südküste gar nicht oder nur in beträchtlicher Höhe des Jaila-Gebirges. In diesen vielgewundenen Schluchten hat man keine weiten Aussichten, keine großen

Dimensionen zu überschauen, keine Culturverhältnisse zu bewundern, aber zumal nach reichlichem Regen, wenn es in den ausgetrockneten, steinigen Betten der kleinen Waldbäche zu rieseln und zu rauschen beginnt, wenn allerlei Gevögel nah und ferne seine Stimme erschallen läßt, wenn hier und da das breiter werdende Thal in der Ferne die fruchtbaren Salgbirgefilde erkennen läßt von der Abendsonne beschienen, dann ist es schön die ziemlich steilen Abhänge hinabzufahren mit polterndem und krachendem Postkarren bei dem unermüdlichen, einförmigen Geklingel der Postglocke.

Die Landschaft wird offener, freundlicher, belebter; Wiesen, angebaute Felder, italienische Pappeln; hier und da ein Landhaus oder ein Tatarendorf mit hohem Minaret. Der Salgbir, ein seichter Bach im Sommer, ein reißender Strom im Frühling, fließt neben der Chaussée oder durchschneidet sie auch an vielen Stellen. Die Hügelreihen zu beiden Seiten werden niedriger. An den Abhängen derselben sieht man stellweise noch altes Gemäuer, so, einen großen viereckigen Platz von hoher Mauer umgeben — „Eski-Sarai". Die Tataren meinen, es sei der unvollendete Palast einer ihrer Chane; Andere wollen darin Trümmer einer genuesischen Burg erblicken.

Sympheropol kommt in Sicht. Man bemerkt dichter angepflanzte Gärten; einige Thürme christlicher Kirchen und eine beträchtliche Anzahl Minarets deuten schon aus der Entfernung die Doppelbestandtheile der Bevölkerung dieser Stadt an.

Die Stadt selbst gewährt einen freundlichen Anblick. Ein wohlgepflegter Stadtgarten am Ufer des Salgbir, einige stattliche Häuser, die auf den ersten Blick als Regierungsgebäude zu erkennen sind, breite Straßen, freie Plätze — das Alles ist europäisch und unterscheidet sich nicht von dem Charakter vieler andern Kreis- und Gouvernementsstädte Rußlands. Italienisirender Stil der Kirchen, kasernenartige Frontseiten der meisten Häuser, eine charakterlose, unhistorische Architektur, menschenleere Straßen, schlecht oder gar nicht gepflastert, — das Alles kann man in der „Provinz" oft genug sehen. Von größerem Interesse für den westländischen Reisenden ist der von Orientalen bewohnte Stadttheil mit engen, krummen Straßen, Staub und Schmutz, herrenlosen Hunden, einer Bevölkerung, die auf der Straße allerlei Kramhandel und Handwerkerarbeit treibt, schwatzt, betet, Fußwaschungen vornimmt und sich in ihrer altgewohnten Weise dem Einfluß europäischer Civilisation entzieht. Der Orient ist conservativ. Der Anblick dieser Stadttheile reizte meine Neugier

ſolche Städte in der Krim zu beſuchen, welche den orientaliſchen Typus viel reiner ausprägen als Sympheropol oder Ak-Metſchet, die weiße Moſchee, wie die Tataren den Ort nennen. Ich dachte an Karaſſu-Baſar oder Baghtſchiſſarai, entſchied mich dann bald für letzteres, wollte aber damit einen größeren Ausflug in die ſüdweſtlichen Berge verbinden und beſchloß an die Südküſte zurückzukehren, um von da aus, zu Pferde, geradeaus über's Gebirge nach der alten Reſidenz der Tatarenchane zu reiſen. Nach wenig Tagen war ich an der Südküſte, reiſefertig.

Ein Ritt von mehreren Tagen in den Bergen Tauriens erfordert mancherlei Vorbereitung. Es giebt nicht nur keine Gaſthöfe unterwegs: man findet auch in den Tatarendörfern oft nicht die erforderlichen Lebensmittel. So hatte ich denn, nachdem ich mit meinem Reiſegefährten, einem jungen Tataren, Ibrahim, Rückſprache genommen hatte, außer dem gewöhnlichen Reiſegepäck, mich mit Speiſe und Trank verſorgt. Auch einige Bücher und Karten zum flüchtigen Studium der localen Verhältniſſe nahm ich mit.

Früh Morgens, die Sonne war eben aus den Fluthen des Pontus geſtiegen, ſtanden unſere Pferde geſattelt am Zaune des ſchattigen Gartens. Ibrahim, der unterwegs nicht bloß Führer, ſondern Stallknecht, Diener und Koch ſein ſollte und dabei trotz ſeiner orientaliſchen Tracht, der hohen Schafsmütze, rothen Jacke, dem bunten Gürtel und den blauen Pumphoſen mich durch klaſſiſches, griechiſches Profil viel mehr an Alcibiades als an Tſchingiſchan erinnerte, machte ſich bei den Pferden zu ſchaffen und hatte viel Mühe die vollen Taſchen — die Tataren nennen dieſelben „Sakwa" — an den Sätteln ſo zu befeſtigen, daß die Flaſchen mit dem Krimwein, die friſchgebackenen Weißbrode und andere eßbare Dinge — ſogar Gemüſe nahmen wir mit — nicht zu Schaden kämen und die wiſſenſchaftlichen Werke, welche uns als „Bädeker" dienen ſollten, bequem zur Hand ſeien. Beſonders die große Reiſekarte war von Wichtigkeit. Sie ſollte in dem Gewühl von Bergen und Schluchten, Wäldern und Steingeröll uns als Compaß dienen. Ibrahim hatte alle die Gegenden noch nicht bereiſt; obgleich indeſſen ſich während der Reiſe der Umſtand herausſtellte, daß ich viel mehr ſein Führer war als er der meinige, ſo hatte ich meinen Begleiter doch glücklich gewählt. Er ſprach gut ruſſiſch, war intelligent und dienſtfertig und ergötzte mich während der Reiſeſtrapazen

oft durch guten Humor und besonders auch die Freude und Empfänglichkeit bei allen Reiseeindrücken. Sogar hatte er Sinn für landschaftliche Schönheit.

Zunächst hatten wir die Chaussée zu erklettern. In sicherem, raschem Schritte brachten uns unsere Pferde, deren zähe Ausdauer, orientalisches Phlegma und bequemen Gang ich vielfach zu bewundern hatte, in das große Tatarendorf Laiuk-Lambol an der Landstraße, wo die halbnackte Jugend, Frauen und Mädchen mit Goldblech geschmückt und rothen Lappen und schwarzen Zöpfen behangen, rauchende und schwatzende Männer, deren Mehrzahl doch wieder viel mehr an Tschinghischan als an Alcibiades erinnerten, uns umgaben. Da lag wieder der Aju-Dagh in majestätischer Pracht und Ruhe weit in's Meer vorgestreckt. Bald sollten wir das gewaltige Cap von der Zinne des Jaila-Gebirges schauen, von wo aus es wie ein Spielzeug, etwa wie ein zierlicher Briefbeschwerer zu schauen war.

Auf der Straße ritten wir in scharfem Trabe, bis endlich eine Schlucht mit zierlicher Brücke, schäumendem und brausendem Wasserfall und einem schmalem Fußpfade den Eintritt in die kolossalen Massen des Gebirges gewährte. Am Eingange der Schlucht lag eine Mühle, der besten Müllerlieder und des Pinsels eines Calame würdig. An derselben vorüber, zwischen dichten Gruppen von Nußbäumen ritten wir bis zum nächsten Tatarendorfe Dermenkoi, wo wir einen Führer nahmen, um bis zu dem jenseitigen Abhange des Gebirges zu gelangen. Dieser Lootse ging nun vor unsern Pferden her. In langsamem Zuge stiegen wir höher und höher. Der Pfad, oft im abgefallenen Laube und Steingeröll kaum zu erkennen, ging meist durch herrlichen Buchen- und Eichenwald. Auch Nadelholz gab es da in Menge.

Hoch oben, 3500 Fuß über dem Wasserspiegel, giebt es schöne Wiesen, zum Theil von Wald umgeben. Große Schafheerden weiden dort. Mehrere Schäfer kauerten und lagen am Boden im Gespräch mit einander; wir gesellten uns zu ihnen, ruhten ein wenig und genossen das großartige Schauspiel, welches der Blick hinab auf die Küste gewährte. Meilenweit konnte man nach rechts und links die vielfach gewundene Küstenlinie verfolgen. In großartigem Amphitheater lag links das kahle Gebirge bis nach Sudak hin und endete mit dem hochragenden Meganom. Unter uns die kleinen Güter und fruchtbaren Gelände zu beiden Seiten des Bärenberges (Aju-Dagh); rechts die Gegend von Jalta mit Schlössern und

Villen; und dazu das Meer, blau und golden. Aehnlich mag der Blick vom Vesuv sein.

Unser Führer erhob sich, wir bestiegen wieder unsere Pferde und verabschiedeten uns von den Hirten, welchen ich zu ihrem großen Erstaunen unsere Reisekarte gezeigt und zu erklären gesucht hatte. Nun waren wir in der Nähe des Gebirgskammes. Die Vegetation hörte fast vollständig auf. Ohne Weg und Steg, über Steingeröll und an großen Felsblöcken vorüber ... bald hatten wir den weiten, weiten Blick auf das Innere der Halbinsel. Links das Meer bei Sewastopol und Eupatoria; vor uns und rechts ein wirres Durcheinander von bewaldeten Bergen und Hügeln und hinter demselben die Steppe, welche die größere Hälfte der Halbinsel bildet und an deren Rande Sympheropol und Baghtschissarai liegen. Der Führer verließ uns hier, nachdem er uns einen Pfad im Walde gezeigt hatte, und kehrte an die Südküste zurück. Wir waren unserem Schicksale überlassen und eilten auf dem schmalen Pfade durch den Wald, der so dicht war, daß ich an einzelnen Stellen abstieg und zu Fuß ging. Der Pfad mußte uns an das Ufer der Katscha führen, welche wir auf dem Wege nach Baghtschissarai zu verfolgen hatten. Trotz des Steingeröllls, das einem Fußgänger das Wandern höchst beschwerlich gemacht hätte, kamen wir sicher und bequem hinab. Es war ein herrliches Reiten im kühlen Walde. Zahllose Eidechsen sonnten sich am Boden, auf den Steinen, an den Baumstämmen; ein Gesumme und Geschwirre von Insecten umgab uns; Waldtauben in großer Menge waren zu sehen, auch wohl mancher Habicht und Adler kreiste in der Luft; sonst war Alles still und einsam.

Endlich hörten wir ein Plätschern. Wir waren am Ufer der Katscha und verfolgten nun den Lauf dieses Baches, der uns zuerst durch tiefe, wildbewachsene Bergschluchten, dann durch ein offenes, breites Thal nach dem großen Tatarendorfe Kuusch brachte. Hier hielten wir Rast bei dem Schmied des Dorfes, der uns, während unsere Pferde beschlagen wurden, die Veranda seines Hauses überließ, wo wir auf Filzdecken am Boden mit untergeschlagenen Beinen unser Mittagsmahl einnahmen und den Tataren, welche uns in recht bedeutender Zahl und fortwährend rauchend umgaben, ein ungewohntes Schauspiel zum Besten gaben, indem wir aus Liebigschem Fleischextract uns eine Suppe bereiteten und andere Lebensmittel auskramten. Eine Einladung zum Mitessen wurde tatarischerseits abgeschlagen.

Nach dem mehrstündigen anstrengenden Ritt empfand ich in unangenehmer Weise den völligen Mangel jedes Mobiliars bei unsern Wirthen,

die uns nur Filzdecken, Teppiche und Polster anzubieten hatten. Von Tischen und Stühlen war keine Rede. Wir kauerten wie alle Andern am Boden; Speise und Trank, Gläser und Teller standen auf der festgestampften Erde. Neugierig sahen die Tataren unserem Mahle zu und unterhielten sich mit uns, wobei Ibrahim als Dolmetscher diente.

Wir brachen bald auf und setzten unsern Ritt fort. Ein Paar Stunden lang blieben wir noch in dem Katschathale, das immer breiter werdend hier und da hübsche Aussichten auf die Felspartien bot, die wir andern Tages nach dem Besuche in Baghtschissarai und Tschufut-Kale zu besteigen gedachten und unter denen der eigenthümlich geformte Berg von Tepekerman unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Gegen Abend lenkten wir in ein Seitenthal nach Norden ab und ritten auf schmalen Pfaden höher und höher über Kreidefelsen hinweg unserm nächsten Reiseziele zu. Oben bot sich wiederum ein großer Rundblick auf die Berge ringsum. Wieder ragte der Tschatyr-Dagh — etwa drei deutsche Meilen von uns entfernt — mit seiner eigenthümlichen Zeltform über allen andern Bergen hervor. Das Kreidegebirge, über welches wir ritten, ist vielfach von abfallenden Schluchten durchschnitten. Hoch oben ragt die Judenstadt „Tschufut-Kale"; in einer Schlucht lag von steilen Felswänden umgeben die Residenz der Tatarenchane — Baghtschissarei — von Puschkin besungen in seiner farbenreichen Erzählung von der gefangenen polnischen Fürstin, die in dem Harem des Chans ein Opfer der Eifersucht wurde.

Ich war müde vom Reiten und zog es vor zu Fuß zu gehen. Der Mond ging auf; die letzten Strahlen der Sonne beleuchteten die Spitzen der Felsen. Wir kletterten in die Schlucht hinab. Ein buntes Durcheinander von Häusern, Moscheen, Trödelbuden, Thieren und Menschen bot sich unsern Blicken dar. Ein buntes Gewühl von stattlichen Reitern in prachtvollem türkischem Costüm, langen Reihen von kreischenden Ochsenwagen, einer dichten Menge von Tataren, Juden und Zigeunern betäubte uns. Die Mullah's riefen in langgedehnten Tönen von den Minarets aus das Abendgebet; von den elenden an die Kalkfelsen angelehnten Hütten der Zigeuner erschallten tolle Melodien auf der Geige gespielt; Schaaren von halb- und ganznackten Kindern, einige durch ihre Zigeunerschönheit und dunkle Farbe an Murillo'sche Bilder erinnernd, andere durch ihren durchaus mongolischen Typus der Gesichtsbildung auffallend, spielten auf der Straße; zahllose Gruppen von Pöbel, rauchend und Melonen und Arbusen verzehrend, dazwischen russische Mönche aus dem neben der Stadt

gelegenen Kloster in langen Gewändern, mit ehrwürdigen Bärten; Krämer, Handwerker, Wasserträger in den engen krummen Gassen, zu deren Seiten nur wenige Häuser und vorzugsweise Buden, Garküchen, Barbierstuben stehen, ein Gewimmel, so bunt und lärmig, so farbenreich und charakteristisch, daß es mich sehr lebhaft in die Zeit versetzte, wo ich mit Entzücken die arabischen Märchen von den großen Kalifenstädten, von Harun al Raschid und den Kadi's, Derwischen, schönen verschleierten Frauen und dem herumlungernden, bettelnden Pöbel Bagdads gelesen hatte. Hier hätte Freiligrath bei solcher orientalischen Scenerie in der Abenddämmerung, eines seiner bilderreichen Gedichte mit „buntbefiederten" Reimen machen können. Europa scheint in unendliche Ferne gerückt. Nichts erinnert mehr an den Westen. Man könnte ebenso gut wähnen in Buchara oder Kabul zu sein.

Wir fragten nach dem Palaste der Chane. Ein junger Zigeuner, dessen Profil etwas entschieden Aztekenhaftes hatte, führte uns dahin durch die dichtgedrängte in der Hauptstraße wogende Menschenmasse. Die etwa 10—15000 Einwohner zählende Bevölkerung der Tatarenstadt schien insgesammt auf den Beinen zu sein; es war ein gewöhnlicher Tag, kein Fest, kein besonderer Jahrmarkt, aber Alle schienen sie aus ihren elenden Hütten, aus ihren bretternen Buden auf die Gasse hinausgeströmt zu sein. Die Hitze war am Tage drückend gewesen; jetzt konnte man aufathmen; die Menge hockte in den halbgeöffneten Kaffeehäusern, drängte sich in der Nähe der Obst- und Gemüsebuden, an den plätschernden Brunnen, deren eine beträchtliche Anzahl mit orientalischen Inschriften geziert, mit ihren ewig sprudelnden Wasserstrahlen die durstende Menge erquickt; gravitätische Orientalen mit kostbarem Turban und langem, reichbegürtetem Kaftan mischten sich mit den dunkelbraunen, abgemagerten fetzenbehangenen Gestalten der zappeligen, nach allen Richtungen wie nach einer Beute umherblickenden Zigeuner; dazu die Tatarenfrauen in weißen, faltenreichen Gewändern, unter denen hohe gelbe Stiefel erscheinen, so vermummt in weiße Schleier, daß nur die Augen zu sehen sind — das Alles ist nur zum Theil schön, zum größeren Theil unsäglich häßlich, abschreckend und widerwärtig, aber es ist charakteristisch; hier giebt es keine conventionelle Sitte des neunzehnten Jahrhunderts; hier ist Alles national, volksthümlich, eine lehrreiche Illustration einer niedern, aber scharf ausgeprägten Culturstufe.

Die Stadt mag eine halbe Meile lang sich durch die Schlucht der Kreidefelsen hinziehen. Sie besteht fast nur aus einer Hauptstraße, an

deren unterem Ende der Palast steht — ein Stück vergangener Herrlichkeit, ein sprechendes Bild von ächt orientalischem Luxus. Durch ein buntbemaltes, von allerlei Zierrath schillerndes Portal, an dessen Eingang eine Inschrift an den Besuch der Kaiserin Katharina II. im Jahre 1787 erinnert, treten wir in den Hof. Ein großer Raum, umgeben von verschiedenen Gebäuden mit Arabesken bemalt und großentheils mit Galerien auf zeltstangenartigen Säulen versehen; links ragen zwei hohe Minarets und zwei gewaltige Kuppeln, welche die Grabmäler der Chane und der zahlreichen Frauen derselben überwölben; Springbrunnen von allerlei Pflanzen und Bäumen umgeben; durch Gitterpforten blickt man in kleine Gärten; — alles dieses von dem Monde beschienen, ein bezauberndes Bild. Hier war es stille; nur einzelne Gruppen von Europäern, welche als solche bevorzugt in den Räumen des Palastes Wohnung hatten, waren im Hofe, an den Fontainen, auf Gartenbänken unter schattigen Bäumen sitzend, wahrzunehmen; man trank Thee, plauderte, spielte Schach und Karten; die Gesellschaft erinnerte an das Publicum in den Bädern des Westens. Europa hatte diesen Rest tatarischen Reichthums geerbt; Europäer theilten sich nun in die Wohnungen der Dewlet-Ghirei's, Mengli-Ghirei's, Hadschi-Ghirei's und derer schönen Frauen. Mit der gewöhnlichen Urbanität und Courtoisie russischer Militairs ließ mir der Intendant des Palastes ein Zimmer anweisen.

Hier gab es freilich keinen besonderen Comfort. An den Wänden der Stube ein Divan mit Polstern, ein kleiner Tisch mit einem Spiegel — das war Alles. Keine Stühle, kein Bett, keine Vorrichtung zum Waschen. Wir machten am andern Morgen unsere Toilette an dem Springbrunnen, dessen Geplätscher die stille Mondnacht hindurch, vor unsern Fenstern den seltsamen, fremdartigen Eindruck der Scenerie erhöhen half. Ordentliche Gasthöfe giebt es in Baghtschissarai natürlich nicht; in einer der tatarischen Herbergen zu übernachten wäre bei europäischen Bedürfnissen noch weniger gerathen gewesen als in dem Palaste, wo die ganze freilich unentgeltliche Verpflegung darin besteht, daß den Reisenden Theegeschirr gebracht wird.

Wir stärkten uns ein wenig durch einen Abendimbiß. Ibrahim hatte sich schon unterwegs auf die köstlichen Melonen gefreut, die wir in Baghtschissarai würden kaufen können. Sie waren allerdings vortrefflich und kosteten fast nichts: das Stück drei Kopeken.

Dann saß ich noch eine Weile draußen und bewunderte die orientalische Mondnacht, die zelt- und teppichartige Ornamentik der Gebäude, die

spielende Willkür in diesen Ranken, Bändern, gebrochenen und gewundenen Linien. Das Verbot der Nachbildung der thierischen und menschlichen Gestalt hat die Phantasie genöthigt ihre ganze Fülle für das Gebiet der Arabeske zu verwenden. Ein reiches Geschlinge von allerei stab-, band- und blumenartigen Formen, dünne Säulen, buntschillernde Farben, vielfach angebrachtes Lattenwerk; die Wände erscheinen dünn und unsolid; diese Häuser machen einen pfefferkuchenteigartigen Eindruck; sie erscheinen mehr als ein Spielzeug wie als ein wirklicher Palast, als zierliche Nippssachen mehr wie als monumentale Bauten. Alles erscheint als Ornamentik, das Ganze ist nur Zierrath; wie viel solider, großartiger, monumentaler müssen Denkmäler der maurischen Baukunst — etwa die Alhambra erscheinen als diese tatarischen Fürstenhäuser, die nur den Eindruck schmucker Pavillons machen in leichtem, spielendem Landhausstil aufgeführt, bestimmt als Nomadenwohnung zu dienen.

Nach dem Ritte von sieben bis acht deutschen Meilen schlief ich besser als ich erwartete auf den harten Ottomanen. In der Nacht weckte mich nur das laute Rufen des tatarischen Mullah, welcher vom Balkon des Minarets in langgezogenen Tönen sein monotones „Gott ist Gott und Mohamed sein Prophet" schrie oder sang. Seltsam klangen diese Töne durch die stille Mondnacht über den Hof herüber; die Springbrunnen plätscherten; es war wie ein Märchen der Scheherezade, und dann wieder wie eine kunstvoll inscenirte Zauberoper, oder wie eine Veranstaltung, um mir, dem Westländer, eine naturwahre Probe orientalischen Lebens zu geben.

So hatte ich vor Jahren beim Sonnenaufgang auf dem Rigi den Kuhreigen blasen hören, es kostete damals einen Franken. Hier halten die Ungläubigen, welche jetzt den Palast der Chane bewohnen, die lauten Gebete des Mullah umsonst.

Andern Tages ließen wir uns im Palais umherführen. Es ist ein Labyrinth von Sälen, Stuben, Thürmen, Galerien, Gärten und Verandas, ohne irgendwie einen imposanten Eindruck auf den Beschauer hervorzubringen. Die meisten Räume sind klein, eng. Jetzt hat man Alles renoviren und restauriren lassen. Die Farben der Wand- und Deckenmalereien, der Teppiche und Ottomanen und der bunten Gläser in den Fenstern glänzen wie vor hundert Jahren. Ueberall zierliche, schillernde Formen, eine Ueberladenheit des Decorativen, stillose Spielerei mit geometrischen Figuren; incrustirte Tische, mustvische Arbeiten von allerlei Art;

nirgends eine Spur von Solidität des Materials, von großgedachten Formen, von bedeutenden architektonischen Linien, von Geist und Charakter in der Ornamentik. Mit großer Kunst hat man es übrigens verstanden kühle und zugleich durchaus helle, freundliche Räume herzustellen. In diesem Glitzern und Schimmern spricht sich bei allem orientalischen Phlegma doch eine kindliche Freude am Leben aus. Der Blick in die kleinen Gärten, welche von Mauern umgeben, mit Springbrunnen versehen, eine große Mannigfaltigkeit von Blumen aufweisen — ist überaus freundlich. Auch die Gärten zeigen dieselbe Engheit und Zierlichkeit, ein gewisses Behagen am Kleinen, Niedlichgeschmückten. Da sieht man schattige Gänge von Spalieren umgeben und überhangen; gewaltige Rebstöcke von der Dicke eines Mannesarmes breiten ihr Laub darauf aus. Goldene und dunkele Trauben in reichlicher Fülle hängen von allen Seiten und von oben herab; ein Garten mit großem Marmorbassin war für das Frauenbad bestimmt; dichte Lauben mit Bänken stehen hinter dem Marmorbassin, in dessen dunkler Fluth sich jetzt nur die Pappeln und Cypressen, die Rebstöcke und Blumen spiegeln; ein Pavillon im Garten in der Nähe des Harems, wo die Frauen der Chane Nachmittags ihren Kaffee zu schlürfen pflegten; Alles durch haushohe Mauern von der Außenwelt abgeschnitten, ein schönes Gefängniß, aber ein Gefängniß. Hier vertrauerte, der Sage nach, die polnische Fürstin Maria Potocka als Gefangene des tatarischen Herrschers ihre Tage, bis das Gift einer eifersüchtigen Nebenbuhlerin ihren Leiden ein Ende machte. Diese Fabel des Puschkinschen Meistergedichts ist allerdings eine Fabel, und das Grab der Maria Potocka und die „Fontaine der Thränen", welche an sie erinnern soll, haben, wie eine genauere Forschung unwiderleglich gezeigt hat, nichts mit der heimwehkranken, in Seelenschmerz aufgelösten polnischen Jungfrau zu schaffen, welche letztere nur in der Einbildungskraft existirt hat.

In den Sälen und Kammern, in den Gärten und an den Springbrunnen giebt es überall orientalische Inschriften, deren Schnörkel in gewohnter großsprecherischer Weise das Lob der Chane, der Gebäude, der Fontainen verkünden. Bilderreich und in Hyperbeln prahlen die Verfasser dieser Weisheitssprüche von dem Ruhme der tatarischen Despoten und von ihrer Demuth, von der Macht der Chane und ihrer Frömmigkeit; eine der Springquellen fordert in echt asiatischer Renommisterei alle nur irgendwo in aller Welt sprudelnden Fontainen zur Vergleichung mit ihr

auf, keine sei so herrlich und heilkräftig wie sie. Diese Inschriften prangen an den Marmorfußböden und an den vergoldeten Decken, an Spiegeln und Fenstern und Kaminsimsen: überall die Rhetorik des Morgenlandes.

Es giebt da prächtige Räume; der Gerichtssaal mit einem Uebermaß von Gold und Flittern, Mosaik und Marmor, und dabei ein Versteck für den Chan, der ungesehen den Gerichtsverhandlungen lauschen konnte; Altane für die Frauen des Harems, von denen aus sie den Spielen im großen Hofraum zuschauen konnten, ohne selbst gesehen zu werden; der Falkenthurm, von welchem aus der Fürst eine weite Aussicht in die Kreidefelsengegend genießen konnte; Audienzsäle mit sammetenen Ottomanen und allerlei Malereien von Obst, Trauben und Beeren; in allen Stuben Kamine; die Moschee mit mehreren Kronleuchtern, welche allerlei eckige geometrische Formen aufweisen und zu welcher der Chan einen besonderen Aufgang hatte und eine besondere Loge, — der Harem mit engen, meist sehr einfachen Stuben, von denen allen übrigens nur ein sehr kleiner Theil noch steht, während der größere Theil dieses Baues in Trümmer zerfallen, vollständig abgebrochen und weggeschafft wurde, — endlich die gewölbten Hallen mit den Gräbern und daneben wiederum Gärten ebenfalls mit zahllosen Grabmälern, welche alle entweder den Turban der Fürsten oder die kleine Mütze der Fürstinnen aufweisen und mit Inschriften geschmückt sind. Dazwischen Blumen, Gras und Gestrüpp — auch Gemüsegärten auf diesem Kirchhof.

Ibrahim war von der nationalen Herrlichkeit und fürstlichen Pracht der ehemaligen Gebieter Tauriens ganz berauscht; er war ganz stumm vor Erstaunen und Entzücken über alle die schönen Dinge im Palaste. Er mochte auf seine Art Philosophie der Geschichte treiben und Betrachtungen anstellen über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Ich unterbrach seine patriotischen Phantasien, indem ich ihn aufforderte sich zur Weiterreise zu rüsten. Während er in die Herberge ging, wo unsere Pferde verpflegt worden waren, machte ich noch einen Gang durch die Stadt und besorgte einige Einkäufe von echt tatarischen Lederwaaren, bunten Schuhen, Spielzeug u. dgl. Ibrahim brachte noch eine Ladung seiner kleinen Lieblingsmelonen, und bald hingen wir wieder auf unseren Kleppern.

Unsere allernächste Station war das Uspenski-Kloster, ganz nahe in einer Schlucht bei Baghtschissarai gelegen. Tief unten im Abgrunde ist

ein schönes Wäldchen von Eichen- und Nußbäumen, ein Kirchhof — ein schmaler Reitweg führt an dem Felsen höher und höher. Bald waren wir bei dem Höhlenkloster.

Die Klosterzellen, Kirchen und Kapellen, Treppen und Vorrathshäuser sind im Felsen in alten Höhlen, die jetzt weißgetüncht, mit allerlei Hausgeräth versehen, einen recht wohnlichen Eindruck machen und bei der drückenden Schwüle im Sommer einen kühlen und angenehmen Wohnort bieten. Unregelmäßig und wunderlich sind die hölzernen Galerien und Treppen hier und da an der Außenseite des Felsens angebracht. So gelangt man in das Innere. Es macht der ganze Bau einen vogelnestartigen Eindruck. Die ganze Gegend ist reich an solchen Höhlen, welche oft in sehr beträchtlicher Höhe der Felsen, meist sogar an den Zinnen der Berge sich befinden, welche ein Plateau bilden. Hier hatten wir das Beispiel bewohnter „Krypten", denselben Tag sollten wir später u. A. auf dem Berge Tepekerman unbewohnte Höhlen besichtigen. Vor vielen Jahrtausenden schon wohnten in diesen Höhlen Generationen, die uns jetzt ebensolche Räthsel sind, wie die Bewohner der Pfahlbauten. Bei diesen Fragen rechnet man nicht mehr nach Jahren oder Jahrhunderten; man muß ein größeres Maß anwenden. Die Anthropologie und Ethnographie ergeht sich in mancherlei Voraussetzungen, Vermuthungen und Hypothesen über diese Höhlenstädte, ohne über großes Material bei der Lösung dieser verwickelten Fragen zu verfügen. So viel sieht man wol, daß hier Menschenhände bei dem Bau und Ausbau dieser Höhlen ein gewaltiges Stück Arbeit gethan haben, daß kleine in die Mauern gemeißelte Nischen als Schlafstellen gedient haben müssen, daß hier und da zwei oder drei Räume künstlich durch Oeffnungen verbunden worden sind, aber über die historische Zeit der Bevölkerung, welche hier hauste, — über ihre Art und Abstammung, über die Aufeinanderfolge verschiedener Völker, welche hier nach einander gelebt haben, hat man nur schwankende Annahmen. Das sind vorhistorische Zeiten und wenn die Geschichtswissenschaft hier Licht zu schaffen sucht, so muß sie die Naturwissenschaft zu Hülfe nehmen, welche letztere der ersteren auf ähnlichen Gebieten, bei verwandten Fragen bereits manchen wesentlichen Dienst geleistet haben. Auch hier wieder war ein Theater zu schauen, wo das Stück schon lange, lange ausgespielt hatte. Das Treiben der Mönche in den Höhlenzellen, die ich besuchte, der Gesang derselben in der Höhlenkirche bei dem Gottesdienste, welchem ich beiwohnte, war ein bloßes Nachspiel nach einer Pause, welche vielleicht Jahrtausende gedauert hat.

Wieder beſtiegen wir unſere Pferde und ritten den ſteinigen Pfad höher und höher. Allmählig näherten wir uns dem kreideweißen Plateau, auf welchem Tſchufut-Kale liegt oder Kirkjer, wie dieſe Stadt mit anderem Namen heißt. Die Sonne brannte ſchonungslos auf das dürre Geſtein; kein Strauch, kein Grashalm hier oben, eine unermeßliche Umſchau nach allen Gegenden; grüne Berge, der Kamm des Jaila-Gebirges, hinter welchem die Südküſte liegt; links wieder der Tſchatyr-Dagh; tiefblau ſtand der Himmel über dem großen Panorama.

Aber in der allernächſten Nähe war es ein Anblick voll Grauſen und Oede. Geſpenſtiſch, unheimlich lagen in Reihen die Trümmer ehemaliger Straßen, ſtanden die leeren Mauern einſt, vor nicht langer Zeit, bewohnter Häuſer; enge Straßen, in deren auf hartem, weißem Felſen ſichtbaren tiefen Fahrgeleiſen das Zeugniß einer bedeutenden Frequenz zu erkennen war, Trottoirs zu beiden Seiten der Straßen, Thore und Thüren, Tempel und Brunnen, Schwellen, Stufen und Treppen, — Alles zerfallend oder zerfallen; kein Laut, kein Thier, kein Menſch. Man meint eine verzauberte Stadt zu ſehen, deren Gegenwart durch einen Fluch zerſtört wurde. Hier iſt Alles Vergangenheit geworden. Verlaſſen und verdorben, öde und ſtill iſt dieſe Stätte. Wir ritten durch mehrere Straßen immer weiter und weiter und hatten immer nur denſelben Anblick halber Häuſer, öder Fenſterhöhlen, bröckelnder Mauerſteine, mit Schutthaufen angefüllter Hofräume, dachloſer Stuben. Ein brauner halbnackter Zigeunerbube, den wir von Baghtſchiſſarai als Wegweiſer hierher mitgenommen hatten, wies uns nach einem Hauſe, das bewohnt ſchien, nahm ſchweigend und kopfnickend einige Kupfermünzen in Empfang und lief und ſprang heimwärts.

Wir ſahen einen Fußgänger in der Straße. Alſo noch eine letzte Spur von Leben gab es doch in der hohen, luftigen, brennend heißen, weißſchimmernden Ruinenſtadt. Es war der Sohn des Rabbiners, der von der ganzen ehemals zahlreichen Karaïmgemeinde faſt ganz allein zurückgeblieben iſt. Von einem Paar Hundert Familien, die noch in den dreißiger Jahren von Reiſenden, wie Montandon, Dubois de Montpéreux u. A. hier oben angetroffen wurden, waren jetzt (1868) nur zwei oder drei geblieben. Ich trat zu dem alten Herrn hinein, der gewöhnt iſt von Durchreiſenden Beſuche zu empfangen und Auskunft giebt über die Localverhältniſſe. Ich war erſtaunt hier ein ganzes Archiv, eine ungemein reiche Sammlung hebräiſcher Handſchriften in einer ehemaligen Synagoge,

welche jetzt die Studirſtube des alten Rabbiners bildete, zu finden. In Fächern geordnet lagen die dichten Haufen alter vergilbter Pergamente; Polſterſtuhl und Schreibtiſch mit Papieren, Büchern bedeckt. In langem Gewande, ein Käppchen auf dem langen weißen Haar, eine hohe Geſtalt — ſuchte der Rabbiner in ſeinem Archiv umher, ging von Fach zu Fach, rollte die Handſchriften auf, wies mir einige, die ſich durch ihr hohes Alter auszeichneten, ſprach mit mir über einige die Geſchichte dieſer Gegend betreffende Controverſen und beklagte die Unruhe und Wanderluſt ſeiner Gemeinde, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte in alle vier Himmelsgegenden auseinandergeſtoben ſei, von dem ſchnöden Mammon verlockt, der in volkreichen Städten, in dichterbewohnten Gegenden, in höher cultivirten Ländern leichter erworben werde als hier oben auf dem kahlen Felſen .... Dann ſprach er von ſeinen Reiſen in den Orient, von ſeinem Aufenthalt in Kleinaſien, in Jeruſalem, wo er Handſchriften geſammelt habe. Der alte Sonderling, der in dieſer Oede und Einſamkeit den Reſt ſeiner Tage verbringen, hier ſein Grab finden will, machte in dieſer Umgebung einen ſeltſamen Eindruck. Adalbert Stifter hätte ihn für eine ſeiner „Studien" brauchen können.

Ueber dieſen „Judenfelſen" (wörtliche Ueberſetzung von Tſchufut-Kale) oder Kirkjer giebt es viel Streit unter den Gelehrten. Je mehr Anhaltpunkte für die Geſchichte dieſes merkwürdigen Ortes alte hebräiſche Manuſcripte und die Inſchriften auf den Gräbern in dem Thale Joſaphat geliefert haben, deſto mannigfaltiger ſind die Hypotheſen, welche an ſolche Ueberreſte über die Schickſale der Stadt geknüpft werden. Man hat über Gothen und Chaſaren und Juden Angaben herausleſen wollen, die ſich ſchon auf das Alterthum oder das früheſte Mittelalter beziehen; man hat geſucht, die Beziehungen der Juden und Tataren, welche zweifelsohne im ſpäteren Mittelalter hier mit einander wohnten, aufzuklären, man ſtreitet ſehr lebhaft, ob die Genueſen dieſen „Judenfelſen" im Jahre 1261 oder ein Jahrhundert ſpäter belagert hätten; man hat an den halbverwitterten Gräberinſchriften corrigirt, ergänzt, interpolirt und combinirt, und vieles iſt dabei im Dunkel geblieben. Dabei iſt aber doch ein heiteres qui pro quo aufgedeckt worden, welches wir unſern Leſern auftiſchen wollen: der Geſandte Ludwigs IX, des Heiligen, Rubruquis erzählt, es gebe zwiſchen Cherſon (bei dem heutigen Sewaſtopol) und Soldaia (dem heutigen Sudak „quadraginta castella", worauf hin denn die Gelehrten ſich

bemüht haben an der Südküste die 40 Burgen aufzufinden. Jetzt hat sich nun herausgestellt, daß jener Reisende des dreizehnten Jahrhunderts nicht vierzig Burgen, sondern Tschufut-Kale gemeint, das auch Kirkjer hieß, „Kirkjer" bedeutet der Erläuterung des Abulfeda zufolge „Vierzig Männer", welches ein italienischer Reisender in „quaranta luoghi" verwandelt und Rubruquis in ebensoviele Burgen. Allerdings liegt Tschufut-Kale zwischen Cherson und Sudak, und somit klärt sich das Mißverständniß auf.

Auch über spätere Zeiten noch herrschen Zweifel. So z. B. sieht man noch heute in Tschufut-Kale das Grab der Tochter eines tatarischen Chans, über welche poetische Sagen im Umlauf sind, als habe sie sich aus unglücklicher Liebe von dem steilen Felsen in den Abgrund gestürzt. Skeptiker meinen, dieser Roman sei ebenso erfunden wie die Geschichte der Maria Potocka in Baghtschissarai. Allerdings ist der Judenfelsen an der einen Seite schroff wie eine Mauer: mehrere hundert Fuß kann man herabstürzen in die Schlucht, welche von Südost nach Baghtschissarai führt, und welche wir am Abend vor unserem Besuche in Tschufut-Kale hinabgeritten waren. Mir schwindelte, als ich hinaufblickte an dieser steilen Felswand empor, an deren äußerstem Rande hoch oben die halberhaltenen Façaden der nun verlassenen Häuser schwebten; Dachgiebel, Fenster, Mauern — scharf, silhouettenartig vom dunkelnden Abendhimmel sich abhebend, wie Taubenhäuser in der Luft schwebend.

Noch vor ein Paar Jahrzehnten zogen die oben wohnenden Karaïm-Juden, welche sämmtlich in Baghtschissarai ihre Kramläden hatten, täglich hinab und kehrten Abends in ihre Behausungen zurück. Regelmäßig wurden die zwei Thore geschlossen, welche den Zugang zu der Stadt bilden: eine kaum einnehmbare Festung. — Das ist nun alles vorüber: die Diaspora setzt sich fort.

Wir hatten noch eine starke Tagereise vor uns. Unser nächstes Reiseziel war der Felsen von Tepekerman, der in regelmäßiger Kegelform — mit einem Zuckerhut vergleicht ihn ein Reisender des achtzehnten Jahrhunderts — oben abgeflacht mit breitem Rande sich unseren Blicken darbot, als wir von Tschufut-Kale aus über das Hochplateau ritten. Die Gegend wurde ganz öde. Fast jede Spur eines Weges verschwand allmählig; nur hier und da war im Gebüsch und Gestrüpp, im Grase und

Steingeröll der schmale Pfad zu erkennen, den wir der erhaltenen Weisung zufolge zu verfolgen hatten. Unser Kompaß, die Reisekarte, war in Bezug auf diese Gegend minder genau. Wir richteten uns nach der Himmelsgegend und waren froh, wenn eine freie Anhöhe uns Gelegenheit bot die grotesken Formen des Felsens von Tepekerman wieder zu erblicken. Einige Hirten, die wir unterwegs trafen, gaben uns Auskunft. Nach anderthalbstündigem Ritte kamen wir endlich an unser Ziel. Ohne abzusteigen — tatarische Pferde sind auf schiefe Ebenen, hinauf und hinab in beliebigem Winkel, eingerichtet, ruhig, sicher, folgsam — langten wir unterhalb der Felsplatte von Tepekerman an, welche in einer Dicke von etwa 30 bis 50 Fuß den Kegel krönt und an allen Seiten ein wenig hervorragt. Unterhalb dieser tischartigen Platte, welche oben immerhin ein Paar Hundert Fuß weit ist, befinden sich nun jene Höhlen oder Krypten, von dem Felsen überhangen, zum Theil hinter Gebüsch versteckt. Auch von der Hochebene aus kann man in einige Höhlen gelangen. Jetzt ist Alles öde und leer. Fast in jeder Höhle fand sich eine Nische vor mit schmaler Platte zum Schlafen, der sprechendste Zeuge, daß hier Menschen gelebt hatten. Manche Räume waren recht hell, indem das Tageslicht durch große Oeffnungen hineinströmte; andere dunkler. Wir ließen die Pferde grasen und setzten uns am Eingange in eine dieser Troglodytenwohnungen nieder, um unser Mittagsmahl einzunehmen, das bei dem Mangel an Wasser sehr frugal war und aus kalten Speisen, Melonen und Krimwein bestand. Der Blick von hier oben war sehr lohnend. Das grüne Durcheinander von Bergen und Hügeln, bis an das Jaila-Gebirge der Südküste, welches das Meer vor unseren Blicken verbarg; dicht unter uns das fruchtbare Thal des Biouk-Ousen oder der Kalscha, an deren Ufern nah und weit einige Tatarendörfer lagen. Hier konnte ich wieder auf meiner Reisekarte mich orientiren und über unsere weitere Wanderschaft, über die Entfernungen bis zu den nächsten Stationen Berechnungen anstellen. Bis zum Abend wollten wir noch am Fuße des Felsens angelangt sein, auf dessen Höhe die berühmte Bergfeste Mangup-Kale liegt. Man hatte uns in Baghtschissarai gewarnt, wir würden ohne Führer in dem Labyrinth von Bergen und Thälern den wildromantisch gelegenen Ort gar nicht finden können, aber ich vertraute auf meinen „Bädeker", den ich mir in den verschiedenen Reisewerken und auf der Karte zusammengelesen hatte, auf den Instinkt meines Ibrahim, mit welchem ich fortwährend über die Reiseroute consultirte, und auf die Auskunft, welche wir unterwegs von den

Eingeborenen erhielten, mit denen sich Ibrahim in seiner gurgelnden, rauhklingenden Sprache so ausführlich zu unterhalten pflegte, daß bisweilen meine Geduld auf die Probe gestellt wurde.

Zuerst ging es ganz steil den Felsen von Tepekerman hinab — ich zog es vor zu Fuße zu gehen und auch Ibrahim führte unsere Pferde am Zügel — bis in das Flußthal, längs welchem wir jetzt, zum Theil in scharfem Trabe, in einem großen Bogen auf die dichter und höher sich thürmenden, reichbewachsenen Bergmassen zu ritten, hinter denen das vielversprechende Schloß liegen sollte. Wir streiften unterwegs auch die Ebene, in welcher die große Straße von Baghtschissarai nach Sewastopol führt, ritten durch einige sehr große Tatarendörfer, deren Wohlstand in dem behäbigen Aussehen der Häuser und in der reichlichen Ernte, die soeben eingeheimst wurde, sich darstellte. In diesen Gegenden giebt es auch Russen, welche von den Zeiten Potemkins abstammen. Hier haben sich Soldaten der russischen Armee aus dem türkischen Kriege angesiedelt und ihre Kolonien scheinen zu gedeihen. Es klang fast fremdartig hier in der Tatarei russisch reden zu hören. Hier und da sieht man auch christliche Kirchen. Die Landschaft ist belebt und läßt auf eine dichtere Bevölkerung schließen. Die Gelegenheit des Absatzes der Bodenerzeugnisse nach Baghtschissarai und Sympheropol einer- und nach Sewastopol andererseits entspricht vortheilhaft der günstigen Beschaffenheit des Bodens, welcher Gemüse, Taback und in der Ebene auch Getreide in reichlicher Menge hervorbringt.

So den ganzen Tag im Sattel zu hängen, ist denn doch gewaltig anstrengend. Meine des Reitens ungewohnte Knochen spürten noch die Ermüdung des gestrigen Tages und der Ritt nach Mangup-Kale war lang. Ich half mir damit, daß ich dazwischen eine halbe Stunde zu Fuße ging. Recht stolz war ich darauf, daß ich indessen doch weniger ermüdet war als Ibrahim; der arme Bursche hatte auf seinem hohen tatarischen Sattel von hartem Leder einen unbequemeren Sitz als ich auf meinem englischen Sattel. Unsere Pferde gingen ruhig ihren Schritt fort, mochten sich aber doch nach einer ordentlichen Mahlzeit sehnen. Endlich, es dunkelte schon, kamen wir in Kadjissala an, einem Tatarendorfe, am Fuße des Mangup-Berges. Ibrahim recognoscirte die Gegend und wir fanden eine wohnliche Stätte in einem Tatarenhause, dessen Bewohner Alles aufboten uns möglichst bequem zu betten und mit allem Nöthigen zu versehen. Hier war nicht die Pracht und der Luxus des Palastes von Baghtschissarai, aber mehr Comfort.

So eine Tatarenwirthſchaft iſt doch reichlicher ausgeſtattet, als man erwarten dürfte. Da gab es außer Teppichen und Polſtern, welche an den Wänden des beſten Zimmers, das uns zur Wohnung angewieſen wurde, ausgebreitet waren, noch gute Kopfkiſſen und Bettwäſche, einen runden Tiſch, welcher den niedrigen auf der Filzdecke am Boden liegenden Polſtern entſprechend auch nur wenige Zoll hoch war, Keſſel und Taſſen u. dgl. m. Ich war ſehr froh in einem ordentlichen Bette zu ſchlafen, ließ mir Thee machen und legte mich gut bedeckt zur Ruhe, die kühle Nachtluft ſtrömte durch eine Oeffnung, welche als Fenſter diente und welche im Winter mit geöltem Papier verklebt zu werden pflegt. Der Mond ſchien in das Zimmer.

Von der weiblichen Einwohnerſchaft des Hauſes ließ ſich niemand blicken; dagegen blieben mehrere Tataren mit ihren Schaffellmützen, die ſie gar nicht abnehmen, ſo lange in dem engen Stübchen mit uns zuſammen, bis ich ſie durch Ibrahim bitten ließ uns allein zu laſſen. Es waren bildſchöne Männer, deren Geſichtsbildung keine Spur von aſiatiſchem Typus aufwies. Das Nichtabnehmen der ſchweren, heißen Fellmützen fiel mir auf. Ich erinnere mich gar nicht geſehen zu haben, daß Ibrahim während unſeres tagelangen Zuſammenſeins ſein ſchwarzes Schaffell auch nur auf einen Augenblick abgenommen hätte; ich weiß gar nicht wie er barhäuptig ausſieht. Ich war froh mich mit meinem leichten Strohhut begnügen zu dürfen. Allerdings reicht ein ſolcher zum Schutze gegen die Sonnenſtrahlen nicht aus und man thut wohl, um die Gefahr eines Sonnenſtichs zu vermeiden, noch einen weißen Schirm aufzuſpannen. Sowol beim Reiten als beim Gehen ließ ich meinen großen weißleinenen Schirm nicht aus der Hand, ſo lange es Sonnenſchein gab, und dennoch ſpürte ich an den Händen, die manche Augenblicke ungeſchützt geblieben ſein mögen, eine leichte Entzündung, die ſich übrigens ſchnell wieder verlor.

Noch vor Sonnenaufgang waren wir am anderen Morgen aufgeſtanden und traten unſere Wanderung an, um den Berg zu beſteigen, auf deſſen hohem Plateau die Ruinen von Mangup liegen. Ich hatte mancherlei über die Geſchichte dieſer merkwürdigen Bergfeſtung geleſen, hatte ſchon Abends vorher, bei aufgehendem Monde die Landſchaft bewundert, welche den berühmten Kegel umgiebt; wildbewachſene, ſchroffe Abhänge und Schluchten; hier und da, beſonders am oberen Rande der horizontal abgeplatteten Felsmaſſen eigenthümliche Formationen, welche für geologiſche

Forschungen reichen und anziehenden Stoff darbieten; in den Thälern und Schluchten Tatarendörfer; oben das Panorama auf einen großen Theil der Halbinsel und sogar die Aussicht auf das Meer bei Sewastopol. Mit großer Spannung bestieg ich den Berg. Ein junger Tatar führte uns. In einer Schlucht stiegen wir in hohem Grase und niedrigem Gebüsch höher und höher. Wie bei Tschufut-Kale der Stadt auf dem Felsen ein Begräbnißplatz in einer üppigbewachsenen Schlucht entspricht, so mahnte auch hier ein ausgedehnter Begräbnißplatz an dem gebüschreichen Abhange mit Tausenden von Grabsteinen an das Dasein einer ehemals volkreichen Stadt auf der Felsplatte, deren überhängenden Rand wir ganz in derselben Weise wie bei Tepekerman hoch oben vor uns erblickten. Eine volle Stunde wanderten wir an den Gräbern vorüber; Quellen mit eiskaltem Wasser sprudelten aus dem Gestein hervor; das Gras wurde spärlicher, der Felsen steiler; zuletzt kletterten wir mehr, als wir gingen. In den Schluchten wurden lange Mauern der ehemaligen Festung sichtbar mit gewaltigen Thürmen. Es waren kolossale Bauten, die auf große Mittel, eine starke Garnison, bedeutende politische Zwecke schließen ließen. Alle Stellen, welche leichter zugänglich erscheinen konnten, waren mit sehr hohen Mauern versehen. Alles verfiel allmählig. Man sah, daß diese Ruinen Jahrhunderte alt waren.

Die Sonne war aufgegangen und ergoß ein Meer von Licht auf die ganze Umgegend, auf welche wir, oben angelangt, eine weite Umschau hatten.

Mangup, durch seine Lage eine schwer einnehmbare Festung, muß in vielen Jahrhunderten eine bedeutende Rolle gespielt haben. Man hat es auch Manguth genannt und diesen Namen mit den Gothen in Verbindung bringen wollen; die Kryptenstadt am Rande der obern Felsplatte ist viel größer, mannigfaltiger angelegt als andere Troglodytenorte; man meint die Skythen hätten hier gehaust; man erläutert die Bedeutung der einzelnen Räume in den vielverzweigten, ausgebauten Höhlen und nennt diese unwirthlichen Behausungen einen Palast mit Audienzsälen, Vorzimmern, Schlafstuben u. s. w. Hier soll eine erzbischöfliche Metropole gewesen sein; hier giebt es Spuren einer griechischen Kapelle, spärliche Reste einer türkischen Moschee, Trümmer einer Synagoge; Skythen und Gothen, Griechen und Mongolen, Genuesen und Türken lebten hier; griechische, türkische und jüdische Gräber lassen auf eine ehemals zahlreiche Bevölke-

rung ſchließen, während heute auf dem ganzen Hochplateau, das etwa 1000 Schritte breit und 2000 Schritte lang iſt, oft keine Menſchenſeele oder höchſtens ein Paar tatariſche Hirten mit ihren Heerden angetroffen werden. Die älteſte Inſchrift, die man hier fand, zeigt auf einem Karaïmgrabe die Jahreszahl 1274 n. Chr. Von den Königen der Barbarenzeit, welche ſich's in den oft zweiſtöckigen Krypten ſo bequem als möglich zu machen ſuchten, bis zu den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo Pallas noch einige Karaimjuden als ſtändige Bewohner des Felſens antraf, iſt eine lange Zeit, aber wir wiſſen nur wenig davon. An eine der merkwürdigſten Epochen der Geſchichte Mangups mahnt die maleriſche Ruine des Schloſſes, der ich mich mit ganz beſonders lebhaftem Intereſſe näherte. Es iſt nicht allzuviel von dieſem Palaſte erhalten, aber das Erhaltene zeugt von Pracht und Geſchmack. Die Frontſeite hat zwei Stockwerke mit ſymmetriſch geordneten Fenſtern, deren Einfaſſungen reiche und geſchmackvolle Ornamente ſchmücken. Man will den Einfluß armeniſcher Kunſt bei dieſen in Stein gehauenen Arabesken erkennen, im ſpäteren Mittelalter wurden an vielen Orten der Krim Armenier angetroffen. Die Trümmer einer ſtattlichen Treppe ſind noch ſichtbar; an dem zweiten Stockwerk ſind Spuren einer Gallerie oder eines Balkons zu erkennen. Das Schloß iſt offenbar in der letzten Hälfte des Mittelalters gebaut, und über deſſen Schickſale im vierzehnten, fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert haben ſich manche Einzelheiten erhalten. Ein Fürſt von Mangup, Vaſall der Mongolen, kämpfte zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts gegen die Heerſchaaren, die der Litthauerfürſt Witold gegen die Krim geſchickt hatte. Hierher ſollen ſich die Genueſen gerettet haben, als die Türken ſie aus Kaffa vertrieben hatten. Ein Fürſt von Mangup war der Beſchützer und Bundesgenoſſe der genueſiſchen Unterthanen in Balaklawa, die ſich gegen ihre Herren aufgelehnt hatten. Hier erſchienen im Jahre 1474 Geſandte des ruſſiſchen Zaren beim Prinzen Ipriko, der die Hand ſeiner Tochter einem Verwandten Joanns III. anbot, um über die Mitgift zu berathen. Ein Jahr darauf erfolgte eine Kataſtrophe, als der Ort von den Türken genommen wurde. Ein Reiſender, welcher um ein Jahrhundert ſpäter in dieſer Gegend war und ſich von einem hochbetagten Prieſter in Mangup über die Vergangenheit der Burgfeſte mancherlei berichten ließ, erzählt von dieſem Unglück und wie die Türken, die Bedingungen der mit der Beſatzung abgeſchloſſenen Capitulation verletzt, einen Prinzen nach Konſtantinopel geſchleppt und dort hingerichtet hätten. Auch

von einer furchtbaren Feuersbrunst, welche den Ort achtzehn Jahre nach der Einnahme durch die Türken zerstört haben soll, wird erzählt. Ferner berichtet man, wie im sechszehnten Jahrhundert es wiederholt vorgekommen sei, daß Gesandte des Zaren von Moskau hier gefangen gehalten worden seien. Solche und ähnliche Erzählungen, zum Theil nicht verbürgt, sind nur wenige Lichtblicke in dem Dunkel der Geschichte Mangups. Im Jahre 1800 sollen die letzten Karaïmjuden, die hier wohnten, fortgezogen sein. Einige Münzen, welche beim Pflügen gefunden worden waren und welche mir mein Wirth in Kadjissala verkaufte, wiesen auf dieselbe Mannigfaltigkeit verschiedener Jahrhunderte und Kulturzustände hin. Es waren türkische und — deutsche: eine brandenburgische aus dem Jahre 1539, eine österreichische aus dem Jahre 1809; — immer dasselbe Chaos von historischen Reminiscenzen.

Es war ein schöner, sonniger Morgen, den ich da oben bei den Ruinen von Mangup verbrachte. Es gab einen seltsamen, fesselnden Gegensatz zwischen der öden Stille und Einsamkeit der Natur jetzt und den historischen Angaben aus alter Zeit. Ibrahim hatte sich die Ledertasche mit meiner Reisebibliothek um die Schulter gehängt und ich konnte gemächlich auf den Trümmern über der Erde und in den Höhlenwohnungen unter der Erde in einigen Büchern blättern und die von gelehrten Reisenden aufgenommenen Pläne von Mangup mit der mich umgebenden Wirklichkeit vergleichen.

Wir stiegen wieder ins Thal hinab, nahmen von unseren Tataren, welche uns zuvor noch ihre Bienenzucht gezeigt hatten, Abschied. Unsere Pferde standen gesattelt. Noch einmal ließen wir uns sehr ausführlich über den Weg unterrichten, welchen wir zu verfolgen hatten um in das Baidarthal zu gelangen, und setzten uns dann wieder in Bewegung. Wir hatten noch einen langen Weg bis Baidar und das Schlimmste war, daß wir uns in dem Labyrinth von Bergen und Thälern nur mit Mühe zurechtfanden. Dieser etwa $3\frac{1}{2}$ Meilen lange Ritt nach Baidar war der anstrengendste Theil der ganzen Reise. Schon sehr bald nachdem wir Kadjissala, am Fuße des Mangup-Berges, verlassen, merkten wir, daß wir eine falsche Richtung eingeschlagen hatten. Die Gegend war menschenleer, die Reisekarte unvollständig, die Rathlosigkeit groß. Wir mußten eine tüchtige Strecke zurückreiten und ließen uns dann von einem tatarischen Reiter, der uns eine Viertelmeile begleitete, die Richtung angeben.

Einige Dörfer, an denen wir vorüberkamen und die ich auf der Karte wiederfand, orientirten uns über unsere Reiseroute, und so ritten wir trotz der brennenden Sonnenhitze in recht guter Laune weiter. Die Müdigkeit, welche ich spürte, ließ mich den Entschluß fassen in Baidar, welches an der Poststraße liegt, dem ungewohnten Reiten ein Ende zu machen und meinen Gaul mit dem Postkarren zu vertauschen. Aber nach Baidar zu gelangen, dem Ziele der Erholung, war nicht leicht. Noch einmal verirrten wir uns im Gebirge und geriethen auf einen Pfad, der uns nur mit einem Umwege nach Baidar führte. Der Wald wurde so dicht, daß an's Reiten nicht mehr zu denken war. Ich überließ dem Ibrahim die Pferde, nahm meinen Knotenstock und ging voraus. Der Pfad wurde schwieriger, das Gestrüpp dichter; zuletzt kam eine völlige Wildniß; wir mußten in eine tiefe Schlucht an einer steilen Wand ohne Weg und Steg hinabklettern und an der andern Seite eine ebenso steile Anhöhe hinauf. Ich begreife nicht, wie die Pferde so haben klettern können, aber diese Thiere sind in der Tatarei, wie die Ponys in Schottland oder die Gemsen in Tyrol.

Endlich kamen wir in das Baidarthal. Zwei Meilen lang und eine Meile breit, von herrlich bewaldeten Bergen umgeben, von vielen Bächen durchzogen, mit üppigen Weideplätzen und reichen Gruppen von Nußbäumen auf den dunkelgrünen Wiesen, in der Thalebene und an den Bergabhängen Tatarendörfer — so stellte sich der Anblick dieses wegen seiner landschaftlichen Schönheit sowol, als auch wegen seiner Fruchtbarkeit berühmten Thales uns dar. Hier war keine specifisch südliche Vegetation, nicht der Zauber des Meeres, welches durch das Jailagebirge von dem Baidarthale getrennt ist, nicht die Waldromantik der Berglandschaft bei Mangup, aber hier war Alles behagliche Breite, wirthschaftliches Gedeihen, hier waren die günstigsten Bedingungen für Landbau und Viehzucht, Spielraum für Straßenbau, große Dörfer, weite Anpflanzungen. Die Défiléen, welche von verschiedenen Seiten: von Balaklawa, von Mangup und von der Südküste in das Thal führen, sind von dem Thale aus nicht wahrzunehmen. Alles ist von allen Seiten geschlossen, durch die großartige Kette des Jaila im Süden, durch die niedrigen Hügel des binnenländischen Gebirges von den anderen Seiten: ein wohnlicher, satter, ungemein freundlicher Eindruck.

Nach einiger Rast und guter Mahlzeit in dem europäisch eingerichteten Poststationshause — hier gab es denn doch wieder Stühle — ließ

ich anſpannen und ſetzte meine Reiſe im Poſtkarren fort. So ein Fahren im polternden Karren iſt nach einem Ritt von zwei und einhalb Tagen eine ſehr angenehme Erholung. Die Straße nach der Südküſte geht ſteil an dem Jaila-Gebirge hinauf und von derſelben aus genoß ich, mich umſchauend, den Anblick des Baidarthals bei Abendſonnenſchein. Es ging höher und höher. Endlich erblickte ich ein in altrömiſchem Stil gebautes Thor. Wir fuhren durch daſſelbe und mit einem Mal, wie durch einen Zauber, ſahen wir das weite Meer, die Südküſte mit Felſen und Gärten und der eigenthümlichen Mannigfaltigkeit der Vegetation. Hoch oben ſchwebten wir bei dem Baidarthor über dem unvergeßlichen Bilde, das man nicht beſchreiben kann, das man eben geſehen, bei rothglühendem Abendſonnenſchein geſehen haben muß, um dieſes Bild als eine der ſchönſten Reiſeerinnerungen, die man je und irgendwo gewinnen kann, aufzunehmen. Solche Farben, ſolche Dimenſionen, ſolcher Rahmen zu dem Bilde, die zauberhafte Plötzlichkeit, mit welcher alles Dieſes beim Thore erſcheint — rechts und links ragen ſteile Felspartien ſenkrecht über der Küſte und dem Meere zu beiden Seiten empor, mag man ſonſt an der Südküſte vergebens ſuchen. In zahlloſen Windungen ſtürzt die Straße von dem in ſchwindelnder Höhe zwiſchen Felſen eingemauerten Thor in die Tiefe hinab; Schluchten, Abgründe, Steinwände — ein Stück des Weges geht durch den Felſen in einem Tunnel; vielfach ſchwebt die Straße auf gemauertem Unterbau; das Meer tiefblau, violett, roth, blaſſer und blaſſer in der Ferne; in demſelben Augenblick, als wir aus dem Thor herausfuhren, bog der Dampfer von Sewaſtopol kommend um den Felsvorſprung; eine ganze Meile konnte ich ſeinen Lauf nach Jalta hin verfolgen; wie eine Nußſchale erſchien er in der ſpiegelglatten Fluth.

Noch einige Stunden hatte ich die eigentliche Südküſte entlang bis Jalta zu fahren. Hier iſt die Küſte ſchmal. In bedeutender Höhe führt die kunſtreich und ſorgfältig gebaute Chauſſée; eine ſenkrechte, kahle Felswand, deren bewachſene Spitzen noch eine Meile von den letzten Strahlen der Abendſonne beſchienen wurden, links, die bunte Mannigfaltigkeit der Küſte mit reichen Anlagen, ſtattlichen Schlöſſern und Landhäuſern rechts; ſo fuhr ich bis der Mond am Himmel ſtand und ich im Park des Schloſſes von Alupka ein Nachtlager fand. Hier gab es ein Gaſthaus, gute Betten, und anderen Tages einen Morgenſpaziergang in dem herrlichen Garten, eine Beſichtigung des im orientaliſchen Stil gebauten prachtvollen Schloſſes des Fürſten Woronzow, und dann ſetzte ich meine Reiſe fort.

Alupka, Orianda und Livadia — jeder dieser Parks, jedes dieser Schlösser mit eigenthümlichem Charakter, in eigenthümlicher Bauart, bieten eine großartige Mannigfaltigkeit von Pracht und Luxus und edlem Geschmack und eine glückliche Mischung von Kunst und Natur. Die letztere bietet aber überall so viel, daß alle Erfindungen der Architektur, alle künstlich ersonnenen und mit ungeheuerem Kostenaufwande aufgeführten Bauten und Anlagen, Statuen, Springbrunnen, Lusthäuser wenig bedeuten, verglichen mit der imposanten Ruhe und Größe dieses Meeres, dieser Felsen, dieser überreichen, charaktervollen Pflanzenwelt .... Auf dem Wege nach Jalta erblickte ich wieder den Aju-Dagh, der mir wie ein alter Bekannter schon aus der Ferne zu winken schien.

In Jalta bestieg ich wieder den Dampfer, der mich vor Kurzem an die Südküste gebracht hatte. Ich hatte noch andere Reiseziele. ....

α . . ρ.

Zur Geſchichte der Geſchichte.

W. E. Hartpole Lecky, Geſchichte des Urſprungs und Einfluſſes der Aufklärung in Europa. A. d. Engl. von Dr. H. Jolowicz. 2 Bde. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winterſche Verlagshandlung 1868. S. XXVIII u. 317 u. 322.

Zu den größten Errungenſchaften des geiſtigen Lebens in unſerem Jahrhundert gehört der Fortſchritt auf dem Gebiete der Geſchichtsſchreibung, Geſchichtsforſchung. Keine frühere Zeit hat den Beſtrebungen auf dieſem Felde etwas Aehnliches zur Seite zu ſtellen. Sie ſind charakteriſtiſch für die geiſtige Entwickelung der letzten Jahrzehnte, für die moderne Bildung; als ebenbürtig treten ſie dem Forſchen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft zur Seite. „Künftige Zeiten", ſagt Lazarus*): „werden im Rückblick auf die gegenwärtige die Signatur der geiſtigen Beſtrebungen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mehr als wahrſcheinlich darin erkennen, daß, ſowie die erſte Hälfte eifrig und ſtrebſam bemüht geweſen iſt, die äußere Natur zu erforſchen, an die Stelle ſubjectiver Begriffe objective Thatſachen zu ſetzen, mit der Fackel des Geiſtes in ihren Proceß und ihre Geſetzmäßigkeit hineinzuleuchten: ſo die zweite Hälfte, vorzugsweiſe das Wiſſen vom Menſchen, als Natur- und Kulturweſen, vom Menſchen, wie er aus der Geſchichte und ſie aus ihm hervorgeht, ſich zur Aufgabe gemacht hat."

Vorzugsweiſe quantitativ ſind die Leiſtungen der Geſchichtswiſſenſchaft in den letzten Zeiten von großer Bedeutung. Es fehlt der Geſchichtsforſchung nicht an einer Fülle von Material, deſſen Reichthum ſich täglich mehrt, es fehlt der Geſchichtsſchreibung nicht an der Wirkung auf die Leſewelt. Dieſe Studien gehören zu den beliebteſten; mehr als manche

*) Ueber die Ideen in der Geſchichte. Eine Rectoratsrede. Abgedr. in der Zeitſchrift f. Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft. Berlin 1865 III. Bd. S. 385—486.

andere vermitteln sie zwischen dem Fachmann und den allgemein gebildeten Kreisen. Fruchtbare Anregungen werden ihnen verdankt; ihr Einfluß auf die geistige Entwickelung überhaupt ist im Steigen begriffen. Bei dem Erscheinen von Niebuhrs Römischer Geschichte nahmen doch nur die eigentlich gelehrten Kreise an der Bewunderung und Freude über die neugewonnenen Ergebnisse und Gesichtspunkte Theil; Macaulay's Werk wirkte mehr auf den staatsmännischen Theil des Publicums und entzückte durch die glänzende Darstellung, durch politisch-rhetorischen Stil; Ranke's Meisterwerke werden in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung nur von Fachmännern gehörig gewürdigt; die plastische Ruhe, diplomatische Vorsicht und Gelassenheit, der Farbenreichthum seiner Darstellungsweise wird nicht eigentlich populär, aber regt doch in weiteren Kreisen zur Beschäftigung mit der Geschichte an. Die Wirkung von Th. Buckle's Buche war durchschlagender. Mit der Originalität eines Autodidakten, mit dem Nachdruck eines Reformators auf dem Gebiete der Geschichtsforschung, mit unnachsichtigem Tadel der bisherigen Weise historischer Studien trat er auf. Man darf die Wirkung dieser literarischen Erscheinung nicht unterschätzen. Es ging das Gefühl durch die allgemein gebildete Lesewelt, daß hier das Problem einer wissenschaftlicheren Auffassung der Geschichte energischer als bisher gestellt war; man horchte auf, indem man erkannte, daß es sich um eine Angelegenheit der ganzen denkenden Menschheit handelte. Die Fachmänner mochten achselzuckend über Buckle's Werk zur Tagesordnung übergehen; selbständigere Leser mochten die Grundgedanken von Buckle's unvollendetem Buche für verkehrt halten — aber die negativen Resultate, welche es erzielte, verdienten Beachtung. Man mochte wenigstens klarer als bisher erkennen, daß die Frage: ob Geschichte eine Wissenschaft sei, präciser gestellt werden müsse, daß man über das Wesen der Geschichte als Wissenschaft sehr lange schon im Unklaren sei.

Wenn die Historiker selbst es bisher fast gänzlich unterlassen haben genügende Auskunft über diese Fragen zu geben, so darf man sich nicht darüber wundern, wenn es nur sehr unklare, widersprechende und seltsame Begriffe über dieselben giebt. Wichtigeres, Entscheidenderes über das Wesen der Geschichte ist nicht sowohl von Fachmännern, als von Dilettanten geschrieben worden. Bossuet und Vico, Voltaire und Herder, Hegel und Schopenhauer, Wilhelm v. Humboldt — waren nicht eigentlich Historiker von Fach, aber ihre Bemerkungen über diesen Gegenstand waren mehr zur Sache als manche von einem Zunftgenossen herrührende.

Bayle sagt, mit der Geschichte gehe man um, wie mit einem Stück Fleisch in der Küche; Jeder bereite es nach seinem Geschmack, nach Gutdünken. Ist dem so, dann kann es bei der Methode der Geschichtsschreibung nur mehr auf Recepte, auf praktische Anweisung ankommen, und nicht so sehr auf eigentliche Theorie. Guter Rath für die Technik hat bisher oft die Theorie ersetzen müssen. Mit dem Ablernen einzelner Kunstgriffe, die man wohl historische Kritik genannt hat, ist nicht selten die Frage von Wesen und Methode der Geschichte abgethan worden. Man weiß, wie andererseits einige Versuche eine „Philosophie der Geschichte" zu construiren das ganze Fach einigermaßen in Mißcredit zu bringen geeignet waren. Einerseits, indem man die Geschichte nur als Kunst betrachtet hat, andererseits indem man aprioriſch teleologische Systeme der Geschichte ersann — ist man nicht dazu gekommen den Begriff der Geschichte als Wissenschaft festzustellen.

Mit Recht hat noch vor Kurzem Heinrich Ritter darauf hingewiesen, daß, indem bei den alten Völkern die Geschichte viel mehr als Kunst, viel weniger als Wissenschaft behandelt wurde, dieser Umstand bis auf die neueste Zeit seine Nachwirkung gehabt habe. Wir bekennen uns, sagt Ritter, gern als Schüler der Alten in Wissenschaften und Künsten und daher hat auch unter uns die Erzählungskunst der Alten lange als Muster gegolten und wir haben lange die Geschichte mehr als Kunst, weniger als Wissenschaft behandelt.*) Die Künstler aber, welche Geschichte schrieben, etwa wie Rafael malte oder Beethoven componirte, sind eben als Künstler nur wenig dazu gekommen die Regeln ihrer Kunst in ein System zu bringen. Rafael hat keine Aesthetik geschrieben, Beethoven keine Compositionslehre. Hier ist mehr Intuition als Reflexion, mehr Phantasie als klares Denken, mehr der Trieb des Schaffens als die Fähigkeit der Analyse, mehr Anhäufung als Ordnung, mehr quantitative als qualitative Leistung. In dem Meere von Erscheinungen, Thatsachen verliert man den Compaß des wissenschaftlichen Denkens; nach allen Seiten zerstreut hat man kein Ziel vor Augen und wird sich nicht klar über einen bestimmten Weg, den man einzuschlagen habe. Man geht im Material unter. Man bleibt bei dem Besonderen stehen. Wo bleibt da die Wissenschaft?

---

*) Heinrich Ritter, An Leopold von Ranke über deutsche Geschichtschreibung. Ein offener Brief. Leipzig 1867. S. 18 u. 19.

Das Stärkſte, was gegen die Geſchichte als Wiſſenſchaft geſagt worden iſt, rührt doch wohl von Schopenhauer her. Er bemerkt in ſeinem Aufſatz „Ueber Geſchichte“ u. A. Folgendes:*)

„Die Geſchichte darf nicht in die Reihe der Wiſſenſchaften treten ... denn ihr fehlt der Grundcharakter der Wiſſenſchaft, die Subordination des Gewußten, ſtatt deren ſie bloße Coordination aufzuweiſen hat. Daher giebt es kein Syſtem der Geſchichte, wie doch jeder andern Wiſſenſchaft. Sie iſt demnach nur ein Wiſſen, jedoch keine Wiſſenſchaft. Denn nirgends erkennt ſie das Einzelne mittelſt des Allgemeinen, ſondern muß das Einzelne unmittelbar faſſen und ſo gleichſam auf dem Boden der Erfahrung fortkriechen; während die wirklichen Wiſſenſchaften darüber ſchweben, indem ſie umfaſſende Begriffe gewonnen haben, mittelſt deren ſie das Einzelne beherrſchen und, wenigſtens innerhalb gewiſſer Grenzen, die Möglichkeit der Dinge ihres Bereiches abſehen, ſo daß ſie auch über das etwa noch Hinzukommende beruhigt ſein können. Die Wiſſenſchaften, da ſie Syſteme von Begriffen ſind, reden ſtets von Gattungen; die Geſchichte von Individuen. Sie wäre demnach eine Wiſſenſchaft von Individuen, welches einen Widerſpruch beſagt. Auch folgt aus Erſterem, daß die Wiſſenſchaften ſämmtlich von dem reden, was immer iſt; die Geſchichte hingegen von dem, was nur ein Mal und dann nicht mehr iſt.....“

„... Sofern nun die Geſchichte eigentlich immer nur das Einzelne, die individuelle Thatſache, zum Gegenſtande hat, iſt ſie das gerade Gegentheil und Widerſpiel der Philoſophie, als welche die Dinge vom allgemeinſten Geſichtspunkt aus betrachtet und ausdrücklich das Allgemeine zum Gegenſtande hat, welches in allem Einzelnen identiſch bleibt ... Während die Geſchichte uns lehrt, daß zu jeder Zeit etwas Anderes geweſen, iſt die Philoſophie bemüht, uns zu der Einſicht zu verhelfen, daß zu allen Zeiten ganz das Selbe war, iſt und ſein wird. In Wahrheit iſt das Weſen des Menſchenlebens, wie der Natur überall, in jeder Gegenwart ganz vorhanden, und bedarf nur, um erſchöpfend erkannt zu werden, der Tiefe der Auffaſſung. Die Geſchichte aber hofft die Tiefe durch die Länge und Breite zu erſetzen .... Hierauf beruht das Widerſpiel zwiſchen den philoſophiſchen und den hiſtoriſchen Köpfen: jene wollen ergründen, dieſe wollen zu Ende zählen ....“

*) Die Welt als Wille und Vorſtellung. II. 499—509.

Es iſt begreiflich, wenn Schopenhauer mit ſouveräner Verachtung den Verſuch zurückweiſt die Philoſophie mit der Geſchichte durch die Philoſophie der Geſchichte zu verſöhnen. Er ſagt in Bezug hierauf u. A.:

„Da nur das Individuum, nicht aber das Menſchengeſchlecht wirkliche, unmittelbare Einheit des Bewußtſeins hat, ſo iſt die Einheit des Lebenslaufes dieſes eine bloße Fiction. Zudem wie in der Natur nur die Species real, die genera bloße Abſtractionen ſind, ſo ſind im Menſchengeſchlecht nur die Individuen und ihr Lebenslauf real, die Völker und ihr Leben bloße Abſtractionen. Endlich laufen die Conſtructionsgeſchichten, von glattem Optimismus geleitet, zuletzt immer auf einen behaglichen, nahrhaften, fetten Staat, mit wohlgeregelter Conſtitution, guter Juſtiz und Polizei, Technik und Induſtrie und höchſtens auf intellectuelle Vervollkommnung hinaus, weil dieſe in der That die allein mögliche iſt, da das Moraliſche im Weſentlichen unverändert bleibt. Das Moraliſche aber iſt es, worauf, nach dem Zeugniß unſers innerſten Bewußtſeins, Alles ankommt ...“

„Die Hegelianer ... ſind auf Plato zu verweiſen, der unermüdlich wiederholt, daß der Gegenſtand der Philoſophie des Unveränderliche und immer Bleibende ſei, nicht aber das, was bald ſo, bald anders iſt. Alle die, welche ſolche Conſtructionen des Weltverlaufs, oder, wie ſie es nennen, der Geſchichte aufſtellen, haben die Hauptwahrheit der Philoſophie nicht begriffen, daß nämlich zu aller Zeit das Selbe iſt, alles Werden und Entſtehen nur ſcheinbar, die Ideen allein bleibend, die Zeit ideal ... Die Thoren meinen, es ſolle erſt etwas werden und kommen ...“

„... Die Geſchichte iſt nicht nur in der Ausführung, ſondern in ihrem Weſen lügenhaft, indem ſie, von lauter Individuen und einzelnen Vorgängen redend, vorgiebt, alle Mal etwas Anderes zu erzählen; während ſie, vom Anfang bis zum Ende, ſtets nur das Selbe wiederholt, unter andern Namen und in anderem Gewande ... Das Identiſche und unter allem Wechſel Beharrende beſteht in den Grundeigenſchaften des menſchlichen Herzens und Kopfes, — vielen ſchlechten, wenigen guten. Die Deviſe der Geſchichte überhaupt müßte lauten: Eadem, sed aliter. Hat Einer den Herodot geleſen, ſo hat er, in philoſophiſcher Abſicht, ſchon genug Geſchichte ſtudirt. Denn da ſteht ſchon Alles, was die folgende Weltgeſchichte ausmacht: das Treiben, Thun, Leiden und Schickſal des Menſchengeſchlechts, wie es aus den beſagten Eigenſchaften und dem phyſiſchen Erdenloſe hervorgeht.“

So Schopenhauer. Lange vor ihm hat ein griechischer Weiser die Geschichte eine „ἀμέθοδος ὕλη“ genannt; haben Beide Recht, so ist über die Geschichte als Wissenschaft der Stab gebrochen.

Aber sollte es nicht zu früh sein an der Geschichtswissenschaft zu verzweifeln? Manche Versuche die Geschichte in eine Wissenschaft zu verwandeln sind nicht glücklich gewesen. Andere werden vielleicht glücklicher sein. Ist die Geschichte keine Wissenschaft, so *wird* sie es vielleicht. Es giebt eben trotz Schopenhauer noch „Thoren, welche meinen, es solle erst etwas werden und kommen.“

Alle Wissenschaften sind geworden. Was früher keine Wissenschaft war, wurde es später. Das Sammeln und Betrachten von Pflanzen ist noch keine Botanik, die Verwaltung des Staatshaushalts ist noch keine Finanzwissenschaft, Volkszählung noch keine Statistik. Alles spätere wissenschaftliche Arbeiten begann mit dem Besonderen, von welchem man zu dem Allgemeinen fortschritt.

Aber allerdings ist die Geschichte erstaunlich lange bei der Beschäftigung mit dem Besonderen geblieben. Eine bloße „Factensammlung“, wie Schlözer noch die Geschichte nannte, ist freilich keine Wissenschaft. Noch in neuester Zeit liefen die Versuche das Wesen der Geschichte zu bestimmen, welche von einzelnen Vertretern der Ranke'schen Schule ausgingen, doch nur mehr darauf hinaus, in der Feststellung des Thatbestandes Zweck und Ziel der historischen Methode zu erweisen. Man hat die Technik der Beschäftigung mit den Quellen verwechselt mit den Aufgaben der Geschichtswissenschaft überhaupt. Man ist immer wieder bei der Frage stehen geblieben, ob die Urheber historischer Quellen die Wahrheit hätten wissen können und sagen wollen. In der sogenannten historischen Kritik, hat man das A und O der „Methode und Aufgabe der historischen Forschung“ erblicken wollen,*) und damit die Geschichte zur Handlangerin der Philosophie herabgewürdigt. Es ist schwer begreiflich, wie auch in allerletzter Zeit noch von einem der geachtetsten Vertreter dieser Schule die förmliche Verzichtleistung auf höhere Aufgaben, das Genügenlassen an quantitativer Arbeit hat ausdrücklich ausgesprochen werden können. Oder was ist es Anderes, wenn Maurenbrecher seine Antrittsrede in Dorpat, welche die bekannten

*) S. u. A. Sybel, Ueber die Gesetze des historischen Wissens, Bonn 1868. Maurenbrecher, Ueber Methode und Aufgabe der historischen Forschung, Bonn 1868.

Grundsätze der Quellenkritik als den Gesammtinhalt der Methode und Aufgabe der historischen Forschung darstellt, mit den Worten schließt:

„Auch die Forschung über die Geschichte einer Nation oder einer Periode oder vielleicht sogar einer einzelnen Persönlichkeit oder eines einzelnen Ereignisses, auch sie kann nur dann eine wahrhaft vollendete werden, wenn sie gehoben und getragen ist von weltgeschichtlichem Verständniß: wer eine Spanne aus der Geschichte dieser Welt verstehen will, kann der Einsicht in die weltgeschichtlichen Entwickelungsgesetze nicht entbehren. Und dies ist die letzte und höchste Aufgabe unserer Wissenschaft: sie weist das Gesetz der Entwickelung nach im Laufe der menschlichen Geschichte, sie zeigt den ruhigen, ununterbrochenen und stetigen Fortschritt der menschlichen Entwickelung; sie deutet auf die wenigen Gesetze der sittlichen Weltordnung hin. Hier ist aber auch die Stelle, wo der Geschichtsforscher dem Philosophen die Hand reicht und *ihm die weitere Ausführung dieses Themas überläßt.*"

Eine Bankerotterklärung in aller Form. Schopenhauer will die Geschichtswissenschaft durch Negation des Fortschritts morden; hier endet sie, indem sie auf die Lösung „ihrer letzten und höchsten Aufgabe" verzichtet durch Selbstmord; sie dankt zu Gunsten der Philosophie ab. Wo sie mit dem Handwerkszeug arbeitet, da spreizt sie sich als „historische Forschung", wo sie es mit dem Besonderen zu thun hat, da rühmt sie sich ihrer Technik, ihres Scharfsinns bei Erforschung des „Medium", durch welches wir von vergangenen Thatsachen wissen; wenn sie aber von dem Besonderen zu dem Allgemeinen fortschreiten, wenn sie als Wissenschaft Probe halten soll, da streckt sie sogleich die Waffen vor der Philosophie?

Uns will scheinen, daß sie „die weitere Ausführung jenes Themas" nicht der Philosophie zu überlassen brauche, wofern sie eine Wissenschaft bleiben will. Hic Rhodus, hic salta! Mag man der historischen Kritik noch so große Erfolge verdanken, mag in der Erforschung des Einzelnen die Technik noch so glänzende Siege feiern, aber wenn sie dabei stehen bleibt, förmlich und bewußt auf die Lösung einer höheren Aufgabe verzichtet, so hat sie ihr Urtheil sich selbst gesprochen: sie ist keine Wissenschaft.

Das ist also nicht der Weg die historische Forschung zu Ehren zu bringen. Bleibt man auf diesem Wege, so darf man sich nicht wundern, wenn die Geschichte von den andern Wissenschaften als unebenbürtig über die Achsel angesehen wird. Sie giebt sich selbst auf. Wie soll ihr da geholfen werden können?

So lange die Statiſtik nur bei der Aufzählung von „Staatsmerkwürdigkeiten“ ſtehen blieb, war ſie keine Wiſſenſchaft. Indem ſie von dem Beſonderen zum Allgemeinen fortſchreitet, wird ſie eine Socialphyſiologie. So lange die Geographie nur Beſchreibung war, konnte ſie nicht eine Wiſſenſchaft heißen. Seit man ſie „zum Philoſophiren zwang“, wird ſie es. Aehnlich geht es der Geſchichte.

Mochte die Geſchichte zur Verherrlichung der Vaterlandsliebe oder zur Unterhaltung oder zur Erbauung oder zur Erörterung politiſcher Fragen oder zur poetiſchen Darſtellung dienen, ſie war früher keine Wiſſenſchaft. Im Alterthum, im Mittelalter gab es auch kein Bedürfniß ihre Entwickelung zu einer Wiſſenſchaft anzubahnen. Erſt in den letzten Jahrhunderten haben einige der beſten Köpfe eine ſolche Entwickelung für möglich gehalten, und für dieſelbe gewirkt. Im 16. Jahrhundert ſchon hatte Bodin die Welt, das Staatenleben als einen Organismus anzuſehen begonnen, welcher gewiſſen Entwickelungsgeſetzen unterworfen ſei; er hatte den Verſuch gemacht die mittlere Lebensdauer der Staaten zu berechnen und damit Quetelet und Buckle in ſehr gewagter Weiſe anticipirt. Boſſuet's Verſuch, die Geſchichte nach den Geſichtspunkten des officiellen Chriſtenthums zu conſtruiren, Leibnitzens Optimismus, der ein Grundgeſetz der Perfectibilität aufſtellte, Giambattiſta Vico's Streben das ſcheinbar Zufällige als Nothwendiges zu erkennen, ſeine Verſuche durch Analogie eine, wenn man ſagen darf, hiſtoriſche Phyſiologie herzuſtellen, allgemeine Geſetze zu finden; Montesquieu's, Hume's, Pascal's Umhertaſten nach allgemeinen Geſichtspunkten — Alles dieſes beweiſt, daß die Frage von der Geſchichte als einer Wiſſenſchaft als ein wichtiges Problem erkannt war, daß die Löſung dieſes Problems poſtulirt wurde. Mochte man nun in allem hiſtoriſchen Leben einen ewigen Kreislauf erkennen wollen, ein ewiges Aufblühen und Verwelken, eine troſtloſe Danaidenarbeit, ein ſtetes Auf und Ab, oder mochte man einen fortwährenden Fortſchritt, eine ſtets aufſteigende Linie, die Perfectibilität als Grundgeſetz des hiſtoriſchen Lebens annehmen — beiderlei Reihen von wiſſenſchaftlichen Verſuchen gehören zu den vielverheißendſten Studien, die je gemacht wurden, obgleich von Schopenhauer's Geſichtspunkte aus, der Verſuch die Weltgeſchichte in eine Naturwiſſenſchaft zu verwandeln ebenſo verächtlich erſcheinen mag, als das Streben eine Philoſophie der Geſchichte zu conſtruiren.

Allerdings galt es bei ſolchen Verſuchen mancherlei Gefahren zu vermeiden; es wurden viele Fehler gemacht; aber es war ſchon etwas, wenn

man aus dem bloß quantitativen Arbeiten herauskam, wenn man nicht bloß empiriſch Geſchichte trieb, wenn Schopenhauer's Vorwurf, daß die Geſchichte „auf dem Boden der Erfahrung fortkrieche" nur irgendwie ungerechtfertigt erſchien. Mit einem unermeßlichen Wuſte von Thatſachen — mochte jede einzelne auch noch ſo gut beglaubigt, durch hiſtoriſche Kritik ſicher feſtgeſtellt ſein — kam man noch zu keiner Wiſſenſchaft, ſondern nur zu einem Wiſſen. Aber auch die Leichtigkeit Geſchichte philoſophiſch zu conſtruiren, war gefährlich. Die Mannigfaltigkeit hiſtoriſcher Thatſachen in das Prokuſtesbett willkürlich aufgebauter philoſophiſcher Syſteme hineinzuzwängen, war leichter als Philoſoph und zugleich Hiſtoriker zu ſein. Mit dem Dogma allein war auch nichts gethan.

Baco hat ſchon auf die Möglichkeit beide Gegenſätze zu vereinigen hingewieſen: die Empiriker, ſagt er, ſeien mit Ameiſen zu vergleichen, welche nur ſammeln und verzehren, die Dogmatiker mit den Spinnen, welche den Faden nur aus ſich ziehen; an den Bienen dagegen ſei ein Beiſpiel zu nehmen: ſie ſammeln und verarbeiten. So hat ſich auch der Hiſtoriker nicht auf bloße formloſe Accumulation von Kenntniſſen über das Geſchehene zu beſchränken; er muß ſich vor dem in der Luft ſtehenden Schematismus hüten. Es muß ſammeln und verarbeiten.

Diejenigen, welche, wie Maurenbrecher, bei der hiſtoriſchen Kritik als dem punctum saliens der Geſchichte als Wiſſenſchaft ſtehen bleiben, kommen nicht über das Ameiſenthum hinaus. Sie verwechſeln das bloße Wiſſen vom Geſchehenen mit der Geſchichte als Wiſſenſchaft. Maurenbrecher, wenn er auch in jener Rede ausdrücklich betont, er ſpreche nicht im Namen Aller, (d. h. doch wohl aller Vertreter der Ranke'ſchen Schule) er theile nur ſeine Auffaſſung mit, will doch die Geſetze hiſtoriſcher Forſchung darſtellen, „wie ſie Ranke's Schule uns überliefert"*). Und allerdings ſagt er auch nur, was vor ihm Sybel und vor Sybel gelegentlich auch der Altmeiſter Ranke ſelbſt geſagt haben; daß es ſich bei Erforſchung der hiſtoriſchen Thatſachen um die erſten Quellen, um eine correcte Würdigung der Quellen handle. Das ſind noch keine Geſetze, ſondern nur einige praktiſche Anweiſungen, die allerdings von der Ranke'ſchen Schule beſonders bei der Erforſchung der Geſchichte des Mittelalters zu glänzenden Ergebniſſen geführt haben. Aber alle noch ſo glückliche Anwendung des Mikroſkops ſchafft noch keine Botanik oder keine vergleichende

*) A. a. O. S. 9 u. 10.

Anthropologie. Die Anweisung mit dem Mikroskop zu arbeiten ist noch kein Kanon für das Wesen und die Methode der Naturwissenschaften überhaupt, sondern nur ein Mittel quantitativ vorzuarbeiten für allgemeinere Ergebnisse. Das Sehen mit dem Mikroskop ist noch nicht das Endziel der Wissenschaft, sondern nur mehr eine Manipulation, ein sehr wesentlicher Theil des technischen Verfahrens, um auf Grund mikroskopisch untersuchter, also unzweifelhaft sicher festgestellter einzelner Thatsachen weitere Schlüsse zu machen. Je präciser alles Einzelne feststeht, desto erfolgreicher kann man inductiv arbeiten. Aber es ist die Feststellung des Einzelnen doch nur ein Sammeln, die Ameisenarbeit, und diese ist noch keine Wissenschaft.

Auch Ranke hat wohl die Feststellung des Thatbestandes als die Aufgabe der Geschichtswissenschaft bezeichnet, aber er hat es nicht mit dem Anspruch gethan, damit den Inbegriff historischen Arbeitens erschöpfend zu bezeichnen. Gelegentlich betont er die Wichtigkeit der Kritik bei Erforschung des Thatbestandes. So sagt er in seinem Aufsatze über Don Carlos*):

„Sollen wir aufgeben den Irrthum in's Auge zu fassen, dasjenige was man wußte, von demjenigen, was man entweder zu wissen meinte oder glauben machen wollte, zu sondern? Sollen wir uns der Kritik entschlagen, damit man fortfahren dürfe, unter widerstreitenden Angaben diejenige zu ergreifen, welche etwa der Persönlichkeit eines Jeden am Meisten zusagt? Wir halten es noch für möglich den nach beiden Seiten ausschweifenden Meinungen ihren Mittelpunkt festzustellen: er läßt sich noch finden ... es lassen sich noch Gesinnungen, Ereignisse, Thaten wie sie waren, und aus ihnen die allgemeinen Entwickelungen nicht durch Divination, sondern durch redliche Forschung erkennen; und es ist möglich die Geschichte rein herauszuarbeiten. Ohne diese Zuversicht wären alle unsere Bemühungen eitel."

Man sieht wohl, daß hier Geschichte und Geschehenes als identisch gilt. Aber wie wenig Ranke und seine Schule die „reine Herausarbeitung" der Geschichte, d. h. die Feststellung der Thatsachen in der Praxis für die alleinige Aufgabe, für das einzige Ziel ihrer Forschung halten, zeigt jedes Geschichtswerk, das von ihnen herrührt, zeigen die zusammenfassenden Betrachtungen, welche nicht das bloße Ergebniß der sichern Feststellung von Thatsachen sind, sondern vielmehr die Frucht wahrhaft historischen Denkens,

*) Wiener Jahrb. 1829. II. 247.

der historischen Interpretation, des philosophisch-historischen, wahrhaft wissenschaftlichen Erkennens. Ranke's Schule thut selbst natürlich viel mehr, als sie verspricht. Ihre Praxis ist viel weiter als ihre Theorie. Verschwindend klein erscheint die einzelne Thatsache, relativ unbedeutend die Wichtigkeit der historischen Kritik, wenn ganze große Reihen von Entwickelungen angeschaut werden, auf die es doch am Ende ankommt. „Die einzelnen Thatsachen der Geschichte", sagt Lazarus, „sind keine farbigen Steine und Stifte, aus denen man durch bloße Anordnung ein Mosaikgemälde machen kann. Auch mit dem Kitt der Reflexionen und dem moralisirenden Maßstab der Ethik ist es nicht gethan: sondern, um es zunächst figürlich anzudeuten: in farbige Atome für die Palette des Historikers müssen alle Thatsachen sich verwandeln, daß er dann mit freiem Zug und Strich in fließenden Linien die Bilder des Völkerlebens schildern kann." *)

Im Grunde will Maurenbrecher dasselbe. Er fordert vom Historiker „nicht nur Kritik, sondern Auffassung und Urtheil," **) aber während der Verherrlichung der Kritik seine Antrittsrede fast ausschließlich gewidmet ist, geht er mit wenigen allgemeinen Sätzen über die Forderung der Auffassung und des Urtheils hinweg. Wilhelm v. Humboldt's genialer Schrift „Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers" wird nicht erwähnt, während Droysen ihn „den Bacon für die Geschichtswissenschaften" nennt***) und in seinem hochgeistvollen „Grundriß der Historik" die Bedeutung der „Interpretation" betont, welche die Arbeit der Kritik zu ergänzen habe.

„Mit der nackten Absonderung des wirklich Geschehenen," sagt Humboldt, „ist noch kaum das Gerippe der Begebenheit gewonnen. Was man durch sie erhält ist die nothwendige Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Herzählung und Schilderung der Theile, dem Messen der Seiten und Winkel; es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innerer Charakter aus ihm, die sich beide nicht messen, nicht beschreiben lassen. Die historische Darstellung ist wie die künstlerische Nachahmung der Natur, die Grundlage von Beiden

*) Ueber die Ideen in der Geschichte. A. a. O. 102.

**) Ueber Methode und Aufgabe der historischen Forschung. S. 25.

***) Grundriß der Historik. Leipzig 1868. S. 6.

ist das Erkennen der wahren Gestalt, das Herausfinden des Nothwendigen, die Absonderung des Zufälligen. Die Nachahmung kann geschehen durch unmittelbares Nachbilden der äußern Umrisse, so genau Auge und Hand es vermögen, oder von innen heraus, durch vorgängiges Studium der Art, wie die äußern Umrisse aus dem Begriff und der Form des Ganzen entstehen. Der Geschichtsschreiber wie der Zeichner bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloß die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, an einander reihend, aufzeichnet, wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem inneren Zusammenhange giebt. Das Auffassen des Geschehenen muß von Ideen begleitet sein. Ohne die Ideen erscheint die Geschichte, wie mannigfaltig und lebendig sie sich auch vor unserm Blicke bewegt, doch wie ein todtes, unabänderlichen Gesetzen folgendes und durch mechanische Kräfte getriebenes Uhrwerk. Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich. Dem Geschichtsschreiber ist kein Organ verliehen, die Pläne der Weltregierung unmittelbar zu erforschen. Sie offenbaren sich an den Begebenheiten selbst. Die Zahl der schaffenden Kräfte wird durch die unmittelbar in den Begebenheiten auftretenden nicht erschöpft. Hat der Geschichtsforscher auch alle einzelnen: Klima und Boden, Nationalcharakter, Einfluß der Kunst und Wissenschaft, bürgerliche Einrichtungen erforscht, so bleibt doch noch ein mächtig wirkendes nicht in unmittelbarer Sichtbarkeit auftretendes, aber jenen Kräften selbst Anstoß und Richtung verleihendes Princip übrig — Ideen, die ihrer Natur nach, außer dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen. Alle Geschichte ist nur Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die Kraft und das Ziel. Das sind die Endursachen, denen der Geist nachstrebt. Das Ziel der Geschichte kann nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee sein, nach allen Seiten und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag. Was dem Künstler die Kenntniß der Natur, das Studium des organischen Baues, ist dem Historiker die Erforschung der als handelnd und leitend im Leben auftretenden Kräfte; was diesem Verhältniß und Ebenmaß und der Begriff der reinen Form, sind jenem die still und groß sich im Zusammenhange der Weltbegebenheiten entfaltenden, aber nicht ihnen angehörenden Ideen. Das Geschäft des Geschichtsschreibers ist in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung, Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen."

An diese Gedankenblitze anknüpfend hätte der Begriff der Geschichtswissenschaft weiter ausgeführt werden müssen. Aber nach Humboldt kam einerseits der Pessimismus Schopenhauers, andererseits die teleologische Willkür, der spielende Schematismus Hegels, dem die Fülle des Materials, die Ruhe und Sicherheit fehlte, welche allein eine unbedingte Herrschaft über dasselbe verleiht.*) In dieser unbedingten Herrschaft über das Material, in der reichen Fülle desselben hat die Ranke'sche Schule ihre Aufgabe gesucht und gefunden und damit ein gewaltiges Stück Arbeit gethan. Aber das Wesen der Geschichte zu bestimmen, auf diesem Wege zu bestimmen hat sie nicht vermocht. Sie betonte das Besondere, das Aeußerliche fast ausschließlich, während Humboldt durch den Hinweis auf das Allgemeine, auf die Ideen in der Geschichte den Grund gelegt hatte zu einer wissenschaftlicheren Auffassung der historischen Forschung. Er hatte angedeutet, worauf es ankomme, in flüchtigen Umrissen das zukünftige Bild einer Geschichte als Wissenschaft gezeigt, den Weg gewiesen. Die Ranke'sche Schule hat die Wichtigkeit der Ameisenarbeit betont, Hegel und die ihm folgten (z. B. Michelet) haben wie die Spinnen den Faden aus sich gesponnen, es galt nun die Arbeit der Bienen zum Muster zu nehmen: zu sammeln und zu verarbeiten.

Alles Sammeln wird in dem Maße fruchtbar, alle specielle Forschung in dem Maße erfolgreich, als es beim Sammeln und Forschen leitende Gesichtspunkte giebt. Will man nicht bloßen Ballast für das Gedächtniß zusammentragen, oder läßt man sich nicht an einer Belebung der spielenden Phantasie genügen, so muß man auch bei dem geringsten Detail der historischen Forschung das Ganze im Auge behalten, auf welches sich Alles, auch das Kleinste, bezieht. Jede Thatsache, jede Erscheinung kann als ein Stück Peripherie betrachtet werden, das auf einen Mittelpunkt hinweist. Im Gegensatz zur fragmentarischen Auffassung der Empirie, welche nur die einzelnen und vereinzelten Antriebe, Gedanken, Werke, Motive sieht, gilt es das Ganze des historischen Verlaufs zu erkennen. Es gilt wie Gervinus sagt, die Geschichte „nicht herauszubuchstabiren im Einzelnen, sondern herauszulesen im Ganzen."

Man klagt wohl, daß der Historiker oft vergeblich arbeite, weil es so viele Schwankungen gebe im historischen Wissen: je größer die Fortschritte der Forschung, desto häufiger geschehe es, daß Thatsachen, welche bisher

*) S. Albert Jansen, Die Idee des Fortschritts in der Geschichte. S. 14.

als bewiesen galten, sich später als irrig erwiesen und daß so der spätere Historiker oft den früheren zum Theil vernichte. Das gilt allerdings doch nur von den Ergebnissen der Detailforschung, bei der vieles Unwesentliche als Endziel der Untersuchung betrachtet wurde. Richtet man sich auch bei der Specialforschung auf allgemeinere Ergebnisse, so wird man sich über solche Verbesserungen im Detail und in der Technik leichter zu trösten wissen. Nicht auf äußerliche Correctheit so sehr als auf innere Wahrheit kommt es an. Aber diejenigen, welche die historische Kritik, das „reine Herausarbeiten der Geschichte", die Herstellung des Thatbestandes als das Ziel historischer Studien ansehen, bleiben eben bei der äußeren Correctheit stehen, bei der technischen Prüfung des Materials, vorzugsweise bei der Untersuchung von Ueberresten politischer Geschäfte, bei Archivalien. Hier besonders, bei der kritischen Prüfung von Urkunden, Geschäftspapieren ist in der That Eminentes geleistet worden. Aber nicht bei allen, sondern nur bei verhältnißmäßig sehr wenigen historischen Objecten steht diese Kritik im engeren Sinne unter den Mitteln der Technik in erster Reihe, vorzugsweise bei Erforschung eines äußeren Verlaufes der politischen Geschichte, bei dem Studium einer Staatsbegebenheit. Aber gerade in den letzten Jahrzehnten hat sich die Menge historischer Objecte unendlich vermehrt, das Gebiet historischer Forschung in's Ungemessene erweitert. Man hat außer dem Nacheinander historischer Begebenheiten, das Nebeneinander historischer Zustände, das allmähliche Werden, die langsame geschichtliche Entwickelung zu betrachten angefangen. Aus der Erzählung ist oft eine Betrachtung geworden. Man hat Diagnosen stellen müssen nicht bloß für acute Krankheiten von Staat und Gesellschaft, sondern auch für chronische. Was gilt da die einzelne Thatsache, das einzelne Geschäftspapier? Man vergegenwärtige sich nur die Erfolge Niebuhr's bei Erforschung der Römischen Geschichte, indem er, nicht bei dem äußeren Verlaufe der Begebenheiten stehen bleibend, die Zustände, die langsam werdenden Institutionen erforschte. Man erinnere sich, welch größere Klarheit, welch tieferes Verständniß für alle Kenntniß von der französischen Revolution dadurch gewonnen wurde, daß außer dem Drama der wenigen Schreckensjahre das Jahrzehnte und Jahrhunderte lang währende Siechthum Frankreichs erforscht wurde. Bei solchen Studien gilt die Kritik der Aechtheit nicht so viel als bei der einzelnen Thatsache; die Würdigung der einzelnen Quelle, der einzelnen Geschichtserzählung erscheint dabei unbedeutend. Es gilt eine Gesammtauffassung des Ganzen zu

gewinnen, und das Einzelne in diesem Ganzen hat gar nicht, oder nur selten den Charakter oder die Bedeutung eines Ereignisses, eines äußern, episch darstellbaren Verlaufes. Bei der vergleichenden Rechtsgeschichte, welche für die historischen Studien überhaupt von großer Anregung gewesen ist, wird die sogenannte historische Kritik nur sehr untergeordnete Dienste leisten können. Als es galt die Kunstgeschichte der Zeit Rafaels und Dürers zu verarbeiten, da war mit den „Quellen" und der Quellenkritik nicht weit zu kommen, wenn man auch in Vasari u. A. wenigstens für die italienischen Meister ganz erwünschte äußerliche Nachrichten fand; in ihren und ihrer deutschen Zeitgenossen Werken lag ein ganz anderes, das eigentliche Material der Forschung vor; ein Material freilich, mit dem in's Reine zu kommen der Forscher ein Rüstzeug besonderer Art brauchte.*)

Als d'Agueſſeau bei einem Besuche Malebranche's von letzterem bei der Lectüre des Thukydides angetroffen wurde, machte ihm Malebranche den Vorwurf, er thue unrecht seine Zeit der Beschäftigung mit zufälligen Thatsachen zu widmen. Schopenhauers oben mitgetheilte Ansichten zeigen, daß von gewisser Seite das geringschätzige Urtheil über die Geschichte sich in den letzten anderthalb Jahrhunderten nicht geändert habe. Die Geschichte hat vielleicht selbst nicht genug gethan, den ihr gemachten Vorwurf, daß sie sich nur mit dem Besonderen und nicht mit dem Allgemeinen, mit dem Zufälligen und nicht mit dem Nothwendigen beschäftige, zu entkräften. Man hat mehr gesammelt als verarbeitet. Wo soll es hinaus mit dem Wuste von historischen Thatsachen, wenn sich in denselben keine organische Einheit nachweisen läßt? Soll Leibnitz mit seinem Spruche: Les sciences abbrègent en augmentant nur in Bezug auf die Geschichte Unrecht haben und in Bezug auf andere Wissenschaften Recht? Oder soll er überhaupt Recht behalten, weil die Geschichte nicht unter die Wissenschaft zu zählen ist?

Ein großer, fruchtbarer Versuch die Geschichte zum Range einer Wissenschaft zu erheben, geschah durch die Philosophie der Geschichte. In der Geschichte der Geschichte wird Herders Verdienst unsterblich bleiben. Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" war auch ein solcher Versuch die Idee der Menschheit und ihrer Geschichte als ein Ganzes zu erfassen. Selbst die übrigens in Spielerei und Willkür ausartenden Constructionen bei Vergleichung des Lebens der Staaten und Völker mit dem Menschen-

*) Droysen, Kunst und Methode, Beilage zum Grundriß der Historik S. 84.

leben, welche von Johannes von Müller u. A. versucht wurden, enthielten manchen anregenden Irrthum, der zur relativen Wahrheit führen konnte. Die Betrachtung der historischen Welt als eines einigen Kreislaufs, als einer ununterbrochenen Bewegung auf und ab, war in ihrer äußerlichen, mechanischen Auffassung irrig, in ihrem Pessimismus trostlos und unhistorisch, aber sie regte doch zu ferneren Erörterungen an. Das Bestreben die Geschichte in den Kreis der Naturwissenschaften hineinzuziehen, sie in eine „Sociologie" oder in eine Physiologie von Staat und Gesellschaft zu verwandeln, gehört zu den fruchtbarsten Irrthümern in der ganzen Geschichte der Geschichte.

Diese falsche Alternative die Geschichte entweder metaphysisch construiren oder physikalisch erklären, sie entweder in ein philosophisches Schema hineinpressen oder die historischen Mächte in Naturgesetze auflösen zu wollen, war ein Vortheil und Gewinn für die historischen Studien. Die Geschichte konnte sich auf ihre Stellung im Kreise der Disciplinen besinnen. Es galt die Frage von ihrer Existenz zu lösen. Wollte sie nicht einerseits durch Metaphysik ein Dogma, nicht andererseits eine Naturwissenschaft werden und damit ihre Selbständigkeit, ihre Eigenart aufgeben, so mußte sie aus dieser Alternative heraustreten. Es galt zu zeigen, daß sowohl die eine als die andere Art die Geschichte zu betrachten eben als unhistorisch verworfen werden muß, daß die Rose keine Tulpe und keine Nelke sei.

Die Geschichte verdankt der Philosophie fruchtbare Anregung, aber sie konnte nicht umhin auf das Unhistorische in dem Verfahren der Philosophen der Geschichte hinzuweisen. Wenn z. B. von einem Schüler Hegels der Versuch gemacht worden ist, den pythagoräischen Lehrsatz in der Geschichte dadurch zu beweisen, daß er Europa das maßgebende Dreieck, Afrika und Asien die Quadrate der Katheten und Amerika das Quadrat der Hypothenuse benannte, so war dieses doch höchstens ein witziger Einfall und noch kein wissenschaftliches Experiment; wenn man ein Axiom aufstellt, daß die Civilisation sich stets nach Westen bewege und hieran die Berechnung knüpft, daß nach Maßgabe des bisherigen Fortschritts der Bildung vom Euphrat bis nach England hin, dieser Fortschritt jährlich 50 Secunden betrage, so daß die Bildung nach etwa 2000 Jahren Labrador erreichen werde, so ist das nicht sowohl tiefsinnig, auch nicht einmal witzig, sondern aberwitzig; wenn ein italienischer Gelehrter von der Zahl 30 als der Zahl der Jahre für die mittlere Lebensdauer einer Generation

ausgehend, alle hiſtoriſchen Ereigniſſe durch eine ſolche Algebra erläuterte, daß die Zahl von 30 Jahren überall wiederkehre, ſo daß Mohamed für den Sieg des Islams 30 Jahre gebraucht habe, daß eine eben ſolche Periode für die Gründung des Reichs Karls des Großen nöthig geweſen ſei, daß ſowohl die Perſerkriege als auch der peloponneſiſche Krieg 30 Jahre gedauert habe, von dem eigentlichen 30jährigen Kriege gar nicht zu reden — ſo gewinnt die hiſtoriſche Wiſſenſchaft dabei ſo wenig, wie bei den Hirngeſpinnſten der franzöſiſchen Socialiſten, welche wie Fourier für den ganzen Proceß der Weltgeſchichte einen Zeitraum von 80,000 Jahren in Anſpruch nehmen, einen Zeitraum, an deſſen Ende das Meer wie Limonade ſchmecken und jeder Menſch genau ſieben Pfund Fleiſch täglich eſſen werde, oder welche wie Proudhon eine willkürliche Reihe von Epochen der Menſchheitsgeſchichte poſtuliren und dieſelben „Elend", „Arbeit", „Maſchinen", „Concurrenz" und dergleichen benennen. — Solche Dinge erinnern faſt an jene indiſchen Sagen, denen zufolge ein König 2 Millionen Jahre alt war, als er zur Regierung kam, 6,300,000 Jahre regierte, abdankte und ſich noch 100,000 Jahre ſo hinſchleppte.

Mit der Regel de Tri und Algebra, mit dem pythagoräiſchen Lehrſatze und allerlei Zahlenmyſtik kann der Geſchichte als Wiſſenſchaft nicht auf die Beine geholfen werden, und jeder Schematismus im Kleinen, iſt ebenſo ſehr wie dieſe koloſſalen Phantaſtereien geeignet die Geſchichte bei den andern Wiſſenſchaften in Mißcredit zu bringen, obgleich auch dieſe recht gut thäten ſich zu erinnern, daß es vor der Aſtronomie nur eine Aſtrologie, vor der Chemie nur eine Alchymie gegeben habe.

Schopenhauer erwartet von der Zukunft nichts, von der geſchichtlichen Entwickelung nichts. Er ſagt: „Der oft wiederholten Lehre von einer fortſchreitenden Entwickelung der Menſchheit zu immer höherer Vollkommenheit, oder überhaupt von irgend einem Werden des Weltproceſſes, ſtellt ſich die Einſicht a priori entgegen, daß bis zu jedem gegebenen Zeitpunkt bereits eine unendliche Zeit abgelaufen iſt, folglich Alles, was mit der Zeit kommen ſollte, ſchon da ſein mußte." An einer andern Stelle heißt es: „Die Thoren räumen der Geſchichte eine Hauptſtelle in ihrer Philoſophie ein, und conſtruiren dieſelbe nach einem vorausgeſetzten Weltplane, welchem gemäß Alles zum Beſten gelenkt, welches dann finaliter eintreten ſoll und eine große Herrlichkeit ſein wird. Demnach nehmen ſie die Welt als vollkommen real, und ſetzen den Zweck derſelben in das armſelige Erdenglück, welches, ſelbſt wenn noch ſo ſehr von Menſchen

gepflegt und vom Schicksal begünstigt, doch ein hohles, täuschendes, hinfälliges und trauriges Ding ist, aus welchem weder Constitutionen und Gesetzgebungen, noch Dampfmaschinen und Telegraphen jemals etwas wesentlich Besseres machen können. Besagte Geschichtsphilosophen und -Verherrlicher sind demnach einfältige Realisten, dazu Optimisten und Eudämonisten, glatte Gesellen und eingefleischte Philister, zudem auch eigentlich schlechte Christen u. s. w." Dies ist wesentlich gegen Hegel und seine Schüler gerichtet. Es könnte auch von den Socialisten gelten, welche W. Menzel in seiner kleinen Schrift „Der Geist in der Geschichte"*) tadelt, aber ebenso willkürlich eine dem socialistischen Optimismus entgegengesetzte Ansicht aufstellt. Sehr treffend eifert er gegen den Schematismus in der Geschichtsphilosophie, und bemerkt dazu, daß es nicht auf den Schlußpunkt der Geschichte, sondern auf deren gesammten Inhalt ankomme. „Es kommt," sagt er, „nicht auf den Generalbaß, sondern auf die Fülle der Melodien, nicht auf die Geometrie, sondern auf die lebendige Fülle der Gestalten, nicht auf Construction der Geschichte, sondern auf diese selbst an. Palästrina, Händel und Mozart haben nicht componirt, um den Contrapunkt anzuwenden. Homer hat nicht gedichtet, damit Thiersch eine griechische Grammatik schreiben könnte u. s. w." — Menzel tadelt ferner die Optimisten, welche einen politisch-ökonomischen Idealzustand in dem Sinn von Rousseau's Contrat social oder S. Simon's Association erhoffen, und bemerkt, daß ja nach Erreichung eines solchen Zieles für die ganze Menschheit ein sehr langweiliger Friedenszustand mit einem ewigen Einerlei von Arbeit und Austausch der Producte beginnen würde, ein Mechanismus wie in einem Bienenkorbe, eine philiströse Alltäglichkeit, die nur damit enden könnte — und nun beginnt auch Menzel selbst die Geschichte zu construiren — daß die allzu starke Volksvermehrung die Menschen aus ihrer Ruhe reiße. Menzel prophezeit sodann ebenso unhistorisch wie die Socialisten: „Man hoffe vergebens auf Tugendrepubliken und Utopien: die Erde werde nicht selig einschlafen und als Himmel erwachen, sondern in Feuersglut zerstört werden," „die Verherrlichung des Schönen im Kampf und Untergang sei der Inhalt der Geschichte," „man könne den Visionen der Apokalypse Glauben schenken: die Mittel zum Bösen haben noch lange nicht die Energie und das kolossale Ansehen gewonnen, das sie ohne Zweifel annehmen werden," „nie sei ein Volk aufgeblüht ohne wieder

*) Wolfgang Menzel, der Geist der Geschichte. Stuttgart 1835.

hinzuwelken und in ekler Fäulniß zu enden." Das Christenthum, sagt Menzel, sei entartet, die Ritterzeit sei entartet, das Bürgerthum sei entartet, die Herrschaft der Gemeinheit „der letztgeborenen Tochter der Hölle" breite sich aus, die Geschichte müsse in einer allgemeinen Verwilderung enden, ein allgemeiner Vertilgungskampf wie die Edda ihn weißsage werde das Ende sein, wie im Niebelungenliede: das sei ein würdiger Schluß des Heldengedichts unserer Erde.

So wird auch hier die Geschichte construirt aber in pessimistischer Richtung, wie der Mythos wohl an den Anfang der Zeiten ein goldenes Zeitalter gestellt hat; wie wohl J. J. Rousseau eine Rückkehr zum Naturzustande, also eine Negation der Geschichte predigt, so verlockend predigt, daß Voltaire ihm schrieb, man möchte wenn man Rousseau's Erörterungen lese, auf allen Vieren kriechen. Aehnlich meint wohl Friedrich Schlegel, die Mythen seien Bruchstücke einer vergangenen verlorenen Cultur, deren letzte Spuren man in dem Zustande der Wilden erkennen könne, oder Klöden, wenn er sagt, daß Südamerika bis zum Eindringen der Europäer vorwaltend das Gebiet der sündenlosen Natur gewesen sei u. dgl. m.

So wird auf dem Gebiete der Construction der Geschichte in gewagter Weise experimentirt. Je sicherer, apodiktischer sich eine solche Philosophie der Geschichte geberdet, desto leichter stellt sie sich als Spitzfindigkeit, als phantastische Seifenblase dar. Aber daß solche Versuche immer wieder und wieder gemacht werden, daß von den verschiedensten Seiten her kühne Experimentatoren an diese Fragen herantreten, zeigt, daß es sich hier um ein wichtiges Problem handelt, dessen Lösung man nicht unmöglich nennen darf, ebenso gewiß aber nicht für so leicht halten darf, als Manche zu glauben scheinen. Man will sich nicht bei dem Spruche Salomo's beruhigen, „es geschehe nichts Neues unter der Sonne"; Schopenhauers Glaube, daß im Wesentlichen Alles unverändert bleibe, hat nur wenig Anhänger. Und auf eine Entwickelung, Vervollkommnung des Wesentlichen kommt es an, auf eine Perfectibilität in dem Gebiete der sittlichen Mächte, der Ideen.

Sehr treffend macht Lazarus in seinem schon erwähnten Vortrage auf die Verschiedenheit der Art und Weise aufmerksam, wie Hegel und W. v. Humboldt diese Fragen behandeln, beide die Gewalt der Ideen betonend. „Bei Hegel tritt die Allgemeinheit, bei Humboldt die persönliche Individualität in den Vordergrund; dort ist das Individuum nur

Mittel, Gefäß, wenn es hoch kommt, Organ, hier ist es der höchste Ausdruck, das eigentliche Leben der Idee; dort ist der Ausspruch charakteristisch: daß nicht wir die Ideen, sondern sie uns haben; hier die Lehre: daß nur in der schöpferischen Persönlichkeit die Ideen ein schöpferisches Dasein gewinnen. Bei Hegel erscheinen die Begriffe überall bestimmt und klar, weil sie in einer absichtlichen und künstlichen Abstraction erhalten werden, einen logischen Calcul mit lauter unbenannten Zahlen, ja mit algebraischen Zeichen ausmachen; Humboldt will überall die höchsten Begriffe erfassen, aber sie zugleich in ihrer wirksamen Beziehung zur concreten Erscheinung durchsichtig machen. Bei Hegel ist die Erfahrung ohne Wirklichkeit durch die Speculation überwältigt, aber so, daß man längst erkannt hat, es sei überall Gewalt angethan; bei Humboldt ringen Speculation und Erfahrung in einem end- und siegloſen Kampfe mit einander. In Hegel ergreift das wissenschaftliche Interesse, wie ein persönliches, Partei für die Speculation, es beutet den Gehalt der Erfahrung aus, um sie hinterher als gehaltlos fortzuwerfen; in Humboldt ist ein unparteiisches Suchen nach dem Rechte beider, ein Streben, die speculativen Begriffe voll und lebendig zu erfassen, als eine concrete Erfahrung, und die Erfahrung tief und rein zu begreifen, wie eine Speculation. Mit straffer Sicherheit konnte Hegel vorwärts schreiten, seine Begriffe können klar und bestimmt sich aus sich selber entfalten, ungehemmt von den Thatsachen der Erfahrung und der Nothwendigkeit ihrer Auffassung. Die Idee als das dialektische Subject ist an Stelle der realen Substanz, der Proceß des Begriffs an die Stelle des wirklichen Geschehens, die dialektische Gesetzmäßigkeit an die der natürlichen und historischen Gesetze getreten. Hoch über den Thatsachen der Wirklichkeit schreiten die Begriffe von denselben, wie die Göttin über die Häupter der Lebenden, als glanzvolle Erscheinung es verschmähend den Boden zu berühren; eine logische Abstraction und eine metaphysische Deutung der Thatsachen giebt Ersatz für die reale Erkenntniß derselben. Fern von dieser täuschungsvollen Sicherheit sind die speculativen Gedanken Humboldts das Werk eines mühevollen Suchens und eines genialen Findens. Die „Ideen Humboldts entbehren der vollen Klarheit und Bestimmtheit ihres Gehalts, aber sie wirken dennoch mit einer unwiderstehlichen Gewalt auf theoretische Ueberzeugungen, ethische Gesinnungen und ästhetische Anschauungen. Das ist aber das echt historische Verdienst Humboldts, nicht nur, daß er Probleme des Wissens erkannt und Lösungen derselben versucht hat, sondern, daß seine Lösungen zu tieferen

Problemen sich gestaltet haben; und dies gilt vor Allem von seiner Deutung der Geschichte als Wirkung der Ideen."

Die Geschichte will eben historisch betrachtet, nicht metaphysisch construirt werden. Mit Deductionen a priori machte man sich es bei dem Versuche die Geschichte in eine Wissenschaft zu verwandeln zu leicht, und statt für die Geschichte als Wissenschaft einen festen Grund zu legen, verlor man den Boden unter den Füßen. „Es muß anerkannt werden," sagt Lazarus, daß alle mystischen und philosophischen Speculationen, welche, zu solchen Gebilden emporsteigend, die wirkliche Welt des sittlichen Lebens mit Verachtung hinter sich zurücklassen, aus keinem Antriebe so sehr als aus einem ästhetischen (und vorzugsweise auf das Erhabene gerichteten) hervorgehen. Es ist dies in Wahrheit nur ein künstlerisches Schaffen aus den feinsten und reinsten, aber künstlich gesteigerten Gedankenstoffen; aber dieses Schaffen ist ein Sehen ohne Licht und Farbe, ein Bilden ohne Maß und Form, ein Denken ohne Sinn und Gehalt; Blumen aus eitel Duft, Bäume aus eitel Blüthe. Nicht wer im Luftballon vom Boden sich erhebt und den Erdball fliegend umschwärmt, daß er wie ein dunkler Fleck unter seinen Füßen liegt, sondern nur wer seine Gewässer befährt und seine Länder durchzieht, wird die Erde und ihre Bewohner kennen, verstehen und veredelnd auf sie wirken lernen."*)

So führte, nachdem Humboldt seinen Versuch die Aufgabe der Geschichtswissenschaft zu bestimmen, gemacht hatte, die Philosophie der Geschichte, indem sie nicht an Humboldts „Gedankenkampf" anknüpfte, zu ganz anderen Zielen als zu einer Geschichte als Wissenschaft. Die Metaphysik konnte hier nicht helfen. Sie zeigte nur, wie man es nicht machen dürfe, um das gewünschte Ziel zu erreichen.

Da kamen denn wissenschaftliche Experimente ganz entgegengesetzter Art. Die Metaphysik hatte die Geschichte nicht in eine Wissenschaft verwandeln können. Vielleicht gelang es sie in eine Naturwissenschaft zu verwandeln. Die Induction wurde das Mittel bei der neuen Behandlungsweise. Damit glaubte man festen Boden für eine Geschichtswissenschaft gewonnen zu haben.

Man bewegte sich in einer falschen Alternative, indem man glaubte, die Geschichte könne entweder gar keine Wissenschaft oder sie müsse eine exacte sein. Man glaubte an die Möglichkeit einer im mathematischen

*) S. a. a. O. 425—27, 485.

Sinne exacten Methode bei historischen Forschungen. Man hoffte es damit sehr weit zu bringen und meinte: früher sei gelacht worden, wenn Jemand eine Sonnenfinsterniß vorausgesagt hätte; die Zeit sei nicht ferne, daß Niemand lachen werde, wenn die Historiker ein geschichtliches Ereigniß vorher verkündigen würden. Comte und Buckle sprechen von Gesetzen in der Geschichte: diese Gesetze seien zu ergründen. So könnte, meinte man, die Geschichte eine exacte Wissenschaft werden. Man spricht von Entdeckungen auf historischem Gebiete, als könne man solche auf dem Wege der Berechnung finden, als habe man es mit Integralen und Differentialen zu thun. Auf dem Wege der Vergleichung, der Analogie, der Hypothese, durch die Philosophie der Geschichte meinte man nichts mehr entdecken zu können: man begann zu rechnen, zu beobachten, statistisch zu combiniren. Hatte man erst eine Gesetzmäßigkeit auf intellectuellem und ethischem Gebiete constatirt, so konnte man sich zur Aufgabe stellen die einzelnen Gesetze, welche das historische Sein und die historische Entwickelung beherrschen, zu entdecken. Man suchte gleichsam nach dem Schlüssel, vermittelst dessen man die ganze Chiffreschrift der Geschichte der Menschen im Laufe von Jahrtausenden leicht und einfach ablesen könnte. Das ganze bunte Gewirr, die reiche Mannigfaltigkeit historischer Zustände, Ereignisse, Entwickelungen sollte sich auf einzelne allgemeine Grundgesetze zurückführen lassen können; es galt nur den Mechanismus der Weltgeschichte zu beobachten, und derselbe, so hoffte man, werde sich sehr viel einfacher, durchsichtiger darstellen, als er auf den ersten Blick erscheine. Man ging auf anderem Wege als die oben erwähnte Philosophie der Geschichte an die Aufgabe den pythagoräischen Lehrsatz in der Geschichte zu beweisen. Ging das erfolgreich weiter, so konnte man vielleicht schon bald aus der Geschichte der Völker und Staaten die Quadratwurzel ausziehen, die Geschichte der Revolutionen mit Logarithmen berechnen, historische Ereignisse durch trigonometrische Functionen erklären.

Der Versuch, die Geschichte zu einer positiven Wissenschaft zu erheben, wird zum Theil der Entwickelung der Statistik und der Geographie verdankt. Bodin, Montesquieu, Ritter hatten geistreiche und treffende geographisch-historische Betrachtungen angestellt, auf die Wichtigkeit der geographischen Bedingungen für die geschichtliche Entwickelung hingewiesen. Jetzt wurde der Versuch gemacht, möglichst viele, fast alle historischen Erscheinungen auf solche Einflüsse von Klima, Bodenbeschaffenheit, Thier- und Pflanzenwelt zurückzuführen. So fruchtbar und anregend überhaupt

Erörterungen auf diesem Gebiete sein mochten, so schoß man über das Ziel doch hinaus, indem man den Einfluß solcher natürlichen Bedingungen überschätzte.

Die Statistik hatte auf eine gewisse Gesetzmäßigkeit in den Erscheinungen des socialen Lebens hingewiesen, auf die regelmäßige Wiederkehr derselben oder annäherungsweise derselben Zahlen bei den jährlich verübten Verbrechen, vorkommenden Beinbrüchen, geschlossenen Ehen, unbestellbaren Briefen u. dgl. Ebendieselbe Regelmäßigkeit, meinte man, sei in der ganzen historischen Welt nachzuweisen; jedes Individuum sei für seine Handlungen, alle historischen Ereignisse solchen Gesetzen unterworfen. Somit war die Geschichte nicht mehr, wie man ihr vorgeworfen hatte, eine Wissenschaft von Individuen, sondern die Wissenschaft von der gesetzmäßigen Entwickelung der menschlichen Gesellschaft. Dieselbe Regelmäßigkeit, mit welcher sich aus dem Samenkorn der Halm, die Blüthe, die Frucht entwickelt, wollte man in der jahrtausend langen Geschichte nachweisen können. Man wollte die Natur des Fortschritts ergründen.

Und diese Natur des Fortschritts glaubte man darin gefunden zu haben, daß man nachweisen zu können hoffte, wie die intellectuelle Entwickelung der Menschheit den Fortschritt bedinge, während die moralischen Wahrheiten ohne oder fast ohne Einfluß auf den Fortschritt seien. Der Fortschritt der Wissenschaften, insbesondere der Naturwissenschaften, sei die Bedingung und der Maßstab der Civilisation, alles Andere: Religion, Literatur, Regierung sei nicht sowohl die Bedingung als das Ergebniß dieser von der Summe und Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse bedingten Civilisation u. dgl. m.

Dieses Alles wurde mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit, mit gewaltigem Talent im Stil, mit ungewöhnlicher Beredsamkeit vorgetragen und zugleich in der Ueberzeugung, daß alles bisherige Verfahren bei dem historischen Arbeiten unvollkommen, dilettantisch, willkürlich, unwissenschaftlich gewesen sei. Comte hatte das Problem einer Sociologie gestellt, Buckle, so schien es, hatte es gelöst.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Tadel der bisherigen Weise geschichtlicher Forschung fast durchweg nur allzu gerecht war, daß durch Buckle's Weise der Geschichtsbetrachtung eine große Menge neuer anregender Gesichtspunkte gefunden wurden. Bei der Beweisführung von der Gesetzmäßigkeit in den historischen Ereignissen mochten die Vertreter der Naturwissenschaften jubeln; bei dem keck und herausfordernd ausgesprochenen

Vorwurf, daß die Bevormundung durch Kirche und Staat das größte Unglück, der schlimmste Hemmschuh des Fortschritts gewesen sei, mochten die liberalen und radicalen Parteien frohlocken. Den Theologen war ein Streich gespielt, indem die göttliche Providenz geleugnet wurde; die Psychologen sollten vernichtet werden durch Ueberbordwerfen der Willensfreiheit. Man hatte es nicht mehr mit den durch eine Weltregierung vorgezeichneten Geschicken, nicht mehr mit der Selbstbestimmung der Individuen zu thun. Es arbeitete sich sehr viel leichter, nachdem man sich dieser Imponderabilien entledigt hatte, mit dem Rest. Man konnte wägen, messen, rechnen. So konnte man die historischen Ereignisse beweisen, erklären.

Alles dieses war eigentlich nicht neu. Noch nicht dagewesen war nur das ungewöhnliche reiche Wissen, die fabelhafte Belesenheit, der kolossale gelehrte Apparat, mit welchen Buckle's Werk auftrat. Schon oft hatten Historiker und Nichthistoriker versucht lange Reihen von historischen Ereignissen durch den Hinweis auf einzelne sehr einfache Ursachen zu erklären. Es war ein sehr willkürlicher Pragmatismus, wenn Herrera, ein Zeitgenosse Philipps II., die ganze Geschichte des Verfalls von Spanien durch die Einführung und Verbreitung des Maulthiers beim Ackerbau erklären wollte, des Maulthiers, welches beim Pflügen eine nur unzureichend tiefe Furche zu ziehen vermöge. Aehnliches that Liebig, indem er in der Bodenerschöpfung die Ursache erblickte zu dem Verfalle der asiatischen Staaten, der Colonisation Griechenlands, dem Verfall der hellenischen Republiken u. s. w. — ob nicht ebenso der Feldzug Napoleons gegen Rußland im Jahre 1812 durch Bodenerschöpfung zu erklären sei? — hat man mit Recht über solchen subjectiven Pragmatismus lächelnd gefragt.*)

Aehnliche Willkür giebt es bei der Betonung des intellectuellen Fortschritts und der Nichtachtung der moralischen Wahrheiten in der Geschichte. Die Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, meinte man, seien der Schlüssel zur Erklärung der größten historischen Umwälzungen. Es ist wohl gesagt worden, Bacon habe mehr als alle Andern die Revolution der Vierziger Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts in England gemacht, und ebenso sei Newton der eigentliche Urheber der Revolution von 1688.**)

*) Герье, Очеркъ развитія исторической науки. Русскій Вѣстникъ 1865. 10 и 11 кн.

**) L. Etienne, le positivisme dans l'histoire. Revue des deux mondes 1868. LXXIV 15 mars 1868.

Es ist bedenklich die Geschichte Irlands durch die Anpflanzung und Verbreitung der Kartoffel als Hauptnahrungsmittel erklären zu wollen. Man darf von dem Volksreichthum nicht das ganze Schicksal eines Volkes abhängig glauben, die Geschichte überhaupt nicht mit der Geschichte des Capitals identificiren wollen. Wenn man aus den Erdbeben in Spanien, die Hauptmomente der Geschichte dieses Landes herausinterpretiren will, so thut man wohl sich zu erinnern, daß es auch in andern Ländern Erdbeben, aber doch eine ganz andere Geschichte gegeben habe. Durch die Anpflanzung von Reis und Mais in Indien soll der ganze Charakter der Geschichte Indiens erklärt werden: das ist subjective Willkür, und statt eine Naturwissenschaft aus Erfahrung und Beobachtung objectiver Thatsachen zu schaffen, hat man eine Reihe von Paradoxen hervorgebracht, die ebenso anregend als gefährlich, ebenso neu als angreifbar sind.

Wir können es uns nicht versagen auf die Hauptargumente Droysen's gegen Buckle hinzuweisen. Es ist wohl das Stärkste, was gegen Buckle vorgebracht ist, und am Meisten zur Sache.

Buckle hofft „für die Geschichte etwas Aehnliches zu leisten, was andern Forschern in den Naturwissenschaften gelungen sei: in der Natur seien die scheinbar unregelmäßigsten und widersinnigsten Vorgänge erklärt und als im Einklange mit gewissen unwandelbaren und allgemeinen Gesetzen nachgewiesen werden; wenn wir die Vorgänge der Menschenwelt einer ähnlichen Behandlung unterwerfen, haben wir sicher alle Aussicht auf einen ähnlichen Erfolg."

Hierauf fragt Droysen: „Giebt es denn immer nur einen Weg, eine Methode des Erkennens? sind die Methoden nicht je nach ihren Objecten andere und andere, wie die Sinneswerkzeuge für die verschiedenen Formen sinnlicher Wahrnehmung, wie die Organe für ihre verschiedenen Functionen? Wer an die Möglichkeit einer Wissenschaft der Geschichte glaubt, der müßte, nach unserer deutschen Art logisch und sachgemäß zu denken, nicht die Richtigkeit dieses seines Glaubens dadurch beweisen wollen, daß er uns überzeugt, man könne auch mit den Händen gehen und mit den Füßen verdauen, man könne auch Töne sehen und Farben hören. Giebt es nicht noch andere Erkenntnißformen, andere Methoden, die vielleicht eben das, was die naturwissenschaftliche nicht will und in richtiger Consequenz ihres Gesichtspunktes nicht will, die historische nicht kann oder in nur unzulänglicher Weise kann, nach ihrer Natur können und wollen? Gäbe es darum etwa kein ästhetisches Urtheil, weil es auf juristischem Wege nicht zu finden

ist? darum keinen Rechtssatz, weil man einen solchen auf ästhetischem Wege vergebens suchen würde? Wer der geschichtlichen Welt den Fortschritt vindicirt, der mag bedauern, daß nur ein Theil dieser eigenthümlichen Bewegung des Menschengeschlechts unserm Blick erreichbar, er mag bedauern, daß nur die Richtung dieser Bewegung, nicht ihr Ziel, nur die Thatsache dieser Bewegung, nicht das Bewegende erkennbar ist; aber wird er sich dabei beruhigen, wird er nach dem tiefsten Bedürfniß des Geistes, dem, sich als Totalität zu empfinden und zu wissen, sich dabei beruhigen können, daß die eine Form der Empirie ihm ein Räthsel zeigt, welches die andere Form ihm nicht löst? wird er, nachdem er erkannt, daß da ein Problem, ein Räthsel ist, es für nicht vorhanden erklären, weil er es nicht lösen kann? nicht lösen kann, weil er es entweder als Charade oder als Logograph, entweder als Sylben- oder Buchstabenräthsel gelöst sehen will, während es ein Sinnräthsel ist? ... wenn wir das Licht nicht mit den Händen greifen und mit den Ohren hören können, ist es darum nicht? Es wird keinem Verständigen einfallen zu bestreiten, daß auch die statistische Betrachtungsweise der menschlichen Dinge ihren großen Werth habe, aber man muß nicht vergessen, was sie leisten kann und will. Gewiß haben viele, vielleicht alle menschlichen Verhältnisse auch eine rechtliche Seite; aber darum wird man doch nicht sagen wollen, daß man das Verständniß der Eroica oder des Faust unter den juristischen Bestimmungen über das geistige Eigenthum suchen müsse."

Ueber Buckle's Suchen und Finden von Gesetzen in der Geschichte spottet Droysen sehr nachdrücklich in folgender Weise.

„In allen übrigen Gebieten der Forschung, sagt Buckle, wird die Nothwendigkeit der Verallgemeinerung von Jedermann zugegeben, und wir begegnen edlen Anstrengungen, auf besondere Thatsachen gestützt die Gesetze zu entdecken, unter deren Herrschaft die Thatsachen stehen. Also Verallgemeinerungen sind die Gesetze, die Buckle sucht; auf dem Wege der Verallgemeinerung glaubt er die Gesetze finden zu können, welche die Erscheinungen der sittlichen Welt erklären, d. h. mit Nothwendigkeit bestimmen. Sind denn die Regeln einer Sprache Sprachgesetze?" Nach Buckle gelten vier Hauptgedanken für die Grundlagen der Geschichte der Civilisation: 1) daß der Fortschritt des Menschengeschlechts auf den Erfolg beruhe, womit die Gesetze der Erscheinungen erforscht und auf dem Umfang, bis zu welchem diese Kenntnisse verbreitet werden; 2) darauf ferner, daß ein Geist des Skepticismus solche Forschungen hervorrufe; 3) daß wissen-

schaftliche Entdeckungen den Einfluß intellectueller Wahrheiten stärken, dagegen den der sittlichen Wahrheiten, welche sich überhaupt weniger entwickeln, relativ schwächen; endlich 4) daß die Bevormundung durch Staat und Kirche der Hauptfeind der Civilisation sei.

„Wenn das Gesetze sind," sagt Droysen, „Gesetze in denen das Studium der Geschichte der Menschheit seine wissenschaftliche Höhe erreicht haben soll, so ist der glückliche Finder in der Naivetät, mit der er sich über ihre außerordentliche Seichtigkeit auch nur einen Augenblick hat täuschen können, wahrhaft beneidenswerth. Gesetze von dieser Sorte könnte man täglich zu Dutzenden und zwar auf demselben Wege der Verallgemeinerung finden, Gesetze, von denen keines an Tiefsinn und Fruchtbarkeit hinter dem bekannten Satze zurückbleiben sollte: daß der Maßstab für die Civilisation eines Volkes dessen Verbrauch an Seife sei."

Um diese Gesetze finden zu können, beseitigt Buckle ein vorläufiges Hinderniß mit der einfachen Alternative: „sind die Handlungen der Menschen und folglich auch der Gesellschaft bestimmten Gesetzen unterworfen, oder sind sie das Ergebniß entweder des Zufalls oder einer übernatürlichen Einwirkung?" „Ja wohl," meint Droysen hierauf: „diese Wolke ist ein Kameel oder entweder ein Wiesel oder Walfisch."

Es ist eben viel leichter Buckle'sche Gesetze zu finden wenn man die göttliche Providenz und die Willensfreiheit außer Rechnung läßt, sie für Illusionen erklärt und über Bord wirft. Solche Gesetze sind „nur Gemeinplätze, die für heute und gestern eine gewisse Richtigkeit haben mögen, aber Angesichts der Jahrtausende der Geschichte völlig nichtssagend erscheinen." Solche Gesetze, welche die Summe der Geschichte sein, welche die Geschichte zum Range einer Wissenschaft erheben sollen, indem sie ihre Erscheinungen erklären, erreichen diesen Zweck nicht. Die historischen Erscheinungen sind damit, wie Droysen bemerkt „so wenig erklärt, wie die schöne Statue des Adorante mit dem Erz aus dem sie gegossen, dem Thon, aus dem die Form gefertigt, dem Feuer, mit dem das Metall in Fluß gebracht worden ist."

Und hier kommt Droysen auf den Hauptpunkt seiner Argumentation gegen Buckle. „Wenn man Alles," heißt es in Droysens Aufsatz, „was ein einzelner Mensch ist und hat und leistet, A nennt, so besteht dieses A aus $a+x$, indem a Alles umfaßt, was er durch äußere Umstände von seinem Land, Volk, Zeitalter u. s. w. hat, und das verschwindend kleine x sein eigenes Zuthun, das Werk seines freien Willens ist. Wie verschwindend klein immer dies x sein mag, es ist von unendlichem Werth,

sittlich und menschlich betrachtet allein von Werth." — „Von den sittlichen Mächten — Bereichen, innerhalb deren Gesetze von ganz anderer Art und Energie, als die neue Wissenschaft sie sucht, ihre Stelle haben und ihre Macht üben — denkt Buckle außerordentlich gering; er sieht von Kirche und Staat nichts als Bevormundung und Uebergriffe, ihm sind Recht und Gesetz nur Schranken und Lähmungen, ... zu einem so außerordentlich rohen Freiheitsbegriff kommt Buckle, weil er es versäumt den Arbeitern in der geschichtlichen Arbeit die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen, weil er nur an das mäßige Capital Civilisation, nicht an das immer neue Erwerben, das das Wesen der Bildung ist, denkt, weil er nicht sieht oder nicht sehen will, daß in jenem verschwindend kleinen x der ganze einzige Werth der Persönlichkeit liegt." *)

Ebenso verwirft Heinrich Ritter diese Grundsätze Buckle's, „das sind auch universale Auffassungen", sagt er in seinem offenen Briefe an Ranke: „man möchte sie Caricaturen wenn nicht des Heiligen, doch des Sittlichen nennen. In dieser Richtung hat man das sittliche Leben der mechanischen oder der statistischen Berechnung unterwerfen wollen. Die Berechnung traf zu, aber nur das Mechanische und Natürliche in ihm, nicht das ganze sittliche Reich wurde von ihr betroffen; man meinte aber das ganze sittliche Leben in das Gebiet der Natur ziehen zu dürfen." **)

Gegen einen solchen Versuch die Schranken zwischen ethischen und Naturwissenschaften einzureißen, die Geschichte in eine Naturwissenschaft zu verwandeln, mußte protestirt werden. Jetzt galt es zu zeigen, ob eine Weltanschauung, welche die sittlichen Mächte, die Weltregierung und jenes verschwindend kleine x leugnete, gerechtfertigt war in der Geschichte oder nicht.***) Mit dem Nachweis einer gleichsam mechanischen durch wissenschaftliche Entdeckungen fortschreitenden Civilisation ist denn doch wahrlich keine irgend erschöpfende Auffassung der Geschichte gegeben. Mit Recht sagt Schopenhauer, es komme nicht auf den materiellen und intellectuellen Fortschritt an, sondern auf den ethischen. Von einem ethischen Fortschritt

*) Droysen, Beilagen zum Grundriß der Historik. 40—62.

**) H. Ritter a. a. O. S. 62.

***) „Buckle espère qu'avant un siècle nous posséderons toute la chaîne des observations nécessaires et que dans cent aus il n'y aura pas un historien pour nier l'inflexible régularité du monde moral, comme il n'y a pas aujourd'hui un physicien qui nie la régularité du monde matériél." Etienne, a. a. O. S. 375.

aber will Schopenhauer in der ganzen Geschichte keine Spur entdeckt haben, es sei im Wesentlichen Alles dasselbe geblieben.

Diese Negation des ethischen Fortschritts durch Schopenhauer, diese ausschließliche Betonung des intellectuellen Fortschritts, welcher allein die Civilisation bedinge, durch Buckle — deuten schon auf die eigentliche Aufgabe der Geschichte als Wissenschaft. Sie hat den allseitigen Fortschritt, die wahre civilisatorische Entwickelung zu erforschen und nachzuweisen, darzuthun, daß auch auf dem Gebiete der sittlichen Mächte Alles im Werden begriffen ist. Sie soll auf eine Sittengeschichte hinarbeiten, wie etwa Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" als ein solcher Entwurf zu einer Philosophie der Sittengeschichte angesehen werden darf, oder wie Herder die ganze Culturgeschichte als eine gesetzmäßige Entwickelung der Vernunft und der Freiheit darzustellen suchte.

An Lessing, Herder, W. v. Humboldt anknüpfend muß man die Geschichte als die Erforschung des Processes der Vervollkommnung auf sittlichem Gebiete auffassen. Hier giebt es kein Verlorengehen in dem Einzelnen und kein willkürlich construirtes philosophisches Dogma hier wird man bei jedem und allem Detail das Ganze im Auge behalten; hier wird die historische Kritik mit ihrer Feststellung von Thatsachen und reinen Herausarbeitung der Geschichte nicht mehr sich für den Inbegriff des Wesens und der Methode historischer Forschung halten dürfen, man wird nicht mehr „die Zubereitung der Speise statt der Speise selbst geben;" hier braucht man nicht in metaphysische Spielereien zu verfallen, hier wird man keine Gesetze finden, wie jenes Bucklesche von der Bevormundung durch Staat und Kirche, und wird doch die Geschichte, welche eine ἀμέθοδος ὕλη war, in ein organisches Ganze verwandeln können, die unwissenschaftliche Geschichte in eine wissenschaftliche. Man wird sammeln und verarbeiten.

Wir wiesen anfangs auf den der Geschichte gemachten Vorwurf hin, sie sei nur ein Wissen vom Besonderen, eine Wissenschaft von Individuen und letzteres sei ein Widerspruch. Albert Jansen in seiner geistreichen Studie „die Idee des Fortschritts in der Universalgeschichte," hat Schopenhauers geringschätziges Urtheil über die Geschichte dadurch zu entkräften gesucht, daß er Schopenhauers eigene Ansichten als mit seinen der Geschichte gemachten Vorwürfen im Widerspruche stehend darstellt. Albert Jansen sagt:

„Es gilt das Eine in der Vielheit zu finden — den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht durch philosophischen Scharfsinn, durch

Combination zu erkennen und die Summen zu ziehen. Wenn der unendliche Individualismus als das Charakteristicum des Menschenlebens und zwar als das einzige und ausschließliche hingestellt wird, so ist gar nicht zu begreifen, wie auch nur die Vorstellung eines Fortschritts zu Stande käme, aber der Mensch fühlt sich nicht bloß in seinem Ich, sondern in seiner Gesammtheit. Schopenhauer sagt selbst: „„Die Idee aber, oder die Gattung ist es, darin der Wille zum Leben eigentlich wurzelt und sich manifestirt."" — „„Der Mensch lebt im Makrokosmos."" Dadurch aber entsteht schon statt der Coordination, eine Subordination vom Allgemeinsten zum Besondersten. Ist die Geschichte nicht eben darum eine Wissenschaft, weil sie es versteht diese Einheit als factisch in dem Reichthum ihrer Erscheinungen hervortretend zu zeigen?"

Schopenhauer ist durchaus damit einverstanden, daß der Mensch durch Natur und Ethik in das Gemeinleben, in das Gattungsdasein verwiesen werde. Er sagt: „Wir werden durch Betrachtung der unendlichen Größe der Welt in Raum und Zeit ... den verflossenen Jahrtausenden und den kommenden, durch ihre Unermeßlichkeit nicht niedergedrückt, sondern erhoben. Es ist Erhebung über das eigene Individuum, das Gefühl des Erhabenen" wozu Jansen bemerkt, Schopenhauer sage sehr wunderlich: „nur die Philosophie mache das Alles möglich," während doch kein Mensch leugnen werde, daß diese Ansicht die eigentlich historische ist, und nur in der Natur- und Geschichtsforschung gewonnen werden könne.

In dem Aufsatze über die Geschichte sagt derselbe Schopenhauer, welcher einige Seiten vorher bemerkte: „nur das Individuum, nicht aber das Menschengeschlecht habe wirkliche, unmittelbare Einheit des Bewußtseins und daher sei die Einheit des Lebenslaufes des Menschengeschlechts bloße Fiction" Folgendes:

„Was die Vernunft dem Individuum, das ist die Geschichte dem menschlichen Geschlechte. Vermöge der Vernunft nämlich ist der Mensch nicht, wie das Thier, auf die enge anschauliche Gegenwart beschränkt, sondern erkennt auch die ungleich ausgedehntere Vergangenheit, mit der sie verknüpft und aus der sie hervorgegangen ist: hiedurch aber erst hat er ein eigentliches Verständniß der Gegenwart selbst und kann sogar auf die Zukunft Schlüsse machen. Ein Volk, das seine Geschichte nicht kennt, ist auf die Gegenwart der jetzt lebenden Generation beschränkt, erst durch die Geschichte wird ein Volk sich seiner selbst vollständig bewußt. Demnach ist die Geschichte als das vernünftige Selbstbewußtsein des

menschlichen Geschlechts anzusehen und ist diesem das, was dem Einzelnen das durch die Vernunft bedingte, besonnene und zusammenhängende Bewußtsein ist, durch dessen Ermangelung das Thier in der engen, anschaulichen Gegenwart befangen bleibt. Daher ist jede Lücke in der Geschichte wie eine Lücke im erinnernden Selbstbewußtsein eines Menschen. Die Geschichte vertritt die Stelle eines dem ganzen Geschlechte unmittelbar gemeinsamen Selbstbewußtseins, so daß erst vermöge ihrer dasselbe wirklich zu einem Ganzen, zu einer Menschheit wird. Dies ist der wahre Werth der Geschichte, und dem gemäß beruht das so allgemeine und überwiegende Interesse an ihr hauptsächlich darauf, daß sie eine persönliche Angelegenheit des Menschengeschlechts ist. Was nun für die Vernunft der Individuen, als unumgängliche Bedingung des Gebrauchs derselben, die Sprache ist, das ist für die hier nachgewiesene Vernunft des ganzen Geschlechts die Schrift: denn erst mit dieser fängt ihre wirkliche Existenz an, wie die der individuellen Vernunft erst mit der Sprache. Die Schrift nämlich dient, das durch den Tod unaufhörlich unterbrochene und demnach zerstückelte Bewußtsein des Menschengeschlechts wieder zur Einheit herzustellen; so daß der Gedanke, welcher im Ahnherrn aufgestiegen, vom Urenkel zu Ende gedacht wird: dem Zerfallen des menschlichen Geschlechts und seines Bewußtseins in eine Unzahl ephemerer Individuen hilft sie ab, und bietet so der unaufhaltsam eilenden Zeit, an deren Hand die Vergessenheit geht, Trotz. Als ein Versuch dieses zu leisten, sind, wie die geschriebenen, so auch die steinernen Denkmale zu betrachten, welche zum Theil älter sind als jene, ihr Zweck war zu den spätesten Nachkommen zu reden, in Beziehung zu diesen zu treten und so das Bewußtsein der Menschheit zur Einheit herzustellen." *)

So stimmt denn Schopenhauers eigentliche Auffassung von der Geschichte durchaus mit der Auffassung etwa Droysens zusammen, welcher bemerkt: „Die große praktische Bedeutung der historischen Studien liegt darin, daß sie — und nur sie — dem Staat, dem Volk, dem Heere u. s. w. das Bild seiner selbst geben" und an einer andern Stelle: „Jenes allgemeine, das Ich der Menschheit, ist das Subject der Geschichte. Die Geschichte ist das γνῶθι σαυτόν der Menschheit, ihr Gewissen." **) Nicht sehr weit von Schopenhauers Auffassung abweichend dürften auch Hegels, des von

*) Schopenhauer a. a. O. 504, 507—8.

**) Droysen, Grundriß der Historik 25, 35.

ihm so arg mitgenommenen, Sätze sein, wenn er sagt: „Die gegenwärtige Gestalt des Geistes begreift alle früheren Stufen in sich. Das Leben des gegenwärtigen Geistes ist ein Kreislauf von Stufen, die einerseits noch neben einander bestehen und nur andererseits als vergangen erscheinen. Die Momente, die der Geist hinter sich zu haben scheint, hat er auch in seiner gegenwärtigen Tiefe," wobei denn Hegels Hauptgedanke sich ergiebt: „Die Weltgeschichte zeige, wie der Geist die Stufen der Vervollkommnung erringe; diese Stufen zu realisiren sei der unendliche Trieb des Weltgeistes, sein unwiderstehlicher Drang. Die Weltgeschichte zeige, wie der Geist allmählich zum Bewußtsein und zum Wollen der Wahrheit komme, es dämmere in ihm, er finde Haltpunkte, am Ende gelange er zum vollen Bewußtsein u. s. f."*)

Also die Auffassung von der Geschichte als eines Ganzen, als eines Allgemeinen, als des Gesammtbewußtseins des menschlichen Geschlechts giebt Schopenhauer zu. Damit ist denn schon viel gewonnen. Andere gehen weiter und knüpfen an dieses Bewußtsein von dem Vergangenen das Moment der Vervollkommnung an. So Lessing, Herder, Hegel u. A. „Die Geschichte," sagt Droysen, „ist Bewußtwerden und Bewußtsein der Menschheit über sich selbst. Die Epochen der Geschichte sind nicht die Lebensalter dieses Ich der Menschheit — es altert nicht, es bleibt auch nicht, was es war oder ist — sondern Stadien seiner Selbsterkenntniß, Welterkenntniß, Gotterkenntniß," und ein andermal: „Alle Vergangenheiten, die ganze Geschichte ist ideell in der Gegenwart und dem was sie hat, enthalten." „Das in der Geschichte der Zeiten und Völker, der Menschheit Erarbeitete im Geist, dem Gedanken nach, als Continuität durcharbeitet und durchlebt haben, heißt Bildung."**)

Bei solcher Auffassung von der Geschichte, deren genauere Formulirung in der allerletzten Zeit Fortschritte gemacht hat, kann man sich bei der Anerkennung eines nur materiellen und intellectuellen Fortschritts in der Geschichte nicht beruhigen. Hat man erst erkannt, daß die Geschichte nicht sowohl eine Reihe von äußeren Begebenheiten und Thatsachen, sondern eine Reihe von Systemen der menschlichen Vernunft ist, hat man erst constatirt, daß wir von der Geschichte nur das wissen wollen, was sich als ein Erzeugniß der Idee darstellt, und daß alles Andere nur gleichgültig sein kann, daß es gilt die geistigen Kräfte kennen zu lernen, welche in der

*) Hegel, Einleitung in die Philos. d. Gesch. Werke. Bd. . S. 1—98.

**) Droysen a. a. O. 37, 51.

Geschichte wirken, so wird man auch einen allseitigen Fortschritt als das Wesen der Geschichte erkennen und den Nachweis auch des ethischen und besonders des ethischen Fortschritts als die Aufgabe der Geschichtswissenschaft bezeichnen müssen. Jenen Fortschritt der Civilisation, welchen Buckle als mit der Erforschung und Verbreitung intellectueller Wahrheiten identisch bezeichnet, wird man vielmehr in einer Geschichte der Ideen zu suchen haben, der Ideen als der Ideale der Wirklichkeit, der Ideen als der höchsten und reinsten Form des Erkennens alles Realen, der Ideen, welche dem Menschen Leben und Richtung geben, welchen die Institutionen in Staat und Gesellschaft ihr Dasein verdanken, welche in der Sittlichkeit wurzeln. „Aus dem Umfang und der Energie im Erfassen der Idee," sagt Lazarus,*) „entspringt das Maß der Bildung; aus der Innigkeit und Hingebung an die Idee die Gesinnung. Beide bilden die Individualität, den Charakter des Menschen und der zeigt sich in der Geschichte. In den hervorragenden Individuen der Geschichte finden wir die jedesmalige Erfüllung der Ideen; in den Massen aber liegt die Aufgabe der Geschichte; an den Individuen haben wir den Maßstab für diese Aufgabe, welche sich unmittelbar als eine unendliche erweist ... an die reale Existenz persönlichen Rechtsbewußtseins, welches ihr Träger ist, gebunden, ist sie dennoch von dem Wechsel der Individuen und der Generationen unabhängig; sowie die Form des Organischen beharrt, während die Moleküle in andauerndem Stoffwechsel andere und andere werden. Man sieht leicht, wie das Leben der Idee zugleich über Individuen und Zeiten erhaben und dennoch an sie gefesselt, wie es, nach dem Maße der Originalität und der Energie der wirklichen Geschichte in auf- und absteigenden Linien sich bewegen kann. Wiederum aber ist es die Gesetzmäßigkeit im geistigen Leben der Menschheit, durch welche nicht bloß Erhaltung, sondern auch Fortbildung, nicht bloß Dauer, sondern Förderung und Entwickelung der Idee im Weltlauf verbürgt ist." „Die Würde der Ideen liegt darin, daß sie in der Geschichte wirksam werden, das edelste Sinnen, wenn es isolirt bleibt, ist eine Blüthe, die welkt ohne Frucht. Von der Ausbreitung der Ideen in den Massen der handelnden Menschen, von der Beseelung der Gesammtheit mit den Zwecken der Idee, von ihrem Kampfe gegen Dunkel und Egoismus hängt die Würde unseres Lebens ab. Das Verhältniß der Ideen zum Volksleben ist die Signatur des Zeitalters."

*) Zeitschr. f. Völkerpsychol. a. a. O. 462.

Mag man nun den Fortschritt in der Geschichte „Civilisation" nennen, oder „Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit," oder „Verwirklichung der Ideen", — genug daß dieser Fortschritt, der in dem Wesen des Menschen wurzelt, auch das Wesen der Geschichte ausmacht und daß er nachweisbar ist, Gegenstand der Forschung werden kann. Dieses ist aber in dem Maße nur möglich, als man nicht bei dem Besonderen, Einzelnen stehen bleibt, sondern auf dem Wege der „Verallgemeinerung", Zusammenfassung, „Verdichtung" ganze Reihen von Erscheinungen betrachtet. An der Spitze von Gervinus' Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts finden wir den Grundsatz: alle Geschichte, in kleineren Zeiträumen betrachtet, bewegt sich in einem gleichartigen Charakter, der von bestimmten vorherrschenden Einflüssen gestaltet wird. In größere Perioden zusammengefaßt, gewährt sie das Bild steter Schwankungen zwischen entgegengesetzten Antrieben, die allem Uebergewicht einer einzelnen Idee, einer leitenden Macht oder Bewegung zuwider wirken. Ganz im großen Verlauf der Geschichte überschaut, ist dann wieder in diesem Wechsel von Ebbe und Fluth eine stete Strömung nach einer bestimmten Richtung, der Fortschritt einer herrschenden Idee ganz unverkennbar.

Auf einen solchen Fortschritt kommt es in der That an. Er stellt sich in der Geschichte dar, nicht ein ewiger Kreislauf, in dem Sinn etwa, daß z. B. nach Vico's Auffassung die Geschichte der Staatsordnung uns immer dieselbe Reihenfolge der Herrschaft eines Einzigen, dann Weniger, dann Vieler, dann Aller und dann Wieder eines Einzigen u. s. f. darstellt, oder daß, wie Peter der Große in einer öffentlichen Rede einmal bemerkte, die Cultur, die einst in Griechenland blühend gewesen sei, von da abwechselnd in verschiedenen Ländern sich ansiedele, einmal gelegentlich auf einige Zeit auch nach Rußland komme, um von da wieder nach Hellas zurückzukehren, oder daß die Cultur stets nach dem Westen flüchtend Europa als einen abgelebten Welttheil auf einige Zeit der Barbarei überlasse, um dann wieder einmal wie schon früher den Proceß der Orientalisation Europa's von vorn zu beginnen, oder daß Völker und Staaten stets in derselben Weise aufblühen und untergehen. Das wäre eine Penelopenarbeit. Stellte die Geschichte uns wirklich nichts anderes dar als ein ewiges Vorwärts und Rückwärts, so wäre dieses, wie Kant bemerkt, ein Drama, das nur kurze Zeit interessant wäre, so daß, auch wenn die Schauspieler darin nicht müde würden zu spielen, die Zuschauer der Bühne sehr bald den Rücken kehren würden. Nicht mit der Kreislinie, die in sich selbst

zurückkehrt, sei die Bewegung der Weltgeschichte zu vergleichen, hat man recht geistreich gesagt, sondern mit der Spirallinie einer Schraube ohne Ende, die ebenfalls umherkreist aber zugleich stets weiter dringt und tiefer greift.

Die Kreislauftheorie ist eine naturalistische Auffassung der Geschichte; sie muß der moralischen weichen. „Der Naturalismus," sagt Ritter,*) „hat die Zwecke in der Welt geleugnet und würde hierin Recht haben, wenn in der Welt alles Natur und nichts Vernunft wäre. Die Culturgeschichte fordert dagegen Fortschreiten nach einem Ziele, Näherkommen dem Zwecke, der sittlichen Bestimmung des Menschen in allen Zweigen der Cultur. Es ist begreiflich, daß die Ansichten, welche der Naturalismus von der Geschichte zeitigte, die rechten allgemeinen Grundsätze für die Beurtheilung ihrer Thatsachen nicht an die Hand geben konnten. Nur auf Punkte konnten sie aufmerksam machen, welche in der Geschichte des sittlichen Reiches von principieller Bedeutung bleiben, weil die Fortschritte der Vernunft vom Boden der ursprünglichen Natur ausgehen, und ausgeschlossen war dabei auch nicht, daß in den Zeiten, in welchen die naturalistische Ansicht vorherrschte, doch auch Gedanken sich regten, welche an die sittliche Bestimmung des Menschen erinnerten. Wie hätte dies in den neueren Zeiten ausgeschlossen sein können, welche die Lehren der alten Philosophie und des Christenthums gehört und auch nicht unbeherzigt gelassen hatten?"

„In ihren Individuen bauend und formend," sagt Droysen, „im Arbeiten werdend, schafft die Menschheit den Kosmos der sittlichen Welt. Ihr Werk würde wie ein Gebirge von Infusorienschalen sein ohne das Bewußtsein der Continuität, ohne Geschichte. Ihre Continuität würde eine nur sich wiederholende Kreisbewegung sein ohne die Gewißheit der Zwecke und des höchsten Zweckes, ohne die Theodicee der Geschichte," und an einer andern Stelle: „Dem endlichen Auge ist Anfang und Ende verhüllt. Aber forschend kann es die Richtung der strömenden Bewegung erkennen. In die enge Schranke des Hier und Jetzt gebannt, erkennt es das Woher und Wohin."**)

Wer aber denkt bei solchen Betrachtungen nicht an Lessings Satz von dem Streben nach Wahrheit, welches dem Besitz der vollen Wahrheit

---

*) Ritter a. a. O. 43.

**) Droysen, Historik 27, 37.

vorzuziehen sei? Eben die Uebersicht über das Ganze der menschlichen Bestrebungen ist die Geschichte. Haben wir auch noch lange nicht alle Thatsachen so zur Hand, daß sie sich leicht und faßlich zu einem Ganzen verarbeiten lassen, dennoch wenn wir dieses Ganze im Auge behalten, werden wir vielfach anders als bisher Specialgeschichte treiben. Dieser Gesichtspunkt drängt mit vollem Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit sich uns auf und dieses giebt den universalen Geist in der Geschichtswissenschaft ab, dessen wir uns jetzt rühmen.*)

Wie müßig und unzureichend erscheint bei diesen Betrachtungen Buckle's historisches Gesetz, daß die Erforschung und Verbreitung der intellectuellen Wahrheiten, nicht der sittlichen, den Fortschritt der Civilisation bedinge. „Die Frage," sagt Guerier, „ob der Fortschritt der Civilisation mehr durch intellectuelle oder mehr durch ethische Vervollkommnung bedingt werde, ist so müßig, wie die, ob eine Locomotive durch Kohlen oder durch Dampf bewegt werde. Wer möchte allen Ernstes z. B. den von der positiven Schule ausgesprochenen Satz vertreten, daß nicht Milton und nicht Shakespeare den Fortschritt im siebenzehnten Jahrhundert gefördert haben, sondern Baco und Newton? Mag man immerhin behaupten, daß die Sittlichkeit stets dieselbe geblieben sei von Anbeginn der Welt her, daß es stets für eine Tugend gehalten worden sei Anderen Gutes zu erweisen und den Nächsten zu lieben wie sich selbst, seinen Feinden zu vergeben, seine Leidenschaften zu beherrschen, daß alle Systeme der Moral unter sich gleich seien, während alle wissenschaftlichen Systeme sich von einander unterscheiden; mag immerhin Cuvier behauptet haben, daß alle Tugenden nur ephemere Wirkung übten, während wissenschaftliche Entdeckungen ewige der Menschheit erwiesene Wohlthaten seien; mag immerhin Mackintosh den Satz aufgestellt haben, daß auf dem Gebiete der Moralität keine Entdeckungen möglich seien und daß während der letzten dreitausend Jahre nicht ein irgend wesentliches Moment auf diesem Gebiete sich geändert habe**) — eine wahrhaft historische Auffassung von der menschheitlichen Entwickelung zeigt, daß eine solche Trennung zwischen dem Gebiete der intellectuellen Wahrheiten und der Sittlichkeit gar nicht bestehe, und das vielmehr die intellectuellen Wahrheiten direct und in sehr wirksamer Weise den ganzen Kreis der sittlichen Anschauung ändern, neu gestalten.

*) Vgl. Ritter a. a. O. 35.

**) Etienne a. a. Orte in der Revue des deux mondes.

Die Geſchichte lehrt im Widerſpruch mit Buckle und Schopenhauer, daß die Sittlichkeit der Menſchheit ſich entwickle, fortſchreite; ein flüchtiger Blick in die hiſtoriſchen Ueberlieferungen des alten und neuen Bundes lehrt uns, daß das Maß der Tugend und Menſchenliebe, der reinen Humanität im Laufe der Jahrhunderte ein ganz anderes und höheres geworden iſt. Jede fernere Periode weiſt ein ſolches neues, höheres Maß der Sittlichkeit auf. Es gilt eben die ſittliche Welt in ihrem Wachſen und Werden, in ihrer Bewegung zu betrachten, d. h. ſie geſchichtlich zu betrachten. Das iſt das Weſen der Geſchichte, als der Wiſſenſchaft, welche die Betrachtung, Erforſchung des Werdens zum Gegenſtande hat. Emancipirt von dem ehemaligen Einfluß der Philologie und Theologie, der Philoſophie und der Naturwiſſenſchaften wird die Geſchichtswiſſenſchaft bei ſolcher Aufgabe ihre Eigenart mehr und mehr ausprägen und die Bedeutung des Werdens und Wachſens auch der andern Wiſſenſchaften darthun.

Wenn der Verſuch gemacht worden iſt, die Geſchichte in eine Naturwiſſenſchaft zu verwandeln, ſo iſt es um ſo anziehender dieſe letzteren bisweilen auch hiſtoriſch arbeiten zu ſehen. Die Naturgeſchichte begann mit der Beſchreibung der Natur. Eine hiſtoriſche Auffaſſung der Natur zeigt wie in verſchiedenen Perioden zuerſt eine todte Maſſe ohne Form, Leben und Beſeelung beſtanden habe, wie allmählich Form und Geſetz und kryſtalliſches Gefüge entſtanden ſei, wie ſodann vegetabiliſches Leben, aus dem vegetabiliſchen Leben ſich animaliſches entwickelt habe, wie die Menſchentwickelung des Menſchen darauf gefolgt ſei. S. den Aufſatz v. Baers „Das allgemeinſte Geſetz der Natur in aller Entwickelung," wo es zum Schluß heißt: „Der Erdkörper iſt nur das Samenbeet, auf welchem das geiſtige Erbtheil der Menſchheit wuchert, und die Geſchichte der Natur iſt nur die Geſchichte fortſchreitender Siege des Geiſtes über den Stoff."

(Schluß im nächſten Hefte.)

Mitauer Correſpondenz.

Indem ich die gegenwärtigen Zuſtände Mitau's zu ſchildern unternehme, verſetze ich mich in Gedanken zurück in den Anfang dieſes Jahres, das ſchon ſeit ein paar Monaten die Ziffer 1869 trägt.*) Bot doch der diesmalige Jahreswechſel ganz beſondere Veranlaſſung die dunkeln und die heitern Looſe zu überdenken, die im Zeitenſchooße liegen; ja, war doch ſogar das Gefühl banger Unſicherheit damals in unſrer guten Stadt Mitau vorherrſchend. Früher rechnete man nur mit bekannten Factoren, da ſtanden alle Combinationen über das neue Jahr auf ſicherem, langbetretenem Boden; jetzt aber war alle Berechnung zerſtört, denn ein großes X hatte ſich unter die althergebrachten Lebensformen gedrängt: unſre neue Eiſenbahn. Es war höchſt intereſſant zu beobachten, wie allgemein in Mitau ein ſolches Bewußtſein geworden war: ſelbſt unſre vertrocknetſten Philiſter ahnten, daß mit der Eiſenbahn eine neue Periode Mitauer Lebens begonnen hat, nur waren die Empfindungen ſehr verſchieden, mit denen wir alle das ſchnaubende Dampfroß betrachteten. Die Einen hörten im ſchrillen Pfiff der Locomotive die wahre Zukunftsmuſik, die Eiſenſchiene werde alles Heil bringen, alle ſchlimmen Verhältniſſe würden gebeſſert, dem Gewerbe und Handel werde der Markt eröffnet, dem regern geiſtigen Verkehr die Bahn gebrochen werden. Die Andern ſahen in dieſer „modernen Einrichtung" eitel Verderben und Untergang, Mitau die alte ehrwürdige Herzogsſtadt werde zum Flecken herabſinken, Riga habe dieſe Bahn nicht für uns, ſondern nur zur eigenen Verherrlichung erbaut. Als an dem

*) Und wiederum ein paar Monate ſind vergangen, ſeitdem die Redaction ſchon im Beſitz dieſer Correſpondenz iſt, ſo daß etwaige kleine Anachronismen nicht dem Herrn Verfaſſer derſelben anzurechnen ſind. D. Red.

denkwürdigen 21. November in seltener Eintracht alle gemeinnützigen und geselligen Vereine, alle Gewerke der Stadt und zahllose Menschenmassen zum neuen Bahnhof hinausströmten, da klagte mir ein ehrlicher Bürgersmann über die schwere Verblendung, welche alle dem Verderbenbringer entgegentreibe, und daß man mit Fahnenschwenken und Jubelrufen den Feind empfangen wolle, der sicherlich alles zu Grunde richten werde. Und fürwahr — die ersten Erfahrungen schienen des alten Mannes Rede zu bestätigen, denn nicht bloß handelte die Rigaer Direction mit beispielloser Nichtachtung und Rücksichtslosigkeit gegen das kleinere Mitau, sondern über diesen ersten kalten Tag dieses Winters sauste auch geistig und in der Natur ein eisiger Nordost, der uns allen das Mark in den Gliedern erkältete. Nachdem wir nun unter wechselnden Gefühlen mit unsrer Eisenbahn die ersten Flitterwochen durchlebt hatten, war zugleich der Jahresschluß über uns gekommen. So gestaltete sich die Frage: „was bringt das Jahr 1869 für Mitau?“ in die andere Frage um: „was wird die Eisenbahn uns bringen?“ ja beide Fragen gestalteten sich zu der einen: „welchen Einfluß wird die neue Eisenbahn auf das neue Jahr bei uns ausüben?“ Ich meinerseits möchte meinen Mitbürgern einige Gedanken als Antwort auf diese Frage vorlegen. Während ich in den folgenden Zeilen noch einmal ein Bild von dem alten Mitau, was es treibt und wie es lebt, zu fixiren versuche, möchte ich diejenigen Punkte andeuten, an denen eine Aenderung eintreten muß und eintreten wird. Es ist aber eine eigenthümliche Mischung von Wehmuth und Freude, die mich bei dieser doppelten Betrachtung beschleicht: von Wehmuth, denn manche Eigenart und manches Original, an das die Erinnerung so lieb ist, wird vom Sturme der Neuzeit hinweggefegt werden; von Freude, denn manches faule und schlechte Wesen wird seine Endschaft erreichen. Das Eine aber ist sicher: mit unsrer provinzialen Abgeschlossenheit und kleinbürgerlichen Selbstgenugsamkeit ists zu Ende, wir müssen den Gedanken aufgeben, daß Mitau nicht allgemeinen, sondern nur specifisch Mitauer Gesetzen in seiner Entwickelung folgen dürfe, denn wir sind mit Riga und durch Riga mit dem Weltverkehr direct verbunden.

Beginnen wir unsere Betrachtung bei dem Aeußerlichen: Production und Consumtion, Industrie und Handel. Kein sorgsamer Beobachter wird verkennen, daß es unter uns manchen tüchtigen Gewerker und Kaufmann giebt, daß bei uns einzelne Artikel solid und billig geliefert werden, daß mancher Handelszweig nicht unbedeutend florirt. Und doch — trägt alles

den Stempel des Einſeitigen, Selbſtzufriedenen, Beſchränkten, Spießbürgerlichen an ſich, der enge Horizont des Producenten iſt an allen unſeren heimiſchen Prodncten erſichtlich. Darum haben wir auch des Abſonderlichen und Aparten ſo viel, von unſrer einzigartigen Straßenbeleuchtung bis auf unſern beſonderen Feuerſpritzen-Fabrikanten*) und unſere ſich auf der Aa prächtig präſentirende, ganz apart ſchwimmende Badeanſtalt, die „Pumpe". All' unſer Handel trägt den Charakter des Privaten an ſich, es erſcheint ſo, als ob der Kaufmann zu ſeinem Privatvergnügen ſein Geſchäft betreibe und als ob die Conſumenten, ſein „Anhang", ſich familienweiſe um ihn lagern. Größere und umfaſſende Handlungen und Magazine giebt es faſt gar nicht, ein Artikel, der je nach der Art der Handlung hier oder da vorhanden ſein müßte, muß oft vergeblich in vier oder fünf größeren Buden geſucht werden und findet ſich entweder garnicht oder in mancher aparten kleinen Winkelbude. Der Fremde, der ſich in Mitau niederläßt, hat es anfänglich ſehr ſchwer ſeinen Lebensbedarf ordentlich und zu mäßigem Preiſe zu erlangen, meiſtens fällt er zuerſt in die Hände vorgeſchobener unreeller Händler, von denen er allerdings nur einmal und dann nie wieder kauft. Erſt nachdem er gründlich ſein Lehrgeld bezahlt hat, ſtößt er wie zufällig auf die ſoliden und ordentlichen Quellen, bis er ſpäter als eingebürgerter Mitauer trefflich und billig zu Allem kommt. Das iſt in der großen Stadt, das iſt namentlich auch in Riga anders. Da giebts große umfaſſende Magazine, da giebts zahlreiche öffentliche Anzeigen, da giebts große und ſtarke Concurrenz. Wenn daher unſere Kaufleute mit Angſt darauf ſehen, daß Mitau eine Vorſtadt von Riga geworden iſt, ſo haben ſie in gewiſſem Sinne Recht. Denn erſtens werden gewiß und namentlich in der erſten Zeit viele Mitauer ihren Bedarf an Manufacturen und Modewaaren, ja ſogar an Markt- und Colonialwaaren in Riga einkaufen, ſchon deßhalb weil die Meiſten die Eiſenbahnfahrt probiren und ſich perſönlich Riga anſehn. Zweitens iſt es aber auch natürlich, daß wir an der größeren Auswahl, den feſten Preiſen, der anerkannten Güte vieler Rigaer Waaren Gefallen finden. Schon in dieſer Weihnachtszeit klagte mancher Mitauer Kaufmann und wir meinen, daß ſich dieſe Klagen noch ſteigern werden,

*) Es iſt einer unſerer Kupferſchmiede, deſſen Eifer gewiß anzuerkennen iſt, der in ſeiner Art ganz Brauchbares geleiſtet hat und von dem wir hoffen, daß ihn unſere Eiſenbahn auch mit anderen Fabriken von Feuerſpritzen in Berührung bringen wird.

wenn bei uns alles beim Alten bleibt. Aber wir hoffen mit Zuversicht, sowohl daß die Consumenten, wenn die Eisenbahn eine alltägliche Sache geworden sein wird, wieder zu dem nahebiegenden Guten zurückkehren, als auch daß die Producenten manches Neue von Riga lernen werden. Vor allem wird die Concurrenz ihre gedeihliche Wirksamkeit beginnen. Wenn sie bisher bei uns geübt wurde, ging gewöhnlich der Concurrent theils am eignen Ungeschick, theils an der Indolenz unseres Publicums zu Grunde, ein lebendiges Beispiel ist (um aus den Todten das Beispiel zu wählen) die Herzfeld-Michelsohnsche Diligence. Bei wahrer Concurrenz muß aber sowohl das Publicum als der Kaufmann gewinnen, denn die Waare wird billig und gut, und doch hat der Kaufmann bei dem vergrößerten Absatz seinen Gewinn. Von der Concurrenz hoffen wir auch, daß sie uns von den vielen frechen Vorkäufern befreien werde und daß die Unzahl der kleinen Winkelbuden, welche meistens auf dem Boden des Pufffystems von dem sauren Schweiß der Armen leben, sich derart vermindern wird, daß nur die reellen und soliden kleinen Händler weiterbestehn. Das wird ein wahrer Segen für unsere Stadt und besonders für die ärmeren Bewohner sein. Von den größeren Handlungen aber hoffen wir, daß sie an Extension bedeutend zunehmen und sich zu ordentlichen umfassenden Magazinen umgestalten werden, damit sie den Rigaer Magazinen oder deren etwaigen Zweiganstalten hier in Mitau die Stange halten können. Vielleicht nimmt die Zahl unserer Handlungen anfänglich ab, mancher kleinere Kaufmann wird wiederum Commis oder associirt sich mit einem anderen; aber auch das brauchte dann nicht einzutreten, wenn unsere Eisenbahn den localen Charakter verliert, und unsere Stadt durch eine Linie nach Libau oder Windau ganz Kurland zum Hinterlande erhält, was, so Gott will, in nicht zu ferner Zeit geschieht. Dann kann Mitau nicht zum Flecken oder zur bedeutungslosen Vorstadt Rigas herabsinken, sondern muß einen ähnlichen Aufschwung nehmen, wie Liegnitz trotz seiner Nähe von Breslau oder Frankfurt a. d. O. in der Nähe von Berlin.*) Aber auch als Rigaer Vorstadt muß Mitau die Concurrenz mit Riga aushalten können, denn was der Kaufmann durch geringeren Umsatz verliert, kann er am eignen Haushalt ersparen, denn unsere Wohnungen sind halb so billig als in Riga,

*) Vgl. die treffliche Auseinandersetzung eines „früheren langjährigen Eisenbahnbeamten in den beiden preußischen Provinzen Schlesien und Preußen" in der Zeitung für Stadt und Land vom 18. Decbr.

und die meisten Marktwaaren sind billiger und werden auch billiger bleiben, denn Riga ist weithin von öden Sandflächen und Morästen umgeben, Mitau aber von grünen Triften und von dem trefflichsten kurischen Waizenlande. Sollte aber gar manches Capital eines Kaufmanns aus dem reichen Riga in unsere arme Stadt übersiedeln, so kann das uns gewiß nicht zum Schaden gereichen. Unsere wenigen Kornhändler werden vielleicht nicht mehr an den „Pforten" ihre gewandten „Auffänger" halten, statt dessen aber wird unser Aafluß belebt sein und manches reichbeladene „Bording" von hieraus direct seine Absatzstelle aufsuchen. Verkehr ist Bewegung und Bewegung ist Leben, niemals aber kann lebendiger Verkehr, das ist also frisches Leben, den Handel und das Gewerbe schädigen. Mögen auch durch das neue Leben einzelne Producenten und Kaufleute zu Grunde gehen, die starken und kühnen Schwimmer werden auch in dem größeren Strome ebenso sicher schwimmen lernen, als sie es bisher in kleinen Wässerchen thaten.

Eine noch größere Veränderung als unserem Handelswesen steht dem öffentlichen und dann wohl auch dem geselligen Leben unserer Stadt bevor. Wir denken zunächst an die „trügerische Fata Morgana der baltischen Presse", an Justizreform und neue Städteverfassung, die überall in unseren baltischen Landen ersehnt werden, nirgends aber nöthiger sind als in Kurland, weil wenigstens in Livland die Justiz doch nicht so verzwickt, die Städteverfassung nicht so miserabel ist wie bei uns. Es ist ein Irrthum wenn man hie und da außerhalb unserer Provinzen noch immer meint, in übermäßigem Conservatismus und Separatismus stemmten wir uns gegen jede Neuerung. Allgemein ist man bei uns von dem Gedanken durchdrungen, daß Verfassung, Justiz und Verwaltung bei uns anders werden müssen; wir wünschen, wie das unsere zahlreichen Vorschläge sattsam erweisen, wir erstreben Weiterbildung und organischen Fortschritt in unserem provinziellen Gemeinwesen. Mit der neuen Landgemeindeordnung und der Gewerbefreiheit hat man gründlich in unsere alten Formen Bresche geschossen, und wenn auch die neuen Gemeindevorstände und die neuen Patentmeister manchen gerechten Tadel verdienen, immerhin haben beide Institutionen segensreich gewirkt, und man darf ja einem Jungen in den Flegeljahren (sind denn diese Uebergangsjahre etwas anderes?) seine Streiche nicht gar zu hoch anrechnen. Die meisten Menschen aber verstehen sich in Uebergangszeiten garnicht zu finden, so auch die meisten

unſerer alten Meiſter, die im aufgehobenen Zunftzwang nur Verderben erblicken.

Schlimmer ſteht es um unſere bürgerliche Verfaſſung und um unſere Stadtfinanzen. Nach wie vor beſtehen die Collegien der Rathsherrn und Stadtälteſten nur aus Kaufleuten und Gewerkern. Hat dieſes Syſtem ſchon in Riga (wo es ja übrigens nur theilweiſe beſteht) ſeine großen Uebelſtände, wieviel mehr bei uns, wo die Auswahl unter den zu Wählenden eine ſo ſehr geringe iſt. Zudem ſind faſt alle ſtädtiſchen Aemter unbeſoldete Ehrenämter, erfordern aber doch ſoviel Aufwand an Zeit und Kraft, daß nur ein wohlhabender Mann und auch der kaum ohne Schaden ſeines eigenen Geſchäfts dieſen Functionen obliegen kann. Das iſt der Hauptgrund, weßhalb mancher Kaufmann und Gewerker jetzt nicht mehr das örtliche Bürgerrecht erkauft, mit dem er neben dem für ihn ſchlimmen paſſiven Wahlrecht keinen weitern Vortheil erlangt als den, ſich auch activ an den Wahlen betheiligen zu können. Dadurch iſt es ſoweit gekommen, daß es hier keinen einigermaßen angeſehenen Kaufmann oder Gewerker giebt, der nicht bereits ein Rathsherrn- oder Aelteſtenamt bekleidet hat oder noch bekleidet und daß man bei großen Wahlen, wie wir ſie z. B. dieſes Mal am 15. Juli und 15. October hatten, buchſtäblich faſt keinen Candidaten mehr für die erledigten Aemter auftreiben kann und Perſonen zu wählen gezwungen iſt, denen man unter andern Umſtänden die Verwaltung der Stadt wohl nicht übertragen hätte. Vor 5 Jahren verſuchte man auch hier der zu erwartenden Juſtizreform vorzuarbeiten und beſtimmte 33 Literaten, meiſt jüngere Juriſten, zum Eintritt in die Bürgerſchaft. Aber auch die hieran geknüpften Hoffnungen erwieſen ſich als illuſoriſch, denn jene Männer erlangten nicht das paſſive, ſondern nur das active Wahlrecht, das ihnen ab und zu, wie z. B. bei der letzten Stadtpredigerwahl noch verkürzt wurde. Auf die Bürgerverſammlungen konnten die neuen Literaten-Bürger nicht wie ihre Genoſſen in Riga Einfluß üben, denn die Bürgerſchaft wird hier nur bei Wahlen oder zum Abgeben ihrer Stimme convocirt, nie aber zu großen gemeinſamen Berathungen und gründlichen Discuſſionen. Als ſich vor einigen Jahren die hieſige Bürgerſchaft für Beibehaltung des Näherrechts der Bürger beim Verkauf ſtädtiſcher Immobilien ausſprach, erhob die Rigaſche Zeitung in fulminanten Leitartikeln ihre Stimme gegen Mitau, den Hort aller mittelalterlichen Barbarei und den Sitz des bewußteſten Rückſchritts.

Jeder mit Mitauer Verhältnissen Bekannte mußte über diesen Aufwand von Athem lächeln, denn von den 3 bis 400 Bürgern Mitau's waren im Lauf von 2 Stunden ca. 30 auf dem Rathhause erschienen und hatten einer nach dem andern ihre Stimmen abgegeben. 7 von denen wußten, um was es sich handelte, nämlich um ein ähnliches Bürgerprivilegium, wie man es am Adel im alleinigen Güterbesitzrecht ernstlich bekämpft hatte; diese 7 stimmten natürlich für die Aufhebung des veralteten Privilegiums. Die andern 23 ahnten nur dunkel, wovon die Rede sei, die meisten identificirten bona fide das Näherrecht mit dem Nachbarrecht*) und ahnten nicht, welch ein Zeugniß sie sich selber ausstellten, indem sie als Ritter für ein Recht eintraten, das, abgesehen von seiner politischen Bedeutung, den durch die große Steuerlast schon unbequem gemachten Grundbesitz noch weniger wünschenswerth machte und also indirect den Werth der Immobilien ebenfalls herabdrückte. Aber, wird man fragen, wie ist solche Unwissenheit und solcher Indifferentismus möglich? wie ist's möglich, daß nicht einmal 10% aller Betheiligten bei einem wichtigen politischen Act auf dem Platze erscheinen? — Antwort: an einem Orte, wo es noch gar keine öffentlichen Interessen giebt, wo alle, auch die wichtigsten Anzeigen nur durch die Gouvernements-Zeitung gemacht werden können, wo seit Jahrzehnten nie eine Berathung der gesammten Bürgerschaft stattgefunden, — an einem solchen Orte kann es garnicht anders sein. Diese Stadtverfassung ist unser Glück nicht. Will man die gesammte Bürgerschaft entscheiden lassen, nun gut, so lasse man sie auch tagen und berathen. Ist man kein Freund dieses breiten Princips, so wähle man aus der gesammten Bürgerschaft**) ein Collegium von Stadtverordneten oder Stadtältesten, denen man auch wahrhaft die Repräsentation der Stadt und die Beschlußfassung im Namen der ganzen Bürgerschaft anvertrauen kann. Der jetzige Zustand ist besonders für Mitau ganz unhaltbar. Wir haben ja ein Stadtältestencollegium von 24 Personen, 12 Kaufleuten und 12 Gewerkern, aber es entbehrt alles Ansehens und alles Einflusses. Wie allgemein dieses Bewußtsein ist, geht daraus hervor, daß man die wichtige Berathung und

*) Wir wünschen übrigens von Herzen, daß auch dieser alte Zopf, der nur noch von Speculanten genützt wird, um 25 oder 50 Rbl. zu erpressen, ebenso wie das Näherrecht beseitigt werden möge.

**) Wir meinen hier selbstverständlich nicht bloß die Kaufleute und Gewerker, sondern alle besitzlichen und ansäßigen Bewohner, sei ihr Stand und Beruf, welcher er wolle.

Beschlußfassung über das Deficit in unsrem städtischen Budget den Stadtältesten allein weder anvertrauen konnte noch wollte. Ein höherer Befehl bestimmte, daß die Stadtältestenbank für diese Frage durch je 4 grundbesitzende Personen aus dem Adel, den Literaten und Juden verstärkt werde — eine Maßregel, die zwar in unserer bisherigen Verfassung nicht vorgesehen, aber social nothwendig und geboten war, da eben die reformirte Verfassung so lange auf sich warten läßt.

Ein ebenso wunder Punkt wie unsere Stadtverfassung sind unsere Stadtfinanzen. Alle unsere baltischen Städte, Mitau voran, scheinen dem finanziellen Ruin entgegenzugehen. Der Grund für diese auffallende Thatsache liegt wohl zum Theil auch darin, daß unsere Stadtverfassung sich in einem solchen Uebergangsstadium befindet, hauptsächlich aber unterscheiden sich unsere Städte von den andern Städten des Reichs wohl dadurch, daß wir selbst unsere Justiz, Verwaltung, Polizei bezahlen und daß uns zugleich durch allgemeine Steuern die Quellen verschlossen worden sind, aus denen bisher unsere Specialmittel flossen und aus denen sie in Zukunft fließen könnten. Am klarsten ersieht man das aus der Accise und der Immobiliensteuer. Die Accise betrug, bevor die allgemeine Acciseverwaltung eingeführt wurde, für Mitau ca. 14,000 Rbl., das ist mehr als $^1/_3$ sämmtlicher Stadteinnahmen. Dieser Ausfall war für die Stadtkasse natürlich sehr empfindlich, sie bat um eine Entschädigung aus den allgemeinen Staatseinnahmen, welche auch 4 Jahre hindurch geleistet worden ist, zuerst mit 12,000, dann mit 9,000, darauf mit 6,000 und endlich mit 3,000 Rbl., jetzt fließt keine Entschädigung mehr ein. Als die Stadt nun daran dachte, durch eine Besteuerung des Grundbesitzes ihren Ausfall zu decken, wurde statt der städtischen eine allgemeine Steuer auf unsere ohnehin schon schwer belasteten Immobilien gelegt. Bisher ist es noch leidlich gegangen, durch intelligente Finanzspeculationen und große Sparsamkeit wurde das sinkende Schiffiein unserer Stadt glücklich über Wasser erhalten, aber im verflossenen Jahre wurde die Noth zu dringend, das Deficit soll auf 10,000 Rbl. gestiegen sein und nirgends ist Hülfe zu erblicken. Vergeblich haben Magistrat und Kämmerei ihre Vorschläge eingereicht, vergebens hat eine Commission unter eigener Leitung des frühern Herrn Civilgouverneurs über diese Sache getagt, vergebens sind im nichtofficiellen Theil der kurländischen Gouvernements-Zeitung kühne Pläne gesponnen worden. Einer dieser Pläne mit der Ueberschrift „das Mitausche Stadtbudget und die städtische Polizei" (in

Nr. 37 der kurl. Gouv.-Ztg., nebst Erwiederung in Nr. 40 und Schlußwort in Nr. 45) ist durch die Rigasche Zeitung auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. In diesen Artikeln wurde alles Ernstes der Vorschlag gemacht, das städtische Deficit dadurch zu decken, daß man das Budget der Polizei d. h. 9,738 Rbl. einfach streiche und statt der bisherigen eine „freiwillige" Polizei nach Analogie der freiwilligen Feuerwehr, welche ebenso „wie Rom nicht in einem Tage erbaut sei," für Mitau organisiren möge.*)

Bei unseren Finanzcalamitäten sollten wir vor allen Dingen aufhören, Luftschlösser zu bauen und hergebrachten Illusionen nachzuhängen. „Acciseentschädigung", „Landesprästanden" das sind solche trügerische Nebelgebilde, die bei uns spucken, sobald man unserer Finanznoth Erwähnung thut. Aber das scheint nicht bloß bei uns so zu sein, denn auch im „Verwaltungsbericht der Rigaschen Stadtkasse für das Jahr 1867" fand ich gleich auf der ersten Seite unter den veranschlagten, aber nicht eingekommene Einnahmen obenan: 97,824 Rbl. als Acciseentschädigung für 4 Jahre und 58,128 Rbl. aus den asservirten $^3/_5$ der kaufmännischen Landesprästanden. Auf äußere Hülfe dürfen wir nicht rechnen. Also „hilf dir selber" aber wie? Sollte es rathsam sein, jetzt wo die neue Justizeinrichtung und die neue Verfassung nicht mehr gar lange auf sich warten lassen können, definitive Einrichtungen zu treffen, etwa die aus der Mitte des Raths selber vorgeschlagene Steuer auf Mehl und Fleisch? oder scheint es nicht vielmehr dringend geboten, jetzt nur den Palliativen Raum zu gewähren? Wie man hört, hat das, wie oben erwähnt für diese Frage verstärkte Aeltesten-Collegium seine Arbeit einer Commission von 5 Personen übergeben, über welche ein Einsender in der Rigaschen Zeitung vom Juli die Hoffnung aussprach, daß sie der Noth ein Ziel stecken werde. Zunächst freilich schweigt sie, und zwar schon seit 7 Monaten; ob sie noch etwas zu Tage fördern wird, wer mags entscheiden? Nur den einen negativen Dienst, das hoffen wir, wird diese Commission der Stadt leisten, daß sie noch einmal auf's Bestimmteste eine zweite Immobiliensteuer zu Gunsten

*) Die sachgemäßen beiden Erwiderungen gegen diese „freiwilligen" Artikel geben die Mängel unserer Polizei zu, führten aber ganz richtig aus, wie eine Besserung nur durch Vermehrung der Polizeibeamten und bei Erhöhung der so furchtbar geringen Gagen möglich sei.

der Stadtkasse verweigert.*) Die staatliche Immobiliensteuer beträgt nur 2½ pro mille, im Ganzen ca. 10,000 Rbl. für Mitau; man sollte es nicht glauben, aber es ist so, um dieser Steuer willen, zuweilen wegen 10 oder 15 Rbl. kommen alljährlich eine Reihe von Immobilien unserer Stadt in öffentlichen Verkauf. Von den Hausbesitzern Mitau's ist nämlich höchstens der sechste Theil so wohlhabend, daß er wenigstens die Hälfte vom Werth seines Besitzthums wirklich sein eigen nennt; die meisten Häuser sind um ihren ganzen Werth, manche über denselben hinaus verschuldet, daher sind die meisten Hausbesitzer eigentlich nur Hausverwalter, die kümmerlich von der Hand in den Mund leben. Darum kann auch der Grundbesitz eine neue, etwa eben so große wie die staatliche Immobiliensteuer nicht tragen. Von manchen Seiten ist eine Miethsteuer vorgeschlagen worden, aber auch durch diese würde unser bisheriges Steuersystem vollkommen umgeschaffen werden, denn bisher wurden unsere directen Steuern nur vom Grundbesitz und von der Anschreibungs-, nicht aber von der Wohnungsgemeinde entrichtet, und es könnte der abnorme Fall eintreten, daß wir Mitauer doppelte Steuern, hier als Wohnende, anderswo als Angeschriebene entrichten müßten. Solange also unsere Verfassung keine Aenderung erfahren hat, wird von einer principiellen Verbesserung unseres Budgets keine Rede sein können. Sind aber erst die beengenden Schranken gefallen, welche unsere Bürgerschaft bisher an gedeihlicher Entfaltung gehindert, wird erst die Bürgerschaft der Stadt von allen Bewohnern derselben gebildet, dann wäre es gewiß am zweckmäßigsten eine Miethsteuer einzuführen und alle andern Steuern, die jetzt auf den Immobilien lasten, z. B. für Straßenpflaster und Straßenbeleuchtung in diese Miethsteuer hineinzurechnen. Wir legen hierbei einen besonderen Nachdruck darauf, daß diese Steuer von den Miethern selbst**) und nicht etwa von den Hausbesitzern für die Räume, welche sie vermiethen, erhoben werde, denn es ist durchaus irrthümlich zu meinen, daß jeder Hausbesitzer die Miethsteuer einfach auf die Wohnungsmiethe aufschlagen kann. Einmal ist nämlich die Höhe eines Miethzinses von dem Zudrang und der Concurrenz abhängig, wenn ein Hausbesitzer, und sei es auch

*) Wie wir vernehmen, hat sich die im Text erwähnte Commission unterdessen resolvirt, und zwar allerdings im Sinne einer entschiedenen Ablehnung der neuen Immobiliensteuer. Die Redaction.

**) Wohnungen, welche weniger als 50 Rbl. jährlichen Miethpreis zahlen, sollten von einer solchen Steuer eximirt sein.

zum Besten der städtischen Steuer, 10 oder 20 Rbl. aufschlägt, so verliert er seine Miether, sodann aber würde der Hausbesitzer, falls seine Wohnung Jahr und Tag leer steht, nicht bloß die Miethe, also die Zinsen seines Capitals verlieren, sondern noch gar zuzahlen müssen. Wird die Miethe dagegen vom Miether erhoben, was allerdings das Eintreiben schwieriger macht, so fallen diese Uebelstände fort; nur müßte natürlich der Hausbesitzer für den taxirten Werth seiner eigenen Wohnung ebenfalls die Steuer entrichten. Wie alle diese Calamitäten ihre Lösung und Aufhebung finden werden, wer weiß es? Gewiß ist nur, daß es anders werden muß.

Wenden wir unsern Blick von der ernsten Verfassungs- und Finanzfrage auf das sociale und gesellige Leben unserer Stadt. Auch hier ist's gewiß, daß wir vor Neuem stehen und umfassenden Aenderungen entgegensehen müssen. Aus der Colonistenstellung, welche wir in unseren baltischen Landen einnehmen, hat sich bei uns eine eigenthümliche ständische Abgeschlossenheit gebildet, und weil bei uns allgemeine und öffentliche Interessen nicht auch allgemein und öffentlich verhandelt werden, steht ein jeder Stand und auch jeder einzelne Mann nur für sich ganz allein. Gilt das schon von unseren 3 Provinzen überhaupt und von unseren Städten insbesondere, so excellirt unsere gute Stadt Mitau doch noch an starrer Ständesonderung und Mangel an Oeffentlichkeit. Das muß vor 100 Jahren ebenso wie heute gewesen sein, denn Hippels Beschreibungen passen noch auf unsere eigenthümlichen Zustände. Als vor einigen Jahren von einem der Redacteure im Feuilleton der Rigaschen Zeitung Parallelen zwischen den „Lebensläufen" und dem jetzigen Mitau gezogen wurden, da konnte man aus der Art des allseitigen Aergers und der allständischen Aufregung recht ersehen, daß er einen wunden Fleck getroffen hatte. Der „Baron" und der „Krippenreiter" waren da ebenso treffend gezeichnet, wie der „Literatus", von dem Hippel kühl bemerkt, daß er in Kurland eben keinen Gelehrten, sondern nur „ein unseelig Mittelding von Edelmann und Bauer" bedeute. Lebhaft steht noch vor mir die Erregung eines Literaten oder, wie die Herren jetzt gewöhnlich sagen, eines von „unserer Gesellschaft". Voll Ueberzeugung sagte dieser: „Nun Herr E. wird sich hüten, sobald wieder nach Mitau zu kommen! Bevor er schrieb, hätte er auf den großen Club kommen sollen, dann hätte er die Einheit unserer Stände kennen gelernt."

Es ist eine fable convenue bei uns, daß im Gegensatz zu dem unfamilienhaft lebenden Deutschland bei uns das Eldorado eines Familienlebens existire, und doch ist die Sache gerade umgekehrt. In Deutschland

iſt viel, ſehr viel öffentliches Leben, am Familienleben participiren nur die Hausgenoſſen. Bei uns giebts im Allgemeinen kein abgeſchloſſenes geiſtiges Zuſammenleben des Hausvaters mit ſeiner Familie, aber recht viel breite Geſelligkeit. Hier exiſtiren große Geſellſchaftskreiſe, welche nach außen hin eng abgerundet ſind, nur innerhalb dieſes Kreiſes ſucht man die Geſelligkeit, nur im engen Zirkel bewegt ſich das Sinnen und Trachten. Am ausgeprägteſten zeigt ſich das bei unſerer Caſino-Geſellſchaft. Zu derſelben gehört nicht nur der Adel, der ganz in Mitau lebt, ſondern auch eine Reihe von anderen Adelsfamilien bis tief in's Oberland und weit in's untere Kurland herab, welche die Wintermonate, namentlich die Zeit von Weihnachten bis zur Paſſionszeit in Mitau zubringen. Im Ganzen beträgt die Zahl der Glieder einer ſolchen „Saiſon" (natürlich nicht bloß Tänzer und Tänzerinnen, ſondern überhaupt alle erwachſenen Perſonen) 2 bis 300. Drei Monate hindurch kommt die Mehrzahl dieſer Perſonen täglich geſellig zuſammen: hier ein Diner, dort ein Souper; hier ein Zweck-Theater, da ein Zweck-Bazar, eine Verlooſung; hier ein Rout, da eine große Schlittenpartie; hier ein Eislauf bei Muſik und bunter Beleuchtung, da ein Ball im Caſino oder in einem der größeren Adelshäuſer. So gehts Tag aus Tag ein, früh Morgens und ſpät Nachts, immer dieſelben und nur dieſelben Perſonen. Was anfänglich intereſſant und erquickend iſt, wird mit der Zeit abſpannend und ermüdend. Endlich ſind alle Geſprächsſtoffe erſchöpft, ſie ſchrumpfen zuſammen, jedes einzelne Glied der Saiſon hört man mit genau denſelben Worten über alle landläufigen Dinge reden, es ſind ja die Worte, die einzelnen Tonangebern nachgeredet werden, und nirgends beugt man ſich williger der Tradition. Schlimm iſt's, wenn der Todesfall eines angeſehenen Gliedes das ſtete Einerlei der Saiſon unterbricht, dann muß nothwendig Hoftrauer erfolgen, denn faſt alle ſind ja unter einander verwandt. Als höchſtes Ergebniß bringt die Saiſon eines, vielleicht gar zwei Brautpaare, dann ziehen die Gäſte aus einander, um nach einigen Monden in gleicher Weiſe wiederum zuſammen zukommen.

Weniger oft als dieſer „erſte Zirkel" findet ſich die Geſellſchaft der „Literaten" zuſammen, denn deren Berufsgeſchäfte nehmen ihre meiſte Zeit in Anſpruch, aber an ſtarrer Abgeſchloſſenheit leiſten auch ſie das Ihrige. Mit ſtrenger Kritik wird darauf geachtet, ob Jemand durch den Beſuch einer Univerſität ebenbürtig geworden, oder ob er durch ſeine Stellung als höherer Bürger oder Beamter ſich dieſes Kreiſes werth gemacht, häufig werden ſelbſt höhere Beamte, zumal wenn ſie von unten hinaufgeſtiegen

sind, von dieser Gesellschaft fern gehalten. Als Kennzeichen der Zugehörigkeit zu diesem Kreise dient im Allgemeinen die Mitgliedschaft bei der Pumpe und besonders bei der Soirée-Gesellschaft. Die „Pumpe" oder „Douche" ist ein niedliches auf der Aa schwimmendes Badehaus mit Frühstücksrestauration, der sogenannten „Apotheke". Zu gewissen Mittags- und Abendstunden findet sich hier im Sommer stets eine Anzahl von jüngeren Literaten zusammen. Die „Soirée" ist die Literaten-Tanzgesellschaft, die einige Male im Winter zusammenkommt, wo die Töchter der Literaten in's „Leben" eingeführt zu werden pflegen. Hier gilt nur der Ebenbürtige und das Altbergebrachte. Als ein altes Glied dieses Kreises einst einigen Widerspruch von jüngeren Personen erfuhr, wollte es sich verächtlich über diese „Neuen" hinwegsetzen, mußte sich aber die Mahnung gefallen lassen, daß er doch seine alten Soirée-Glieder auf dem „Literaten-Kirchhof" aufsuchen möge. Mag dieser Kreis sich immerhin zu größerer Geselligkeit in seiner Abgeschlossenheit zusammenfinden, das wird kaum zu vermeiden sein; daß aber im kleineren Kreise auch stets nur dieselben Personen mit demselben eigenthümlichen Gesichtskreis zusammentreffen, das ist ein Uebel. Und tritt man diesen Gesellschaften näher, so wird man erstaunen, wie wenig da im Allgemeinen, trotzdem daß die meisten studirt haben und viele tüchtig in ihrem Fache arbeiten, von geistigem Leben und wissenschaftlichen Interessen die Rede ist. Es erscheint so, als ob für die Berufsarbeit der eine, für das Vergnügen ein anderer Schrein des Herzens da sei. Die ziemlich regelmäßige Beschäftigung bildet das Kartenspiel (wir meinen hier nicht bloß einige Literaten-Kränzchen mit absonderlichen Namen), die übrige Zeit füllen die Stadtgespräche und die „kurische Gemüthlichkeit". Es ist eine behagliche phäakische Existenz, welche diese Herren führen, über viele Arbeit wird zwar geklagt, aber im Allgemeinen ist's damit nicht so schlimm, mit der Arbeit der Gebildeten Deutschlands darf man die Arbeitslast der meisten hiesigen gar nicht vergleichen.

Obgleich doch in Mitau eine recht große Zahl von Studirten zusammen ist, zu allgemeinen wissenschaftlichen Zwecken werden sie nicht zusammengebracht. Zwar haben die Aerzte ihren „medicinischen Abend", die Pastoren ihr „theologisches Kränzchen", aber allgemein ist nur die „kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst" und deren Hauptfehler ist eben, daß sie so allgemein ist und Himmel und Erde und noch etwas in ihren Mauern bergen soll. Entstanden ist sie aus der großen geistigen Bewegung, welche dem Sturze Napoleons vorausging und nachfolgte;

Männer wie Recke, Lichtenstein, Watson, Schlippenbach, Offenberg, der alte Paucker, der alte Trautvetter und andere haben sie gegründet, sie sollte eine Art von Akademie, der geistige Mittelpunkt nicht allein Mitau's sondern auch ganz Kurlands werden. Der kolossale Sammeleifer unserer Alten hat manche Schätze in unserem Museum zusammengebracht, aber im Lauf der Jahre ist das Interesse der Gesammtheit daran geschwunden. An einzelnen tüchtigen und arbeitsamen Kräften hat es der Gesellschaft niemals gefehlt, die Zahl der Arbeitenden ist aber gegenwärtig sehr gering. Zwar wurde vor einigen Jahren von einem jungen, eben nach Mitau gekommenen Manne ein stürmischer Anlauf zur Hebung der Gesellschaft unternommen, mit großer Bestimmtheit wurde damals auf einen Angriff Schirren's, den er im Dorpater Tagesblatt gegen diese „sitzende Gesellschaft" erließ, geantwortet, aber im Grunde scheint doch Schirren Recht gehabt zu haben. Zweierlei erscheint uns hier Noth, 1) daß die Gesellschaft ihre allgemeinen Pläne aufgebe und als Gesellschaft für kurländische Geschichte und Alterthumskunde weiter arbeite, 2) daß sie ähnlich wie ihre Schwestern in Riga und Reval ihre und des Museums bedeutende Geldmittel zur Herausgabe einheimischer Quellenwerke verwende, statt daß sie wie jetzt Capitalien sammelt. Ließe sich noch gar durch eine regelmäßigere Verbindung der fünf Gesellschaften in Reval, Dorpat, Riga, Arensburg und hier, etwa unter Schirren's Leitung, ein System in die Herausgabe unserer Quellen bringen, dann wäre viel erreicht.

Bei dem bürgerlichen Vereinswesen unserer Stadt spielt die Musik eine Hauptrolle. Wir meinen hier nicht die unter Leitung unseres tüchtigen Musikdirectors stehenden musikalischen Abende im Gymnasiumssaal; wir meinen auch nicht die Harmonie, deren Name auf Musik schließen lassen könnte, denn das ist bloß eine gesellige Vereinigung unserer Kaufleute, bei der leider auch das Kartenspiel die Hauptbeschäftigung bildet; sondern wir denken an unsere alte Liedertafel, unsern neuen Liederkranz und den aus einer Secession von letzterem entstandenen Männergesangverein. Die Musik wird stets einen der wichtigsten Bestandtheile aller Geselligkeit ausmachen, sie übt insbesondere einen civilisirenden Einfluß, indem sie ganze Lebenskreise wie z. B. die Handwerkergesellen zu feinerer und anständiger Geselligkeit heranzieht. Das ist hier besonders beim Liederkranz geschehen, und darum sind in diesem Verein die Anfänge einer besseren Zukunft zu erblicken. Aber die Musik darf nicht das einzige geistige Vergnügungsmittel bleiben. Auch der Rigaer Gewerbeverein ist

aus einem Musikverein entstanden, wir wünschen aufrichtig, daß unser Liederkranz sich ähnlich entfalte. Seine Mitglieder zählen bereits nach Hunderten, der Handwerkerstand bildet den Grundstock, aber Personen aller übrigen Stände haben sich bereits dem Verein angeschlossen. Man scheint auch anderweitige geistige Zwecke in den Verein haben hineinbringen zu wollen, indem man einige Vorlesungen veranstaltete, dieselben scheinen jedoch bisher zu selten angeordnet und zu wenig auch von den Vortragenden auf Weiterbildung ihrer Hörer angelegt worden zu sein. Hoffentlich erstehen im Liederkranz im Lauf des nächsten Jahres ein Zeitungs- und Zeitschriftentisch, eine Bibliothek, Unterrichtsstunden und regelmäßigere Vorlesungen; man könnte immerhin einige Maskeraden, Bälle, Ausfahrten dafür missen.

Eine große Rolle spielen in unserer Stadt die Wohlthätigkeitsvereine: die Erziehungs- und Armenanstalten Rom, Altona ꝛc., das Diakonissenhaus und der Frauenverein. Der Mitauer Frauenverein wirkt bereits 47 Jahre und entfaltet durch sein Armen- und Waisenhaus, durch seine Suppenanstalt und wohl auch durch seine Unterstützung mit Victualien und Holz eine anerkennenswerthe Thätigkeit. Schlimm steht es dagegen mit dem Aufsuchen der Armen (mehrere Damen haben sich in die Straßen getheilt) und mit den regelmäßigen Geldunterstützungen; letzteres deßhalb weil der Verein nicht auf regelmäßigen Beiträgen der Stadtbewohner beruht, sondern sich seine Summen wesentlich aus Gnadengeschenken des Allerhöchsten Kaiserhauses und aus Erträgen von Theatervorstellungen und Verloosungen beschafft, ersteres deßhalb weil zu Armenpflegern in der That nur Männer geeignet sind. Das scheint auch eine Anzahl Männer gefühlt zu haben, welche sich im April d. J. zur Beseitigung des Bettels vereinigten. Aber die Sache wurde hier wohl am verkehrten Ende begonnen. Statt einen Verein zu begründen, der Beiträge sammelt, von sich aus die Armen unterstützt und keinen Straßenbettel mehr zuläßt, wollten diese Herren jeden Bettler aufsuchen und nur die wirklich Bedürftigen mit einem Zeugniß versehen, worauf hin die Polizei veranlaßt wurde, solchen attestirten Bettel zu sanctioniren. Hieraus entwickelte sich in Folge Auftrages des kurländischen Gouvernements-Gefängniß-Comités eine Bekanntmachung des Mitauschen Polizeiamtes, aber jene Herren hielten es für gerathen, sich mit dem ersten Anlauf zufrieden zu geben. Sie selbst sind nie wieder zusammengekommen, die zahlreichen Bettler besitzen keine Zeugnisse und das Ganze scheint keinen andern Zweck gehabt zu haben, als unsere Polizei zu

einer Proclamation zu nöthigen, welche den Staatsgesetzen wider den Bettel widerspricht. Die Sache klingt lächerlich, ist aber tief ernst. Hier liegt ein schreiender Nothstand vor, denn an unsere Thüren pochen täglich wenigstens 20 Bettler und man hat nur das drückende Gefühl, seine Gabe häufig an Unwürdige zu geben und oft einen schuldlos Verarmten zu gering unterstützt zu haben, weil man ihn eben nicht kennt. Wir sind mit schweren Hungerjahren heimgesucht, vielleicht wird die Noth die Männer unserer Stadt zusammentreiben, ihrer Pflichten zu gedenken und für ihre Armen zu sorgen.

Bei einer Rundschau über unser Vereinswesen tritt uns auch in Mitau ein unvermeidlicher Thierschutzverein und ein Consumverein entgegen, dem es ebenso wie seinem Rigaer Bruder schlecht geht. Sein Ziel: gegen Lieferanten-Willkür und das allgemeine Puffsystem ein Gegengewicht zu bilden, hat er bei seiner kleinen Ausdehnung nicht erreichen können, statt vorwärts scheint er rückwärts zu gehen. Wahrhaft gedeiblich scheinen doch auch diese Vereine sich nur dann zu entfalten, wenn sie aus der Arbeiterbevölkerung hervorgehen und ihre Stärke gegen die kleinen Händler und Vorkäufer richten; so lange bei uns nur die höheren Stände am Verein participiren wollen, wirds nichts Gedeibliches werden. — Ein anderer unserer neueren Vereine hat viel von sich reden gemacht: unsere freiwillige Feuerwehr. Feuer hat dieser Verein zwar wenig zu löschen bekommen, denn unsere Spießbürger haben Recht „in Mitau brennts nicht", aber in socialer Hinsicht hat er segensreich gewirkt, indem er zu nützlichem Zweck alle Bewohner der Stadt ohne Unterschied des Standes und Berufs „an einem Strang" vereinigte. Dadurch scheint angezeigt, wo eine Vereinigung der schroff geschiedenen Stände zu versuchen ist: nicht sowohl in der Geselligkeit und beim Vergnügen, als vielmehr bei der Arbeit und dem Nützlichen. Interessant ist es zu beobachten, welch eine Wandlung in der öffentlichen Meinung über diesen Verein vor sich gegangen. Die Einsichtigeren fielen ihm, als er vor 3 Jahren gegründet wurde, zwar sofort alle zu, wer nicht activ mitarbeiten konnte, betheiligte sich durch freiwillige Beiträge, aber dem Gros, besonders unsern Handwerkern erschien die militärische Uniformirung und Organisation anfangs lächerlich, wer allein in der Blouse über die Straße ging, setzte sich leicht dem Spott aus. Jetzt ist das grade umgekehrt, bezeichnend dafür ist jener Artikel über die freiwillige Polizei, dessen wir oben gedachten, wo ganz naiv die Errichtung der Feuerwehr mit dem Aufbau Roms verglichen wird. Zwischen

Anfeindung und Anerkennung muß sich auch hier noch die richtige Mitte herausbilden.

Wir sind am Ende unserer Rundschau und richten fragend unsere Blicke auf die Zukunft. Wie wird sich die Oeffentlichkeit und das frischere Leben bei uns zuerst kundthun? Wir wünschen aufrichtig und sehnlich, daß das durch ein öffentliches Blatt, eine Zeitung geschehe. Während die Zahl der in Livland erscheinenden Zeitschriften 20 beträgt, haben wir nur die kurländische Gouvernements-Zeitung, die Libausche Zeitung, eine lettische Zeitung, die in Livland redigirt, und die theologischen Mittheilungen, die in Riga gedruckt werden. Lange Jahre hindurch hat Mitau eine eigene Zeitung besessen, sie ist aus Mangel an innerer Kraft und Mangel an Abonnenten zu Grunde gegangen. Wenn wir jetzt zu unsern Mitbürgern sprechen wollen, so müssen wir es via Rigasche Zeitung thun. Das ist ein abnormer Zustand, der nicht mehr lange dauern kann. Bisher hatten wir doch noch den nichtofficiellen Theil der kurl. Gouv.-Ztg., der zwar sehr absonderlich war, aber doch etwas Oeffentlichkeit repräsentirte. Mit dem neuen Jahr hörten auch die „neuesten telegraphischen Nachrichten" (Abdruck aus der Rig. Ztg.) und die interessanten „neuen Zeitungsnachrichten" auf. Wir haben diese letzteren regelmäßig gelesen und oft mit Bedauern an die Köpfe der armen Verwalter vom Lande gedacht, welche daraus allein ihre politische Nahrung zogen. Da gingen Nachrichten aus Paris und aus Sibirien, aus Dorpat und Francisco, aus Hasenpoth und Lissabon und Berlin wild durch einander und manche Nachrichten waren ganz aparter Art. Was sollten z. B. die Armen denken, wenn sie aus Nr. 60 erfuhren, daß im Jahr 1866 Graf Usedom preußischer Ministerpräsident gewesen, daß es (Nr. 90) nur einen Exfürsten von Hannover und Hessen gebe? Was für schreckliche Vorstellungen müßten sich die Bedaurenswerthen aus der Beschreibung des Kampfes mit dem Kraken (Nr. 75) und gar aus dem eigenthümlichen Artikel „Registrirung und Sacrament" in Nr. 90 gewinnen! Immerhin sehen wir aber den nichtofficiellen Theil mit Wehmuth scheiden, sein „Locales" war doch oft gut gemeint. Vielleicht ists aber gut, daß auch hier die Noth auf's Höchste steigt, vielleicht wird das Bedürfniß nach Oeffentlichkeit dann um so schreiender. Ich hoffe von Herzen, daß hiemit in Ihrer scheidenden Monatsschrift auch einer für unser Mitau scheidenden Periode der Nichtöffentlichkeit und Selbstgenügsamkeit der Scheidegruß wird zugerufen worden sein.

Notizen.

Gustaf Adolf. Von G. Droysen. Erster Band. Leipzig, Veit u. Comp. 1869. XII und 369 S.

Für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges giebt es noch viel zu thun. Die zusammenfassenden Darstellungen, welche diesen Stoff behandeln, weisen bisher keineswegs eine allseitige und gründliche Durcharbeitung des vorhandenen Materials auf und sind oft wesentlich von einem Parteistandpunkt verfaßt worden. Wenn, wie wohl berichtet worden ist, der Altmeister Ranke mit einem Werke über Wallenstein beschäftigt ist, dann dürfen wir einen ungewöhnlich reichen Beitrag zur Geschichte dieser Zeit erwarten. Es bleibt noch manche Lücke auszufüllen und besonders eine möglichst vielseitige Kenntniß der gleichzeitigen Zustände und Ereignisse an verschiedenen Punkten Europas wird jederzeit eine Hauptbedingung größerer Erfolge bei der Erforschung der Geschichte des deutschen Krieges sein müssen. Mit um so größerer Freude begrüßen wir das Werk des jungen Droysen über Gustaf Adolf, dessen erster Band vorliegt und von ebenso reicher Begabung als großer Belesenheit des Verfassers zeugt, der schon durch manche Specialforschungen vornehmlich zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges bekannt geworden ist. Diese Studien haben viel versprochen, sie haben zu bedeutenden Ergebnissen geführt.

Droysen beabsichtigt nicht eine Biographie Gustaf Adolfs zu schreiben. Ihm genügt es eine Reihe von Verhältnissen darzulegen, in die der Schwedenkönig eingegriffen hat, auf den Zusammenhang hinzuweisen zwischen ihm und den europäischen Verhältnissen, seine welthistorische Stellung zu erörtern. Es handelt sich wesentlich darum nachzuweisen, daß es nicht vorwiegend Angelegenheiten des kirchlichen, sondern vielmehr Fragen des

politischen Lebens gewesen sind, welche Gustaf Adolf zum Eingreifen in die deutschen Dinge veranlaßten. Politische Machtverhältnisse, diplomatische Combinationen stehen hier im Vordergrunde. Nicht sowohl der Glaubensheld, der Beschützer des Protestantismus als der klar denkende, kühn und scharf berechnende Staatsmann ist in Gustaf Adolf zu bewundern. Er ist mehr ein bedächtiger, umsichtiger Schachspieler, der jeden Augenblick die Bedeutung seines Zieles, den Umfang seiner Mittel sicher erkennt, als ein von der religiösen Verfolgung seiner Glaubensgenossen auf dem Continent mächtig ergriffener, wie unwillkürlich in den Strudel des gewaltigen Kampfes hineingerissener Fanatiker. Lebhafter als der Wunsch das Evangelium zu retten, die Glaubensfreiheit zu schützen, treibt ihn das Verlangen der anwachsenden Macht der Habsburger entgegenzutreten, Schwedens Stellung in Europa aufrechtzuerhalten, die Gerechtsame und Interessen Schwedens auf dem baltischen Meere zu wahren.

Man darf sich darüber freuen, daß durch das vorliegende Werk diese Auffassung von der welthistorischen Stellung Gustaf Adolfs einem weiteren Kreise von Lesern zugänglich gemacht wird. Droysen's Buch, auf gründliche Quellenforschung gestützt, ist gleichzeitig eine wissenschaftliche Leistung und ein Kunstwerk. Es zeugt von dem tiefen Takt und feinen Verständniß, mit denen die neueren Geschichtschreiber zwischen Wissenschaft und Kunst zu vermitteln streben. Die außerordentlich geschmackvolle, hier und da vielleicht ein wenig in das Pretiöse verfallende Darstellungsweise erinnert an die Kunst, mit welcher Ranke einzelne historische Tableaux, Portraits geschichtlicher Größen zu beleuchten versteht. Einzelne äußere Züge, plastische Details, Citate aus zeitgenössischen Briefen, Flugschriften, Actenstücken verleihen der Erzählung einen eigenthümlichen Reiz. Die kunstvolle Mosaik wirkt durch die Frische und Originalität der aus den unmittelbaren Quellen geschöpften Localfarben. Dadurch wird das trockene Detail der diplomatischen Wirrnisse überwunden. Man merkt es dem Verfasser an, wie er mit hohem Genuß, mit feinem Verständniß für das Charakteristische, Bedeutende, historisch Wichtige arbeitet, wie er in dem überreichlichen Material schwelgt. Die Fülle von Geist und Witz, Scharfsinn und Takt der Diplomaten jener Zeit tritt uns in lebendiger, anregender Frische entgegen, in den Bemerkungen des Camerarius, Rusdorf, Conway u. A. Mit Spannung folgen wir den vielfach gewundenen Gängen der internationalen Geschäfte und Beziehungen, beobachten die Wirkung gleichzeitiger Ereignisse an verschiedenen Enden Europas

auf einander, sehen wir die Ansichten und Interessen der verschiedenen Staatsmänner aufeinanderplatzen, sich an einander abarbeiten. Es ist vorzugsweise eine Geschichte der politischen Combinationen jener Zeit, welche der Verfasser uns bietet, eine Monographie über die staatsmännischen Ideen, die während der ersten Phasen des dreißigjährigen Krieges bestimmend auf die Verhältnisse eingewirkt haben.

Die Materialien, über welche der Verfasser verfügte, haben ihn in Stand gesetzt, möglichst Vollständiges zu bieten. Außer den gedruckten allgemeinen und Einzeldarstellungen, Sammlungen von Briefen und Actenstücken, welche mit großer Sorgfalt benutzt wurden, hat Droysen Gelegenheit gehabt, einerseits ungedruckte Urkunden einzusehen, andererseits die außerordentlich reiche Flugschriftenliteratur jener Periode für seine Darstellung zu verwerthen. Er hat in dem königlich sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden, dem Reichsarchiv und der königlichen Bibliothek in München gearbeitet, auch mehrere Actenstücke des Berliner Staatsarchivs benutzt. Sehen wir in solchem Material die handelnden Personen in den politischen Verwickelungen auftreten, mit einander verhandeln, folgen wir hier dem Notenwechsel nnd officiellen Federkriege, so setzt uns die Tagesliteratur in Stand, die Atmosphäre zu beobachten, in welcher diese Vorgänge sich ereignen, die Wirkung, welche sie auf die Zeitgenossen hervorbringen, die Wünsche und Hoffnungen, die Entrüstung oder den Beifall der Regierten zu erkennen, die Tragweite dieses oder jenes Meisterzuges in dem politischen Schachspiel zu bemessen. Bieten uns z. B. die Geschäftspapiere, welche der Verfasser auf der königl. Bibliothek in München einsah, Anhaltspunkte für die Beurtheilung der Pläne Gustaf Adolfs ums Jahr 1624, (s. z. B. S. 203 ff.), welche er in Bezug auf den bevorstehenden Krieg in Deutschland hegte; so liefern uns mancherlei Broschüren über das Dominium maris Baltici, gegen die habsburgischen Bestrebungen gerichtet, einen mächtigen Maßstab für die Beurtheilung der damaligen Ansichten über das Vorhaben der Ferdinand, Wallenstein, Maximilian von Bayern u. A. Flugschriften, wie der „Hansische Wecker", zeigen, wie lebhaft und tief begründet die Hoffnungen waren, welche man auf Gustaf Adolf setzte (s. S. 343 ff.); andere, wie die losen Drucke über die Einnahme von La Rochelle (s. S. 352), geben uns eine Vorstellung davon, mit welcher Theilnahme man in Deutschland damals den Ereignissen auch in den Nachbarländern zu folgen gewöhnt war und welcher Zusammenhang zwischen den religiösen Parteien in Deutschland und Frankreich bestand.

Dieſer letztere allgemein hiſtoriſche Standpunkt zeichnet das Werk Droyſens aus. Der Titel iſt viel zu eng. Das Buch iſt eigentlich eine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, noch mehr eine Geſchichte der europäiſchen Politik zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Es iſt eine Monographie, eingereiht in das große Ganze der hiſtoriſchen Entwickelung; alles Einzelne, das mitgetheilt wird, erſcheint in welthiſtoriſcher Beleuchtung, der Zuſammenhang vieler bisher geſondert betrachteten Erſcheinungen erhöht das Intereſſe an jeder einzelnen unter denſelben. Man erkennt, wie innig verwachſen und vielfach verſchlungen die Intereſſen der mancherlei politiſchen Factoren geweſen ſind, wie feinfühlend die Cabinette ſchon damals in Bezug auf jede Veränderung in den europäiſchen Machtverhältniſſen geworden waren, wie wenig gleichgültig man ſich an jedem Hofe den Anſichten der anderen gegenüber verhielt, mochte auch halb Europa dazwiſchen liegen. Es iſt die Zeit, in welcher Guſtaf Adolf den Ausſpruch hat thun können, daß jeder Krieg ein europäiſcher Krieg ſein müſſe.

Der vorliegende Band behandelt die Zeit bis zum Jahre 1630. Es iſt die Geneſis der eigentlichen Intervention Guſtaf Adolfs, welche den Gegenſtand derſelben bildet.

In kurzen Zügen, ſcharf, geiſtvoll und farbenreich wird in dem erſten Buche das Emporkommen Schwedens, die europäiſche Politik des Hauſes Waſa geſchildert. Guſtaf Adolfs Anfänge, die deutſche Frage, Guſtaf Adolfs auswärtige Politik bis 1625, das Directorium Dänemarks — bilden den Gegenſtand der folgenden Bücher. Schwedens Beziehungen zu der continentalen Politik ſind der Hauptgegenſtand der Betrachtung. Klar, überſichtlich wird der Gegenſatz zwiſchen dem Herzog-König Karl von Schweden und Sigismund von Polen geſchildert. Der Ausgang dieſes Kampfes iſt von Intereſſe, von höchſter Bedeutung für den ganzen Welttheil (ſ. S. 43); bei der böhmiſchen Frage wird die engliſche Politik eingehend behandelt, ebenſo wie das Streben Guſtaf Adolfs erwähnt, den Zaren Michail zu einer Intervention in Polen zu Gunſten Böhmens zu beſtimmen; die Beziehungen zwiſchen Rußland und Dänemark werden berichtet; die Betrachtung der engliſchen und franzöſiſchen Politik, die Rivalität zwiſchen Guſtaf Adolf und Chriſtian von Dänemark, die Beziehungen des Schwedenkönigs zu den proteſtantiſchen Mächten bieten hohes Intereſſe.

An einzelnen Stellen des Buches ſtellt der Verfaſſer die Mittheilung eingehenderer Monographien über einzelne Fragen in Ausſicht. So

beabsichtigt er über das Project des Zaren Iwan IV., ein von Rußland abhängiges Livland zu schaffen, Weiteres mitzutheilen; so bereitet er einen Aufsatz über die Universalmonarchie vor, welche das Ziel der habsburgischen Politik war; so hofft er binnen Kurzem Beiträge zur Kritik der Quellen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges liefern zu können.

Ein Paar Berichtigungen seien uns gestattet. Auf S. 9 ist des Großfürsten Wassili IV. erwähnt, der 1505—1534 regiert haben soll. Es war Wassili III., der schon im Jahre 1533 starb. An zwei Stellen findet sich das Wort „Tartaren." Correct ist die Schreibart „Tataren". Zu der ersteren Schreibart hat ein Wortspiel Ludwigs IX. in einem Briefe an seine Mutter Blanche Veranlassung gegeben, wo die Tataren mit dem Tartarus in Verbindung gebracht werden (s. Strahl. Gesch. des russ. Staats, II. 3). — S. 83 ist Augdow statt Gdow geschrieben. S. 85 und 86 ist wiederholt der Name des englischen Diplomaten „Merich" statt „Merick" geschrieben. Wir haben sonst durchgängig die letztere Schreibart gefunden, u. A. auch in mehreren Actenstücken, welche in einer russischen Monographie über den Frieden von Stolbowa mitgetheilt werden, in Adelung's Buch „Uebersicht der Reisenden in Rußland", in Solowjew's „Geschichte Rußlands" u. a. — Allerdings kam später ein Engländer „Merrich" nach Rußland und zwar im Jahre 1679 (s. Adelung II. 363); der Diplomat aber, welcher eine wesentliche Rolle bei den Friedensverhandlungen zwischen Schweden und Rußland spielte und schon seit Jahrzehnten vorher sich in Rußland aufhielt, hieß John Merick. — S. 84 soll es heißen „Staraja Russa", nicht „Staraja Ruß". — S. 95 ist von einem Zaren Feodor die Rede, soll heißen „Michail". —

Was die Beziehungen zwischen Rußland und Schweden am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts anbetrifft, so sind in der letzten Zeit in der russischen Geschichtsliteratur mancherlei Materialien hierüber veröffentlicht worden, welche für den Gegenstand des vorliegenden Buches von Interesse sind und bei einer etwaigen zweiten Auflage des „Gustaf Adolf" Berücksichtigung verdienen dürften. Im Jahre 1857 erschien die Monographie N. Lyshins über den Frieden von Stolbowa und die Verhandlungen, welche demselben vorausgingen. (Столбовскій договоръ и переговоры ему предшествовавшіе. Сочиненіе Н. П. Лыжина. Съ приложеніемъ Актовъ. 242 Seiten). Der Verfasser hatte Gelegenheit, die Gesandtschaftspapiere im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten zu benutzen und theilt mehrere Actenstücke als Beilage zu seiner Erzählung

mit. Ferner hat Solowjew für seine Darstellung dieser Verhältnisse vielfach Archivalien benutzt, aus welchen er in dem neunten Bande seiner Geschichte Rußlands sehr anziehende Einzelheiten mittheilt.

Wir erlauben uns u. A. auf folgende einzelne Züge aufmerksam zu machen.

Ueber die Stimmungen im russischen wie im schwedischen Lager, in Nowgorod, in Moskau, bei den Schweden, welche Pskow belagerten, werden u. A. in Herrn Lyshins Buche Auszüge aus Privatbriefen u. dgl. mitgetheilt, aus denen zu ersehen ist, daß der Haß gegen die Schweden in Rußland auch zu der Zeit lebhaft glühte, als es gelungen war, eine schwedische Partei in Nowgorod zu bilden, als davon die Rede war, den russischen Thron dem Bruder Gustaf Adolf's zu überlassen. Auch waren in dieser Zeit die Schweden im schwedischen Lager, mit Ausnahme weniger Führer, ungleich weniger kriegslustig, als die Ausländer, welche im schwedischen Heere dienten. Nur die furchtbare Lage Rußlands zur Zeit des Interregnums, die Bedrängniß von Polens Seite konnte die russische Regierung, den Zaren Wassili nöthigen, den Schweden bedeutende Zugeständnisse zu machen. Da konnte es wohl geschehen, daß der Zar Wassili dem König Karl IX. sich verpflichtete: „Wir, die Zarische Majestät, werden Euch, dem lieben König Karolus, für Eure Liebe, Freundschaft und Hülfe welche Ihr uns geleistet habt und noch leisten werdet, volle Entschädigung geben, Ihr möget bitten, was Ihr wollt: Städte oder Landstrecken oder bestimmte Gebiete." (Solowjew VIII. 306). Ueber die Gräuel, welche in Nowgorod während der dortigen Anwesenheit der Schweden vorfielen, werden sehr ausführliche Details mitgetheilt. Die allgemeine nationale Erhebung, welche der Wahl Michail Romanow's vorausging, kam auch in Nowgorod und im Norden zum Ausdruck. Der Fürst Posharski konnte mit den Schweden eine entschiedenere Sprache führen. Wenigstens bestand man energisch darauf, daß der schwedische Prinz, welcher als Bewerber um den russischen Thron auftrat, sich griechisch taufen lasse. — Der Abt des Solowezkischen Klosters, Antonius, schrieb an den König von Schweden: „Bei uns im Solowezkischen Kloster und längs dem ganzen Küstengebiete ist man einmüthig entschlossen; wir wollen keinen Andersgläubigen zum Zaren und Großfürsten haben, sondern nur einen eingeborenen Bojaren des Moskauischen Reiches." — Dagegen schickte die schwedische Partei aus Nowgorod im Jahre 1611 eine ganze andere Botschaft nach Schweden. Der Metropolit Isidor, der Fürst Odojewski, welcher einige Monate zuvor

von dem schwedischen Könige ein Landgut zum Geschenk erhalten hatte, und Andere baten um einen schwedischen Prinzen, indem sie ausdrücklich betonten, daß „ja auch die früheren Herrscher in Rußland Waräger gewesen seien." — Die Schweden hofften, indem sie Nowgorod besetzten und dort eine schwedische Partei bildeten, auch die anderen Theile des Reiches zu erhalten, „das Fürstenthum Wladimir" und „das Fürstenthum Moskau". Bei solchen Verhältnissen sind die Protokolle der Verhandlungen vor dem Frieden von Stolbowa wohl von großem Interesse. Sie werden in den obengenannten Werken mitgetheilt. — Auch ist es beachtenswerth, daß zwischen Nowgorod und Moskau gleichzeitig zweierlei Verhandlungen betrieben wurden. In officiellen, für die Veröffentlichung bestimmten Actenstücken reden die Nowgoroder wohl noch zu Gunsten der Schweden, weil sie in der Hand der letzteren sich befinden und jeden Augenblick der Rache derselben zum Opfer fallen können. In geheimen Sendungen dagegen sprechen sich die Nowgoroder in nationalem Sinne aus und bitten um Schutz gegen Schweden. Ebenso schilt in öffentlichen Manifesten der Zar Michail gleich nach seiner Thronbesteigung die Nowgoroder Verräther, weil sie den Prinzen Karl Philipp als Throncandidaten anerkannt hätten; unter der Hand aber schickt er dem Metropoliten Isidor einen geheimen Brief, in welchem er den Nowgorodern völlige Verzeihung verspricht. — Die Gespräche der schwedischen und russischen Diplomaten, welche zum Theil wörtlich mitgetheilt werden, zeigen, mit welcher Gewandtheit, aber auch mit welcher zum Theil undiplomatischen Lebhaftigkeit die Verhandlungen geführt wurden. Die Schweden warfen den Russen vor, daß letztere einen Wahlfürsten hätten, während in Schweden ein Erbfürst den Thron inne hätte, worauf denn die russischen Diplomaten mit großer Schlagfertigkeit Beispiele von Verletzungen der Legitimität aus der schwedischen Geschichte citirten. — Die Russen verlangten einige Städte von Livland für sich, worauf die Schweden mit der Weigerung herausplatzten, daß Rußland so wenig diese Städte sehen würde als die russischen Gesandten ihre eigenen Ohren u. dgl. m.

Man einigte sich. Es war für Rußland wichtig genug, wenigstens nach der einen Seite hin Frieden zu haben. Die Beziehungen zu Polen blieben drohend. Letzteres versagte die Anerkennung des Zaren Michail auf dem Thron. Man weiß, wie geschickt Gustaf Adolf diese Bedrängniß Rußlands benutzte, um letzteres vom Meere abzuschneiden, wie er über den Frieden von Stolbowa wie über eine segensreiche Fügung der gött-

lichen Vorsehung jubelte. Er selbst hatte mit der westlichen Politik zu thun. Von dorther ermahnte man ihn, mit Rußland Frieden zu machen, um die Hände frei zu behalten zum Kampf mit Polen, zur Intervention in Deutschland. Bei mancherlei Streitigkeiten, die es auch nach dem Friedensschluß zwischen Schweden und Rußland über die Grenzregulirung und andere Fragen gab, hatte man doch das Gefühl davon, daß man zusammenstehen müsse gegen den gemeinsamen Feind Polen, dessen Solidarität mit der habsburgisch-katholischen Macht immer klarer hervortrat.

Die Bedrohung Stralsunds durch Wallenstein, ein wichtiges Moment für die Geschichte der Intervention Gustaf Adolfs in Deutschland, veranlaßte den Schwedenkönig zu einer Sendung an den Zaren Michail. Er suchte die Unruhen der Saporoger-Kosaken zu benutzen, um sie mit Hülfe der russischen Regierung vollends gegen Polen aufzuwiegeln; er ließ im Jahre 1629 den Zaren um freien Durchzug der schwedischen Truppen durch russisches Gebiet ersuchen, indem er auf die „Verschwörung des römischen Kaisers und der Päpstlichen" hinwies, welche „mit großer Macht die starke Handelsstadt Stralsund, an dem Waräger Meere gelegen, belagerten." In dem Actenstücke heißt es dann weiter: „Seine Königliche Majestät ist zu seinem eigenen und zu seines ganzen Reiches Schutze, sowie zum Schutze vieler Nachbarn und Glaubensgenossen, mit großer Kriegsmacht aufgebrochen, um dieser Stadt zu helfen und sie zu befreien, und dies ist auch gelungen. Es ist Eurer Zarischen Majestät wohl bekannt, wie der Römische Kaiser und die Päpstlichen in Deutschland einen großen Theil der evangelischen Fürsten unterjocht und die wichtigsten Punkte und Mündungen an der Küste von Dänemark, Mecklenburg und Pommern besetzt haben. Jetzt rüsten sie nun mit großem Eifer, um in dem kommenden Sommer eine gewaltige Seemacht (Sammlung von Schiffen) in dem Waräger Meere herzustellen, womit sie nicht allein dem Handel zu schaden trachten, sondern auch alle die angrenzenden Staaten: Schweden, Preußen, Dänemark erobern und dem päpstlichen Joch unterwerfen wollen. Daher fordert Seine Königliche Majestät Ew. Zarische Majestät auf, bei Zeiten zu erwägen, welche Gefahr über Ew. Majestät und Ihren Staaten schwebt: kommt es erst dahin, daß der Kaiser und die päpstlichen Verschwörer das ganze schwedische Land besiegen, so werden sie auch darnach trachten, die Russen zu verderben und den alten griechischen Glauben auszurotten; — dieses will ebendeßhalb bei Zeiten ordentlich erwogen sein. Man darf annehmen, daß Ew. Zarische Majestät vor

Ablauf des Waffenstillstandes mit dem Könige von Polen keinen Krieg anfangen werden; dennoch aber muß den armen und bedrängten Leuten in Deutschland und Dänemark geholfen werden! Seine Königliche Majestät gedenkt ihre ganze Kraft dazu aufzubieten; aber ein so zahlreiches Heer erfordert bedeutende Vorräthe, während die Ernte in Schweden in Folge allzufeuchter Witterung mißrathen ist. Daher ersucht der König den Zaren in des letzteren Staaten 50,000 (?) Roggen und anderer Lebensmittel ankaufen und ausführen zu dürfen, will aber Ew. Zarische Majestät zum Besten dieser Weltfrage (мірскому дѣлу) Geld oder Getreide beisteuern, so wird es der allmächtige Gott den Staaten Ew. Majestät ganz besonders vergelten. Der Papst, der römische Kaiser und das ganze österreichische Haus trachten nur danach, wie sie wohl den ganzen Weltkreis beherrschen möchten, und sie sind jetzt in der That nicht fern von diesem Ziele; wenn wir aber sehen, daß des Nachbars Haus brennt, so müssen wir rasch Wasser herbeischleppen und löschen helfen, um auch unser Hab und Gut zu bewahren; es ist wahrlich Zeit für Ew. Zarische Majestät darauf zu sinnen, wie den Nachbarn zu helfen und das eigene Interesse sicherzustellen sei."

Dieses] von Solowjew (Bd. XI. S. 179—180) mitgetheilte Actenstück zeigt, daß die russischen Archive reichliche Ausbeute auch für die Lage West-Europas darbieten. Auch für diese Zeit ist in den obenangeführten und anderen russischen Geschichtswerken noch mancher wichtige Beitrag zu finden. Bisher sind übrigens in Rußland viel mehr Actenstücke herausgegeben als eigentlich verarbeitet und gewürdigt worden. Man muß mit dem für einzelne Fragen wahrhaft großartigen Rohmaterial umgehen lernen.

A. Brückner.

Winkelmann (Ed.). Bibliotheca Livoniae historica. Systematisches Verzeichniß der Quellen und Hülfsmittel zur Geschichte Estlands, Livlands und Kurlands. Erstes Heft. St. Petersburg, 1869. (VI., 307 S. 4°).

Die Anzeige dieses Buches ist uns leider zugleich ein Abschied von dem Verfasser desselben, denn Herr Dr. Winkelmann hat bereits aufgehört, einer der Unsrigen zu sein: einem Rufe nach Bern folgend, hat er Dorpat verlassen.

Wie Arndt, Gadebusch, Brotze in älterer, Hansen, Pabst und Andere in neuerer Zeit, so hat auch Winkelmann zu denjenigen Gelehrten gehört,

die, aus Deutschland zu uns einwandernd, für die Erforschung der Geschichte ihrer neuen Heimat das nachhaltigste Interesse faßten und sich um dieselbe verdient machten. Es schienen von ihm noch viele Arbeiten auf diesem Gebiete in Aussicht zu stehen, nun aber hat sich's anders gefügt und das hier angezeigte Werk, dessen zwei Hefte einen recht stattlichen Band bilden werden, ist gleichsam ein Vermächtniß, daß der Scheidende uns hinterläßt.

Und zwar ein Vermächtniß, daß nicht ermangeln kann, dem Erblasser ein langwährendes, dankbares Gedächtniß unter uns zu stiften. Diese Bibliotheca Livoniae historica wird fortan ein unentbehrliches Hülfsbuch sein in der Hand eines Jeden, der, sei es berufsmäßig odee nur gelegentlich, sei es im Ganzen oder im Einzelnen, sei es, um unserer Provinzen selbst willen oder im Interesse der Nachbarländer, mit unserer Provinzialgeschichte etwas zu schaffen hat. Ja, das allerunentbehrlichste unter allen für den nämlichen Zweck etwa noch in Betracht kommenden und bisher gebrauchten Hülfsbüchern wird es sein. Des bahnbrechenden Gadebusch „Abhandlung von livländischen Geschichtsschreibern" (1772), und Napiersky's Fortsetzung derselben (1824), sind alt und in Vielem veraltet; J. Pauckers „Literatur der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands aus den Jahren 1836 bis 1847" verzeichnet nur die in dem angegebenen Zeitraum erschienenen Schriften, läßt also sogar noch eine muthwillige Lücke zwischen sich und dem angeführten Werke Napiersky's und ist überdies so confus angelegt, daß nur selten Einer darin gefunden haben mag, was er suchte; eine wiederum von Napiersky verfaßte Fortsetzung dieser Paucker'schen Arbeit bis zum Jahre 1855 hatte natürlich auch nur einen im Verhältniß zu dem kurzen Zeitabschnitt beschränkten, und, so zu sagen, zufälligen Gebrauchswerth; das „Schriftsteller-Lexikon" von Recke und Napiersky endlich, nebst den Nachträgen von Beise, verfolgt eine ganz andere Absicht als die eines literarischen Apparats für Geschichtsstudien und entbehrt auch aller für einen solchen Gebrauch allenfalls als denkbar zu setzender Hülfsregister. Immerhin noch der beste Rathgeber für Jeden, der sich über eine bestimmte Periode, ein bestimmtes Ereigniß oder ein bestimmtes sachliches Moment unserer Geschichte die nöthigsten Literaturnachweise zu verschaffen wünschte, war bis dahin der Citatenschatz in v. Richters „Geschichte der Ostseeprovinzen"; doch auch dieser nur ein Nothbehelf, denn sowohl an Vollständigkeit der Quellenaufzählung, als auch an Ausführlichkeit und Genauigkeit der Titelangaben blieb hier viel

zu wünschen übrig, für gar viele Fragen aber war dieses allgemeine und nur bis zum Anfang der russischen Herrschaft reichende Geschichtswerk natürlich gar nicht der Ort. Es war also in der That einem Bedürfniß abzuhelfen, und Winkelmann hat es gethan. Wir prophezeien seinem Buche, so trocken es seiner Natur nach ist, eine gewisse Popularität im Lande.

Für die praktische Brauchbarkeit eines solchen Werkes kommt natürlich nicht weniger als Alles auf das Fächerwerk an, in welches der Stoff vertheilt worden ist, und durch nichts besser als durch einen Einblick in dieses Fächerwerk kann man sich von dem Umfang und Inhalt des Werkes einen Begriff machen. Daher möge das ganze Schema der Winkelmannschen Eintheilung hier wiedergegeben werden.

Erster Theil: Einleitendes.

I.

Allgemeines über die geschichtlichen Studien in Beziehung auf die Provinzialgeschichte.

Bibliographische Hülfsmittel.

Zeitschriften der baltischen Provinzen und andere historischen Inhalts. Publicationen der gelehrten Gesellschaften.

Urkunden-Sammlungen und Nachrichten von Urkunden: a) Baltische Urkunden-Sammlungen, b) Außerbaltische Urkunden-Sammlungen. Anhang: Baltische Diplomatik.

Chroniken-Sammlungen.

Miscellan-Werke.

II.

Allgemeine Geographie der baltischen Provinzen: a) Reisen und Beschreibungen, b) Karten.

Oro- und Hydrographie: a) Orographie, b) Hydrographie (das Meer, die Landseen, die Flüsse).

Geographie und Statistik der einzelnen Provinzen: a) Estland, b) Livland, c) Kurland, d) Die Inseln.

III.

Allgemeine Ethnographie der baltischen Provinzen: a) Der finnische Stamm im Allgemeinen: Esten (Sprache, Poesie und Sage, Literatur, Religion, Sitten und Gebräuche), Liven, Kreewingen; b) Der littauische Stamm im Allgemeinen: Letten (Sprache, Poesie und Sage, Literatur, Religion, Sitten und Gebräuche); c) Die Schweden; d) Die Deutschen

(Sprache, Poesie und Sage, Literatur, Aberglauben, Sitten und Gebräuche); e) Die Russen; f) Die Juden.

Anhang: 1) Luxusgesetze, 2) Hexenprocesse.

IV.

Alterthümer im Allgemeinen: a) Bauerburgen und Ritterschlösser; b) Grabstätten (eingemauerte Menschen); c) Münzen (orientalische und andere in den Ostseeprovinzen gefundene Münzen, livländische Münzen und Medaillen, inländische Münzsammlungen); d) Verschiedene Alterthümer.

Zweiter Theil: Zeitgeschichte.

I.

Allgemeine Geschichte der baltischen Provinzen.

Zur allgemeinen Rechtsgeschichte

Geschichte einzelner Zeitabschnitte. Erste Abtheilung: a) Urzeit; b) Von der Gründung der deutschen Herrschaft bis zum Untergange ihrer Selbständigkeit (1561). (Allgemeine Geschichte dieser Periode. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse).

Anhang: Ueber die Beziehungen der livländischen Territorien zu dem römisch-deutschen Reiche.

II.

Geschichte einzelner Zeitabschnitte. Zweite Abtheilung: a) Polnisch-schwedische Zeit (1561—1710). (Allgemeine Geschichte Polens 1561—1660. Zur livländischen Rechts- und Verfassungsgeschichte der polnischen Periode. Geschichte einzelner polnischer Könige. Allgemeine Geschichte Schwedens 1561—1710. Zur livländischen Rechts- und Verfassungsgeschichte der schwedischen Periode. Geschichte einzelner schwedischer Könige. Allgemeine Geschichte der baltischen Provinzen in der polnisch-schwedischen Zeit. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse.) b) Russische Zeit (1710 ff.). (Allgemeine Geschichte der baltischen Provinzen in dieser Periode. Zur Rechtsgeschichte seit 1710. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse).

Dritter Theil: Ständegeschichte.

I.

Allgemeine Geschichte der baltischen Stände.

Der Orden der Schwertritter und der deutsche Orden.

II.

Kirche und Geistlichkeit: a) Die römisch-katholische Kirche bis zum Jahre 1561. (Bisthum Livland-Riga. Erzbisthum Riga. Bisthum Dorpat. Bisthum Oesel-Wiek. Bisthum Selonien-Semgallen-Kurland. Erzbisthum Lund. Bisthum Reval. Bisthum Wirland. Die Klöster.) b) Die römisch-katholische Kirche seit 1561. (Bisthum Livland, Pilten, Jesuiten.) c) Die lutherische Kirche. (Allgemeine Geschichte der lutherischen Kirche in den baltischen Provinzen. Kirchengeschichte Livlands. Kirchengeschichte Estlands. Kirchengeschichte Kurlands und Piltens. Kirchengeschichte Oesels.) b) Die reformirte Kirche. e) Die Brüder-Gemeinde. f) Protestantische Sekten. g) Die griechisch-katholische Kirche.

Anhang: 1) Geschichte des Schulwesens; 2) Geschichte der Landesuniversität.

III.

Allgemeine Geschichte der baltischen Ritterschaften: a) Herkunft und Geschichte; b) Rechte und Gerichte; c) Güter-Besitz; d) Wappen-Sammlungen.

Geschichte der einzelnen Ritterschaften: a) Estland (Ritterschule zu Reval und Fräuleinstift zu Finn); b) Livland (Fräuleinstift zu Dorpat); c) Oesel; d) Kurland (Fräuleinstift zu Mitau).

IV.

Die Städte im Allgemeinen: Allgemeines zur Geschichte der baltischen Städte. Stadtverfassungen. Handel: a) Allgemeine baltische Handelsgeschichte; b) Die baltischen Städte als Glieder der Hansa; c) Der Handel mit Rußland; d) Der Handel mit Holland und England.

V.

Die Bauern. Anhang: Freibauern. Kurische Könige.

Vierter Theil: Provinz- und Ortsgeschichte.

I.

Allgemeine Geschichte Estlands.

Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. (Zur Rechts- und Verfassungsgeschichte Estlands).

Geschichte einzelner Ortschaften: Reval, Stadt und Dom. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute).

Kleinere Städt, Ortschaften, Güter u. dgl. 1) Narva. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Schlacht bei Narva den 20. November 1700. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute). 2) Iwangorod. Gdow. Jamburg.

II.

Allgemeine Geschichte Livlands.

Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. (Zur Rechts- und Verfassungsgeschichte Livlands).

Geschichte einzelner Ortschaften: Riga. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute). Dorpat. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute). Kleinere Städte, Ortschaften, Güter u. dgl. Anhang: Polnisch-Livland (Dünaburg).

Allgemeine Geschichte Oesels.

Geschichte einzelner Ortschaften.

III.

Allgemeine Geschichte Kurlands und Semgallens. (Zur kurländischen Rechts- und Verfassungsgeschichte.)

Geschichte Piltens. (Zur piltenschen Rechts- und Verfassungsgeschichte).

Allgemeine Geschichte der Herzöge von Kurland und Semgallen.

Geschichte einzelner Herzöge, Zeitabschnitte und Ereignisse.

Geschichte einzelner Ortschaften: Mitau. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute). Kleinere Städte, Ortschaften, Güter u. dgl.

Fünfter Theil: Familien- und Personengeschichte.

Sechster Theil: Abschließendes.

I.

Curiosa-Varia.

Nachträge.

II.

Register der Autoren, Herausgeber, Uebersetzer, Zeichner und Stecher.

Register der anonymen Schriften.

Register der Schriften in ruſſiſcher Sprache.
Register der Handſchriften nach ihrem Aufbewahrungsorte.

Dies die Inhaltsangabe für das ganze Werk, deſſen vorliegendes „erſtes Heft" bis zur Rubrik „Curioſa-Varia" des ſechsten Theiles reicht, ſo daß für das zweite Heft nur noch die Nachträge und die Register übrig bleiben. Man ſieht, wie eingehend und überſichtlich die Eintheilung iſt. Nur iſt es leider ein Vergehen gegen die Logik, daß die Nachträge und Register auch in die Eintheilung gezogen und mit dem letzten wirklichen Eintheilungsgliede, jenen „Curioſa-Varia", unter einer ſo unbeſtimmten Ueberſchrift wie „Abſchließendes" zu einem „Theil" zuſammengefaßt werden. Steht doch auch dieſes „Abſchließende" nur dem Worte, nicht dem Inhalte nach in einem Gegenſatze zu dem berechtigteren „Einleitenden" des erſten Theiles.

Die Geſammtſumme der in dieſem „erſten Hefte", alſo abgeſehen von den Nachträgen in dem Werke überhaupt, aufgezählten Schriften — theils ſelbſtändiger Bücher, theils längerer oder kürzerer Artikel in Sammelwerken und Zeitſchriften — beträgt 8164. Die alphabetiſch geordnete „Familien- und Perſonen-Geſchichte" (der „fünfte Theil") enthält allein 1358 Nummern, obgleich von denjenigen Perſonen, über welche ſchon das „Schriftſteller-Lexikon" Auskunft giebt, nur die wenigſten auch hier wieder notirt zu werden brauchten. Mit der Nummernzahl verſchiedener anderer Abtheilungen ließen ſich vielleicht ſtatiſtiſche Experimente anſtellen, ſo gut wie mit allem Uebrigen in der Welt. Z. B. Geſchichte der baltiſchen Ritterſchaften 319 Nummern, der Bauern 232, der Städte 100; Geſchichte der lutheriſchen Kirche 222, der römiſch-katholiſchen ſeit 1561 65, der griechiſch-katholiſchen 15, der reformirtrn 3, der Brüdergemeinde 27; Geſchichte der Stadt Riga 705, Reval 221, Narva 192, Dorpat 104, Mitau 87. Sollte es nicht der Fall ſein, daß ſich in dieſen Ziffern auch das objective provinzialgeſchichtliche Werthverhältniß der genannten Dinge ausgedrückt findet?

Als Gadebuſch ſeine ſchon oben erwähnte „Abhandlung von livländiſchen Geſchichtsſchreibern" herausgab, damit zuerſt eine methodiſche Orientirung auf dem Gebiete unſerer Geſchichtsforſchung ermöglichend, war er ſelbſt verwundert über die große Zahl der von ihm gefundenen Autoren, und doch hatte er deren nicht einmal ein volles Hundert gefunden,

mit einer Summe von literärischen Productionen, deren Gesammtziffer sich auch nur auf wenige Hunderte erheben mag. So sehr also hätte sich seit ungefähr hundert Jahren unser historischer Apparat vergrößert, theils durch neuere schriftstellerische Leistungen, theils durch fortgesetzte Aufspürung verborgen gewesener älterer. Brächten wir bei dieser Vergleichung auch alles das in Abzug, was unter der Druckschriftenmasse des letzten Jahrhunderts, obgleich nur wiedergekäutes und für die eigentliche Geschichtsarbeit werthloses Stroh, doch um der erstrebten möglichsten Vollständigkeit willen neben dem Wesentlichen und Brauchbaren Platz gefunden hat, und lassen wir auch den Umstand nicht unbeachtet, daß Winkelmann in weit größerem Umfange als einst Gadebusch auch solche Quellen und Hülfsmittel herbeigezogen hat, die nur theilweise oder nur mittelbar der livländischen Geschichtsforschung dienen, so bleibt die Differenz doch immerhin eine so erhebliche, daß dieselbe, auch ganz äußerlich genommen, gewisse befriedigende Gedanken hervorzurufen geeignet ist. Denn wie sollte man nicht denken, daß eine Lebensform, die soviel Geschichte hat, auch noch einige Zukunft habe? Selbst zum Ueberwinden der bloßen vis inertiae in einer einmal vorhandenen Masse gehört Kraft und Zeit.

Leider nur ist zu bemerken, daß es bei diesem nämlichen Buche einen andern Umstand giebt, der nicht umhin kann auf unser provinzielles Selbstbewußtsein gerade im entgegengesetzten Sinn zu wirken. Es ist die Geschichte seiner Herausgabe. Zwar wurde Herr Winkelmann dabei von unseren mit provinziellen Geschichtsstudien sich beschäftigenden Vereinen zu Mitau, Riga, Dorpat, Reval, Narva insofern unterstützt, als jeder dieser Vereine eine kleine Summe zur Deckung der Kosten für die im Interesse der Arbeit zu unternehmenden Reisen beitrug. Aber diese Vereine sind arm; ihre Einkünfte bestehen meistens nur in den Jahresbeiträgen der eben nicht zahlreichen Mitgliederschaft, und nur einer derselben, wenn wir nicht irren, besitzt einen eigenen Fonds, zugleich aber, wie man sagt, mehr Neigung zum Sparen als zur zweckmäßigen Verausgabung. So wäre wol die Beschaffung der Druckkosten innerhalb der Provinzen selbst nicht leicht geworden. Glücklicher Weise hat die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg die Sache auf sich genommen — unter anderen Gründen, insbesondere auch aus Rücksicht auf das Bedürfniß der russischen und polnischen Historiker. Der Herr Akademiker Kunik ist es, dem wir diesen Beschluß der Akademie, sowie schon manche andere Veranstaltung

oder Förderung von Publicationen, die mehr oder weniger auch unserer Provinzialgeschichte zu gut kamen, vorzugsweise zu danken haben.

Noch wäre hier ein Urtheil abzugeben über den in dem Werke erreichten Grad von Vollständigkeit in der Aufzählung der Schriften und von Genauigkeit in der Angabe der Titel, sowie über einiges Verwandte. Doch steht dafür schon gewissermaßen der Name des durch exacte Arbeiten bekannten Verfassers ein, und in der That hat auch eine nicht ganz oberflächliche Durchsicht des Werkes uns davon überzeugt, daß, wenn einst eine zweite Ausgabe desselben ermöglicht werden sollte, dann zwar Manches zu berichtigen, noch weit mehr zu ergänzen sich finden wird, daß aber die Leistung auch jetzt schon eine sehr sorgfältige und namentlich ihrem praktischen Zwecke zunächst vollkommen genügende genannt werden muß.

Wie wir hören soll wirklich auch eine verbesserte neue Ausgabe von vornherein von der Akademie selbst in Aussicht genommen und deßhalb die vorliegende nur in einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Exemplaren gedruckt worden sein. Dennoch wird an eine zweite Ausgabe gewiß nicht eher gegangen werden, als bis man Gelegenheit gehabt haben wird, die der ersten etwa noch anhaftende Mängel deutlich zu übersehen. Um so mehr ist es die Pflicht jeden Kenners der provinziellen Geschichtsliteratur und insbesondere der erwähnten historischen Vereine, sofort auf eine allmählige Ansammlung bezüglicher Notizen und Materialien Bedacht zu nehmen.

Bei seltenen Büchern hat Herr Winkelmann öfters die Bibliothek oder die Bibliotheken angezeigt, in welchen sie zu finden sind. Man wird den Nutzen dieses Verfahrens nicht verkennen. Wenn dasselbe einerseits mit möglichst umsichtiger Abgrenzung des Begriffs der Seltenheit und andrerseits mit durchgängiger Berücksichtigung aller zunächst in Betracht kommender Bibliotheken durchgeführt wäre, so könnte das Winkelmannsche Werk geradezu als eine Art Generalkatalog der größeren dieser Bibliotheken dienen; denn von den gewöhnlichen Büchern wäre eben anzunehmen, daß sie in ihnen allen vorhanden sind, und bei den seltenen wäre Anwesenheit oder Abwesenheit für jede von ihnen angezeigt. Leider nur finden wir, daß gerade in diesem Punkte die Angaben noch sehr ungenügend sind; wenn Winkelmann bei einer selteneren Druckschrift eine der von ihm durchforschten Bibliotheken notirt, so folgt daraus in der Regel noch gar nicht, daß dieselbe wirklich in keiner der übrigen zu finden sei. Bei einer zweiten Ausgabe würden wir eine betreffende Revision des ganzen Werkes für unerläßlich halten.

Eine bei dem ersten Anblick vielleicht auffallende Einrichtung ist es, daß der Verfasser außer dem gesammten Heer der Druckschriften auch eine gewisse Anzahl von Manuscripten zugelassen hat; denn, könnte man fragen, wo ist da die Grenze? Nimmermehr vermöchte er sich doch z. B. über sämmtliche provinzielle Archivalien geschichtlichen Inhalts auszudehnen. — Allerdings! Aber andrerseits wäre es denn doch eine empfindliche Lücke gewesen, wenn z. B. die Codices unserer Chroniken, sowohl der bereits herausgegebenen als auch der andern, gefehlt hätten. Mochte die Grenze des aufzunehmenden Handschriftlichen auch nur durch einen gewissen praktischen Takt zu bestimmen sein, so war es doch durchaus geboten, die Grenze des bloß Druckschriftlichen zu überschreiten. Die Registrirung der zur Provinzialgeschichte gehörigen Pergamente und Papiere inländischer und ausländischer Archive — in der Weise, wie Schirren sie begonnen hat — bildet freilich eine von der Bibliotheca Livoniae historica verschiedene und zwar weit größere Aufgabe. Es hängt aber von der werdenden Geschichte ab, ob für die Vertiefung in die vergangene noch so viel Athem sein wird.

Pflichtmäßig hätten wir in diesem Hefte unserer Zeitschrift noch einige Bücher baltischen Interesses anzuzeigen gehabt, die, im Auslande gedruckt, doch zu derjenigen Kategorie gehören, die uns zu kaufen, zu lesen und reservatis reservandis öffentlich zu besprechen erlaubt ist, — wie die „Baltischen und russischen Culturstudien" von Eckardt, die „Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands" von Harleß, den „deutsch-russischen Konflikt an der Ostsee" von Bock. Aber unsere Leser werden Nachsicht mit uns haben, wenn wir — dem Ende unserer redactionellen Thätigkeit so nahe stehend — dieser unter den gegebenen Umständen immerhin nicht sehr bequemen Pflicht uns lieber entziehen mochten.

Das vorliegende Doppelheft, genannt „October und November 1868", wird von uns erst am 24. Mai 1869 abgeschlossen. In Kurzem erscheint unser letztes Heft, und bis dahin versparen wir auch die Anzeige über eine eventuelle Fortsetzung der Baltischen Monatsschrift unter veränderter Redaction.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 24. Mai 1869.

Redacteur G. Berkholz.

Zur Geschichte der Geschichte.

W. E. Hartpole Lecky, Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. A. d. Engl. von Dr. H. Jolowicz. 2 Bde. Leipzig und Heidelberg. C. F. Wintersche Verlagshandlung 1868. S. XXVIII u. 317 u. 321.

(Schluß.)

II.

Die Geschichtsschreibung und -Forschung hat es, wie wir in dem Vorstehenden andeuteten, versäumt, sich über ihre Aufgabe vollkommen klar zu werden. Letzteres wäre eher geschehen, wenn die Geschichtsforscher häufiger, als dieses vorgekommen, ihre eigene Wissenschaft zum Gegenstande ihrer Studien gemacht hätten. Alle nur erdenklichen Stoffe sind eher historisch behandelt worden als derjenige, welcher für die Historiker eigentlich von dem allergrößten Interesse sein müßte: die Geschichte der Geschichte. Es ist sehr auffallend und nur durch das oft bisher völlig mangelnde Bedürfniß einer Theorie der Geschichte zu erklären, daß die Geschichte vieler andern Disciplinen unverhältnißmäßig gründlicher und umfassender behandelt worden ist als die Geschichte der historischen Studien. Alle Wissenschaften mögen sich bewußt sein, daß ihre Fortentwickelung wesentlich von der genauen Erkenntniß ihrer Vergangenheit bedingt wird. Wer die Hauptmomente der Geschichte einer Wissenschaft, ihrer Methoden, der von ihr eingeschlagenen Richtungen kennt, wird leichter die Aufgaben erfassen, die demnächst zu lösen sind, die Richtungen bezeichnen, welche ein ferneres Gedeihen und Wachsen der Wissenschaft bedingen. Seltsamerweise ist gerade dieses Bewußtsein bei den Historikern, wie es scheint, weniger vorhanden als bei den Vertretern anderer Wissenschaften. Man braucht nur an die fruchtbar angebaute und vielfach behandelte Geschichte der Philosophie zu denken, um sich zu erinnern, wie gewaltig in dieser Beziehung die Historiker hinter den Philosophen zurückgeblieben sind, während

sie doch gerade als Historiker allen andern in der Erforschung ihrer eigenen Wissenschaften zum Beispiel dienen sollten. Dagegen ist gerade der Einfluß der Philosophie auf die Geschichte darin wahrzunehmen, daß man wohl in der letzten Zeit angefangen hat die Systeme der Philosophie der Geschichte historisch darzustellen.*) Aber eine allseitige, erschöpfende Geschichte der Geschichte ist noch nicht geschrieben worden. Die Würdigung einzelner Geschichtschreiber wie etwa des Thukydides durch Roscher; die literar-historische Besprechung der Leistungen einzelner neuerer Forscher, wie Macaulay's Aufsatz über Ranke, Gervinus' schöner Nekrolog Schlosser's und ähnliche Arbeiten, haben bisher nur einige Materialien für eine Geschichte der Geschichtswissenschaft geliefert. Man hat mehr Quellenkunde der Geschichte getrieben, als eine Literaturgeschichte der Geschichte schreiben wollen. Seit Wachler's großem Werke über den letzteren Gegenstand ist ein halbes Jahrhundert vergangen, ohne daß ein solcher Versuch wiederholt worden wäre. Aber bei einer Geschichte der Geschichte würde es sich um noch ganz Anderes handeln als um eine Geschichte der historischen Literatur. Die Geschichte der Geschichtschreibung wäre nur ein Theil der Geschichte der Geschichte. Die Geschichte der Methode historischen Arbeitens, die Geschichte der Objecte der Geschichtschreibung u. s. w. würde dahin gehören. Die Geschichte jedes Objects der historischen Studien hat ihre Geschichte, bei welcher nicht, wie bisher geschehen, der Gesichtspunkt der Correctheit, der Glaubenswürdigkeit, der historischen Kritik im engeren Sinne maßgebend sein muß, sondern das Bestreben jedes Geschichtswerk als ein Product der jeweiligen Zeitverhältnisse zu würdigen und darzustellen. Mit den alleranziehendsten und wichtigsten Theil einer Geschichte der Geschichte müßte die Erforschung der Umstände ausmachen, welche die Beschäftigung mit immer neuen und neuen Gebieten menschheitlicher Entwickelung bedingten und welche neben den Studien der Kirchen- und Staatsgeschichte die der Kunst-, Rechts-, Literatur- und Wirthschaftsgeschichte beginnen und blühen ließen; die Erforschung der Umstände, unter denen der Gedanke einer National- und kosmopolitischen Geschichte, der der Geschichte der Civilisation, der der Philosophie der Geschichte möglich war u. s. f.

Die Bedeutung dieser Fragen auf dem Gebiete der Theorie und Geschichte der historischen Studien mögen die vorstehenden Erörterungen

*) So z. B. das Buch von Staffuljewitsch, Опытъ исторіи системъ философіи исторіи.

entschuldigen. Letztere entstanden bei der Beschäftigung mit W. E. Hartpole Lecky's Buche Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa, welches unstreitig zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuesten Geschichtsliteratur zählt und daher eine eingehendere Würdigung verdienen dürfte.

Bereits im Jahre 1865 erschien die erste Ausgabe des englischen Originals, History of the rise and influence of the spirit of Rationalism in Europe. Schon im folgenden Jahre war eine dritte Auflage nöthig geworden, aber erst im Laufe dieses Jahres (1868) erschien die mit Bewilligung des Verfassers übersetzte deutsche Ausgabe von Dr. H. Jolowicz, welcher „Rationalism" mit Recht in diesem Falle durch „Aufklärung" übersetzen zu müssen gemeint hat.

Lecky ist ein Irländer von Geburt und war bei dem Erscheinen seines Buches ein Jüngling von 27 Jahren. Er studirte zuerst in Dublin Theologie, widmete sich aber nach dem Tode seines Vaters, der ihm ein Vermögen hinterließ, historischen Studien und sammelte besonders auf Reisen in Deutschland, Holland, Frankreich, Spanien, Italien die Materialien zu dem nun vorliegenden Werke. — Ein solcher äußerer Lebensgang erinnert an die Verhältnisse, unter denen Buckle's Werk entstand. Buckle hat längere Zeit hindurch gesammelt, glänzt durch eine noch größere Gelehrsamkeit und Belesenheit als Lecky, aber der letztere stellt sich die Aufgaben seiner Darstellung klarer, präciser und erreicht in dem von ihm gewählten und gründlich erforschten Gebiete gründlichere Resultate. Die einzelnen Theile der Bücher Beider sind Essays zu nennen, die zusammen noch kein geschlossenes Ganzes bilden, deren Reihe noch sehr viel weiter fortgesetzt werden könnte. Die Fortsetzung von Buckle's Werk wurde leider durch den Tod unterbrochen: Lecky's vollendetes Buch läßt noch bedeutendere Arbeiten erwarten. Beide haben inductiv gearbeitet; eine unermeßliche Reihe von Thatsachen sich vergegenwärtigend, haben sie aus denselben die Summe zu ziehen versucht. Die einzelnen Erscheinungen sind ihnen Exemplificationen eines Satzes, einer Idee, deren Realisirung in der Geschichte nachgewiesen werden soll. Es liegt nahe zu glauben, daß Buckle's Beispiel auf die Art der Arbeiten Lecky's von Einfluß gewesen ist.

Lecky's Buch zerfällt in folgende Abschnitte: Ueber den abnehmenden Sinn für das Wunderbare — Magie und Hexerei, die Wunder der Kirche — Aesthetische, wissenschaftliche und sittliche Entwickelung der Aufklärung — Ueber die Verfolgung, die Ursachen der Verfolgung, die

Geschichte der Verfolgung — Ueber die Säculariſation der Politik, die Geſchichte der Induſtrie und die Aufklärung.

Es gilt dem Verfaſſer in dieſen einzelnen Abſchnitten die geiſtige Atmoſphäre der verſchiedenen Jahrhunderte vorzugsweiſe in Bezug auf theologiſche Anſichten zu erforſchen; er betrachtet, wie ſich ein Schriftſteller, den er anführt, ausdrückt, das „Klima der Meinungen", er ſchreibt eine Geſchichte der Vorurtheile, des Aberglaubens und legt beſonderes Gewicht auf die Symptome und Erſcheinungen, welche das Schwinden eines Vorurtheils, eines Aberglaubens andeuten, beweiſen. Die allmähliche Veränderung der allgemein verbreiteten Ueberzeugungen, die Hauptmomente der Entwickelung aufgeklärterer Anſichten, die Entſtehung und die Wirkung bedeutender literariſcher Erſcheinungen, welche als Barometer der herrſchenden Stimmung gelten können und welche bisweilen auch modificirend auf die herrſchenden Stimmungen einwirken — das iſt das Thema in Lecky's Buche, welches uns eine vergleichende Statiſtik der geiſtigen und ſittlichen Zuſtände verſchiedener Jahrhunderte darbietet. Hier haben wir reiche Beiträge für die Geſchichte der Toleranz, des Mitleids, der echt humanen Beſtrebungen, der allmählichen Emancipation vom Obscurantismus. Hier haben wir eine echt hiſtoriſche Würdigung der Geſchichte des Chriſtenthums, der verſchiedenen Phaſen theologiſcher und kirchlicher Syſteme, der Beziehungen, die im Laufe der Zeit zwiſchen den Inſtitutionen einerſeits und den Maſſen der Bevölkerung, dem eigentlichen Zeitgeiſt andererſeits beſtanden haben. Hier wird uns der Weg gezeigt, welcher auf dem Gebiete einiger Hauptfragen der Theologie, der Politik, der Aeſthetik, der Nationalökonomie zu den modernen Ergebniſſen, zu den Inſtitutionen und herrſchenden Anſichten der Neuzeit geführt hat. Für dieſe moderne Bildung, für die Beſtrebungen der allerneueſten Zeit giebt Lecky's Buch ſelbſt einen Maßſtab ab; es kann als ein Barometer in dem Klima der modernen Meinungen gelten.

Man hat es mit Recht Buckle zum Vorwurf gemacht, daß er frühere Zeiten mit dem Maßſtab der modernen Bildung zu meſſen pflegte, daß er über Verkehrtheiten längſtvergangener Jahrhunderte in tendenziöſer, publiciſtiſcher Weiſe den Stab brach, ſtatt ſie objectiv hiſtoriſch im Zuſammenhange mit den Zeitverhältniſſen zu würdigen. Lecky's Urtheile ſind ruhiger, wie von größerer Reife, von einem echt hiſtoriſchen Sinn zeugend. Er preiſt die Errungenſchaften der Jetztzeit, er verabſcheut die Finſterniß und Beſchränktheit in den herrſchenden Anſichten früherer Jahrhunderte,

aber es geschieht das Eine wie das Andere mit einer Gelassenheit, welche auf ein weit höheres Alter des Verfassers schließen lassen könnte. Eine ungewöhnliche Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks zeichnet das Buch aus, eine Wärme spricht aus demselben; mit reichlich strömender Beredsamkeit ebenso sehr wie mit einem gewaltigen Apparat von Kenntnissen plaidirt der jugendliche Verfasser für den Fortschritt, aber er wendet sich nicht verachtend hinweg von den unerfreulichen Erscheinungen der Verfolgungssucht, des religiösen Haders, der kirchlichen Tyrannei früherer Zeiten; wie ein theilnehmender Arzt sucht er die Krankheiten der Gesellschaft, die Ausgeburten unvollkommener geistiger und sittlicher Zustände zu studiren: mit Spannung folgen wir an seiner Hand den langsam aber sicher sich ankündigenden Zeichen der Genesung in den Geistern und Gemüthern der letzten Epochen.

Der Uebersetzer sagt in seiner Vorrede: „Wie Voltaire in seinem Essai sur les moeurs den Faden der Culturgeschichte dort aufnahm, wo ihn Bossuet's Discours sur l'histoire universelle hatte fallen lassen: so möchte ich unser Werk mit dem größten Erzeugniß der neuen Geschichtschreibung, mit Gibbons Geschichte vom Verfall und Untergang des römischen Reichs in Verbindung setzen. Gibbon hatte sich den erschütterndsten Stoff der Weltgeschichte ausgewählt, denn der Fall des Römerreiches war der Fall der Menschheit (?) und er verfolgte ihn bis in die letzten verwitternden Trümmer der alten Weltstadt, bis von Norden her Pfleger einer neuen Bildung gepilgert kamen, um in dem Schutte dieser Trümmer mit liebevoller Theilnahme nach etwa noch vorhandenen Spuren der hier untergegangenen Cultur zu suchen. Wo Gibbons Fall des Römerreichs endet, hebt Lecky's Ursprung der Aufklärung an und bildet sein ebenbürtiges Gegenstück. Ist jenes die größte Tragödie der Geschichtschreibung, so ist dieses die göttliche Komödie in ihr, denn es ist auch ein Weltgericht wie Dante's unsterbliches Dichterwerk und es nimmt auch denselben Gang wie dieses. Es geht von der mit christlichen Scheiterhaufen erleuchteten Hölle der mittelalterlichen Kirche durch das Fegefeuer der Reformationskämpfe zu dem Paradies der Geistesfreiheit fort, das bald nach dem dreißigjährigen Kriege zu dämmern beginnt und sich mit dem achtzehnten Jahrhundert immer sonnenheller aufthut, wo

La gloria di colui, che tutte muove,
Per l'universo penetra, e risplende
In una parte più e mene altrove.

So gleicht unser Werk einem großem Rechnungsabschluß des Liberalismus wo sich wie in einem Brennpunkt alle die zerstreuten Strahlen des immer wachsenden Lichtes versammelt finden, die seit so viel Jahrhunderten das verfinsterte Europa erhellt, erwärmt, belebt und befruchtet haben. Und so sprudelt Allen, die nach diesem Lichte ringen und die in dem abderitischen Geschrei und Geschnatter der Dummheit und der Leidenschaften, das man Weltgeschichte nennt, nicht selten den Muth und die Arme möchten sinken lassen, hier ein unerschöpflicher Quell fester Zuversicht auf den Sieg der Wahrheit."

Bei so umfassenden Stoffen, die der Verfasser behandelt, bei so sicheren und klaren Ergebnissen, die er gewonnen, hat er nicht den Anspruch „Gesetze" in der historischen Welt gefunden zu haben. Ihm genügt die Erkenntniß, daß es einen Fortschritt giebt und zwar einen Fortschritt auf sittlichem Gebiete; ihm genügt die Beobachtung, daß ein solcher Fortschritt sehr langsam und fast unmerklich sich vollzieht; er ist weit davon entfernt diese Ergebnisse für Gesetze zu halten. Ein doch mehr sachliches als theoretisches Bedürfniß hat ihn getrieben sich so tief ernsten, weitschichtigen Studien zu widmen. Er meint nicht das Problem der geschichtlichen Methode gelöst, den Zweck der Geschichtschreibung erschöpft zu haben.

Das Buch tritt wie Buckle's Werk mit einem großen gelehrten Apparat auf. Dem Verfasser sind nicht bloß die Geschichtswerke früherer Zeiten bekannt, sondern auch die wissenschaftliche Literatur anderer Gebiete. Er citirt unzählige theologische, philosophische, staatswissenschaftliche Schriften; er kennt eine Menge halbvergessener oder nur sehr wenig beachteter Bücher, deren Bedeutung er zu würdigen weiß. Er hat unzählige Broschüren und Pamphlete gelesen, welche die Signatur ihrer Zeit, der momentanen Zeitverhältnisse tragen und den besten Maßstab abgeben für die Geistesrichtungen, welche sie vertreten. Er hat die Schriften der Kirchenväter ebenso gründlich durchforscht wie die Werke der Reformatoren; die Aufklärungsliteratur des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ebenso gut wie unzählige Monographieen der letzten Zeit. Nur selten fällt in der Belesenheit des Verfassers eine wesentliche Lücke in die Augen, wie er denn z. B. bei der Geschichte der Hexenprocesse u. dgl. der Schriften des Thomasius nicht erwähnt. In den meisten Fällen ist seine Quellen- und Literaturkenntniß staunenerregend. Er hat eine ausgezeichnete encyclopädische Bildung und ist in der Theologie und in den Staatswissenschaften, in der Aesthetik und Wirthschaftslehre bewandert. Mit Ausführlichkeit handelt

er von den Hexenprocessen, wie von den Judenverfolgungen, von der Geschichte des Theaters und der Malerei, von der theologischen Dogmengeschichte und von der Entwickelung der Kirchenpolizei. Andere Schriftsteller könnten sich Glück dazu wünschen am Abend ihres Lebens so vielseitiges, durch rastlose Arbeit erworbenes Wissen für ein größeres Werk verwenden zu können. Lecky beginnt seine schriftstellerische Laufbahn schon mit einem so mächtigen Capital von Bildung und Kenntnissen.

Lecky hat ebenso wie Buckle ein klares Bewußtsein von der Bedeutung der Naturwissenschaften für die moderne Bildung, von der Wichtigkeit der Entwickelung des Volkswohlstandes für politische und sociale Institutionen. Er betont die Rolle, welche einzelne Denker in der Geschichte spielen und sagt wohl gelegentlich, daß Bacon, Descartes und Locke mehr als alle Anderen ihrer Zeit eine Richtung gegeben hätten. Er weiß den Einfluß zu würdigen, welchen die Entdeckungen der Naturwissenschaften, indem sie das Gebiet des Gesetzlosen und Unbegreiflichen beschränkt haben, auf den ganzen Denkkreis der modernen Menschen übten. Ebenso hoch schätzt er die Wirkung technischer Erfindungen, wenn er u. A. bemerkt, Watt und Stephenson hätten fast ebenso sehr zur Umgestaltung der Meinungen beigetragen wie Luther und Voltaire. Aber der Hauptgegenstand seiner Forschung bleibt stets die Frage, ob die allgemeinen Tendenzen der Civilisation von einer Zunahme oder einer Verringerung von Glück, Tugend und Menschenliebe begleitet gewesen seien. Die Entscheidung dieser Frage zu Gunsten des ethischen Fortschritts durch gewissenhafte Prüfung der historischen Thatsachen, die Geschichte der Meinungen, der Hinweis auf die gewaltige Strecke, welche die Menschheit während der letzten Jahrhunderte auf dem Gebiete der Sittlichkeit zurückgelegt habe, ist das Ergebniß seines Werks. Lecky ist durchaus liberal und wird den Hochkirchlichen fast ebenso bedenklich erschienen sein wie Buckle, aber mit sicherem Bewußtsein ist er ein Idealist, und weiß sich und den Zeitgeist im Gegensatze zum Materialismus und Atheismus.

„Der allgemeine Zug des Zeitgeistes", sagt er, „ist in der Richtung des Rationalismus; es herrscht die Neigung vor den Geist und das sittliche Element des Christenthums zu schützen, aber die dogmatischen Systeme und besonders die Wundergeschichten zu verwerfen ... Ueberall finden wir das Gefühl vorherrschend, die Vertheidigung des Christenthums in der Sicherstellung des Wesens der Religion und nicht in der Vertheidigung ihrer Außenwerke zu sehen. Die Religion soll ihren Beweisen

und ihrem Wesen nach für eine mehr dem sittlichen als dem intellectuellen Theile der menschlichen Natur zugehörige Angelegenheit gelten. Glaube und nicht Vernunft ist ihm Grundlage, aber dieser Glaube ist eine Art sittlicher Erkenntniß. Der Götzendienst des Dogmas schwindet dahin; das Christenthum, befreit von dem Sectengeiste und der Unduldsamkeit, die es entstellt haben, wird durch seinen eigenthümlichen Glanz leuchten und, erhaben über die ganze Atmosphäre der Streitigkeiten, wird es die ihm gebührende Stellung als ein Ideal und nicht als ein System, als ein Charaktertypus und nicht als ein Bekenntniß einnehmen."

„Wenn das wahres Christenthum ist," sagt er ein andermal, „mit leidenschaftlicher Liebe in die dunkeln Stätten des Elends und Lasters niederzusteigen und jeden Erdstrich mit dem befruchtenden Strom einer beinahe grenzenlosen Mildthätigkeit zu tränken, und alle Abtheilungen der Menschheit in den Kreis eines starken und kräftigen Mitgefühls einzuschließen; wenn das wahres Christenthum ist, die Scheidewände einzureißen oder zu schwächen, welche Klasse von Klasse, Volk von Volk getrennt haben, den Krieg seiner rauhesten Bestandtheile zu entledigen und die Erkenntniß der wesentlichen Gleichheit und echten Brüderlichkeit über alle zufälligen Ungleichheiten zur Herrschaft zu bringen; wenn das vor Allem wahres Christenthum ist, eine Liebe zur Wahrheit um ihrer selbst willen, einen Geist der Aufrichtigkeit und Duldung gegen Alle ohne Unterschied zu pflegen — wenn dies die Zeichen eines wahren und gesunden Christenthums sind, dann war es seit den Tagen der Apostel nie so lebendig wie in der Gegenwart und der Verfall der dogmatischen Systeme und des geistlichen Einflusses war das Maß, wo nicht die Ursache seines Fortschritts."

Sehr beredt tritt Lecky der Behauptung entgegen, daß durch eine Schwächung des Dogmas, durch den Kampf der Wissenschaft gegen den Wunderglauben das Argument vom Weltplan zerstört würde und daß man auf diesem Wege bei der „Leugnung einer höchsten Intelligenz" anlangen müsse. Er sagt: „daß die Materie vom Geist regiert wird, daß alle Schöpfungen und Gestaltungen der Welt Erzeugnisse der Intelligenz sind, das sind ganz fest stehende Lehrsätze, mögen wir diese Schöpfungen für die Ergebnisse eines einzelnen, augenblicklichen Willensactes oder einer langsamen zusammenhängenden und geregelten Entwickelung ansehen. Die Beweise von einer coordinirenden und combinirenden Intelligenz bleiben beide unberührt und kann kein denkbarer Fortschritt der Wissenschaft in dieser Richtung sie ändern ... Die Bewegung der

Himmelskörper wird auf ihre Schwerkraft zurückgeführt, aber die Schwerkraft ſelbſt iſt nicht erklärt. Warum Körper einander anziehen wiſſen wir nicht und werden es auch vielleicht nie wiſſen ... Was das Leben und ſeine ſchließliche Urſache iſt, ſind wir ganz und gar außer Stande zu ſagen. Wir ſind unfähig das Daſein des kleinſten Inſects, das Wachsthum der niedrigſten Pflanze zu erklären. Wir wiſſen nichts oder beinahe nichts von den Beziehungen des Geiſtes zur Materie ... Zu behaupten der Fortſchritt der Naturwiſſenſchaften verdränge den Begriff einer erſten Urſache aus der Schöpfung, weil er natürliche Erklärungen an die Hand giebt, heißt die Sphäre und die Grenzen vollkommen verkennen, auf welche er beſchränkt iſt.“ Dagegen ſtellt Lecky den Satz auf, die Naturwiſſenſchaften hätten, indem ſie die Gottheit mehr mit dem Normalen als mit dem Abnormen in Verbindung bringen lehrten, indem ſie dem Unglück den Charakter der Strafe genommen hätten, die Beweiſe für das göttliche Wohlwollen unberechenbar vervielfältigt. — Er weiſt hin auf den wohlthätigen Einfluß, den die Wiſſenſchaft auf die Sittlichkeit übe. Jedes vermehrte Wiſſen, ſagt er, bewirkt eine vermehrte geiſtige Fähigkeit und jedes Wiſſensgebiet umfaßt nicht bloß eine beſondere Art der Belehrung, ſondern erzeugt auch eine beſondere Form und Richtung des Urtheils. Mit Stolz weiſt er hin auf die Liebe zur Wahrheit, eine Tugend, welche nur höheren Civiliſationen angehöre und welche noch nie in dem Umfange wie in der letzten Zeit zur Verwirklichung gelangt ſei. Frühere Zeiten, ſagt er, zeigten ein Streben nach Tugend um des Lohnes willen, ſpäter ein ſolches Streben um der Tugend ſelbſt willen. Statt in der Abſchwächung des Dogmas einen Verfall des Chriſtenthums zu erblicken, nennt er das Chriſtenthum als das einzige Beiſpiel einer Religion, welche von der Civiliſation nicht geſchwächt worden ſei. Aus der Geſchichte der Aufklärung hat er gelernt, daß dieſelbe ebenſo eine Geſchichte der ſittlichen wie der intellectuellen Entwickelung ſei. Und für den ſittlichen Typus des Chriſtenthums tritt er gegen diejenigen in die Schranken, welche behauptet hatten, die Sittlichkeit des Chriſtenthums habe nichts Eigenthümliches: die wahre Originalität eines Syſtems der Sittenlehre, ſagt er, beruhe nicht ſo ſehr auf ſeinen Beſtandtheilen als auf der Art, wie ſie in ein Ganzes verſchmolzen ſeien, auf dem Charaktervorbild, das dadurch gebildet würde. In der Geſchichte des Chriſtenthums ſieht er eine Erfüllung deſſelben; er zeigt wie das eigentliche Chriſtenthum dadurch unberührt bleibe, daß die Dogmen früherer Zeiten verſchwunden, welche mit unſerm

ſittlichen Gefühl unverträglich ſeien, daß Ceremonien, welche ohne dem Gewiſſen entgegen zu ſein, wenigſtens ganz jenſeits ſeiner Sphäre lägen, ihren Einfluß verlören und daß mehr und mehr der Sinn für das Rechte als das Hauptmotiv der Tugend an die Stelle der Furcht vor der Strafe trete. „Daß das Chriſtenthum", ſo ſchließt er ſeinen Abſchnitt über die äſthetiſche, wiſſenſchaftliche und ſittliche Entwickelung der Aufklärung, „dazu beſtimmt war, Wohlwollen, Liebe und Mitgefühl zu erzeugen iſt ſicherer, als daß irgend ein beſonderes Dogma ihm weſentlich ſei, und wir haben daher in der Zunahme dieſer ſittlichen Geſinnungen den ſtärkſten Beweis für den Sieg der Ideen ſeines Stifters."

So die Hauptgedanken in Lecky's Buche. Wir weiſen in dem Folgenden in Kürze auf einzelne Ausführungen hin.

Man könnte Lecky's Buch auch eine Geſchichte der Verweltlichung nennen, wie er denn auch einen Abſchnitt deſſelben „die Säculariſation der Politik" betitelt. Er betrachtet die Verweltlichung der Wiſſenſchaft und Kunſt, der Induſtrie und des Staatslebens. Die allergrößte Aufmerkſamkeit widmet er der Geſchichte der Herrſchaft der vorzugsweiſe dogmatiſchen, theologiſchen Weltanſchauung und dem Jahrhunderte lang ſich fortſetzenden Proceß der allmählichen Abſchwächung des Dogmas. Er zeigt, wie zu gewiſſen Zeiten der Wunderglaube eine für unſere moderne Bildung ſchwer begreifliche Intenſität erlangte und wie derſelbe allmählich ſchwand. Er beobachtet den völligen Mangel an Skepticismus, welcher ſchwere Verirrungen in dem intellectuellen und ſittlichen Leben der Menſchheit herbeiführte, und wie ſodann der Skepticismus auftritt und ſegensreiche Früchte trägt nicht bloß für die geiſtige Bildung, ſondern auch für die Sittlichkeit. Er ſtudirt die Ueberſpanntheit und wiſſenſchaftliche Beſchränktheit der herrſchenden religiöſen Anſchauungen des Mittelalters, er zeigt wie verſchieden zu verſchiedenen Zeiten der Grad der Verehrung der ſpeculativen Dogmen und rituellen Bräuche geweſen ſei, wie unzählige Ritualien im Mittelalter, z. B. das Verbot des Fleiſcheſſens an Feſttagen bei Todesſtrafe, keine Beziehung hätten zur Sittenlehre, wie zu gewiſſen Zeiten dogmatiſche Fragen, wie die von der doppelten Ausſtrahlung des heiligen Geiſtes, von dem richtigen Oſterfeſttag, von der Natur des Lichts auf dem Berge Tabor, für wichtiger gehalten worden ſeien als die eigentlichen Grundſätze des Chriſtenthums. Der geiſtige Despotismus der mittelalterlichen Kirche erzeugte einen beſtändigen Widerſtreit zwiſchen den dogmatiſchen und ſittlichen Elementen des Religionsſyſtems. Die große

Aufmerkſamkeit, welche den Dogmen z. B. in Schottland und in Schweden zugewendet wurde, hat in dieſen Ländern keine höhere Sittlichkeit erzeugt. Die Vergleichung der Sittlichkeitsſtatiſtik dieſer Länder mit der der Schweiz, wo eine größere Gleichgültigkeit gegen die Dogmen herrſchte, zeigt, daß die Schweiz im Vortheil ſei. Dagegen iſt bei ſtarrem Feſthalten am Dogma die pia fraus, die Beſchränkung der Liebe zur Wahrheit, die ſyſtematiſche Vernichtung des Ernſtes der freien Forſchung eine chroniſche Krankheit im Sittlichkeitsleben der Menſchen.

Im erſten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung gab es keine Theologie, kein Syſtem von Dogmen, wie daſſelbe ſich ſpäter entwickelte. Mit dieſem Syſtem wuchs der Eifer der Verfolgung und erreichte ſeinen Höhepunkt als der Katholicismus nicht mehr in völliger Uebereinſtimmung war mit den religiöſen Bedürfniſſen Europas. Dieſe Uebereinſtimmung war vorübergehend. Sie konnte nicht erhalten werden durch Unterdrückung jedes kritiſchen Geiſtes, durch vollſtändige Lähmung aller ſpeculativen Geiſteskräfte. Der chriſtliche Verfolgungseifer war ſchon gewaltig im vierten Jahrhundert, ſo daß der Kaiſer Julian von den Theologen ſagte: „Die wilden Thiere ſind nicht ſo grauſam wie dieſe Chriſten," während man im erſten Jahrhundert von den Bekennern der neuen Lehre geſagt hatte: „Seht, wie dieſe Chriſten einander lieben". In den erſten Jahrhunderten des Mittelalters ruhte die Verfolgung, aber dann trat im Laufe des zwölften Jahrhunderts ein Wechſel ein. Am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erfolgt dann die Gründung der Inquiſition, die Niedermetzelung der Albigenſer; 1215 verpflichtet das Lateranconcil alle Herrſcher zu dem Eide, die Ketzer auszurotten. Die Kirche zog, wie ſchon im vierten Jahrhundert, die weltliche Macht herbei; die Beiziehung der Religion zum Staat wurde aus dem Beiſpiel des alten Teſtaments hergeleitet; die jüdiſche Kirche war in dieſer Beziehung das Vorbild der chriſtlichen: man richtete ſich nach dem levitiſchen Geſetzbuch, dem erſten Codex der religiöſen Verfolgung. Auf Auguſtinus, ſagt Lecky, ruhe der Fluch der Verantwortung für die religiöſe Verfolgung mehr noch wie auf Dominicus und Innocenz. Wie damals wenige Jahre des Eifers genügten, um das Heidenthum als beſonderes Syſtem im Kaiſerreiche erlöſchen zu machen, ſo feierte vom dreizehnten Jahrhundert an die Kirche wiederum Triumphe, indem ſie ſich mit der weltlichen Macht gegen die Ketzer verbündete. Die Macht der Einmiſchung der Regierung war weit wirkſamer für die

Verbreitung gewisser theologischer Satzungen als polemische Erörterung.*) Ebenso wie die Verfolgung das Christenthum in Japan ausgerottet hat, so knickte sie die Hoffnung der Albigenser und tilgte sie jede Spur des Protestantismus in Spanien. Frankreichs Katholicität rührt von der Bartholomäusnacht und der Aufhebung des Edicts von Nantes her. Zur Zeit der Toleranzacte in England betrug die Zahl der Dissenters $^1/_{33}$ der Bevölkerung. Kaum ein Jahrhundert später war sie auf $^1/_4$ angewachsen. So viel vermag die Gesetzgebung und Verwaltung in Bezug auf kirchliche Fragen. In den katholischen Ländern war der klerikale Einfluß stärker als in protestantischen; in den ersteren wüthete die Inquisition, welche 21,000 Personen dem Flammentode überlieferte und 29,000 andere zu minder harten Strafen verurtheilte. Ihre Opfer waren meist Männer von jugendlicher Begeisterung: alle Uebrigen glaubten an die Ewigkeit der Qualen, welche die Hingerichteten im Jenseits würden auszustehen haben. Man vergegenwärtige sich die Leiden der Angehörigen, der Mütter, Weiber, Schwestern und Kinder der Ketzer, welche mit einem Schandfleck zurückblieben, der sie von allem Wohlwollen, von aller Sympathie auszuschließen pflegte. Nur Kinder, welche ihre ketzerischen Eltern verriethen, erhielten ihr Erbtheil. Es war eine Verschwörung gegen die Sittlichkeit, wie gegen die Entwickelung des menschlichen Geistes, gegen den Fortschritt unparteiischer und ungehemmter Forschung. Diejenigen, welche in den allermeisten Fällen bei ihrer Hinrichtung bewiesen, daß sie mit den erhabensten und heldenmüthigsten Tugenden ausgerüstet waren, ertrugen unverdiente Leiden, wie sie in keiner andern Religion in dem Umfange vorgekommen sind als in der christlichen im Namen ihres Stifters geschah, und doch hatte gerade er gesagt: „Daran sollen Alle erkennen, daß Ihr meine Jünger seid, daß Ihr Euch unter einander liebet."

An einzelnen bedeutenden Beispielen zeigt Lecky, wie die streng dogmatische Richtung im Wesen der Kirche und der Theologie im innigsten Verein stand mit dem Wunderglauben des Mittelalters. Sein Abschnitt über die Magie und Hexerei gehört unstreitig zu dem Anziehendsten, was über dieses Capitel der Sittengeschichte geschrieben worden ist. Allmählich

*) „Millionen von Katholiken und Protestanten würden zur Stunde ohne Zwangsgesetze ihren Glauben sogleich von sich werfen. Es giebt kaum ein Land, in welchem der herrschende Glaube nicht einer längst vergangenen Gesetzgebung zuzuschreiben wäre," sagt Lecky. II. S. 8.

kamen die Menschen zu dem Glauben an Hexerei und allmählich kamen sie dazu ihn für abgeschmackt anzusehen. Letzteres geschah zuerst bei denen, welche am wenigsten theologischen Einflüssen ausgesetzt waren, dann bei den gebildeten Laien, zuletzt bei den Geistlichen. Dem Glauben an Magie und Hexerei im Volke entsprachen als Rivalsystem die Begriffe der mittelalterlichen Theologie. Gegen die Wirkungen der Zauberei glaubte man mit den talismanischen Wirkungen des Weihwassers u. dgl. m. helfen zu können. Die Geistlichkeit aber vermehrte die Talismane in's Unendliche. Heilige erzeugten früher mit derselben Leichtigkeit Regen, wie später die Hexen. Heidnischer Glaube trat in die christlichen Dogmen über und mit fast jedem Theile des römisch-katholischen Glaubens vermischten sich Spuren des Heidenthums. Man vernichtete das Heidenthum wohl äußerlich, aber die Glaubensbestandtheile desselben erhielten sich, wenn auch unter neuem Namen. Der Glaube, daß das um den Hals gehängte Evangelium Johannis, ein Rosenkranz, eine Reliquie genüge, um die Anstrengungen der Bosheit des Teufels zu vernichten, ist im Wesentlichen nicht verschieden von den fratzenhaften Ceremonien der Hexen im Macbeth, welche dem alten Heidenthum entlehnt, zur Zeit Shakespeares noch nicht so unwirklich erschienen als jetzt. Wenn bei den Franken, als Fredegundens Sohn starb, viele Weiber als Hexen zu Tode gefoltert wurden, so ist es im Wesentlichen dasselbe, wie wenn Thomas von Aquino im dreizehnten Jahrhundert die Ueberzeugung aussprach, daß Krankheiten und Ungewitter nur vom Teufel herrührten, welcher Menschen durch die Luft tragen könne, ganz ebenso wie die Hexen beim Hexensabbath durch die Luft fliegen, oder wenn noch am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts der Abbé Fiard ein Werk herausgab, worin er nachwies, daß die Philosophen und die Revolutionäre des letzten Jahrhunderts die Repräsentanten der alten Zauberei wären, daß sie unter der directen Eingebung des Satans handelten, daß die Kuren Meßmers oder Cagliostros, ebenso wie namentlich die Bauchrednerei der übernatürlichen Wirksamkeit des Teufels zugeschrieben werden müßten. Wie unter Constantius die Magier gefoltert und gekreuzigt wurden und wie man damals ihnen, wenn sie leugneten, das Fleisch mit Haken von den Knochen riß, so weist in England noch im sechszehnten Jahrhundert der Erzbischof Cranmer die Geistlichen an den Zaubermitteln nachzuspüren, und so wurde, obgleich die Tortur in England ungesetzlich war, unter Jacob I. der Doctor Fime beschuldigt den Sturm verursacht zu haben, welcher die Ueberfahrt des Königs aus Norwegen erschwerte;

in Gegenwart des Königs, den man den „weiseſten Narren in Europa“ genannt hat, ſolterte man den Angeklagten, indem man ſeine Beinknochen in kleine Stücke zerbrach.

Welche ungeheure Verbreitung der Glaube an die Magie und die Hexen hatte, zeigte der Umſtand, daß ſelbſt Männer wie Gerſon dieſen Glauben theilten und ein ſo angeſehener und genialer Gelehrter wie Bodin den in Betreff dieſes Punktes auftretenden Skepticismus zu bekämpfen ſuchte. Luthers Leichtgläubigkeit für das Teufelsweſen iſt bekannt. Leugnete Jemand die Kraft des Teufels, ſo verwies man ihn auf die Bibel und damit war jede Discuſſion abgeſchnitten. Man glaubte ſo lange an Hexerei, bis der bibliſche Beweis davon in Frage geſtellt wurde. Der Unglaube in Betreff der Hexen war ein Merkmal des Skepticismus im ſiebenzehnten Jahrhundert. Aber ſowohl in proteſtantiſchen als in katholiſchen Ländern wurden gleichzeitig noch Hexen verbrannt. War auch der Aberglaube in England weniger ſtark verbreitet als auf dem Feſtlande, ſo kommen doch von den mehreren Tauſend zum Feuertod verurtheilter und hingerichteter Hexen etwa 140 auf England, und insbeſondere zur Zeit der Republik wurden in England mehr Hexen verbrannt als vor- und nachdem, was als ein Ergebniß der ſtreng dogmatiſchen Richtung der puritaniſchen Lehre angeſehen werden kann. Die Hexerei war eben, wie Lecky ſagt, nicht das Ergebniß vereinzelter Umſtände, ſondern die Folge einer Denkungsart, einer beſtimmten geiſtigen Temperatur, welche auf gewiſſe theologiſche Lehrſätze wirkte. Inmitten der Unwiſſenheit einer früheren Civiliſation entſtanden, wurde ſie durch einen theologiſchen Kampf, welcher Terrorismus und Leichtgläubigkeit vereinigte, zu einem kräftigen Leben geſtärkt, und verſchwand dann allmählich unter dem Einfluß jener großen rationaliſtiſchen Bewegung, welche ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert von allen Seiten auf die Theologie eindrang. Der Umſchlag der Meinungen erfolgt langſam aber ſicher. In einer Periode finden wir Alle geneigt an Hexen zu glauben; in einer ſpäteren finden wir dieſe Neigung ſtillſchweigend aufgegeben.

Die Gedankenrichtung, welche wir in ſolchen Erſcheinungen wahrnehmen, iſt, wie Lecky bemerkt, ſo weit von der unſeren entfernt, daß wir ſie nur durch ſtarke Anſtrengung der Einbildungskraft begreifen können. Die Fälle von Hexerei ſind ſo vielfach überliefert, ſo gut bezeugt, daß wenn wir die Hexerei überhaupt für wahrſcheinlich hielten, der hundertſte Theil der Zeugniſſe, die wir darüber beſitzen, genügte, ſie außer Zweifel zu ſtellen. Aber es dauerte lange, ehe es gelang das Uebel zum Weichen zu bringen,

und nur der Skepticismus nicht der Terrorismus war das richtige Mittel die Hexerei auszurotten. Aber in jenen Zeiten war eben die Nachfrage nach Wundern grenzenlos: das Angebot suchte ihr zu entsprechen. In einer Zeit, wo Fische sich zum Ufer drängten, um den heiligen Antonius predigen zu hören, wo der heil. Antonius während einer Messe drei Stunden lang ohnmächtig, bei seinem Erwachen aussagte, er habe in Tours bei dem Leichenbegängniß des heil. Martin ministrirt — eine Angabe, die in wenigen Tagen bestätigt wurde; wo der heil. Augustinus 70 Wunder des heil. Stephan aufzählte, darunter 5 Todtenerweckungen; in einer Zeit, wo man bei dem Kanonisiren jedes Heiligen Beweise für die Wunder beibrachte, die er gethan haben sollte — galt Vieles für möglich, was später, als der Fortschritt der Civilisation eine Stimmung und Richtung der Gedanken erzeugt hatte, welche die Menschen mit Widerwillen sich von den Wundern lossagen machte, unmöglich erschien. Die Kirchenväter glaubten an die Wunder, die zu ihrer Zeit geschehen sein sollten; der Glaube an Ordalien, an die christlichen Talismane, an die Heiligkeit des Wassers (daher die Schwimmprobe bei den Hexenprocessen) in späteren Zeiten, zeigen, daß das Auftreten der Skepsis sich Jahrhunderte lang verzögerte; auch jetzt noch glauben Katholiken, welche mit Hohn eine Wundergeschichte, die zu ihrer Zeit geschehen sein soll, verwerfen, an die Thatsächlichkeit der Wunder von mittelalterlichen Heiligen. Aber die Welt ist denn doch um ein gewaltiges Stück weiter. „Der Fetischismus erbleicht zum Anthromorphismus." Ein Beispiel solchen Fortschritts bietet die Vergötterung der Jungfrau, welche wie Lecky zeigt, mit den Erinnerungen an die altägyptischen Vorstellungen der Nacht als Mutter des Tages und aller Dinge, an Isis, an Latona, an Flora und Cybele verbunden, doch zu einem höheren, reineren Ideal ausgeprägt wird, und überaus heilsamen Einfluß geübt hat.

Die Ansicht, daß man bei der Theologie Vernunft anwenden müsse, war dem Mittelalter fremd. Der Glaube war der Gegensatz des Zweifels und des Geistes des Zweifels. Es war eine Anomalie, wenn der heil. Agobard, Erzbischof von Lyon, im neunten Jahrhundert schon die Thorheit derer aufdeckte, welche Hagel und Donner übernatürlichen Mächten zuschrieben, wenn er die volksthümlichen Vorstellungen von der Epilepsie abschwächte, die Lächerlichkeit der Gottesurtheile bloßlegte und die Bilderverehrung als Götzendienst anklagte. — Um mehrere Jahrhunderte später, auch im Reformationszeitalter selbst, welcher doch einen Skepticismus hervorrief,

begegnen wir immer noch dem Festhalten am äußerlichen Dogma. Ja gerade damals erregte jede spitzfindige Erklärung des Dogmas vom Abendmahl mehr Interesse als die großen Fragen der Sittlichkeit. Als Servede um seiner abweichenden Meinungen über die Dreieinigkeit willen in Genf verbrannt worden war, billigten sogar Männer wie Melanchthon, Farel und Beza, eine solche Strenge. Als Joh. Weier in seinem 1563 erschienenen Buche, de praestigiis Daemonorum, für die Hexen in die Schranken trat, indem er behauptete sie litten unter den Täuschungen des Teufels, suchte Bodin ihn zu widerlegen, wobei er die Hölle als von 7,405,926 Teufeln bevölkert schilderte, und in Weier's Buche eine Gotteslästerung erblickte. Als Zwingli die Lehre, daß die Seligkeit nur in der Kirche möglich sei, verwarf, zweifelte Luther an der Möglichkeit der Seligkeit Zwingli's und später noch entsetzte sich Bossuet darüber, daß Zwingli die Hoffnung ausgesprochen hatte, Socrates, Aristides, Scipio u. s. w. zugleich mit Abraham in Gegenwart Gottes zu sehen. — Castellio, der die Hinrichtung Servedes tadelte und als der erste Vorfechter vollständiger Religionsfreiheit angesehen werden kann, der zuerst die Ansicht aussprach, daß das Hohelied Salomonis einfach ein jüdisches Liebesgedicht sei, ward für solche Kühnheit aus Genf vertrieben. In Basel, wohin er sich hierauf begab, lehrte er, daß die Dogmen dazu da seien den Menschen zu bessern und daß daher diejenigen Dogmen, welche nicht dazu beitrügen, gleichgültig seien. Er behauptete: die Fragen über die Dreieinigkeit, die Vorherbestimmung und die Sacramente seien in große, fast undurchdringliche Unklarheit gehüllt, sie hätten keinen moralischen Einfluß und daher brauche man sich nicht lange bei ihnen aufzuhalten; über den Unterschied von Gesetz und Evangelium zu streiten, sei dasselbe, als wenn ein Mensch darum stritte, ob ein Prinz zu Pferde oder zu Wagen, in Weiß oder in Roth ankommen würde. Im Hinblick auf die Hinrichtungen von Ketzern meinte er, man könne wahrhaftig glauben, Christus sei eine Art Moloch oder eine andere derartige Gottheit, der Menschenopfer lieb seien. Aber solche Freisinnigkeit zog dem Castellio den allgemeinen Haß zu. Er starb arm und fast verhungert, nachdem er die letzte Zeit seines Lebens in der Freundschaft mit dem ebenso aufgeklärten Socinus einigen Trost gefunden hatte. Montaigne gedenkt seines Todes als einer Schande für die Menschheit.

Der Geist des Protestantismus war sehr unduldsam. Mochte sich auch Erasmus bemühen die Verfolgung zu mildern, mochte auch Thomas Morus in seiner Magie die Toleranz verherrlichen, dennoch gab es im

ſechszehnten Jahrhundert bei den Proteſtanten kein Beiſpiel nachdrücklicher Befürwortung der Toleranz, das nicht von allen Theilen der Geiſtlichkeit gehäſſig und allgemein denuncirt wurde. Die Verfolgung machte bei den erſten Proteſtanten eine beſtimmte Lehre aus. Die religiöſe Freiheit hat dem Proteſtantismus als einem dogmatiſchen Syſtem wenig zu danken. Aber mittelbar war der Einfluß des Proteſtantismus doch wohlthätig, indem der Reformation das Auftreten des rationaliſtiſchen Geiſtes zu danken iſt, der ſchließlich die Verfolgung aufhielt.

Seit der Reformation neigte ſich die Theologie mehr den Fragen der Sittlichkeit zu, trat eine Verringerung der Bedeutung der Geiſtlichkeit, die Verweltlichung des europäiſchen Geiſtes ein, welche das Merkmal der modernen Civiliſation iſt. — Langſam begann der menſchliche Geiſt ſich von den Irrthümern loszumachen. Montaigne, der erſte große Repräſentant der modernen Aufklärung, von welchem die rationaliſtiſche Schule datirt, trat zuerſt dem Aberglauben entgegen, indem er der Einbildungskraft zuſchrieb, was die Orthodoxen dem Teufel zuſchrieben, indem er behauptete, es ſei viel wahrſcheinlicher, daß unſere Sinne uns täuſchten als daß ein altes Weib auf einem Beſenſtiel den Schornſtein hinauffahre, und daß überhaupt die Hexerei höchſt unwahrſcheinlich ſei. Ebenſo erklärte Cherron bald nach Montaigne das Hexenweſen für durchaus unwahrſcheinlich. Bald wuchs die Zahl der Gegner des orthodoxen Glaubens, die ſich vereinigten, um die Hexerei in Verruf zu bringen. Glanvil unterſuchte die Glaubwürdigkeit des Wunderbaren, ſchrieb „über die antifanatiſche Religion und die freie Philoſophie.“ Während noch zur Reſtaurationszeit in England der Glaube an Hexen bei den Ungebildeten allgemein war, ſuchten ſchon einzelne Gelehrte ſelbſt die Beiſpiele von Beſeſſenheit in der Bibel als Fälle der Epilepſie zu erklären, und bemühten ſich einzelne Prediger zu zeigen, daß das Chriſtenthum mit der Vernunft im Einklang ſtehe. Mochten auch Männer wie Newton ſich ſehr vorſichtig über die Wunder ausſprechen, ſo machte ſich der Einfluß der Naturwiſſenſchaften auf den Wunderglauben als ein dieſen ſchwächender geltend. Die theologiſchen Vorſtellungen konnten ſich einem ſolchen Einfluß nicht entziehen, wie denn die aſtronomiſche Entdeckung, daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls ſei, modificirend auf manche theologiſche Vorſtellungen wirken mußte und ja auch noch in der allerletzten Zeit Gegenſtand ſehr lebhafter Controverſe geweſen iſt. Bald kam die Zeit, wo wenigſtens in den höhern Geſellſchaftskreiſen jede Anekdote von der Einwirkung des Teufels verlacht wurde und Voltaire

die Bemerkung machte, daß die Hexen in Frankreich ſeltener geworden wären, ſeit es dort Philoſophen gebe. Indem Bacon unabläſſig aufforderte die Theorien mit den Thatſachen zu confrontiren, indem eine geſteigerte Unduldſamkeit gegen das Falſche und geſteigerter Argwohn gegen das Zweifelhafte Platz griffen, ward der Geiſt der Wahrheit verbreitet. Man gewöhnte ſich an's Gewiſſen zu appelliren. Inſtinctmäßig und faſt unbewußt beurtheilten allmählich die Menſchen die Lehren nach ihrem intuitiven Rechtsgefühl. So verſchwand der Glaube an Hexen, an die Verdammniß der ungetauften Kinder, an die ausſchließliche Seligkeit innerhalb eines Bekenntniſſes, an die Prädeſtination u. ſ. f. Man lehrte ſeit Montaigne die Schuldloſigkeit des Irrthums und die Gottloſigkeit der Verfolgung. Harrington, Milton und Taylor handelten Alle von der Toleranz. Milton ſagte, daß alle dogmatiſchen Unterſchiede zwiſchen den Secten nur Dinge betreffen, welche die Seligkeit nicht berühren. Das Quäkerthum behauptete die Unwirkſamkeit religiöſer Ceremonien. Die Toleranzacte wurde die Magna Charta der religiöſen Freiheit in England. Die Freidenker ſagten ſich von vielen Traditionen los. Der Proteſtantismus mußte darauf bedacht ſein ſich mit der Aufklärung zu verſchmelzen; es mußte ſich zeigen, in wie weit eine Vereinigung der kühnſten Speculationen mit dem proteſtantiſchen Gottesdienſte ſich verwirklichen ließe. Es galt zu zeigen, daß man tolerant und proteſtantiſch zugleich ſein könne. Als in Schweden vor einigen Jahren ſechs Frauen, die zum römiſch-katholiſchen Glauben übergegangen waren, außer Landes verwieſen wurden, proteſtirte der Erzbiſchof von Canterbury gegen dieſen Act als eine Verletzung der Grundſätze der Proteſtantismus. War bis zum ſiebenzehnten Jahrhundert jede Anſtrengung der Philoſophie als Sünde gebrandmarkt, waren unſittliche Handlungen als Tugenden eingeſchärft worden, ſo änderte ſich dies ſehr weſentlich ſeit den Zeiten der Freidenker und der Aufklärungsliteratur in England und Frankreich. Die Verfolgung der Ketzer war wenigſtens milder geworden. Erſt hatte man die Ketzer verbrannt, dann ſie durch allerlei Strafgeſetze zu erdrücken geſucht; ſpäter begnügte man ſich ſie von Würden und Einkünften auszuſchließen; und heutzutage hat man ſich gewöhnt die Menſchen überhaupt nicht nach ihrem Glauben zu beurtheilen. Nach Voltaire erſchien die Verfolgung nicht bloß als verbrecheriſch, ſondern auch als verächtlich. Seitdem ſucht ſie ſich wenigſtens einigermaßen vor der Beobachtung zu verbergen. Auf den Univerſitäten wurden Glieder aller Bekenntniſſe zugelaſſen. Andere ſociale Reformen erleichterten derartige

Maßregeln. Männer der verſchiedenſten Bildungsgrade begannen für die Toleranz zu kämpfen. Der Bekenntnißglaube ſuchte den Bedürfniſſen der Zeit gerecht zu werden, und die Ueberzeugung, daß die Forſchung nach Wahrheit den Gott der Wahrheit nie beleidigen könne, gewann mehr und mehr Anhänger. Die Lehre von der Strafbarkeit des Irrthums ward vergeſſen.

Auf dieſe und ähnliche Thatſachen hinweiſend, tritt Lecky für den vielverſchrienen Rationalismus in die Schranken. Der Rationalismus, ſagt er, erhebt das Gewiſſen als religiöſes Organ in die höchſte entſcheidende Stellung. Er ſchließt die Religion aus dem allgemeinen Geſetz des Fortſchritts nicht aus. Weil aber die erſte Bethätigung des Rationalismus darin beſtand, die bibliſchen Wunder wegzuerklären, ſo glauben Viele, daß der Rationalismus eben nur in dem Letzteren ſeine Aufgabe erblicke. Sehr beachtenswerth iſt Lecky's Bemerkung: der Proteſtantismus habe früher höher als der Katholicismus geſtanden, jedoch habe ſich dieſes Verhältniß inſofern geändert, als von denjenigen, die ſich von den Lehren und Bräuchen des Katholicismus losgeſagt hätten, nicht viele eigentliche Proteſtanten geworden ſeien. Die proteſtantiſchen Secten hätten, meint Lecky, durch den Verfall des alten Rivalen nichts gewonnen: was der Katholicismus verliere, gewinne der Rationalismus; auch in den katholiſchen Ländern herrſche die rationaliſtiſche Denkweiſe vor, welche die Geiſtlichkeit mit Unrecht als die Religion umſtürzend darzuſtellen ſuche. Mit Unrecht erkläre man die Doctrin für unchriſtlich, die Religion könne die Beſtimmung haben, eine Reihe von Entwickelungsſtufen durchzumachen; es ſei zu verwundern, daß die Idealkirche immer als in der Vergangenheit liegend gedacht werde und daß ihre Unveränderlichkeit als Bedingung ihres Lebens gelten ſolle. Lecky ſagt u. A.:

„Ein in die Theologie verſenktes Zeitalter wird Alles nach einem theologiſchen, ein weltliches Zeitalter Alles nach einem rationaliſtiſchen Standpunkte beurtheilen..... Von Geſchlecht zu Geſchlecht verkleinert ſich das Gebiet des Wunderbaren und der Kreis des Skepticismus erweitert ſich.... Die Stellung der Wunder in den Syſtemen der Theologie iſt durch den Einfluß des Rationalismus verändert. Das Anſehen und die Farbe der Religion iſt verändert. Es war gottlos zu forſchen; jetzt betrachtet man das Chriſtenthum als ein Syſtem, das die ſtrengſte Unterſuchung herausfordert.... Dieſe Bewegung iſt eine der unzweifelhafteſten, allgemeinſten Bewegungen in der Geſchichte."

„Die Zeit der Sectenstifter", sagt er ein andermal, „ist vorbei.... Die einzigen Bewegungen, die im schwächsten Grade den Zauber der Secten des sechszehnten Jahrhunderts noch ausüben, sind demokratische und philanthropische Anstrengungen, wie diejenigen S. Simon's oder Mazzini's. Alle großen Fragen, welche Europa durchzucken, stehen jetzt mit den Rechten der Nationalität, dem Fortschritt der Demokratie oder dem Werth der Arbeit im Zusammenhange. Diese sind jetzt an die Stelle der dogmatischen Fragen getreten u. s. w."

Es ist wunderbar, wie bei dem Vorherrschen des Dogmas die Wissenschaft trotz aller Hindernisse hat aufblühen können. Jede Art Neuerung wurde für ein Verbrechen gehalten. Ein theologisches System lag wie ein Alp auf der Christenheit. Sehr allmählich befreite sich die Chemie von der Alchymie, die Astronomie von der Alchymie. Die Astronomie bewies, daß unsere Erde nur ein kleiner Bruchtheil der Schöpfung sei. Diese Entdeckung war auch ethisch wichtig: die Erde brauchte demnach auch nicht der Mittelpunkt der sittlichen Weltplane zu sein. An die Stelle der übernatürlichen Vermittelung trat der Begriff des Gesetzes. Weil der Mensch außer Stande war, den Würfelfall zu berechnen, glaubte man, daß dieser durch jedesmalige göttliche Dazwischenkunft bestimmt werde, und das Looswerfen wurde ein Lieblingsmittel, sich der Gottheit zu nähern. So lange man abnorme Naturerscheinungen für die unmittelbaren Thaten der Gottheit hielt, wurden alle Versuche, sie wissenschaftlich zu erklären, unterdrückt. Alles änderte sich nach dem Auftreten der Kopernikus, Keppler, Galilei, Tycho de Brahe, Descartes, Newton u. A. Eine Zeitlang blieben Kometen noch die Zufluchtsstätten des Aberglaubens, aber selbst die Theologen versuchten wohl bisweilen die vermeintliche Wirkung der Kometen rationalistisch zu erklären, indem sie behaupteten, die Kometen seien schädliche Dünste, welche Krankheiten erzeugten, und diesen Krankheiten müßten vorzugsweise diejenigen Könige erliegen, deren Anstrengungen und Ausschweifungen sie mehr, als dies bei anderen Menschen der Fall sei, schwächten. Als Halley nun gar die Laufbahn eines Kometen berechnet hatte, da waren sie vollends in das Gebiet der Gesetze verlegt. Alle Stürme, Seuchen, Hungersnoth, welche unsere Ahnen in wahnsinnigem Schrecken als Strafen ansahen, stellten sich als unter dem Einfluß von Naturgesetzen stehend dar.

Nicht lange, so begannen die Menschen ihre kritische Befähigung auf die h. Schriften anzuwenden. 1655 erschien ein Buch von La Peyrère,

in welchem behauptet wurde, die Geschichte des Sündenfalles sei ein Irrthum, die Bücher Mosis seien lange nach Mosis entstanden, die Wunder in der Geschichte seien nur localer Art, die Verlängerung des Tages auf Geheiß Josuas sei ein einfaches meteorisches Phänomen gewesen, ebenso wie die Finsterniß bei der Kreuzigung; das Licht über der Krippe sei als ein Meteor zu verstehen, da ein Stern nicht mit Genauigkeit die Lage eines Hauses bezeichnen könne. Allerdings wurde der Verfasser dieses Buches bald dennoch römisch-katholisch und widerrief sein Buch, aber bald kamen Andere wie Lessing, welcher den Satz aufstellte, kein biblisches Dogma sei anzuerkennen, das nicht mit der Vernunft im Einklange stehe, und noch Andere, welche weiter und weiter forschten und den Einfluß der dogmatischen Theologie noch weiter beschränkten.

Die „Säcularisation der Politik" ging Hand in Hand mit dieser Bewegung auf dem Gebiete der Wissenschaft. Besonders im Zeitalter der Reformation trat eine solche Verweltlichung des Staates ein. Die theokratische Idee vom christlich-germanischen Reiche schwand vor den rationellen, dynastischen Staaten. Die Interessen der modernen Politik standen oft in directem Gegensatze mit den confessionellen Sympathien und Antipathien. Franz I. von Frankreich, der allerchristlichste König, verband sich mit dem Sultan, Richelieu, der katholische Cardinal, mit den Protestanten in Deutschland; auf die strengen Tendenzen der republikanisch-puritanischen Regierung in England folgte die größere Toleranz zur Zeit der Restauration; auf die Periode der Aufhebung des Edicts von Nantes in Frankreich die religiöse Indifferenz unter der Regentschaft. Das Ansehen des Papstthums schwand. Statt daß früher die Interessen des Staats denen der Kirche untergeordnet waren, kam umgekehrt die Kirche unter die Botmäßigkeit der weltlichen Macht. Die Theologie wurde aus immer mehr und mehr Gebieten der Politik gebannt, bis das ganze System der Regierung sich verweltlicht hatte. Statt der römisch-katholischen Großstaaten — des deutschen Reiches, Spaniens, Frankreichs — kamen die nichtkatholischen — Holland, England, Preußen, Rußland — zu größerer Bedeutung.

Im Mittelalter hatten zur Zeit der Kreuzzüge vorzugsweise die Päpste Politik gemacht; in der neueren Zeit diente sogar die Inquisition bisweilen mehr als Organ der weltlichen Macht wie der geistlichen. Die geistlichen Territorien waren früher wesentliche politische Factoren gewesen. Jetzt erfolgt die Säcularisation der geistlichen Güter, die Aufsaugung derselben durch weltliche Staaten, die Aufhebung der Klöster. Früher hatten

Geistliche sehr oft die wichtigsten Stellen im Staate in Besitz, später war ihr Einfluß sehr wesentlich vermindert. Unter Heinrich III. machten die geistlichen Peers die Hälfte des Oberhauses aus, am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts $^1/_8$, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts $^1/_{14}$. Eine der Hauptfragen der gegenwärtigen Politik betrifft den Verfall der einzigen noch übriggebliebenen Theokratie. Früher wurde die Frage, ob der Papst das Recht habe, weltliche Fürsten abzusetzen, bisweilen zu Gunsten des Papstes entschieden; jetzt hängt die Fortdauer der weltlichen Macht des Papstes nur von dem Uebereinkommen weltlicher Regierungen ab.

In den einzelnen Staaten siegt allmählich mit dem Princip der Toleranz auch das Princip der Rechtsgleichheit und der bürgerlichen Freiheit. Durch die Toleranz wurden die theologischen Fragen der Sphäre der Politik entrückt, und durch die Freiheit wurde das Princip der Autorität von der theologischen auf die weltliche Grundlage gestellt. Dabei zeigte denn namentlich der Protestantismus die Biegsamkeit seiner Lehre und die Fähigkeit, sich den Bedürfnissen der Zeit anzupassen.

Früher galt der Grundsatz, daß eines Menschen Vaterland nicht das sei, wo er geboren wurde, sondern das seiner Religionsgenossen, wobei mancherlei Landesverrath als gerechtfertigt erscheinen konnte. Jetzt weist Irland allenfalls das einzige Beispiel solcher Meinungen auf. Früher, als das Fieber der Theologie herrschte, war das Gefühl der menschlichen Würde, welches im Alterthum von so hervorragender Bedeutung gewesen war, in den Hintergrund gedrängt und der Typus des Helden kam im christlichen Mittelalter verhältnißmäßig wenig in Betracht; selbst die Heldensagen des Alterthums wurden theologisch gedeutet, so daß nach einem mönchischen Erklärer der Ilias Troja die Hölle vorstellte, Helena die menschliche Seele, Paris den Teufel, Ulysses — Christus, Achilles — den heil. Geist. Eben so galt der von seinen Hunden zerrissene Aktäon für ein Sinnbild der Leiden Christi, der von Cäsar überschrittene Rubikon für ein Sinnbild der Taufe u. dgl. m. Später gab die Verweltlichung einen richtigeren Maßstab an die Hand für die Würdigung der historischen Ereignisse des Alterthums. Die Erneuerung der Kreuzzüge, an welche wohl noch am Anfange der neueren Geschichte gedacht wurde, erschien unmöglich, ebenso wie Religionskriege, wie sie noch im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert stattfanden, unmöglich sein würden. Die moderne Verweltlichung der Grundlagen der Autorität und die moderne Freiheit ist den Lehren der Kirchenväter geradezu entgegengesetzt. Jetzt hat das

Nationalitätsprincip die Kraft eines öffentlichen Rechts erlangt. „Die Freiheit und nicht die Theologie iſt die Begeiſterung des neunzehnten Jahrhunderts“, ſagt Lecky.

Auch auf dem Gebiete der Kunſt weiſt Lecky mit wenigen Zügen auf die Veränderungen hin, welche durch die Verweltlichung bewirkt wurden. Er zeigt, wie die Malerei, während ſie nur der Kirche diente, vorzugsweiſe das andächtige Gefühl und viel weniger den äſthetiſchen Geſchmack berückſichtigen konnte, wie in früheren Epochen die volksthümliche Ehrfurcht bei den Bildern der Heiligen an einem beſonderen Geſichtstypus, an gewiſſen Formen der Körpergeſtalt und der Kleider feſtgehalten habe, daß ſchon dadurch eine Neuerung in der Malerei oder eine Vervollkommnung derſelben unmöglich gemacht worden ſei, ſolange der klöſterliche Typus der Religion eine Geringſchätzung der phyſiſchen Schönheit zur Folge hatte. Die beſondere Form des religiöſen Gefühls mußte einen ungünſtigen Einfluß auf die Kunſt üben, ſolange die Leidenſchaft herrſchte vorzugsweiſe die Schrecken der Kreuzigung, die Qualen gemarterter Heiligen, die Leiden der Verdammten in Bildern darzuſtellen und, ſofern wie dies geſchehen iſt, ſogar die Ueberlieferung von der Häßlichkeit Chriſti gepflegt wurde. Die Maler mußten die Anforderungen der Kunſt denen der Religion unterordnen, bis endlich das Studium der Alten zur Veredlung und Verfeinerung beitrug und den Sinn für die menſchliche Würde entwickelte; da wurde denn der Stil der Verweltlichung populär, da machte Michel Angelo das jüngſte Gericht zu einem Studium nackter Figuren, da entſtand die Peterskirche, welche beſtimmt war das ewige Monument von der Herrlichkeit und Allgemeinheit des Katholicismus zu ſein und welche ſtatt deſſen das ſprechendſte Zeugniß ſeines Verfalls geworden iſt. In dieſer Zeit lernten die Gebildeten die Religion nicht mehr in Gemälden zu ſuchen. „Das Zeitalter der Dome war vorüber, das Zeitalter der Buchdruckerkunſt hatte begonnen.“ „Die Religion einer Zeit,“ ſagt Lecky, „iſt oft die Poeſie der nächſten. Religiöſe Ideen gehen unter wie die Sonne; ihre letzten Strahlen, die wenig Wärme mehr beſitzen, dienen nur noch zur Verſchönerung.“

An einer andern Stelle erwähnt Lecky der Entſtehung des Theaters, welches gegen die Geiſtlichkeit polemiſirte, zur Verweltlichung beitrug, aber zugleich eine verfeinernde Wirkung übte. Ebenſo verweltlichte ſich die Muſik und es entſtand neben dem Oratorium die Oper. „So wurde das Scepter der Muſik der Kirche entwunden. Der Stern der heiligen

Cäcilie erbleicht und der des Apollo erglänzt wieder." Man duldete das Theater und die Oper, deren Componiſten anfänglich auch Kirchenorganiſten, und deren Choriſten Kirchenſänger waren. Man duldete die Schauſpieler und allmählich ſchwand auch das Vourtheil gegen den Schauſpielerſtand, ein Vorurtheil, welches heutzutage noch vorzugsweiſe von dem geiſtlichen Stande gehegt wird.

In ähnlichen flüchtigen Andeutungen mehr als in eingehenden Erörterungen betrachtet Lecky die Bedeutung der Aufklärung auf dem Gebiete der Wirthſchaftsgeſchichte. Hier finden ſich treffende Bemerkungen über die Geſchichte der Sclaverei, in denen Lecky den wohlthätigen Einfluß des Chriſtenthums ſchildert, zugleich aber darauf hinweiſt, daß namentlich die Juden als Sclavenhändler von der Kirche verfolgt wurden. Der Geiſt des Chriſtenthums ſchuf die Barmherzigkeit, gebot Selbſtaufopferung. Die Kirche empfahl die Freilaſſungen der Sclaven und ſchirmte mit der ganzen Maſchinerie ihrer Disciplin die ſonſt unbeſchützte Keuſchheit der Sclavinnen. Lecky würdigt das Beſtreben der Kirchenväter die Arbeit anzupreiſen, auch die Bedeutung der Mönchsarbeit, aber auch die nachmalige Emancipation der Arbeit von den theologiſchen Vorſtellungen, von den Klöſtern; die Verweltlichung der Induſtrie in den Städten Belgiens und Italiens wird von ihm in ihrer Bedeutung für die Entwickelung des Volkswohlſtandes ins rechte Licht geſtellt. Ausführlicher handelt er von der Frage vom Wucher und zeigt, wie da die Anſchauungen des alten Teſtaments und des kanoniſchen Rechts hemmend auf die volkswirthſchaftliche Thätigkeit und auf die Capitalbildung wirken mußten. — Ebenſo wirkte der Begriff der mönchiſchen Armuth, das Einſchärfen der Feindſchaft gegen den Reichthum von Seiten der Kirchenväter nachtheilig auf die Induſtrie. Die Verfolgung der Kirche richtete ſich oft gegen die fleißigſten und am beſten mit Capital verſehenen Arbeiter im Staate. Ueber die Judenverfolgungen ſpricht Lecky ebenfalls ausführlicher und ſchildert beredt die Leiden und den Glaubensmuth der Verfolgten. Sodann weiſt er hin auf den toleranten antimönchiſchen Sinn der Induſtrie und des Handels, welcher die confeſſionellen Unterſchiede in den Hintergrund drängte und den Aberglauben ſchwächte. Allmählich überwog die rationaliſtiſche Denkweiſe auch hier und ſtatt der Autorität oder Tradition galt das eigene Rechtsgefühl, die Judenverfolgungen begannen aufzuhören, das Zinsnehmen wurde geſtattet. Das raſchere Aufblühen des Volkswohlſtandes in proteſtantiſchen Ländern iſt ein entſprechendes Zeugniß zu

Gunsten der Toleranz. Indem der Protestantismus sich gegen die Askese richtete, geschah Unendliches für die Hebung des Volkswohlstandes.

An solche und ähnliche Betrachtungen knüpft sich denn leicht der Hinweis auf das Princip der Vervollkommnung, der Hinweis auch auf den sittlichen Fortschritt und namentlich auf diesen. Es kommt, wie Lecky sagt, wesentlich darauf an, zu entscheiden, ob die allgemeinen Tendenzen der Civilisation eine Zunahme oder Verringerung von Glück, Tugend und Menschenliebe bewirkt hätten. In allen Abschnitten des Buches finden sich solche Betrachtungen, in denen gewissermaßen die Summe gezogen und gezeigt wird, daß die Aufklärung, indem sie die Meinungen umgestaltet habe, auch für die Sittlichkeit und das Glück der Menschheit fruchtbar gewesen sei, wie die Veränderungen in dem „Klima der Meinungen" die „sittliche Erkenntniß" geschärft hätten. Wir möchten solche Betrachtungen den Schlußstein des Gebäudes nennen, welches der Verfasser aufgeführt hat.

Lecky macht darauf aufmerksam, daß in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung eine heiterere Weltanschauung geherrscht und sich auch in den religiösen Vorstellungen ausgeprägt habe. Auch in der Kunst stellte sich mehr Frohsinn dar als etwas später. Man stand noch unter dem Einfluß der Alten, welche keine besondere Neigung hatten, Leidensgestalten zu verewigen, keine so häufige Aufwallung von Bitterkeit und Klage kannten, wie dieses in einer mittelalterlichen Periode der Kunstgeschichte auffällt. Die Kreuzigung wurde früher viel seltener dargestellt: man malte dagegen häufig Blumenkränze, beschwingte Knaben mit schönen freundlichen Gesichtern. Bis zum eilften Jahrhundert war die Parabel vom guten Hirten ein Lieblingsgegenstand der Maler. Die ernsteren Darstellungen des Christenthums waren seltener. Dann trübte sich die Reinheit der ästhetischen Entwickelung. Es trat eine wachsende Neigung der Künstler ein den Gegenstand der Anbetung unmittelbar darzustellen und eine Neigung des Volks den Bildern eine besondere Heiligkeit beizumessen. Ein finsterer, strenger Geist entwickelte sich.

Von den Alten hatte man ohnehin keine unbegrenzte Menschenliebe lernen können. Die alten Civilisationen ermangelten der sanfteren Tugenden. Leiden und Schwäche fanden damals noch nicht die Theilnahme oder Hülfe wie später. „Das größte Laster des alten Patriotismus war die von ihm erzeugte Beschränktheit des Mitgefühls." Man konnte sehr gleichgültig sein gegen fremde Leiden. Eigentliche Wohlthätigkeitsanstalten waren

unbekannt, und die erſten Regungen der Philanthropie erregten keine Bewunderung. Im Mittelalter ändert ſich das zum Theil: die Kirchenväter ermahnten zur Barmherzigkeit, die Klöſter wurden Mittelpunkte der Wohlthätigkeit. Dennoch zeigen ſowohl die dogmatiſchen Anſchauungen, als die weltlichen Geſetze im Mittelalter, daß die Nächſtenliebe ſehr wenig allgemein war, daß eine faſt unglaubliche Gemüthsrohheit als herrſchend angenommen werden kann. Nur in einem ſolchen finſtern Zeitalter war die Lehre der Theologen möglich, welche für Millionen von Nichtchriſten ewige Qualen im Jenſeits in Ausſicht ſtellte. Daß der religiöſe Irrthum das größte Verbrechen ſei, war vor der Reformation die allgemeine Lehre der chriſtlichen Kirche. Können wir uns wundern, daß es Leute gab, welche ſich weigerten, dieſe Lehren als ein Evangelium anzuſehen? Faſt allen Menſchen war ein unſägliches Leiden nach dem Tode in Ausſicht geſtellt. — Während Origenes das Höllenfeuer nur bildlich erklärt wiſſen wollte, während im neunten Jahrhundert noch wenigſtens Scotus Erigena dieſelbe Anſicht vertrat, wandte ſich etwas ſpäter die Literatur, Malerei, Beredſamkeit beſonders gerne dieſem ſchrecklichen Thema, dieſer Wahnſinn und Elend erzeugenden Theorie zu. Heutzutage iſt die Tendenz allgemein abſchreckende Bilder zu meiden oder zu mildern. Für die äſthetiſche nicht bloß, ſondern namentlich auch für die ſittliche Stimmung einer früheren Zeit iſt der Glaube, daß die Seligen ihre Seligkeit mehr genießen, wenn ſie die Leiden der Sünder ſehen und beobachten, ein unausſprechlich verdammendes Zeugniß. Und eine ſolche wahrhaft teufliſche Lehre von der Seligkeit wurde ſogar von Männern wie Thomas von Aquino vertreten. „So lange ſolche Lehren galten," ſagt Lecky, „konnte das milde, freundliche Ideal des Neuen Teſtaments unmöglich von Einfluß ſein. Die Religion wurde von der Moral auf die Dogmatik abgelenkt; ſie wurde ein Kunſtproduct von Reliquien und Gebräuchen, von Leichtgläubigkeit und Verfolgung, von Askeſe und Terrorismus." Der Verfaſſer zeigt, daß die Theologen die rückſichtsloſe Wahrhaftigkeit und Vernunft gehaßt hätten, daß in jener Zeit die Tendenz wahrzunehmen ſei, die Theilnahme abzuſtumpfen, das Wohlwollen zu zerſtören, und ein Hang zu Thaten der Barbarei und eine Verhärtung der Charaktere. Zuerſt war man unempfindlich gegen die Leiden Anderer, dann ergötzte man ſich bei dieſen Leiden, ſchließlich wurde die Unempfindlichkeit eine Tugend. Heutzutage gilt bei der Criminaljuſtiz die Frage von den mildernden Umſtänden ſehr viel und man beruft ſich dabei auf die öffentliche Meinung als auf einen

idealen Maßſtab. Früher galt wohl die Anſicht, daß ein Kind, welches einmal mürriſch geweſen ſei, ewiges Leiden verdiene. Früher beſchäftigte man die Phantaſie mit Bildern von den Qualen, welche die Verſtorbenen im hölliſchen Feuer zu erdulden hätten; jetzt begegnen wir in den Strafſyſtemen einer faſt weiblichen Empfindſamkeit, einem faſt kränklichen Widerwillen Strafen aufzuerlegen. Das hervorragendſte Merkmal des modernen Chriſtenthums iſt die unbegrenzte Menſchenliebe.

Von einer tiefen Sittlichkeitsſtufe zeugt auch die Lehre von der Erbſünde. Die Menſchen wähnten, wo ſie Leiden ſehen, auf Schuld ſchließen zu müſſen. Man glaubte an die ewige Verdammniß ungetaufter Kinder, daran, daß auf dem Boden der Hölle unzählige ſolche Kinder „keine Spanne lang" umherkriechen. Thomas von Aquino ſprach aus, es ſei vielleicht möglich, daß Kinder, die im Mutterleibe ſterben, gerettet würden. Während einige Kirchenväter die Anſicht vertraten, daß ungetaufte Kinder nach ihrem Tode an einen Platz kämen, wo weder Leiden noch Genuß ſei, glaubten andere, und unter ihnen auch Auguſtinus, an die ewige Verdammniß ſolcher Kinder. „Man muß ſich erinnern," ſagt Lecky, „daß dieſelben Heiligen, welche es für ausgemacht hielten, daß Kinder, deren Leben nur einen Augenblick dauerte, wegen eines viertauſend Jahre vor ihrer Geburt geſchehenen Apfelbiſſes in ewiges Feuer niederſtiegen, auch behaupteten die Erſchaffung und der Tod dieſer Kinder wären die unmittelbaren, perſönlichen und freien Thaten der Gottheit." Man denke ſich die Angſt und das Elend der Mütter, welche ihre Kinder der Hölle anheimgefallen glaubten. Die Kirche war eben eine einſame Arche auf einem grenzenloſen Meere des Verderbens.

Dieſe Verwilderung in der Weltanſchauung, in der Sittlichkeit ſtellt ſich in beſonders grellem Lichte bei den Hexenproceſſen dar. Schon daß man ſo allgemein an die beiſpielloſe Bosheit, Verſchmitztheit, Nichtswürdigkeit der Frauen glaubte, welche man für Hexen hielt, zeugt von der ſittlichen Verirrung jener Zeiten; aber noch viel mehr die Strenge, mit welcher man ſie verfolgte. Einige hielten das Erwürgen einer Hexe für viel zu nachſichtig; das Verbrennen der Hexen ſei vorzuziehen, weil es ſchmerzhafter ſei. Man vergegenwärtige ſich die gegen Hexen angewandten Foltern, und erinnere ſich, daß bei der ungeheuern Macht der Geiſtlichen ein Wort von ihnen genügt hätte, um ſolchen Qualen Einhalt zu thun. Aber wir finden eine erſtaunliche Gefühlshärte ſelbſt bei Männer, welche ſonſt edel und liebenswürdig waren. Sie waren nur der Ausdruck der

zu ihrer Zeit herrschenden Stimmungen, ihre Handlungen können den Maßstab für die Sittlichkeit jener Zeit abgeben. Mit dem Verschwinden der Magie und Hexerei war eine große Menge von Leiden beseitigt: für die unglücklichen Opfer ihrer eigenen Verirrung und der Verirrung Anderer gab es keine Linderung der Qualen durch Fanatismus; sie starben allein, von Allen gehaßt; sie hielten sich selbst für die Leibeigenen des Satans und glaubten an eine ewige Höllenpein.

Alles Streben der Aufklärung die Macht der dogmatischen Weltanschauung zu schwächen, die Humanität durch Milderung der Strafsysteme zu fördern, den Sinn für Wohlthätigkeit zu wecken — zeugt von einer Hebung des Niveaus der Sittlichkeit. Die Zahl der jährlichen Hinrichtungen ist im Abnehmen; der Agitation zur Abschaffung der Todesstrafe steht ein unvermeidlicher Sieg bevor. Von Geschlecht zu Geschlecht wird die Kraft der Sittlichkeit unbedingter. Heutzutage würde kein Papst einem Maler auftragen das Gemetzel der Bartholomäusnacht in majorem Dei gloriam auf die Wände des Vaticans zu malen, oder mit Zustimmung vieler Katholiken den Mörder Heinrichs III für einen Märtyrer erklären. Man kann nicht umhin, an die Wahrscheinlichkeit der Entwickelung einer Staatssittenlehre zu glauben. Und auch auf anderen Gebieten zeigen sich die Fortschritte der Humanität. Wenn z. B. Thierkämpfe allmählich abgeschafft werden, so tritt eine solche Veränderung nicht durch einen Zuwachs der Erkenntniß oder durch einen Proceß scharfen Denkens ein, sondern durch eine Steigerung des sittlichen Maßstabs. Vergnügungen, die einst allgemein waren, zogen sich von den Frauen auf die Männer, von den oberen auf die niederen Klassen, von den Tugendhaften auf die Lasterhaften zurück. Die Geschichte der Abschaffung der Tortur und der Strafen, der Behandlung der im Kriege Besiegten, der Befreiung der Arbeit zeugt von einer fortwährenden Schärfung der Gemüthsbewegungen und folglich des sittlichen Urtheils. Ein geistreicher Schriftsteller sagt: der Alterthumsforscher kann aus einem Säulencapitäl auf die Zeit schließen, aus welcher die Ruinen eines Gebäudes stammen; der psychologische Geschichtsforscher kann aus einer Handlung schließen, in welche Periode der Geschichte der Sittlichkeit sie gehört.

So im Wesentlichen die einzelnen Ausführungen und die Ergebnisse in Lecky's Buche. Hier wird in dem Sinne Heinrich Ritters auf eine

Sittengeschichte hingesteuert. Man begreift, daß es sich hier um das eigentliche Object der Geschichtsforschung handelt, um die Geschichte des sittlichen Fortschritts. Ein Werden, einen Fortschritt in der Entwickelung der Menschheit anzunehmen, ist keine aprioriſche Construction, keine petitio principii. Dieses Werden, dieser Fortschritt stellt sich dar an allen Punkten und Theilen der Weltgeschichte, wofern man diese historisch betrachtet, wofern man das im Auge hat, worauf es nach Schopenhauer allein ankommt, die Sittlichkeit.

Eine in dieses Gebiet gehörende Monographie ist Lecky's Buch. Möge die Geschichtswissenschaft vorzugsweise solche Stoffe suchen, möge Lecky Nachahmer finden. An Lesern wird es ihm nicht fehlen.

Odessa, Ende 1868.

A. Brückner.

Zur livländiſchen Landtagsgeſchichte des 18. Jahrhunderts.

2. Die Anfänge der Agrarfrage.

Das Jahr 1765 bezeichnet bekanntlich den Anfang der Bewegung zu Gunſten der Umgeſtaltung der livländiſchen Bauerverhältniſſe, da auf dem in dieſem Jahre abgehaltenen Landtage die Browneſchen Propoſitionen und Carl Friedrich Schoultz's Anträge auf Beſchränkung der Leibeigenſchaft zur Discuſſion kamen.

Bevor wir auf dieſen wichtigen Wendepunkt der neueren livländiſchen Provinzialgeſchichte eingehen, ſei in Kürze der Ereigniſſe gedacht, welche zwiſchen dem Jahre 1737 (bis zu welchem unſer letzter Bericht reicht) und dem Landtage von 1765 liegen.

Orientiren wir uns zunächſt über die maßgebenden höheren Beamten und Landesrepräſentanten dieſes Zeitabſchnittes. Der im Jahre 1730 zum Gouverneur von Livland ernannte General en chef Graf Peter de Lacy *) bekleidete von 1741 bis 1751 das Amt des General-Gouverneurs. Nach ſeinem am 19. April 1751 erfolgten Tode fungirten Fürſt Wladimir Petrowitſch Dolgoruki und General Peter Wojeikow als Vice-Gouverneure, bis im Jahre 1761 der General-Major Arſchnewski zum interimiſtiſchen

*) Lacy oder Lascy. Welche Schreibart die richtige iſt, dürfte kaum mehr mit Sicherheit feſtzuſtellen ſein, da beide Verſionen in den Schriftſtücken des vorigen Jahrhunderts gleich oft gebraucht werden. Peter de L. war gleich ſeinem Nachfolger Browne zu Limmerik in Irland geboren (1678) und hatte in verſchiedenen Armeen des Continents gedient. Sein Sohn Franz Moritz war während des ſiebenjährigen Krieges öſterreichiſcher Feldmarſchall und ſtarb als ſolcher im Jahre 1801 in Wien.

General-Gouverneur ernannt und im folgenden Jahre durch den Grafen George Browne ersetzt wurde, der dieses Amt volle dreißig Jahre bekleidete, länger als irgend einer seiner Vorgänger oder Nachfolger. Während seiner Verwaltung traten vier Mal Veränderungen in der Besetzung des Vice-Gouverneur-Amts ein: 1763 trat Generallieutenant v. Meyendorff, 1777 v. Hartwiß, 1782 Generalmajor Naumow, 1783 der frühere Landrath Baron Campenhausen ein. Beinahe ebenso häufig wechselten die General-Superintendenten: von 1745 bis 1770 Jacob Andreas Fischer, 1770 bis 1777 Jacob Lange, 1777 bis 1798 endlich Christian David Lenz, der ehrwürdige und hochverdiente Repräsentant des livländischen Pietismus („Ich habe nur eine Passion — ihn, nur ihn" lautete sein charakteristischer Wahlspruch). In denselben Zeitraum fällt folgende lange Reihe von Landmarschällen: 1737 war Gustav Budberg gewählt worden, der wenig später das Vice-Präsidium des Hofgerichts übernahm und successive durch den Landrath von Rosen und Johann Heinrich von Patkul vertreten wurde. Sein Nachfolger wurde 1747 Heinrich Gustav Baron Igelström, der 10 Jahre lang im Amte blieb und 1757 Bernhard Johann v. Budberg zum Nachfolger erhielt. Nachdem dieser noch auf dem Landtage von 1765 die Verhandlungen geleitet hatte, trat für kurze Zeit Adolf Heinrich v. Anrep ein; als dieser schon im April 1765 starb, besorgten der Landrath von Meyendorff (1765) und Baron Igelström interimistisch die Landmarschallsgeschäfte. 1769 wurde Carl Gustav Mengden gewählt, aber auch dieser starb, noch bevor seine Amtsjahre zu Ende gegangen, im Jahre 1774; schon im nächsten Jahre folgte ihm sein provisorischer Amtsnachfolger v. Taube ins Grab, worauf die Geschäfte bis zum Jahre 1781 von dem alsdann auch zum Landmarschall gewählten Landrath v. Rennekampf versehen wurden. Noch während dieser fungirte wurde die Statthalterschaftsverfassung eingeführt und der Titel „Landmarschall" in die Bezeichnung „Gouvernements-Adelsmarschall" verwandelt. Außer Herrn v. Rennekampf hat Livland noch zwei Gouvernements-Adelsmarschälle besessen: von 1785 bis 1792 v. Gersdorff, (bekannt durch seine schweren und langjährigen Händel mit dem alten Grafen Browne und jene nach ihm benannte „Fournée", die bei der Wiederherstellung der alten Verfassung sämmtlichen in das Gouvernements-Geschlechtsbuch eingetragenen Familien Aufnahme in die Matrikel schaffte) und den hochverdienten Bauernfreund und Schöpfer der liberalen Bauerverordnung von 1804, Friedrich von Sivers (Ranzen).

Dieſe zahlreichen Wechſel in der Ritterſchafts- und Landesvertretung, welche auf die ſchwankenden Landesverhältniſſe einen höchſt ominöſen Einfluß übten, contraſtiren in merkwürdiger Weiſe zu der Seltenheit der Landtagsverſammlungen jener Zeit. Von 1737 bis 1742 fand gar kein Landtag ſtatt, zwiſchen dieſer und der nächſten Verſammlung (Juni 1747) lagen wieder volle fünf Jahre. Dann wird im Sommer 1750, alſo ſchon nach drei Jahren, ein Landtag abgehalten, denkwürdig dadurch, daß Graf de Lacy damals die Prätenſion erhob, von allen Schlüſſen in Kenntniß geſetzt zu werden, um über dieſelben „an Hof" rapportiren zu können. Auf dieſe Verſammlung und vielleicht im Zuſammenhang mit dem Anſpruch des Grafen folgt eine neunjährige Pauſe; gerade wie in den Jahren 1726, 1732 und 1739 wurde Anno 1742 auf die verfaſſungsmäßige Verſammlung der Landesvertretung aus „politiſchen Rückſichten" verzichtet. Erſt von dieſem Zeitpunkt an werden die Landtage wieder häufiger; nachdem von 1737 bis 1765, alſo binnen 28 Jahren, nur drei Verſammlungen abgehalten worden waren, fallen in die nächſten 40 Jahre deren ſechszehn: Februar 1769, Februar 1772, Juli 1777, Juli 1780, September 1783, 1786, December 1789, December 1795, September 1796, Januar 1797, April 1798, Juni 1800, Februar 1802, Februar 1803, Februar 1805 und Juni 1806. Wie wir in der Folge ſehen werden, ſteht dieſe plötzlich und beinahe fieberhaft erhöhte Thätigkeit der Landesrepräſentation mit der Agrarfrage und dem Eifer, welchen die Regierung für deren beſchleunigte Entwickelung an den Tag legte, im engſten Zuſammenhange.

So ereignißreich dieſer reformatoriſche Zeitabſchnitt iſt, ſo öde und troſtlos ſieht es in den Jahren aus, welche ihm vorhergingen und die uns zunächſt beſchäftigen. Aus den Jahren 1737 bis 1740 berichten Gadebuſchs Jahrbücher, wenn ſie nicht mit Dorpater Localangelegenheiten beſchäftigt ſind, faſt ausſchließlich über Zunft- und Privilegienhändel und über die großen Fragen der auswärtigen Politik, welche der Mittelpunkt aller Thätigkeit und alles Intereſſes der ruſſiſchen Politik waren. Von Wichtigkeit iſt eigentlich nur eine am 17. Januar 1739 publicirte Reſolution des Reichs-Juſtizcollegiums, der damaligen Oberbehörde für liv-, eſt- und und finnländiſche Sachen, welche es mit der Behördenverfaſſung verſchiedener unſerer höchſten Gerichtsſtellen zu thun hat und uns einen Einblick darin gewährt, wie ſchwankend und unklar damals die Stellung der Provinzialverfaſſung war. Das Recht der livländiſchen Ritterſchaft zur Beſetzung der ländlichen Gerichte (Land- und Ordnungsgericht) wurde durch dieſe

Resolution ausdrücklich anerkannt, — ein Beleg dafür, daß dasselbe nicht über alle Zweifel erhaben gewesen war; dagegen wurde ausdrücklich bestimmt, daß das Hofgericht sich durch Cooptation zu ergänzen habe. Das Oberconsistorium wurde gleichzeitig dem Hofgericht subordinirt und außerdem decretirt, daß die Unterconsistorien nicht wieder zu erneuern seien; das Oberconsistorium sollte abwechselnd zu Riga, Dorpat und Pernau residiren, wahrscheinlich um die Functionen der städtischen Consistorien der beiden letztgenannten Städte zu übernehmen. Aus einer Note von Gadebusch wissen wir, daß diese letztere Vorschrift bis zum Jahre 1782 nicht in Ausführung gebracht worden ist. Das Gleiche scheint für die Abschaffung der Unterconsistorien gegolten zu haben, da wir diesen in den Hupelschen topographischen Nachrichten (dieselben sind 1782 erschienen) als zu Recht bestehenden Behörden begegnen und außerdem wissen, daß den Städten an der Erhaltung dieser geistlichen Gerichte außerordentlich viel gelegen war. Die Frage, wer das Oberconsistorium zu besetzen habe, wurde durch die Resolution von 1739 offen gelassen und der Usus beibehalten, nach welchem die Ritterschaft die Präsentationen machte. All' diese und zahlreiche andere auf die Gerichts- und Behördenverfassung bezügliche Fragen waren in dem Budberg-Schraderschen Landrechtsentwurf endgültig beantwortet. Trotz aller Anstrengungen der Ritterschaft ging es mit den Verhandlungen über die Bestätigung dieser wichtigen Arbeit aber nicht vorwärts, hauptsächlich wohl, weil das im Jahre 1740 erfolgte Ableben der Kaiserin Anna zu wichtigen Krisen in den höchsten Staats- und Hof-Regionen der Grund gewesen war und Jahre vergingen, bevor die erschütterte Ruhe und Continuität in den obersten Reichsbehörden wiederhergestellt werden konnte. Am 17. October 1740 war die Kaiserin verschieden und der unmündige Großneffe derselben Johann (Sohn des Herzogs von Braunschweig) als ihr Nachfolger proclamirt worden; Biron sollte die Regentschaft führen. Aber schon vier Wochen später, in der Nacht vom 19. auf den 20. November, wurde Biron gestürzt, des Kaisers Mutter zur Regentin erklärt und Münnich an die Spitze der Regierung gestellt, eine Veränderung die ihre Wirkungen auf Livland sofort dadurch geltend machte, daß der bis dazu höchst einflußreiche und bei der Ritterschaft beliebte Vice-Gouverneur v. Bismark, wie wir wissen Birons Schwager, verhaftet und in's Gefängniß abgeführt wurde. Diese Umwälzung war aber nur ein Vorspiel der größeren und wichtigeren Katastrophe, welche am 24. November 1741 die Tochter Peters des Großen,

Elisabeth auf den Thron erhob und Münnich, Ostermann, Löwenwolde, den Präsidenten des Commerz-Collegiums Baron Mengden und die gesammte zu dieser haltende deutsche Partei (zu welcher zahlreiche Liv- und Estländer gehörten) stürzte und nach Sibirien verbannte. Von wie eingreifender und nachhaltiger Bedeutung dieser Thronwechsel war, weiß Jeder, der auch nur die Umrisse der russischen Hof- und Staatsgeschichte des 18. Jahrhunderts kennt. Bezeichneten schon die fremden in Petersburg lebenden Diplomaten diesen Sieg der s. g. altrussischen Partei als das wichtigste Ereigniß seit der Zeit Peters des Großen, so liegt auf der Hand, wie ungeheuer die Nachwirkungen desselben für Liv- und Estland gewesen sein müssen, die sich vorzugsweise auf die gestürzte Partei gestützt hatten.

Als die Kunde von diesem Hergang nach Riga kam, hatte man sich eben erst durch die gestürzte Regierung die Privilegien confirmiren lassen. Landrath Berg und der Ritterschafts-Secretär v. Stackelberg waren noch in Petersburg anwesend, um für die Bestätigung des Landrechts zu agiren. Von dieser konnte fortan für längere Zeit nicht mehr die Rede sein, denn die betreffenden Verhandlungen waren vornehmlich durch zwei gestürzte Größen, den Geheimrath v. Brevern und den erwähnten Präsidenten v. Mengden (der als Vater der großfürstlichen Freundin, der bekannten Hofdame Juliane v. Mengden, besonders wichtig und einflußreich gewesen war) geführt worden. Alle übrigen in Bewegung gesetzten Geschäfte mußten für längere Zeit zurücktreten, da alle höheren Aemter neu besetzt, die leitenden Kreise überdies ausschließlich mit Vorbereitungen zur Krönung der Monarchin beschäftigt waren. Dem Generalmajor und Landrath Baron Campenhausen und dem Vice-Präsidenten Budberg war die schwierige Aufgabe zugefallen, der neuen Regierung die „Sollicitationes und Gratulationes" der Provinz zu überbringen, die bisher stets durch die Anhänger des gestürzten Regimes vertreten gewesen war. Dann mußten auf's Neue Schritte für die Privilegienbestätigung geschehen; Campenhausen und der Landrath Buddenbrock folgten der Kaiserin nach Moskau, um bei der Krönung zu repräsentiren und dann ihre Gesuche vorzubringen; wenig später trafen zu dem gleichen Zweck die Deputirten der Städte ein. Dorpat war durch den Rathsherrn Christian Bremer und den später als Schriftsteller bekannt gewordenen Stadtsecretär Thomas Zange vertreten; die dadurch verursachten Kosten hatte die verarmte Stadt nur mühsam aufbringen können. Die feierliche „Harangue" wurde von Campenhausen gehalten und war so geschickt formulirt, daß, wie dem nächsten Landtage

berichtet wurde, Ihro Majestät besonderes Gefallen an derselben zu finden und dieselbe nochmals in ihrem Cabinet zu verlesen geruht hatten. Von Fortschritten in Sachen der sehnlich gewünschten Bestätigung des Landrechtsentwurfs war und blieb während der Regierung der Kaiserin Elisabeth nichts zu hören, obgleich die Landräthe v. Bock und Baron Rosen diese Angelegenheit persönlich in der Residenz betrieben und später einen Herrn v. Reutz mit derselben eigens betrauten; auch der im Jahre 1743 zum Geschäftsträger in Petersburg ernannte Ober-Auditeur Merzahn v. Klingstedt und sein Nachfolger Translateur Fölkern vermochten trotz der ihnen bewilligten bedeutenden Summen nichts auszurichten. Wie es scheint ist Graf Lacy der Landrechts-Codification fortdauernd abgeneigt geblieben; in einem Bericht von 1747 ist mindestens davon die Rede, daß der Deputirte von Reutz die gewünschten Recommandationen von Sr. Erlaucht nicht erlangt und bei dem Mangel dieser durch Spenden von Burgunderwein zu wirken versucht habe.

Ueber dieser ganzen Periode lagen für unser Land dunkele Schatten und der Landmarschall v. Budberg hatte ganz Recht, wenn er in seiner Landtagsrede von 1742 über schwere Zeiten klagte und die Schwierigkeiten hervorhob, welche es gemacht, auch nur die Concession zu dieser Versammlung „trotz vielen Widerspruchs" zu erwirken. Den Verhandlungen derselben sieht man es an, daß sie lahm geführt wurden und sich nur auf die dringendsten Geschäfte bezogen. Das Hauptthema bildeten die von den verschiedensten Seiten einlaufenden Klagen über die neue herrnhuthische Secte, zu deren Untersuchung besondere aus Predigern und Edelleuten gebildete Commissionen niedergesetzt wurden, die trotz der großen Kosten, welche sie verursachten wenigstens Anfangs nichts ausrichten konnten, da Graf Zinzendorff die Unterstützung des Synods angerufen hatte und die Petersburger Freunde vor allzu energischem Vorgehen in dieser Sache warnten. Die übrigen Beschlüsse, sind mit Ausnahme der Feststellung einer neuen, wesentlich auf Formalien beschränkten Landtagsordnung und frommer Wünsche für möglichst energische Betreibung der Landrechtsangelegenheit, völlig untergeordneter Natur: es sollten „Werstpfähle" von vier Ellen Höhe „eingeschlagen" werden, — ein Herr Jerding erhielt auf sein Ansuchen und nachdem er versprochen auch ohne Gage auf's Land zu fahren und Sectionen vorzunehmen das Prädikat eines „Ritterschafts-Doctors" — Obrist Bayer, der „gute Connexiones mit Großen bei Hof" und Aussichten auf eine „Fortune" besaß, wurde, für den Fall, daß er

ein Diplom aufweiſen könne, in die Matrikel aufgenommen. Auch die folgenden Landtage (1747 und 1750) ſind, was ihre Reſultate anlangt, ziemlich unfruchtbar zu nennen; 1747 wurden die zehn Jahre früher begonnenen Matrikelarbeiten zum Abſchluß gebracht, die alten Beſchlüſſe über Beſſerung von Kirchen und Schulen erneuert, auf's Neue Geldmittel für die Deputirten bewilligt, welche die Beſtätigung des Landrechts betreiben ſollten. Intereſſanter ſind zwei andere Reſolutionen, die ſich auf Materien heiklerer Natur beziehen und von denen die eine beſonders charakteriſtiſch iſt für die eigenthümliche Art und Weiſe der Argumentation unſerer Altvorderen. Die Kaiſerin Eliſabeth hatte, noch bevor ſie den bekannten Ukas über die Abſchaffung der Todesſtrafe erließ, das Gelübde gethan, daß unter ihrer Regierung Niemand am Leben geſtraft werden und zu dieſem Behuf alle Todesurtheile an den Senat geſandt werden ſollten. „In Livland," heißt es bei Gadebuſch, „wurde dieſes etliche Jahre nicht beachtet, ja der kaiſerliche, darüber erlaſſene Befehl nicht einmal bekannt gemacht, bis Meliſſino Gouvernementsrath in Reval wurde." Die von dieſem Zeitpunkt an beobachtete neue Praxis hatte das Mißfallen des Adels erregt und dieſer faßte 1747 den Beſchluß, „es ſolle dahin gewirkt werden, daß der Senats-Ukas über nothwendige Appellation aller vom Hofgericht decretirten Todesſtrafen nicht auf die conquetirten Provinzen ausgedehnt werde, da es an Stockhäuſern im Lande fehle und denen Poſſeſſores daraus große Unannehmlichkeiten und Koſten erwüchſen." Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man mit dieſer wunderlich motivirten Reſolution nichts ausrichtete und auf dem nächſten Landtage den Beſchluß faßte „Stockhäuſer" zu bauen „ohne welche böſe Menſchen gar nicht gebeſſert werden könnten." Der andere Beſchluß bezog ſich auf die Conſiscation derjenigen Güter, welche „den unglücklich gewordenen ruſſiſchen Herren" d. h. den Anhängern der Münnich-Oſtermannſchen Partei gehört hatten. Dieſe Güter waren zum Theil in Livland belegen und mit hypothekariſchen Schulden belaſtet geweſen, welche die mit ihnen dotirten neuen Beſitzer nicht anerkennen wollten. Schon 1745 waren die Deputirten Bock und Roſen beauftragt worden, dafür Schritte zu thun, daß die gefährdeten livländiſchen Hypothekargläubiger „zu ihrem Gelde kämen"; die Antwort darauf hatte gelautet, „daß der Zeitpunkt zum Reüſſiren nicht günſtig ſei" da Graf Schuwalow dem die confiscirten Mengdenſchen Güter verliehen worden, „dawider ſei". Der Landtag von 1747 nahm die Sache wieder auf und empfahl dem Deputirten v. Reutz, die Angelegenheit nicht außer Auge zu laſſen.

Gleichzeitig wurde zur Sprache gebracht, daß zahlreiche aus dem nordöstlichen Livland nach Petschur entlaufene estnische Leibeigene, wenn sie daselbst den griechischen Glauben angenommen, geschützt und trotz der Reclamationen ihrer Herren nicht wieder ausgeliefert worden seien.

Ueber die Resultate dieser Klagen und Anträge erhalten wir aus einem vom Jahre 1750 datirten und dem in demselben Jahre versammelten Landtage vorgelegten Bericht des Deputirten v. Reutz ziemlich eingehende Mittheilungen. Wie schon häufig früher waren auch dieses Mal gerechte, das Wohl und das Recht des gesammten Landes betreffende Wünsche mit ausschließlich ritterschaftlichen Prätensionen durcheinander geworfen worden, so daß ein Theil der Landeskinder direct daran interessirt war, die Forderungen des Andern nicht erfüllt zu sehen. Herr v. Reutz war gleichzeitig beauftragt worden, Maßregeln zum Schutz gegen die Herrnhuther und zur Reluition der in nicht-adligen Händen befindlichen Güter zu bewirken, das Recht der hypothekarischen Gläubiger an den confiscirten Gütern und den Anspruch des Adels auf ein Vorzugsrecht bei den Arrenden publiker Güter zu vertreten; einem von dem neuen Vice-Gouverneur Fürsten Dolgoruki mißhandelten jungen Edelmann (v. Transehe) sollte er „gebührende Satisfaction" schaffen und die Begründung eines adligen Fräuleinstifts bewirken. Außerdem lag noch eine lange Reihe von Beschwerden wegen der Excesse vor, welche die Kronsbeamten bei Empfang der Fourageleferungen auf den Stationen begangen hatten. — Die Antworten auf alle diese verschiedenartigen Klagen und Gesuche fallen fast alle gleich ungünstig aus. Bloß wegen der Excesse auf den Stationen und wegen des adligen Vorzugsrechts bei den Kronsarrenden war es dem Deputirten gelungen „eine günstige Oukase zu erringen," bezüglich aller übrigen Angelegenheiten hatten „die Freunde widerrathen" irgend etwas zu unternehmen. Namentlich die Beschwerden über die Mißhandlung des Herrn v. Transehe war „von vielen Vornehmen" als ein gefährliches Wagestück bezeichnet worden, wahrscheinlich wegen der zahlreichen und mächtigen Verwandten des bekannten Fürsten Dolgoruki.*) — Zu Entscheidungen und Beschlüssen von irgend welcher Bedeutung hat der Landtag von 1750, dem dieser Bericht

*) Wie wir aus einer andern Notiz erfahren, wurde die Sache später dadurch beigelegt, daß der Fürst, dem die adlige Qualität des jungen Transehe nicht bekannt gewesen, sich „vor zwei Zeugen" wegen dieses Irrthums entschuldigte.

vorgelegt wurde, ebenſo wenig geführt, wie der auf ihn folgende Landtag von 1759. Zu bemerken wäre höchſtens, daß im Jahre 1750 der Neubau des Ritterhauſes beſchloſſen worden war, vielleicht ein Symptom dafür, daß die ſchwierige ökonomiſche Lage des Landes ſich in den letzten Jahren wenigſtens einigermaßen gebeſſert hatte.

Daß die politiſche Lage des Landes auch in den folgenden Jahren eine ſchwierige blieb, geht ſchon aus der ziemlich großen Anzahl von Deputationen hervor, welche bis zur Thronbeſteigung der Kaiſerin Katharina II. nach St. Petersburg geſendet werden mußten, obgleich von neu verlautbarten Wünſchen des Landes ebenſo wenig die Rede iſt, wie von Verfolgung früher geltend gemachter Deſiderien. 1757 geht der Hofgerichts-Aſſeſſor Löwenwolde in die Reſidenz, um „eine Redreſſirungs-Ukaſe“ wegen der dem Lande auferlegten Laſten zu Gunſten neuer Feſtungsarbeiten zu bewirken; nachdem er die Gunſt gewiſſer Perſonen gewonnen, hat der Deputirte ſeinen Zweck erreicht und werden die geforderten „tauſend Arbeiter zu Fuß“ dem Lande erlaſſen. In den Jahren 1759 und 1760 muß der Landrath Sivers längeren Aufenthalt bei Hof nehmen, um „verſchiedene Neuerungen“ abzuwenden, die Beſtätigung der Hofgerichts-Präſentationen und die Erlaubniß freier Getreideausſchiffung zu bewirken. Wir übergehen genauere Daten über die ungeheuren Ausgaben, mit denen dieſe Geſchäftsreiſen verbunden zu ſein pflegten, und erwähnen nur, daß auch Landrath Sivers wieder davon zu berichten Gelegenheit hatte. 1761, 1762 und 1763 ging der Landrath Karl Friedrich Schoultz von Aſcheraden nach St. Petersburg; die Gegenſtände ſeiner Miſſion ſind bereits aus anderen Darſtellungen bekannt, ebenſo daß er gemeinſchaftlich mit dem Landmarſchall Budberg und dem Landrath Taube im Jahre 1762 nach Moskau ging, um der Krönung Kaiſer Peters III. und ſeiner Gemahlin beizuwohnen und die erneuerte Beſtätigung der Privilegien zu erwirken. Den früheren Publicationen hierüber wären höchſtens Notizen über nachgeſandte Reitpferde, Auſterntonnen, Lächſe und Kiſten mit „Citrons und Apfelſines“ nachzutragen.

Ueber die ſtädtiſche Geſchichte dieſes Zeitraums liegen uns nur ziemlich ſpärliche Mittheilungen vor, ſoweit dieſelben nicht aus Gadebuſch's fleißigen, aber hauptſächlich auf Dorpat bezüglichen Jahrbüchern geſchöpft werden können. Bergmann's „Erinnerungen“ beſchränken ſich auf einzelne Notizen, welche für die innere Geſchichte Rigas völlig unergiebig ſind und faſt nur ſtädtiſche Neubauten betreffen: daß 1746 das Retabliſſement des

Petritthurms erfolgte, 1749 die feierliche Einweihung von „Campenhauſens Elend", 1753 die Einweihung der Kirche auf dem Stadtgut St. Olay und des wiederhergeſtellten Georgenhoſpitals, 1759 die Arbeiten zur Reinigung der Düna ihren Anfang nahmen, iſt an und für ſich nicht unintereſſant, — ſchade nur, daß von anderen und wichtigeren Dingen nur flüchtig die Rede iſt. Aus der Zahl derſelben erwähnen wir, daß noch 1752 ausdrücklich feſtgeſetzt wurde, Letten dürften nicht das Bürgerrecht gewinnen, daß im Jahre 1757 (unſeres Wiſſens zum letzten Male) von dem Münzrecht der Stadt Gebrauch gemacht und ſogen. Livoneſen (zu 36 Kopeken) geprägt wurden und daß 1762 beſtimmt wurde, Ausländer dürften ſich, in ſo fern ſie nicht Juden wären, in der Stadt niederlaſſen. Intereſſanter iſt die im Jahre 1760 geſchehene Begründung der „Rigaer Anzeigen" durch den Dr. Winkler, als deren verdienteſter und fleißigſter Mitarbeiter Arndt genannt wird. Da dieſer Gegenſtand in einem 1805 von dem Rigaſchen Almanach veröffentlichten Aufſatze ausführlich behandelt worden iſt, kann er füglich übergangen werden. Einer Notiz des Wrangell'ſchen Realregiſters entnehmen wir noch, daß im Jahre 1744 in Riga zuerſt Laternen auf den Straßen aufgeſtellt wurden und daß die in Riga lebenden Edelleute zu denſelben contributiren ſollten. Gadebuſch's Berichte über die Dorpater Stadtgeſchichte enthalten im Grunde nicht viel mehr als eine Aufzählung der endloſen Streitigkeiten, welche die verſchiedenen Corporationen dieſer Stadt unter einander, mit den benachbarten Gütern, dem Adel, beamteten und privaten Perſonen führten und bei denen es ſich immer wieder um Privilegien von ziemlich zweifelhaftem Werthe und um kleinliche Zunft- und Schragen-Intereſſen handelte. Keine Prediger-, Rathsherrn- oder Aelteſten-Wahl geht vorüber, ohne daß es zu einem Strauß zwiſchen den Betheiligten kommt, der durch eine oder mehrere Inſtanzen geführt wird; in den Zwiſchenzeiten vertreibt man ſich mit der Jagd auf Bönhaſen oder herumziehende fremde Kaufleute die Langeweile. Wie üppig die Blüthe war, in welcher das Zunftweſen ſtand, geht ſchon aus der einen Thatſache hervor, daß dem Kupferſchmied Chriſtian Brackmann, der den Thurm der Johanniskirche unentgeltlich mit einem kupfernen Hahn und Knopf ſchmückte, dafür die Zuſicherung ertheilt wurde, daß bei ſeinen Lebzeiten „kein anderer Kupferſchmied in Dorpat angenommen werden ſollte." — Die inneren Händel wurden ziemlich regelmäßig durch die Conflicte unterbrochen, zu denen die zahlreichen und meiſt ſehr drückenden Einquartirungen durchmarſchirender Truppen Veranlaſſung gaben. Im

Jahre 1741 standen zwei Cavallerie-Regimenter in der kleinen, erst seit zwanzig Jahren wieder aufgebauten Stadt und erlaubten die Offiziere des braunschweigischen Regiments so arge Gewaltthätigkeiten, daß das Rathhaus geschlossen werden mußte und der Rath bei dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig die Niedersetzung einer Untersuchungs-Commission durchsetzte, „deren Frucht aber durch die große Staatsveränderung (die Thronbesteigung Elisabeths) erstickt wurde". — Von kulturgeschichtlichem Interesse ist noch, daß (nach einer in der Wochenschrift „Das Inland", Jahrg. 1844, abgedruckten Notiz) aller Wahrscheinlichkeit nach die berühmte Schauspieler-Truppe der Neuberin, jener Frau, welche als Bundesgenossin Gottscheds in der deutschen Theatergeschichte eine sehr bedeutende Rolle spielte, im Jahre 1741 in Dorpat gewesen ist, um daselbst zu gastiren. Bei Gadebusch findet sich keine Notiz darüber, obgleich dieser Besuch ohne Zweifel für ein hochwichtiges Ereigniß im städtischen Leben angesehen worden ist; aller Wahrscheinlichkeit nach hat unser ehrsamer Chronist es unter seiner Würde gehalten, von dergleichen frivolen „Allotrias" Act zu nehmen; da er selbst erst zehn Jahre später nach Livland kam, ist es auch nicht unmöglich, daß das Gedächtniß an diese Unterbrechung des kleinstädtischen Stilllebens bereits erloschen war.

Es sei schließlich noch darauf hingewiesen, daß mit dem Jahre 1743 die Reaction gegen das Herrnhutherwesen begann, welches seit dem Beginn der 30er Jahren in Liv- und Estland Fuß zu fassen begonnen hatte, und daß die zur Untersuchung der von dieser Gesellschaft begangenen Uebergriffe niedergesetzten Commissionen in Stadt und Land eine beträchtliche Rolle spielten, schon weil verschiedene höhere Geistliche, welche als Freunde der Brüdergemeinde verdächtig waren, von denselben ausgeschlossen wurden. Da diese Materie in anderen Schriften, namentlich in der verdienstvollen Harnacks ausführlich behandelt worden ist, gehen wir auf dieselbe nicht näher ein. — Ebenso muß daran erinnert werden, daß die in dem ersten dieser Aufsätze erwähnte Thatsache, daß in den Decennien „nach der Conquête" zahlreiche Bürgerliche zu Landrichter- und Assessoren-Posten zugelassen wurden, — wenigstens zum großen Theil auch für diesen Zeitraum gilt. (Vgl. Nr. 49 ff. der Zeitschrift: „Das Inland", Jahrgang 1844.)

Die äußeren Umstände, welche die Eröffnung des verhängnißvollen livländischen Landtages von 1765 begleiteten, sind von den Theilnehmern

desselben aller Wahrscheinlichkeit nach als günstige Omen angesehen worden. Es war damals noch Sitte, daß die versammelte Ritter- und Landschaft nach Abhaltung des Landtags-Gottesdienstes in corpore auf das Schloß zog, um den General-Gouverneur feierlich zu begrüßen und seine Propositionen in Empfang zu nehmen. Seit dem Jahre 1742 war es wiederholt vorgekommen, daß die gegenüber dem Schloß aufgestellte Hauptwache nicht mehr, wie früher üblich gewesen, unter das Gewehr trat, ja der vorüberziehenden Ritterschaft förmlich die Honneurs verweigerte — ein Umstand, der wiederholt zu Erörterungen Veranlassung gegeben hatte und von den Betheiligten als Kränkung empfunden worden war. Dieses Mal salutirte die Hauptwache, wie ausdrücklich im Receß bemerkt ist, in aller Form. Die Freude darüber mag nicht allzu lange gedauert haben, denn die Antwort des General-Gouverneurs Grafen Browne auf die Harangue des Landmarschalls Budberg lautete ziemlich unfreundlich, indem sie der Klagen Erwähnung that, welche wegen harter und grausamer Behandlung lettischer und estnischer Bauern bis zum Thron der Monarchin gedrungen seien. Dann erfolgte die Verlesung der elf Propositionen, welche der kaiserliche Statthalter dem Landtage zu übergeben hatte.

Von diesen Propositionen ist die auf die Lage des Bauernstandes bezügliche dritte wiederholt und ausführlich mitgetheilt worden. Die zehn übrigen, welche sie begleiteten, sind unseres Wissens bisher noch nicht veröffentlicht worden, obgleich sie auf die damalige Lage des Landes ziemlich lehrreiche Schlaglichter werfen und wenigstens zum Theil das Bild vervollständigen, welches die Proposition 3, „von dem Elend der Bauern, so Ihre Majestät auf Ihrer Passage durch die Province Liefland wahrgenommen", entwirft. Aus diesen Gründen wird es nicht unangemessen sein, wenn wir den Inhalt aller elf Vorschläge, mit denen Browne damals vor das Land trat, der Reihe nach auszüglich mittheilen.

Proposition I weist auf die Nothwendigkeit einer strengeren Beaufsichtigung des Neubaues der Kirchen hin, welcher trotz aller früheren Landtagsschlüsse zum „öffentlichen Scandal" verfielen. Ebenso gebiete die dringendste Nothwendigkeit, daß etwas für die seit lange als nothwendig erkannte Einrichtung von Kirchspielsschulen geschehe, da dieselben an den meisten Orten ebenso fehlten, wie die zu ihrer Aufnahme nothwendigen Gebäude. Da die Erfahrung beweise, daß die civilisirtesten Bauern immer auch die brauchbarsten seien, liege es im eigenen Interesse der Possessores,

daß etwas Entscheidendes und Ernsthaftes für die Sache der Volksbildung geschehe. Desgleichen werde vielfach darüber Klage geführt, daß die Kirchspiels- und Kirchenwege verfielen und nicht gehörig in Stand gehalten würden. Aus all diesen Gründen sei erforderlich, daß die Kirchenvisitationen öfter und pünktlicher abgehalten, ihre Beschlüsse und Anordnungen gewissenhafter ausgeführt und überwacht würden.

Propositon II verlangt eine Regulirung des Proviants, der den im Lande stehenden Truppen zu liefern sei. Die Verproviantirung der Truppen wurde jener Zeit dadurch bestritten, daß der Adel sich von einem Landtage zum anderen verbindlich machte, gewisse Naturalien-Quantitäten zu im Voraus vereinbarten Sätzen an die Commandeure der einzelnen Truppenabtheilungen zu liefern. Klagen über „Excesse" bei der Empfangnahme, Unregelmäßigkeiten bei den Zahlungen, Abweichungen von den Vereinbarungen über Ort und Zeit der Empfangnahme kehren durch das gesammte 18. Jahrhundert regelmäßig wieder, so daß es stets besonderer Anträge und Mahnungen bedurfte, damit die Glieder des Adels derartige Lieferungsverbindlichkeiten überhaupt eingingen. Von Interesse ist, daß Browne bei Gelegenheit dieser Proposition genau angiebt, wie viele Truppen im Lande standen „und beständig" bleiben sollten; es waren nicht weniger als 8 Infanterie-, 3 Küraſſier-Regimenter, je ein Karabinier-, Kanonier- und Husaren-Regiment.

Die dritte Proposition enthält die bekannten Anträge auf Besserung der rechtlichen und materiellen Lage des Bauerstandes. Wir lassen sie folgen, um dem Leser die Uebersicht und das Verständniß der auf dieselben ertheilten Antworten zu erleichtern. Dem Hauptübelstande, daß dem Bauern durchaus kein Eigenthum auch selbst „in denen Stücken nicht, die er durch sein Fleisch und sein Blut erworben" zugestanden werde, müsse dadurch abgeholfen werden, daß des Bauern Recht zur eigenthümlichen Erwerbung von Mobilien anerkannt werde. Da die bäuerlichen Abgaben und Leistungen bisher vollständig unbestimmt, und dermaßen von der Willkühr der Herren abhängig gewesen, daß der Bauer sich täglich neuer Lasten versehen müsse, so sei nothwendig, die bäuerlichen Leistungen zu normiren und zu den ihnen eingeräumten Territorien in ein festes Verhältniß zu setzen. Endlich werde der Bauer bei seinen Vergehungen zu hart gezüchtigt und oft also hantieret, wie es weder mit seinen Vergehungen noch mit den Empfindungen eines Christen übereinstimmt. Die Staatsregierung ver-

lange darum, daß den Ausſchweifungen der Hauszucht „billige Grenzen geſetzt würden".

Ad IV klagte der General-Gouverneur über den merkbaren Verfall der Landpolizei, dem mit aller Entſchiedenheit entgegen getreten werden müſſe. Die Vorkäuferei in den Krügen habe in ſo erſchreckender Weiſe zugenommen, daß den Bauern ihre Producte, welche ſie in die Städte fahren wollten, förmlich abgepreßt und dafür Waaren aufgedrängt würden. Der Schaden hiervon treffe ebenſo die Bauern, wie die Bewohner der kleinen Städte, welche gleichſam in der Geburt erſtickt würden, da ihre Nahrung hauptſächlich durch unerlaubte Kanäle gehe und ehrenhafte Handwerker und Bürger von der Niederlaſſung in dieſen Städten abgeſchreckt würden. Auf ihnen ruhten die Laſten des bürgerlichen Erwerbs, während Andere die Vortheile hätten.

Ad V wurde die Niederſetzung einer beſonderen Commiſſion zur Erhaltung der Landſtraßen und Wege und zur Repartirung der bezüglichen Arbeiten beantragt.

In der ſechsten Propoſition ſprach der General-Gouverneur den Wunſch nach Erhöhung der Branntweinſteuer aus, „damit dem entſetzlichen Saufen der Bauern geſteuert werde". Punkt VII. verlangte, daß dem Menſchenhandel, der in Anbetracht der Verſchiedenheit der Bevölkerungsverhältniſſe an und für ſich nützlich ſei, in ſoweit geſteuert werde, daß die Leute nicht außer Landes verkauft, auch nicht die Ehe- und Familienbande gelöſt würden. Ad VIII. wird die Anſtellung von Chirurgen für das flache Land, ad IX. eine beſſere Aufſicht über die Holz- und Forſtwirthſchaft verlangt; in einzelnen Gegenden des Landes ſei die Holzarmuth ſo groß, daß die Bauern wegen Mangel an Baumaterial gleich Thieren in Höhlen und Neſter kriechen müßten. Nichts deſto weniger werde gerade in dieſen Gegenden „am heftigſten" der Küttiß- und Branntwein-Brand betrieben. Punkt X. verlangte die Anlegung von Getreide-Magazinen für das ganze Land; in denſelben ſollte per Haken je 20 Lof Getreide zurückgelegt werden. — Endlich wurde eine allgemeine Verbeſſerung der Stationen und der auf denſelben gehaltenen Pferde verlangt. Selbſt auf der Riga-Petersburger Straße, welche die beſte und relativ die einzig gute Poſtſtraße ſei, komme es nicht ſelten vor, daß fünf bis ſechs Stunden zur Zurücklegung einer einzigen Station erforderlich ſeien.

Die oberflächlichſte Bekanntſchaft mit dem Inhalt dieſer Propoſitionen beweiſt bereits, daß die Beſſernng der Lage des Landvolks keineswegs durch

den viel citirten Punkt 3 derselben beabsichtigt war — die Propositionen 1, 4, 6, 7, 8 und 9 tangiren dieselbe ebenso direct, wie die drei Vorschläge zur Begründung bäuerlichen Eigenthumsrechtes an Mobilien, Regelung der Frohnen und „billige" Beschränkung der Hauszucht. Faßt man in's Auge, was Alles durch die Anträge des General-Gouvernements als mangelhaft und reformbedürftig bezeichnet worden, so bleibt an den Zuständen von 1765 eigentlich kein gutes Haar. Kirchen und Schulen sind verfallen und der obrigkeitlichen Beaufsichtigung und Leitung ebenso entbehrend, wie die Straßen und Wege, der Bauer rechtlos, arm, verwildert, ebenso an schlechte, irrationelle Wirthschaft, wie an harte Behandlung gewöhnt! Selbst zum Schutz der Familien- und Ehebande bedarf es besonderer gesetzlicher Maßregeln — von Sanitätspolizei und Anstellung von Aerzten ist bisher noch nicht die Rede gewesen. Um die herrschaftlichen Wirthschaften ist es trotz alles auf die Bauern geübten Druckes nicht besser bestellt, denn die Tagesordnung ist eine unvernünftige Ausbeutung des Augenblicks, die selbst den großen Waldreichthum zu zerstören droht. Die Streiflichter, welche auf den Zustand der kleinen Städte fallen, enthüllen ebenso trostlose Bilder: wie weit muß es mit der Zuchtlosigkeit und Desorganisation des wirthschaftlichen Lebens gekommen sein, wenn nach dem Zeugniß der Provinzialobrigkeit „kein anständiger Bürger und Handwerker" mehr in diese Städte ziehen will und der Wohlstand derselben als in der Geburt erstickt geschildert wird?

Und doch läßt sich nicht nachweisen, daß die vom Grafen Browne gebrauchten Farben allzu grell oder allzu dick aufgetragen gewesen. Die auf seine Propositionen gegebenen Antworten des Landtags erkennen die gerügten Mißstände ausnahmslos an und weichen nur bezüglich der Gründe und Ursachen derselben hie und da von den Anschauungen der Regierung ab, indem sie geltend machen, daß der auf dem Lande ruhende Steuer- und Contributionsdruck das Seine zu der Verarmung des Landvolkes beigetragen habe — den von den Propositionen behaupteten Thatsachen wird aber eigentlich nirgend direct widersprochen. Daß man nichts desto weniger weit davon entfernt war, die Lage des Landes als eine abnorme und auf die Dauer unerträgliche anzuerkennen, geht aus den Verhandlungen von 1765 leider ebenso deutlich hervor, wie die allgemeine Unlust und Unfähigkeit der nothwendigen Entwickelung zum Besseren irgend erhebliche Opfer zu bringen. Das damals lebende Geschlecht war unter zu traurigen und verkommenen Verhältnissen aufgewachsen, um an den

Luxus einer wirklich menschenwürdigen Existenz zu denken, und zum Luxus wurde Alles gerechnet, was über die gemeinen Sorgen des Tages hinausging. Erst jenseits der statthalterschaftlichen Periode sind die humanen und philosophischen Ideen der Zeit, welche in Frankreich, England und Deutschland bereits um die Mitte des Jahrhunderts die öffentliche Meinung beherrschten, auch in Livland zum Gemeingut geworden.

Von den Anträgen des General-Gouverneurs kam die Vorlage wegen besserer Beaufsichtigung der Kirchenbauten und des Schulwesens zuerst zur Discussion; sie war unterstützt worden durch ein vom Landraths-Collegium eingebrachtes Deliberandum wegen Annahme des von den Herren Landrath Baron Ungern-Sternberg und General-Superintendenten Zimmermann ausgearbeiteten neuen Schulplans. Bezüglich der Bauten und Reparaturen kirchlicher Reparaturen wurde beschlossen, die alten schwedischen Gesetze und Ordnungen in aller Strenge zur Ausführung zu bringen und diejenigen Eingepfarrten und Pastoren, welche sich ihren Verpflichtungen zu entziehen suchten, in Geldstrafen zu 50 Thaler Alb. zu nehmen. Bei der Debatte stellte sich heraus, daß der Hauptgrund der Säumigkeit und mangelhaften Controlle im Kirchenbauwesen in dem traurigen Zustande der Oberkirchenvorsteher-Aemter zu suchen gewesen war. Allen Beschlüssen früherer Landtage zum Trotz war es mit der Wiederaufrichtung derselben so langsam von statten gegangen, daß diese Aemter erst seit dem Jahre 1759 wieder „complet" waren — bis dazu hatte es in einem großen Theile des Landes mithin an jeder Controlle über die Kirchenvorsteher gefehlt. Im Wendenschen Kreise war die erste Visitation erst im folgenden Jahre und zwar in der Stadt Wenden abgehalten worden, oder vielmehr nicht abgehalten worden, da einer der Visitatoren, Propst Dietze, dieselbe „fruchtlos" gemacht hatte. Als dieser Mißstand zur Sprache kam, gaben die Herren Oberkirchenvorsteher übrigens das feste Versprechen, fortan sollten die Visitationes in allen Kreisen „aufgenommen" werden. — An der Hand der Ungern-Zimmermann'schen Vorschläge wurde sodann zu einer ziemlich eingehenden Erörterung der Schulfragen übergegangen. Der üble Zustand der Schulen ließ sich auf den einfachen Umstand zurückführen, daß es seit „Abschaffung" des Seminars zu Wolmar überall an Schulmeistern gefehlt hatte. Nichts desto weniger und ohne daß von Wiederherstellung des Seminars irgend die Rede war, wurde beschlossen, daß die Gutsherren für den Unterricht all der Bauerkinder durch „eigens dazu angestellte Leute" sorgen sollten, deren Aeltern nicht selbst lesen und schreiben könnten.

Um eine genaue Controlle darüber zu ermöglichen, daß Niemand sich unter dem Vorwande häuslichen Unterrichts der Schule entziehe, sollten die Prediger besondere Listen über diejenigen Aeltern führen, welche des Schreibens, Lesens und Katechismus mächtig seien, Verzeichnisse der schulpflichtigen Kinder aber regelmäßig den Gutsbesitzern zufertigen; den Bauern, welche ihre Kinder selbst unterrichteten, sollte solches von den Possessoren vergütet oder bei Feststellung des Gehorchs in Anrechnung gebracht werden — eine Maßregel, die sicher sehr gut gemeint, aber entschieden unpraktisch war. Auf je 5 Haken Landes — so wurde ferner festgesetzt — sollte eine Schule „beim Hof oder einem Gesinde" errichtet und alle vier Wochen vom Ortsprediger visitirt werden; die Bauerkinder solcher Güter aber, welche größer als fünf Haken seien, sollten zum Besuch der Kirchspielsschulen, welche meist in erträglichem Zustande seien, adstringirt werden. Gutsbesitzer, welche diesen Vorschriften nicht nachkämen, hätte der Kirchenvorsteher mit Geldstrafen zu 10 Thaler zu belegen, säumige Pastoren sollten beim Oberkirchenvorsteher-Amt und Consistorium verklagt werden. Endlich wurde festgesetzt, daß alle Kinder nach gehöriger Absolution des Lesens und des kleinen Katechismus zum Besuch der Kirchspielsschule angehalten, solche Schulen auch allenthalben, wo sie noch fehlten, angelegt werden möchten. Eine Frist zur Erfüllung dieser letzteren Forderung, deren Erfüllung nicht ohne Schwierigkeiten möglich war, wurde leider nicht beliebt. — Allgemein waren bei dieser Gelegenheit die Klagen über Theuerung der Bücher. Was in Königsberg drei „Ohrte" koste, sei in Riga nicht unter 7 Ohrten zu haben. Die Ritterschaft ersuchte das General-Gouvernement darum, die hiesigen Buchdrucker zur Herabsetzung ihrer Preise zu adstringiren oder den freien Import im Auslande gedruckter Schriften zu bewirken.

So bereit man sich zeigte, den Anforderungen der Regierung in Bezug auf Besserung der Schul-Einrichtungen zu entsprechen und wenigstens principiell eine Verpflichtung des Adels und der Geistlichkeit zur Förderung der Volksbildung anzuerkennen (die Landtagsschlüsse über das Schulwesen wurden obrigkeitlich bestätigt und als Schulpatent publicirt) so zähe und widerhaarig zeigte der Landtag sich in anderen Punkten, die es nicht mit den überirdischen, sondern mit dem irdischen Theile ihrer Leibeigenen zu thun hatten. Der Antrag auf Bestellung von Chirurgen auf dem flachen Lande wurde mit der nachstehenden merkwürdigen Motivirung abgelehnt: die Bauern curirten sich am liebsten und besten mit Hausmitteln, wie sie

auf jedem Hofe zu finden und zu haben seien; auch fehle es nicht an Leuten, welche diese Mittel gehörig zu appliciren wüßten. Die Anstellung von Landärzten oder Chirurgen sei durchaus unthunlich; wenn derselben je einer auch für je sechs Kirchspiele angestellt würde, so würde derselbe bei der großen „étendue" der bäuerlichen Wohnsitze doch nicht viel nützen können, dagegen große Kosten verursachen.

Wenn man bedenkt, daß der Mangel an wirklicher Hülfe auf dem Lande die sämmtlichen, entfernt von den Städten lebenden Gutsbesitzer, mithin einen beträchtlichen Bruchtheil des Adels ebenso empfindlich traf, wie den Bauernstand, so erhellt daraus, wie bescheiden die Ansprüche in sanitarischer Beziehung waren und zwar nicht nur für Andere, sondern auch für sich selbst.

Ad Punkt 4 (Klage über Verkommen der Landpolizei) hielt man eine verschärfte Anwendung der bestehenden Vorschriften über Aufkäuferei, Branntweinhandel, Bönhasen u. s. w. für genügend; neue oder außerordentliche Maßregeln wurden nicht beliebt. Wie wir aus früheren und späteren Landtagsverhandlungen, sowie aus Notizen Gadebusch's und anderer Schriftsteller wissen *), waren Stadt und Land gewohnt, sich die Vorwürfe wegen Aufkäuferei, Bönhasenthum, gesetzwidrigen Branntweinbrand und Aussaugung der Bauern, gegenseitig zuzuschieben und alle Schuld bei dem anderen Theile zu suchen. Die Bürger klagten über Verkürzung ihrer Nahrung durch landsche Handwerker und Händler, der Adel behauptete, die städtischen Marktbeamten, Wäger, Ligger und Wracker seien systematische Betrüger, die, gestützt auf uralte Mißbräuche, die Bauern verkürzten und an dem freien Vertrieb ihrer Producte hinderten; Gegenstand beständiger Klagen auf den Landtagen waren die Branntweinbrennereien in den Städten; ob dieselben wirklich nur als Förderer bäuerlicher Trunksucht oder auch als gefährliche Concurrenten der ländlichen Production verabscheut wurden,

*) Der Landtag von 1759 hatte z. B. förmlich beantragt, die Zahl der Bauerhändler (Käufer von Rohproducten, namentlich Flachs und Hanf) zu beschränken, gegen die „Schneller" vorzugehen, welche die Bauern aussaugten, endlich den Branntweinbrand in den Städten ganz abzuschaffen. — Einige Jahre früher (1751) hatte die Stadt Riga wiederum ihren Kaufleuten verboten, den Eingesessenen des flachen Landes mehr Salz und Eisen zu verabfolgen, als sie „für sich und ihre Bauern brauchten." Man wollte dadurch verhindern, daß einzelne Landbewohner in diesen Artikeln en gros Einkäufe machten, um dieselben im Detail wieder zu verkaufen, was den städtischen Kleinhändlern zum Schaden gereichen konnte.

mag dahin geſtellt bleiben. Thatſache iſt, daß das Hin- und Herreden darüber, auf welcher Seite das Hauptübel zu ſuchen ſei, die Aufſuchung und Beſeitigung der Quellen deſſelben verzögerte und hintertrieb.

Der eigentliche Kampf begann aber erſt, als die dritte Propoſition des General-Gouvernements (dieſelben wurden nicht der Reihe nach vorgenommen) zur Discuſſion kam. Leider macht uns die jener Zeit übliche Art der Receſſirung nicht mit den einzelnen Reden bekannt, welche für und wider die Vorlage gehalten wurden, — wir müſſen uns mit den Reſultaten begnügen, welche im Weſentlichen ſchon vor fünfzig Jahren (vgl. Merkels „Freie Letten und Eſten") publicirt wurden. Immerhin bleiben die Receſſe von 1765 denjenigen, welche zwiſchen den Zeilen zu leſen verſtehen, höchſt lehrreich und intereſſant. Man ſieht es ihnen an, daß ſie mit vorſichtigem Bedacht und entſchiedener Rückſicht auf die ſchwierigen Zeitläufte abgefaßt worden ſind.

Es verdient bemerkt zu werden, daß der Hofmarſchall Baron Delwig, dem Schuld gegeben worden war, die Bauerſache „bei Ihro Majeſtät entamirt zu haben", ſich zu einer betreffenden „Exculpation" veranlaßt geſehen hat, welches Schriftſtück wir jedoch nicht mehr in den Acten aufzufinden vermochten.

Das Sentiment des Landraths Schoultz kann hier ebenſo übergangen werden, wie der Wortlaut der Antwort, welche den Vorwürfen des General-Gouvernements gegeben wurde: wir verweiſen bezüglich beider Punkte auf den Bericht, welcher im vorigen Jahre in dem Buche „Die baltiſchen Provinzen Rußlands von J. Eckardt" (S. 151 ff.) veröffentlicht worden iſt. Die eigentliche Frucht der Berathungen iſt in jenen vier Punkten niedergelegt, welche das Browneſche Patent vom 12. April 1765 publicirte. „Obgleich Alles was der Bauer hat, wie er ſelbſt, Eigenthum des Herrn iſt, ſo ſollen ihm künftig ſein Vieh, ſeine Pferde, ſein Geld, ſeine Getraide, Heu und Alles was er erwirbt eigenthümlich zugehören" (Veräußerung dieſer Gegenſtände ſollte nur mit Zuſtimmung der Herrn ſtattfinden dürfen). „Die Abgaben, welche der Bauer jetzt leiſtet, ſollen nicht erhöht werden." „Obgleich die Erbherren berechtigt ſind, ihre Leute zu allen Arbeiten zu gebrauchen, deren ſie benöthigt ſind, werden ſie feſtſetzen und bekannt machen, wie viel ſie nehmen wollen." — „Der Bauer darf wegen Nichteinhaltung dieſer Punkte klagen, wird aber wegen unnützer Klagen geſtraft". — Eine zweite Vorſchrift vom ſelben Datum ordnete an, daß binnen vier Monaten, an die Ritterſchafts-Kanzellei über das Maß der geforderten

Frohndienste berichtet, desgleichen von den Predigern über alle Vergehungen Anzeige gemacht werden sollte. Gleichzeitig wurde die Hauszucht auf 10 Paar Ruthen und 24 stündiges Gefängniß beschränkt. Das Ungenügende dieser Beschlüsse, der Mangel einer Garantie für die Ausführung und jeder wirksamen Controlle derselben ist ebenso häufig gerügt worden, wie die Widersinnigkeit der Bestimmung, daß mit Uebergehung der durch die Wackenbücher gegebenen Basis der Status quo der geforderten Leistungen maßgebend sein sollte und nur eine einfache, der Ritterschafts-Kanzellei gegebene Notiz über denselben gefordert wurde. Nichts desto weniger scheint diese erste Einschränkung der absoluten gutsherrlichen Gewalt auf die Zeitgenossen ebenso nachhaltig gewirkt zu haben, wie das von C. F. Schoultz in dem Römershof-Ascheradenschen Bauerrecht gegebene Beispiel. Wenn man die Verhandlungen der beiden folgenden Landtage (1772 und 1774) liest, so hat man den Eindruck, Ritterschaft und Regierung hätten in gleicher Weise das Bedürfniß gefühlt, sich von dem Schrecken zu erholen, den der tiefe Einschnitt in die uralte Landesgewohnheit allenthalben gemacht hatte. Auf beiden Landtagen wird der heiklen Materie mit keinem Wort Erwähnung gethan, nicht einmal darnach gefragt, ob und in wie weit die Vorschriften des Patents in Ausführung gebracht worden. Darüber, daß jene Maßregel an den hergebrachten Zuständen nichts Wesentliches verändert hatte, wird man sich schwerlich irgendwo Illusionen gemacht haben. Die Bedeutung der Sache lag ganz wo anders: in der Anerkennung der Thatsache, daß die Bauern als Staatsbürger unter dem Schutz des Staats stehen und daß der Gutsbesitzer über den Gebrauch, den er von seiner Gewalt gemacht, Rechenschaft abzulegen habe. Die Regierung hatte sich durch Verkündigung dieses Satzes und praktische Bethätigung ihres jus supereminens auf den Boden eines neuen Princips gestellt und gab dem Adel Zeit, sich daran zu gewöhnen.

Daß die Agrarfrage während der nächsten 12 Jahre nicht weiter zur Discussion kam hatte aber noch andere Gründe. Die Regierung legte dem Lande während dieses Zeitraums verschiedene Opfer auf, an deren Leistung ihr dringend gelegen war und die sie nicht durch etwaige Erschütterung des wirthschaftlichen Herkommens gefährden wollte. Katharinas vieljährige und mit wechselndem Erfolg geführten Türkenkriege hatten die finanziellen Kräfte des Staats so dringend in Anspruch genommen, daß man zur Bestreitung auch nur der nothwendigsten laufenden Bedürfnisse dem Fiscus neue Quellen erschließen mußte. Mittelst eines kaiserlichen Befehls vom

Jahre 1769 wurde den Provinzen Livland und Oesel sammt deren Städten eine außerordentliche Türkensteuer im Betrage von 100,000 Rubel auferlegt, welche der im Januar 1769 zusammentretende Landtag repartiren sollte, nachdem festgesetzt worden, das flache Land (inclusive die publiken Güter) habe $^2/_3$ dieses Betrages aufzubringen; den Rest sollten die Städte tragen.*) Die Abwickelung dieses schwierigen und undankbaren Geschäfts begann natürlich mit einem erbitterten Streit zwischen der Ritterschaft und der Stadt Riga, welche in ihrer doppelten Eigenschaft als Rittergutsbesitzerin und als Stadt auch doppelt herangezogen werden sollte. Anfangs stand der General-Gouverneur auf Seiten des Adels; u. A. drohte er „Ihro Majestät des Landes treuen Gehorsam und der Stadt résistance zu berichten." Als aber im April desselben Jahres auf kaiserlichen Befehl neue Verhandlungen angeknüpft wurden, die Stadt sich erbot ein Viertheil des Gesammtbetrages (25,000 Rbl.) zu zahlen und der Adel noch 4000 Rbl. verlangte, wandte das Blatt sich: Browne trat jetzt auf die Seite Rigas und stellte dem Adel eine 24stündige Frist zur Annahme der städtischen Vorschläge, welche denn auch erfolgte. — Die Aufbringung dieser für jene Zeit bedeutenden Summe scheint allen Theilen gleich schwer geworden. Es bedurfte der Anstellung von vier Kreiscommissarien zum Empfang dieser Steuer damit dieselbe überhaupt einkam und von allen Seiten wurde über ihre Höhe geklagt. Schon im Jahre 1770 erhielt der in Petersburg weilende Deputirte Baron Taube den Auftrag, Erkundigungen darüber einzuziehen, ob man nicht wegen Nachlaß der neuen Steuer suppliciren dürfe. Seine Antwort lautete abschlägig: man solle sich bis zum Friedensschluß gedulden. Im folgenden Jahre baten die vier für die einzelnen Kreise ernannten Steuerempfänger den Abschied von ihrem schwierigen Amt; Browne erklärte denselben nicht ertheilen zu können, bevor neue Commissarien bestellt worden. Als dieselben im Juli ihre Functionen einstellten und den empfangenen Summen noch eine Restanzenliste beilegten,

*) Auf demselben Landtage tauchte zum ersten Mal die Besorgniß vor Einführung der neuen s. g. Hoffmannschen Art der Hakenberechnung auf. Was es mit derselben auf sich hatte, hat der Verf. aus den ihm zu Gebote stehenden Quellen nicht feststellen können. Genauere Auskunft über die s. g. Hoffmannsche Sache kann unter den Lebenden vielleicht nur noch der treffliche und bewährte Kenner der livländischen Agrargeschichte Herr Prof. Dr. Graß in Dorpat ertheilen, da er derselben in seinen (leider auf einen engen Kreis beschränkten) Vorlesungen über Geschichte der livländischen Agrargesetzgebung Erwähnung zu thun pflegte.

verweigerte der General-Gouverneur die Annahme derselben und dem Landraths-Collegium blieb nichts übrig, als den fehlenden Betrag „für Rechnung der Schuldigen zu negociren". 1772 geriethen Livland und Oesel (das nur 999 Thaler zahlte) in Streit, weil die publiken Güter dieser Insel 669 Thaler zu viel gezahlt zu haben behaupteten. Der General-Gouverneur nahm die Partei der Oeselschen Kronsgüter, machte die Ausstellung seiner Quittung davon abhängig, daß Livland jenen Betrag refundirte, und damit hatte es sein schließliches Bewenden.

Am 1. März 1775 hörte die Türkensteuer auf. Im vorhergehenden Jahre war indessen schon eine neue einmalige Abgabe erhoben worden; angesichts der Finanznoth hatte ein Senats-Ukas unter Berufung auf Gewohnheiten aus schwedischer Zeit von der Ritterschaft ein „außerordentliches Präsent" zur Hochzeit Sr. K. H. des Großfürsten Paul Petrowitsch verlangt. Auf die Remonstration des Landtags erklärte Browne, denselben bis zur Antwort des Senats in Permanenz erklären oder nach dem Eintreffen derselben wieder zusammenberufen zu müssen. Hierauf wurden 20,000 Rbl. „zu directer Uebersendung an Ihro Majestät" bewilligt. — Interessant ist, daß im engeren Ausschuß bei dieser Gelegenheit der (von dem Plenum zurückgewiesene) Vorschlag auftauchte in Anbetracht der Türkensteuer und der übrigen auf den Possessoribus ruhenden Lasten, die unbesitzlichen Glieder der Ritterschaft mit heran zu ziehen und mit ½ Procent von ihren auf livländischen Gütern ingrossirten Hypotheken zu belegen.

Andere Ausgaben wurden um dieselbe Zeit durch Veränderungen im Post- und Stationswesen veranlaßt. 1772 wurde eine fahrende Post „von Nennal bis an die Grenze" angelegt und der Bestand der Pferde auf den Stationen um je 8 erhöht — eine Maßregel, deren Ausführung auf 14,000 Rubel angeschlagen wurde, welche die Ritterschaft indessen nur zum Theil trug. — Vier Jahre später (1779) begannen die mehrjährigen Verhandlungen mit dem Postdirector Hahn, ebenso charakteristisch für die bescheidenen Ansprüche der Zeit an das Postwesen, wie für die Armuth des Landes. Der genannte Postdirector begann die von dem Lande in die Städte kommenden Briefe austragen und dafür je 3 Kop. erheben zu lassen; gleichzeitig sollten Postcomptoire in den kleinen Städten eröffnet werden. Um diese „Neuerungen" wurde ein vieljähriger erbitterter Kampf geführt, bei dem sich nur durchsetzen ließ, daß bloß diejenigen Briefe ausgetragen wurden, welche nicht 12 Stunden nach ihrem Eingang abgeholt worden waren. Nachdem der Senat und das Justiz-Collegium sich im

Jahre 1779 für den Postdirector Hahn ausgesprochen hatten, theilte derselbe im Jahre 1785 mit, daß nur für diejenigen Briefe Porto erhoben werden sollte, welche mit der von der Krone bezahlten Post befördert würden. In demselben Jahr wurde zu Wolmar wirklich ein Postcomptoir errichtet.

Die besondere Erwähnung dieser Zwischenfälle wird der Rechtfertigung nicht bedürfen. Der Einfluß der finanziellen Bedrängniß des Staats auf seine innere Politik und seine Stellung zur Agrarfrage bietet in der That die Haupterklärung dafür, daß die Agrarfrage in den Jahren 1765 bis 1777 von der Tagesordnung abgesetzt war. Auf dem Landtage von 1772, den der Landmarschall Carl Gustav Mengden leitete („Eine gegründete Freiheit, unterstützt von einer belebenden Gerechtigkeit, macht jeden Staat blühend" begann seine an den General-Gouverneur gerichtete Harangue) war nur davon die Rede, die Polizei zu bessern und „noble wie ignoble Possessores" von dem „gewaltsamen" Ankauf bäuerlicher Producte abzuhalten und den „mittelmäßigen Zustand" der Kirchen und Schulen zu bessern; 1774 hatte das oben erwähnte außerordentliche Präsent den einzigen Deliberationsgegenstand gebildet.

Anders war es auf dem Landtage von 1777, zu welchem wiederum eine längere Reihe von Anträgen des General-Gouvernements vorlag. Scharfblickende Landtagsglieder mögen schon aus der Eröffnungsrede des stellvertretenden Landmarschalls v. Rennenkampf darauf Schlüsse gezogen haben, daß es sich wiederum um Concessionen an den Bauernstand handeln werde, denn dieselbe hatte zu ihrem Hauptthema den Satz gehabt, daß Liebe zum Vaterlande und gleiche Liebe zu allen Menschen die Haupterfordernisse eines weisen Mannes seien. Dann wurden die fünf Propositionen des General-Gouvernements verlesen, die folgende Gegenstände betrafen:

Ad 1) sollten wegen erhöhter Fouragebedürfnisse der in Livland garnisonirenden Truppen die Preise fixirt werden, zu denen man dieselben liefern wolle. P. 2) brachte die Bauerverhältnisse zur Sprache und zwar in folgender Fassung: „Die Unruhen, welche zeither durch die Bauerschaften verschiedener Güter erregt worden, sind landkundig und schon an den Thron gelangt. So viel man bishero bemerken können, sind die Klagen vorzüglich daher erwachsen, daß die beklagten Herren Possessores sich nicht an die nach dem Landtagsschluß de anno 1765 festgesetzten Prästanda gebunden, sondern vornehmlich in der Arbeit das Duplum und Triplum, auch wohl noch mehr, exigiret. Dieses ist mit der Billigkeit

auf keine Weise zu conciliiren. Denn obgleich nach der Landesverfassung und selbst nach der K. Schwed. Instruction de anno 1787 den Privat-Possessoribus vorbehalten ist, daß ein jeder in seinem Gute die Länder und Zinsen unter der Bauerschaft so einrichten und vertheilen mag, als er es am besten und nützlichsten für sich zu sein beprüfet, so müssen doch die Prästanda der Bauern ihre allendliche Bestimmung haben. E. E. Ritterschaft hat die Nothwendigkeit hievon schon anno 1765 eingesehen und sich zu dieser Bestimmung feierlich verbunden. — Wie ich mich nun nicht entlegen kann, E. E. Ritter und Landschaft auf obigen Landtagsschluß zurück und derselben zu Gemüthe zu führen, wie sehr dergleichen dawider laufende Excesse dem Lande Vorwürfe zu ziehen,

so zweifle ich nicht, daß E. E. Ritter- und Landschaft selbst die Wichtigkeit dieses Moments einsehen und die Präcautiones ausmitteln werde, welche die von E. E. Ritterschaft selbst agnoscirte Verbindlichkeit in Effect setzen und alle Gravamina dieser Art abbeugen könne."

P. 3) verlangte, daß die Ritterschaft die Kosten für die Reparaturen der landgerichtlichen Gebäude, welche die Krone im Jahre 1765 hatte bauen lassen, fortan tragen sollte.

P. 4) setzte auseinander, daß nach der ruhmreichen Eroberung Westrußlands die Herstellung einer neuen Postlinie längst der Düna, sowie die Anlegung von Stationen auf den Gütern Kokenhusen, Römershof, Lennewaden und Talkhofen nothwendig und von der Ritter- und Landschaft auszuführen sei.

P. 5) beantragte endlich den Bau eines Lyceumsgebäudes, sowie die Erhöhung der Gagen der an demselben angestellten Lehrer und Beamten.

Daß die Empfindungen, mit denen der Landtag von 1777 diese Propositionen verlesen hörte, ziemlich peinliche waren und daß man namentlich von der herben Sprache verletzt war, welche der leidige Punkt 3 mit seinen Anspielungen auf Vernachlässigung der 1765 übernommenen Verpflichtungen führte, geht schon aus den auf diese fünf Punkte gefaßten Beschlüsse ziemlich deutlich hervor. Die materiellen Sorgen standen aber so im Vordergrunde, daß man auf die geforderten neuen Bewilligungen größeren Nachdruck gelegt zu haben scheint, wie auf die Agrarangelegenheit, bezüglich welcher ja auch keine bestimmten Vorschläge des General-Gouvernements vorlagen. Der Landtag begnügte sich damit, die Schlüsse von 1765 als völlig genügend zu bezeichnen und die Ueberschreitung der

bisher üblich gewesenen Frohnleistungen daraus zu erklären, daß einige Possessores die bis zum 1. August 1765 einzureichenden Nachrichten gar nicht eingegeben und sich daher berechtigt gehalten, ihren Bauern mehrere Prästanda, als zu welchen sie nach den Wackenbüchern verbunden, aufzulegen." Merkwürdig genug, daß hier ritterschaftlicher Seits auf die durch die Wackenbücher festgesetzten Normen der Frohne zurückgegriffen wird, obgleich Landtagsschluß und Patent von 1765 den Herren freigegeben hatten, ohne alle Einschränkung den bisher üblich gewesenen Forderungen normative Kraft zu verleihen; in dem Patent hatte es sogar geheißen, Nachrichten über die auf jedem einzelnen Bauergütchen ruhenden Lasten seien nicht nöthig, es brauche nur im Allgemeinen angegeben zu werden, wie viel von einem Häkner, Halbhäkner u. s. w. gefordert würde. Wie tief die Ueberzeugung, daß die alten schwedischen Wackenbücher die eigentlichen Normen seien, trotz aller Ansprüche selbstherrlichen Egoismus im Bewußtsein des Adels gewurzelt war, geht mit noch größerer Deutlichkeit aus den Vorschlägen zur Abhülfe der Klagen des General-Gouvernements hervor, welche dem Grafen Browne als Antwort auf die Proposition 2) übergeben wurde. Der Landtag sprach sich dahin aus, daß wo die mehr erwähnten, 1765 geforderten Angaben nicht gemacht worden, das Krons-Wackenbuch „pro basi" der gesetzlich von den Bauern zu fordernden Leistungen genommen werden sollte; außerdem verlangte Dienste sollten nach der Kronstaxe*) entschädigt, Contravenienten rücksichtslos mit Strafe belegt werden. Dagegen wurde ausdrücklich hervorgehoben, daß unter den Bauern ein Geist des Aufruhrs und Ungehorsams herrsche (an einer andern Stelle derselben Antwort ist sogar von dem der Landeswohlfahrt schädlichen „Freiheitstriebe" der Bauern die Rede) der entschieden niedergehalten werden müsse, und daß mit aller Strenge sowohl gegen die Bauern, welche den Gesetzen zuwider schriftliche Klagen bei den Ordnungsgerichten einreichten, wie gegen die Concipienten solcher Schriften verfahren werden müsse. Der Widerwille gegen schriftliche Klagen und gegen Theilnahme dritter Personen an der Abfassung derselben, gehört zu den charakteristischesten Eigenthümlichkeiten der patriachalischen

*) Da Browne die Kreistage für nicht in allen Fällen ausreichend hielt, wurde beschlossen „daß, wie sich von selbst verstehe, in allen Fällen, wo die Gerichte fänden, daß die Bauern in einem vorkommenden Fall dadurch (d. h. durch die Kronstaxe) nicht entschädigt würden, denselben größere Summen zugesprochen werden müßten."

Gesetzgeber unseres Landes und hat sich fast ein Jahrhundert lang Gehorsam erzwungen; das Recht ihre Klagen durch Sachwalter führen zu lassen, ist den livländischen Bauern erst vor einigen Jahren ertheilt worden. Selbst die Bauerverordnung von 1849 hatte eine entgegenstehende Bestimmung beibehalten.

Ziemlich ablehnend war die Haltung des Landtags gegenüber den übrigen Propositionen des General-Gouvernements, in denen es sich allerdings nicht um Principien, sondern um fiscalische Interessen gehandelt hatte. Bezüglich der Proposition 1 machte man geltend, daß es angesichts der Ungewißheit über den Ausfall der Ernte unmöglich sei, den Preis des Getraides im Voraus zu bestimmen. Ueberdies habe man mit den allgemeinen Lieferungsverträgen in jüngster Zeit so schlechte Erfahrungen gemacht, daß der Landtag um Abänderung des bisherigen Brauchs bitten und Einführung freier, von jedem Einzelnen mit der Krone abzuschließender Lieferungsverträge erbitten müsse. Es sei in den letzten Jahren wiederholt vorgekommen, daß die Intendantur ihre Zahlungen nicht in Silber, sondern in Kupfer geleistet habe, woraus für die Lieferanten ein Verlust von 3 pCt. erwachse; ferner hätten die Lieferungen nicht, wie ausgemacht worden, bloße 45, sondern 100 und mehr Werste verführt werden müssen; manche Empfänger hätten den Empfang und die Ausstellung der Quittungen um 10 bis 12 Tage verschoben und andere „Vexationes" verübt. Aus diesen Gründen müsse der Landtag um Abänderung des bisherigen Modus bitten; Se. gräfliche Excellenz könne aber davon überzeugt sein, daß solches nicht aus bösem Willen, sondern lediglich aus dem Unvermögen hervorgegangen sei, die bisher gebrachten Opfer ferner zu tragen.

Auch die Uebernahme von Stationsbauten an der Düna wurde als unter den obwaltenden schwierigen Zeitumständen unthunlich bezeichnet und diese Ablehnung mit in der That gewichtigen Gründen belegt. Der Landtag machte geltend, daß die an der Düna lebenden Gutsbesitzer sämmtlich an den Lasten für Erhaltung des Petersburger Traktes participirten und daß die bisherigen Erfahrungen bewiesen hätten, wie die Unkosten für Erhaltung der Stationen drei Mal größer seien als die Revenüen aus denselben. Auch hätten die Unordnungen und Excesse auf den Stationen einen unerträglichen Grad erreicht. Falls die hohe Krone die Anlegung der Stationen an der Düna selbst in die Hand nehmen wolle,

seien die anwohnenden Possessores gern bereit, einzelne Verträge mit hochderselben abzuschließen. — Was die gewünschte Uebernahme der Reparaturen der Landgerichtsgebäude anlangte, so verwies der Landtag darauf, daß diese Last niemals vom Lande getragen worden, auch nach der für die inneren Provinzen des Reichs neuerdings erlassenen Gouvernements-Verordnung als ein Onus des Staates angesehen werde; dagegen sei der Landtag bereit 48 Rbl. für die Beheizung der landgerichtlichen Localitäten zu bewilligen, für den Fall, daß damit die bisherigen Holzcontributionen aufhörten. Auch die gewünschte Unterstützung des Lyceums glaubte man in Erwägung der Unsicherheit aller Besitzer, welche eine Folge des Lehnsverhältnisses sei, nicht bewilligen, sondern die gesammte Anstalt nur der Gnade der Landesherrschaft empfehlen zu können.

Ein wirklicher Fortschritt der Agrar-Angelegenheit war, wie sich aus dem Vorstehenden ergiebt, auch dieses Mal nicht erzielt worden. Die vielfachen anderen Ansprüche, welche an die Ritterschaft gestellt wurden, brachten fast nothwendig mit sich, daß die Frage nach der Zukunft des Bauernstandes in den Hintergrund gedrängt, die Aufmerksamkeit der Regierung getheilt, ihr Interesse an dem Fortgang dieser Angelegenheit durch die Besorgniß vor Verminderung der Steuerkraft des Landes in Schach gehalten wurde. Je höher die Lasten wurden, welche das flache Land zu tragen hatte, desto schwieriger war es, das Maß der Frohnleistungen herabzusetzen.

Daß mit der Ausführung der Beschlüsse von 1765 und 1779 aber auch jetzt nicht der gehörige Ernst gemacht wurde, hatte, abgesehen von dem passiven Widerstande der „Possessores", noch andere, tiefergehende Gründe. Schon im Jahre 1779 waren Verhandlungen über die Einführung der Statthalterschafts-Verfassung angeknüpft worden, welche Regierung und Adel so ausschließlich beschäftigten, daß Zeit und Interesse für andere Dinge kaum übrig waren. Parallel mit der Verfassungsfrage liefen außerdem die Streitigkeiten mit der Landschaft, welche sich seit Einberufung der Moskauer legislativen Deputirten-Versammlung als eigener Körper constituirt hatte und durch ihre Marschälle eine eigene, adels- und landesfeindliche Politik trieb. So erklärt es sich leicht, daß weder auf den Landtagen von 1780 und 1783 noch auf den zu statthalterschaftlicher Zeit abgehaltenen Wahltagen von den Bauerverhältnissen die Rede war, selbst keine Spuren davon vorliegen, daß innerhalb dieses Zeitraums irgend

etwas für Beaufsichtigung und Durchführung der Beschlüsse von 1749 geschah. Alles, was in jener Zeit zu Gunsten des Bauerstandes geschah, beschränkte sich auf Maßregeln zur Förderung des ländlichen Schulwesens und gewissenhaftere Durchführung des uns bereits bekannten Lenz-Ungern'schen „Schulplans"; wenn außerdem auf Steuerung des Bettels und Anlegung von Armenhäusern (1783) oder auf Beschäftigung nothleidender Individuen (1785) hingearbeitet wurde *), so tragen die bezüglichen Beschlüsse doch mehr einen philanthropischen als einen politisch-reformatorischen Charakter.

Freilich gehört es zur Signatur jener Zeit, daß rein philanthropische und politische Maßregeln häufig zusammengeworfen werden und zum Schaden der Sache verwechselt wurden. Nicht nur, daß in den bezüglichen Propositionen und Landtagsschlüssen immer nur die humane Seite der Sache hervorgekehrt und gerade so gehandelt wurde, als hätten bei Einschränkung der Leibeigenschaft nur die Bauern und nicht auch die Herren zu gewinnen, selbst dem außerhalb stehenden gebildeten Publicum gebrach es fast ausnahmslos an richtigen Gesichtspunkten für Beurtheilung der Sachlage. Typisch sind in dieser Beziehung die Schriften des wohlmeinenden, aber in allen technischen Fragen geradezu unzurechnungsfähigen Garlieb Merkel. Davon, daß es hauptsächlich darauf ankomme, einen sicheren Maßstab für die Höhe der bäuerlichen Leistungen zu gewinnen, und daß dieser Maßstab für die Entwickelung eines kräftigen und unabhängigen Bauerstandes sehr viel wichtiger sei als alles Uebrige, ja selbst als alle Concessionen an die persönliche Freiheit der Leibeigenen — davon hat er weder 1794 bei Abfassung seiner „Letten", noch fünfundzwanzig Jahre später, als er seine Erinnerungsschrift „Die freien Letten und Esten" schrieb, auch nur eine Ahnung gehabt. Es ist bekannt, daß keine dieser für die Entwickelung des livländischen Agrarsystems so hochwichtigen Schriften auch nur eine Definition des Hakens enthält oder auf die Bedeutung der Wackenbücher näher eingeht. Demgemäß können wir uns nicht wundern, daß eigentlich Alles, was dieser Schriftsteller über den

*) Zur Steuerung der Noth und Aufmunterung der Industrie sollten die Höfe „dem Weibsvolk" in den Gesinden während des Winters Flachs zu verspinnen geben und je 1 Pfund verarbeiteten Flachses mit 17 Kopeken, wenn der Bauer selbst den Flachs hergegeben mit 22 Kopeken bezahlen. Diese Flachsvertheilung sollte je „zwei Weibsmenschen vom Viertelhäckner" zu Theil werden; außerdem traf man Anstalten, die gesammte Einrichtung vor Mißbrauch und gewaltsamer Ausbeutung der Arbeitskräfte zu schützen.

Einfluß der von ihm so überschwenglich gepriesenen Statthalterschafts-Verordnung auf die Entwickelung der agrarischen Dinge in Livland sagt, falsch oder doch schief ist. Weder läßt sich aus den Quellen nachweisen, daß die im Jahre 1784 geschehene Einlieferung der Wackenbücher eine allgemeine gewesen und praktische Folgen gehabt, noch spielte es für die agrarische Entwickelnng irgend welche Rolle, daß Browne im Jahre 1785 eine Verordnung erließ, nach welcher den Erbherrn verboten wurde, ihre Leibeigenen, wenn sie die Vergehungen derselben selbst bestraft hatten, noch zu öffentlicher Strafarbeit abzugeben. Merkels Behauptung, daß die statthalterschaftliche Verfassung moralisch den größten Einfluß auf das Verhältniß zwischen Herren und Bauern ausgeübt habe, „da der Ritterschaft als solcher die richterliche Autorität genommen, ihre Behörden in von der Krone abhängige Gerichte verwandelt worden, deren Mitglieder zuweilen aus Bauern beständen", läßt sich geradezu in ihr Gegentheil umkehren. Die Aufmerksamkeit der Regierung war durch die neuen Ordnungen vollständig abgelenkt und wesentlich auf bureaukratische Aeußerlichkeiten gerichtet worden. Der Adel hatte dagegen das Gefühl, durch Aufopferung der alten Verfassung größere Freiheit in den Beziehungen zum Landvolk erkauft, die Regierung auf anderen Gebieten zufrieden gestellt zu haben. Er wußte recht wohl, daß zwei durchgreifende Aenderungen nicht gleichzeitig möglich waren, und glaubte durch Gehorsam gegen die eine, freie Hand für die andere erkauft zu haben. Außerdem war das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Geschick des Landes, mit dem die Ritterschaft sich bis dahin identificirt hatte, geschwunden oder doch stark beeinträchtigt; die Lösung der altgewohnten Bande, die Versetzung der Adels-Corporation mit neuen, fremden Elementen, hatte die Einzelnen dem öffentlichen Interesse entfremdet und fast ausschließlich ihren persönlichen und egoistischen Interessen zugewendet, und unter diesen stand die uneingeschränkte Herrschaft über Land und Leute oben an. Daß die Hinzuziehung bäuerlicher Richter zu den ländlichen Unterbehörden dem Adel imponirt habe, ist eine durch Nichts begründete optimistische Annahme Merkels, dessen Urtheile über jene Zeit in blinden Vorurtheilen für den Zuwachs dessen, was er Staatsgewalt nennt, befangen ist.

So erscheint die statthalterschaftliche Periode geradezu als ein Rückschritt in der Geschichte der agrarischen Entwickelung Livlands und es läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß die Abwendung der Aufmerksamkeit der Regierung von dem Programm des Jahres 1765 mit ihr im engsten

Zusammenhange stand. Je näher man mit diesem Zeitabschnitt bekannt wird, desto mehr verliert er den liberalen Nimbus, mit welchem seine Anhänger (unter diesen ist namentlich auch Carl Gustav Jochmann zu nennen) ihn in treuem Gehorsam gegen die Doctrinen des 18. Jahrhunderts umgaben. Merkels eigene Angaben darüber, daß in den Jahren 1785—95 besonders zahlreiche Bauernaufstände vorkommen, liefern deutliche Belege dafür, daß man damals für alle anderen Dinge regere Theilnahme und Aufmerksamkeit hatte als für die agrarischen. Und im Grunde genommen konnte das auch nicht anders sein. Die ersten zwei Jahre des statthalterschaftlichen Regiments waren ein Uebergangsstadium im engsten Sinne des Worts; neben den neuen Behörden und Autoritäten bestand noch ein großer Theil der alten Einrichtungen fort; weder war die Adelsordnung durchgeführt, noch die alte städtische Verfassung ganz abgeschafft worden; der Gouvernements-Magistrat und der Rath der Stadt Riga lagen einander ebenso in den Haaren, wie das Landraths-Collegium mit den neugewählten acht Adelsmarschällen. Stündlich war die Aufhebung der übriggebliebenen Reste des alten Landesstaats zu erwarten und erst nachdem diese erfolgt war, konnten die neuen Autoritäten von den ihnen zugewiesenen Stellungen vollen Besitz nehmen. Als die neue Verfassung völlig eingeführt war, zeigte sich aber erst recht deutlich, wie wenig sie für die livländischen Verhältnisse paßte. Jahre vergingen, ehe die Räder der neu aufgestellten provinziellen Staatsmaschine gehörig in einander griffen, lange Zeit hindurch bot das gesammte öffentliche Leben der Provinz das Bild unsicheren Tappens und allgemeiner Rathlosigkeit — Uebelstände, die sich hinter hastiger Vielgeschäftigkeit und entfesselter Schreiblust zu verbergen suchten. Wie rapid die Schreibseligkeit sich entwickelte, geht schon aus dem veränderten Charakter der Landtags-Vorlagen und ihrer Behandlung hervor: wo sonst eine Proposition gemacht worden war, gab es jetzt ihrer fünf und doch wurde nichts Wesentliches gefördert.

Dazu kamen, nachdem die Einführung der neuen Adelsordnung erfolgt war, höchst peinliche und unangenehme Auseinandersetzungen wegen der Ritterschaftsgüter, welche die Gesammtheit des Adels, wie viele einzelne Glieder desselben in endlose Verlegenheiten brachten und Jahre lang im Vordergrunde aller Interessen standen. Nach Aufhebung des Landgerichts-Collegiums war mittelst Senats-Ukases vom 12. August 1786 die Einziehung der Güter angeordnet worden, welche im Jahre 1725 der Ritterschaft zur Erhaltung des Landraths-Collegiums donirt worden waren.

Die Ritterschaft gerieth dadurch in dreifache Verlegenheit: erstlich waren aus dem Ertrag jener Güter nicht nur die Ausgaben für das Landraths-Collegium, sondern verschiedene andere öffentliche Bedürfnisse gedeckt worden, für welche jetzt Rath geschafft werden mußten. Zweitens hafteten auf den Gütern beträchtliche Schulden, welche der neue Besitzer, der Staat, nicht anerkannte; wer sollte dieselben decken? Die Ritterschaft als solche existirte nicht mehr, der neue, durch zahlreiche Glieder der Armee und Büreaukratie erweiterte Adelsverband hatte juristisch keine Verpflichtung Schulden zu übernehmen, welche das Landraths-Collegium im Namen der Ritterschaft contrahirt hatte. Die Hauptschwierigkeit bestand aber in der Auseinandersetzung mit den Arrende-Inhabern jener Güter, welche für plötzliche Lösung ihrer Contracte, aufgewandte Meliorationen u. s. w. entschädigt sein wollten und sich, da die Krone diese Ansprüche nicht oder nur zum geringsten Theil anerkannte, an die Verpächter hielten. Da die Krone von ihrem neuen Eigenthum sofort Besitz zu nehmen wünschte, geschah eine förmliche Exmission der Arrendatoren durch die Kreisgerichte, welche zugleich die Entschädigungsfrage auszutragen hatten.*) Als Repräsentant der ritterschaftlichen Interessen fungirte dabei ein Advocat Kehl, der angewiesen war, gegen alle dem Verpächter ungünstige Entscheidungen die zulässigen Rechtsmittel einzulegen. Natürlich kam es in den meisten Fällen zu kostspieligen Processen; alle Schritte, welche zur Wiedererlangung der Güter oder zur Uebernahme der auf denselben haftenden Schulden durch die Krone, versucht wurden, blieben vergeblich, ja auf Rath des General-Gouvernements gab man es „um Aufsehen zu vermeiden" schließlich auf, die Sache überhaupt noch zu betreiben. Nach Wiederherstellung der alten Verfassung wurden auch die Güter zurückgegeben; darüber, ob dieselben als Besitz des Landraths-Collegiums oder der Ritterschaft anzusehen seien und wer für denselben zu haften habe, entspann sich jetzt ein gehässiger, Jahre langer Streit, der von ungünstigstem Einfluß auf zahlreiche Landtags-

*) Kreisgericht war die statthalterschaftliche Bezeichnung für unsere Landgerichte, deren Competenzen übrigens verschiedenen Modificationen unterzogen wurden. — Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, daß die Ritterschaftsgüter, ehe sie 1788 eingezogen wurden, zuletzt im Jahre 1780 verpachtet worden waren und zwar Trikaten und Lipskaln für 3900, Planhof für 1505, Dutkenshof für 705, Neu- und Alt-Wrangelshof für 2501 Thaler. Diese Pachtsätze galten übrigens schon damals für niedrige und wurden durch die ungünstigen Zeitläufte und hohen Abgaben erklärt. „Das vorige Mal hatten sie 658 Thaler mehr abgeworfen."

verhandlungen und — wie wir in der Folge sehen werden — auch auf den Gang der Agrarfrage war.

In Bewegung wurde diese letztere erst ganz am Ende der statthalterschaftlichen Zeit gebracht. Der im Jahre 1792 zum Gouvernements-Adelsmarschall gewählte Obrist Friedrich v. Sivers hatte sich mit einer Anzahl seiner näheren Freunde (unter denen namentlich der Graf L. A. Mellin, v. Bayer, Eckſparre und der Wendensche Kreismarschall Carl Otto v. Transehe-Roseneck genannt werden) darüber vereinigt, der im December 1795 zusammentretenden Adelsversammlung eine Vorlage wegen Einschränkung der Leibeigenschaft und Besserung der Lage des Bauerstandes zu übergeben. Während ein ähnlicher Antrag Bayers im Jahre 1792 der ungünstigen Zeitläufte und seiner allzu großen Tragweite wegen abgelehnt worden war, schienen die Verhältnisse dieses Mal ungewöhnlich günstig zu liegen. Sivers hatte inmitten der Schwierigkeiten, mit denen der Adel seit Einführung der neuen Verfassung zu kämpfen gehabt, ein so außerordentliches Geschick bewiesen, den in seinem hohen Alter immer eigenwilliger und unzugänglicher gewordenen Grafen Browne so taktvoll zu behandeln gewußt, daß er der allgemeine Vertrauensmann geworden war und in Stadt und Land einen außergewöhnlichen Einfluß übte. Seine Freunde Mellin und Transehe waren Männer von einer für ihre Zeit höchst seltenen Bildung und schon darum in hohem Maße angesehen: Mellin stand mit dem Großfürsten Paul in enger Beziehung und hatte viele Jahre bei Hof gelebt, nachdem ihm das Glück zu Theil geworden, gemeinsam mit zwei Prinzen von Holstein-Gottorp in der Schweiz erzogen zu werden; Transehe war in dem Utopien des 18. Jahrhunderts, in Amerika gewesen und konnte sich der persönlichen Bekanntschaft Washingtons und Hamiltons rühmen. Außerdem hatten die Ernennung des neuen General-Gouverneurs, Fürsten Repnin und die Verhandlung wegen Begründung eines Credit-Vereins den Adel aus der Apathie aufzurütteln begonnen, in welche er nach den schweren Erfahrungen der letzten Jahre gerathen war.*) Schon die Umstände, welche die Eröffnung der Versammlung

*) Der Creditverein kam bekanntlich erst sehr viel später zu Stande, stand aber seit 1789 auf der Tagesordnung. Unter seinen zahlreichen Gegnern stand der frühere Führer der Landsassenpartei, General Weißmann, ein aufgeblasener und durch seine Beziehungen zum Hofe höchst unbequemer Phraseur und Projectenmacher oben an. In einer seiner Eingaben gegen das Creditvereins-Project, welche auf dem Landtage von 1789 verlesen wurde, heißt es u. A.: In einem monarchischen Staate seien Reichthum und Besitz zum

begleiteten, machten einen wohlthuenden Eindruck und stachen von dem düstern Ernst ab, der in den letzten Jahren über den Eröffnungsfeierlichkeiten gelegen. Von Sivers und Mellin in das Geheimniß der projectirten bauernfreundlichen Vorlage gezogen, hielt der Adjunct des General-Superintendenten Dankwarth, Carl Gottlob Sonntag, damals Oberpastor zu St. Jacob, seine vielgenannte Predigt „Ermunterung zum Gemeingeist", die ungeheueren Eindruck machte, auf Kosten des Adels gedruckt und mit einer goldenen Dose belohnt wurde. Wir können uns nicht versagen, einige besonders charakteristische Sätze dieser von dem Feuer reinster und edelster Humanität durchglühten Ansprache mitzutheilen, welche trotz der etwas verschwommenen Allgemeinheit ihres Inhalts ein halbes Jahrhundert lang im Gedächtniß ihrer Hörer gelebt hat: „Gute Vorschläge hören und thun und befolgen Sie, Väter dieses Landes, besonders über jenen Gegenstand, der mit Allem zusammenhängt, was Ihnen heilig sein muß — mit Ihrem Sittlichkeitsgefühl, mit Ihrem äußeren Wohlstande, mit der Sicherheit des Landes, vielleicht mit dem Leben Ihrer Kinder und Enkel! Was anderes könnte dieses sein, als die Verbesserung und Erhöhung des Wohlstandes unseres Landmanns? Daß hier noch viel zu thun sei, sagen alle Gute und wahrhaft Edle unter Ihnen selbst laut — das fühlt Jeder tief, der die so scharf abstechende Cultur des Gebieters und des Gehorchenden beherzigt — das ruft Dir, Adel Livlands, die Stimme des gesammten gebildeten Europas auffordernd zu — — — — — So lange die menschliche und bürgerliche Existenz des Bauers nicht wohlbehaltener ist, so lange bleibt Alles, was moralisch gewirkt werden soll, meist nur guter Wille. Spreche Niemand: „Die Leibeigenen sind besserer Gefühle unfähig!" Eine Menge Beispiele rufen uns zu: „Sie sind ihrer fähig." Und man könnte fragen: Der Hause, wodurch wurde er denn seiner edleren Menschenfähigkeit beraubt?"

Theil immer Objecte der Willkür, die der schützenden Decke der Dunkelheit nicht entzogen werden dürften. Wenn „ein Mächtiger" sich hinter die Creditcasse stecke, könne er viel Unheil anrichten und mit derselben Mißbrauch treiben; da Alles in der Welt zu Grunde gehe, könne das auch mit der „Charte" dieses projectirten Vereins der Fall sein. Europa werde durch dergleichen Unternehmungen ärmer, zumal dieselben den Luxum mehrten und das Geld in die Städte führten, wo es durch Banquiers verloren gehen könne u. s. w. — Auch der bekannte russische Staatsmann Graf Johann Jakob Sievers, der auf jenem Landtage anwesend war, hatte ernste Bedenken gegen das neue Project gehabt.

Als man sich unter dem Eindruck dieser begeisterten Worte im Rittersaale wieder zusammenfand und die Glückwünsche verlesen worden waren, mit denen der neue Gouverneur Baron Meyendorff seine versammelten Landsleute begrüßte, wurde Sivers mit ungeheurer Majorität wiedergewählt. Tags darauf berichtete der neu wiedergewählte Gouvernements-Marschall der Versammlung mit bewegter Stimme, er habe, als er nach Schluß der vorigen Sitzung in seine Wohnung gekommen, in derselben einen von dem Stadthaupt Sengbusch, dem Bürgermeister Bienemann und dem Stadtraths-Mitgliede Hollander unterzeichneten Zettel mit den Worten: „Dem Ehrenmanne nach alter Rigischer Sitte", und neben diesem eine Anweisung auf hundert Stöfe Wein aus dem Langerhans'schen Keller gefunden. Die anwesenden Vertreter der Stadt Riga erklärten, die Commune habe sich erlaubt, dem Herrn Marschall, der sich ihrer Stadt vielfach in liebreicher Weise angenommen, durch dieses Geschenk nach alter hanseatischer Sitte ihren Dank auszudrücken. Der Eindruck, den diese kurze Erklärung auf die Versammlung machte, war ein so großer, daß dieselbe der Stadt unter allgemeiner Rührung ihren Dank votirte und an das abwesende Stadthaupt Sengbusch ein besonderes Dankschreiben erließ.

Die günstige Stimmung, in die man sich durch alles Dieses versetzt fühlte, wurde noch erhöht, als Sivers den Bericht über die Resultate seiner bisherigen Amtsführung vorlas. Trotz der Schwierigkeit der Zeitläufte war es ihm gelungen, in vielen und wichtigen Angelegenheiten den Wünschen seiner Committenten zu entsprechen. Er hatte durchgesetzt, daß die Eintragungen in das adelige Geschlechtsbuch nur auf den Landtagen und nach förmlicher Prüfung der Ansprüche der Candidaten vorgenommen werden sollten, so daß eine gewisse Controlle möglich blieb. Das vom Adel beschlossene Postreglement war statthalterschaftlich bestätigt, das Project einer allgemeinen Güterregulirung Ihrer Majestät unterbreitet worden. Zufolge einer an höchster Stelle angebrachten Sollicitation wegen regelmäßiger Bezahlung der Progon für Kronskosten, waren die Posteinnahmen von 1900 bis auf 8000 Rbl. gestiegen. Bezüglich der Heu-Abgaben „ihrer Widergesetzlichkeit und Gräuel" war beim General-Gouverneur, beim Senat und beim Grafen Subow supplicirt worden. — Von sich aus und ohne specielle Mandate hatte Sivers die Aufhebung des widerrechtlicher Weise von Browne erlassenen Verbots der Hopfenausfuhr erwirkt, die willkürliche Decretirung von Geldstrafen, durch die Niederlandgerichte für die Zukunft abgeschnitten, endlich verhindert, daß die Statthalterschaft, wie

bisher, entlaufenen Bauern Scheine zur Anschreibung in den Städten ausreichte und bäuerliche Klagen annahm, statt dieselben an den Gouvernements-Marschall zu verweisen. *)

Eine so lange Reihe von Verdiensten um die Sache des Adels mußte den Vorschlägen, mit denen der Gouvernements-Marschall jetzt hervortrat, eine günstige Aufnahme im Voraus zusichern. Dadurch, daß er sich jeder Einmischung der statthalterschaftlichen Behörden in die Beziehungen zwischen Herren und Bauern widersetzte, hatte Sivers den Beweis geliefert, daß es ihm mit Aufrechterhaltung des adeligen Selbstbestimmungs-Rechtes Ernst sei — mindestens für „Landesverrath" konnten seine Anträge auf Verbesserungen der Lage des Bauerstandes nicht gelten. Er wünschte vor Allem eine endliche Feststellung der bäuerlichen Leistungen und ihres Verhältnisses zu den dem Bauerstande eingeräumten Territorien herbeizuführen. Da eine sofortige Lösung dieser Aufgabe der Natur der Sache nicht möglich war, so konnte Sivers es als einen entschiedenen Erfolg ansehen, daß am 19. December beschlossen wurde:

„Da dieser Gegenstand eine weitläuftigere Auseinandersetzung bedarf, als die Grenzen der Dauer des Landtags erlauben, so wird es dem Convent überlassen, die Principien zur festeren Bestimmung des Gehorchs und der Abgaben der Bauern auf das Genaueste zu bestimmen. Sobald dieses geschehen ist, müssen zur besseren Erwägung diese dergestalt entworfenen Grundsätze durch die Herren Kreismarschälle auf Kreisconventen den Gutsbesitzern mitgetheilt werden, quo facto die dadurch erhaltenen Resultate an den Adelsconvent zurückgehen, welcher alsdann Alles zu reguliren und festzusetzen hat, worauf solches als Landtagsschluß anzuerkennen und zu gesetzlicher Wissenschaft zu bringen ist."

Daß die allgemein lautende Fassung dieser Sätze, vor Allem der Mangel an Festsetzungen für den Termin, innerhalb welches die bezüglichen Arbeiten beendet werden sollten, einem Verschlepp der agrarischen Angelegenheiten Vorschub leisten und gemißbraucht werden konnten, liegt

*) Auf dem Landtage von 1765 war beschlossen worden, dergleichen Klagen an den Landmarschall zu verweisen, der sie unter Zuziehung zweier Kreisdeputirten (seit der Statthalterschaft zweier Kreismarschälle) untersuchen sollte. Klagen wegen Entschädigung übermäßiger Frohnforderungen ressortirten laut Beschluß von 1777 vor die Ordnungsgerichte (Niederlandgerichte).

auf der Hand. Ebenſo deutlich leuchtet hervor, daß ein Mann wie Sivers, — und dieſer blieb ja für die nächſte Zukunft an der Spitze der Adelsrepräſentation — dieſen Beſchluß in ſegensreichſter und wirkſamſter Weiſe ausbeuten konnte. Es erſcheint darum höchſt unreif und urtheilslos, wenn Merkel in ſeinen beiden Schriften — ſowohl den „Letten", wie der „Erinnerungsſchrift" — darüber Klage erhebt, daß Alles beim Alten geblieben und daß dem Convent nur aufgegeben worden, die Principien „über Gehorch und Abgaben, Nichts dagegen über die ſtaatsbürgerliche Lage und andere Rechte" aufzuſtellen. Das halbe Jahrhundert, das ſeitdem vergangen, hat uns deutlich darüber belehrt, daß nur die Sicherung der materiellen Lage des Bauerſtandes, d. h. gerade die Feſtſtellung der Laſten und ihres Verhältniſſes zum Grund und Boden im Stande war, ſolide Grundlagen der bäuerlichen Exiſtenz zu ſchaffen und daß, ſo lange dieſe fehlen, alle Zugeſtändniſſe „ſtaatsbürgerlicher und anderer Rechte" von höchſt zweifelhaftem Werthe waren. Wie unheilvoll die mangelhafte Einſicht in dieſen Punkt und jene auch von Merkel getheilte Tendenz, vor Allem auf Conceſſionen an die perſönliche Freiheit zu dringen, auf unſere agrariſche Entwickelung gewirkt hat, iſt mit voller Deutlichkeit erſt ein Menſchenalter ſpäter ans Licht getreten: die von Merkel vertretenen Anſchauungen ſind die Keime der verhängnißvollen Irrthümer von 1818 und 1819 und es kann kein redenderer Beleg für Sivers überlegenes und reifes politiſches Urtheil herangezogen werden als der Umſtand, daß er die Sicherung der materiellen Lage des Landvolkes und deſſen Verknüpfung mit dem Grund und Boden an die Spitze ſeines Programms ſtellte und, ſo weit an ihm war, durchführte. Er wußte ganz genau, daß perſönliche Freiheit und ſtaatsbürgerliche Gleichſtellung mit den übrigen Ständen den livländiſchen Bauern von ſelbſt in den Schooß fallen würden, wenn dieſelben erſt ſicher auf einem Grund und Boden ſäßen, der ihnen weder genommen, noch durch willkürliche Erhöhung der darauf ruhenden Laſten vertheuert werden könnte. Das es ihm nicht beſchieden geweſen, ſein mühſam und glücklich begonnenes Werk zu Ende zu führen, und daß in dem zweiten Jahrzehent unſeres Säculums jene Irrthümer die Oberhand gewannen, deren Vorläufer die philanthropiſchen Klagen Merkels und anderer wohlmeinender Patrioten bilden, — das iſt vielleicht das größte und entſcheidendſte Unglück in der neueren livländiſchen Geſchichte geweſen, mindeſtens das Unglück, deſſen Folgen in unſerer Zeit am handgreiflichſten ſind.

Die merkwürdigſte und auffälligſte Seite des Landtagsſchluſſes vom 19. December 1795 iſt, daß die Beſtimmung der bäuerlichen Laſten innerhalb der einzelnen Kreiſe nur durch die Kreistage vorgenommen werden ſollte und daß deren durch den engeren Ausſchuß geprüfte und revidirte Beſchlüſſe als Landtagsſchlüſſe angeſehen und publicirt werden ſollten. Um eine ſichere Erklärung dafür ſind wir verlegen. Wahrſcheinlich erſcheint indeſſen, daß die reactionäre Partei, welche damals wie ſpäter im eſtniſchen Livland beſonders mächtig war und an dem um die Begründung des Creditvereins verdienten aber höchſt intriganten Baron Taube einen ſehr geſchickten Leiter beſaß, die Abſicht hegte, auf dieſe Weiſe wenigſtens für die eſtniſchen Kreiſe möglichſt hohe und ungenirt zu erhöhende Frohnen zu retten und ſich dem Einfluß des liberalen lettiſchen Adels zu entziehen. Für dieſe Annahme ſpricht ganz beſonders der Umſtand, daß — wie wir aus den biographiſchen Aufzeichnungen des Grafen Mellin wiſſen — von Taube und deſſen Freunden etwa fünf Jahre ſpäter geltend gemacht wurde, die Arbeitsregulative von 1797 ſeien das Reſultat lettiſcher Majoriſirung geweſen und für das „von Lettland durch einen Abgrund getrennte eſtniſche Livland“ aus dieſem Grunde völlig unanwendbar. Verſtand es ſich auch von ſelbſt, daß für alle Theile des Landes nicht die gleichen Normen feſtgeſetzt werden konnten und daß der verſchiedene Werth des Grundes und Bodens in den verſchiedenen Gegenden, Modificationen des Aequivalents der Leiſtungen nothwendig machte, ſo war und blieb doch in hohem Grade wünſchenswerth, daß nicht nur gewiſſe allgemeine Grundſätze für die Abſchätzung aufgeſtellt wurden, ſondern daß die Plenar-Verſammlung auch eine Controlle darüber ausübte, was in den einzelnen Kreiſen beſchloſſen worden. Es erſcheint nicht unwahrſcheinlich, daß der Beſchluß vom 19. December darauf abzielte, das eſtniſche Livland dieſer Controlle zu entziehen und Sivers' und ſeiner Freunde Einfluß auf Lettland zu beſchränken.

Wie wir in der Folge ſehen werden, kam dieſer Plan — einerlei welches die Motive zu demſelben geweſen — nicht zur Ausführung, da der wider Erwarten im September 1796 verſammelte außerordentliche Landtag veranlaßt wurde, ſich ſofort und direct mit der Angelegenheit zu beſchäftigen, welche neun Monate früher auf die Schultern der Kreistage und des engeren Ausſchuſſes gewälzt worden war. Von dem Landtage von 1795 können wir indeſſen noch nicht ſcheiden, ohne einzelner Beſchlüſſe und Verhandlungen zu gedenken, welche für die Nachwelt und auch für

die Entwickelnng der agrarischen Dinge von Interesse sind. Dahin gehört vor Allem der Beschluß, die obrigkeitliche Bestätigung für die ökonomische Societät zu erbitten, zu deren Begründung ein edler Rigascher Patricier, v. Blankenhagen, im Jahre 1792 ein namhaftes Capitel hinterlassen und dem Landtage zur Disposition gestellt hatte; gleichzeitig wurde ein Antrag v. Bocks angenommen, die Familie v. Blankenhagen als eine alte mitbrüderliche Familie anzusehen, taxfrei in das livländische Geschlechtsbuch einzutragen und des verstorbenen Donators Bildniß von dessen Wittwe für das Ritterhaus zu erbitten. Zu Folge der Einziehung der Trikatenschen Güter und der Weigerung der Krone, die auf diesen ehemals ritterschaftlichen Besitzungen haftenden Schulden anzuerkennen, war der Adel in so schwierige Geldverhältnisse gerathen, daß man sich entschließen mußte, von der neuen Societät einen Vorschuß zur Tilgung dringender Schulden zu erbitten. Außer der Blankenhagenschen Stiftung lag noch ein anderes dem Adel dargebrachtes Geschenk vor. Der verdienstvolle Rigaer Arzt Dr. Huhn, ein intimer Freund Sonntags und Mellins, hatte in lettischer Sprache ein Handbuch für Hebammen verfaßt und dem Landtage überweisen lassen. Die Versammlung nahm diese Arbeit mit warmem Dank entgegen und ließ dieselbe für ihre Kosten drucken und vertheilen; da es, wie wir wissen, im vorigen Jahrhundert fast nirgend Landärzte gab, war dieses Büchlein von großer Wichtigkeit und entschiedenem Nutzen. Endlich beschloß man, der Kaiserin für die neuerdings erfolgte Aufhebung des vieljährigen Kornausschiffungs-Verbots zu danken und durch den Deputirten v. Bock wegen Abschaffung der noch immer vorkommenden Heurequisitionen suppliciren zu lassen. Die Kornausschiffungs-Verbote spielten — wie wir bei dieser Gelegenheit bemerken wollen — eine ominöse Rolle in der Geschichte der livländischen Landwirthschaft des 18. Jahrhunderts und haben dem Aufschwung derselben ebenso ernsthaften Schaden gethan, wie der Entwickelung des Handels, dem dadurch die Möglichkeit jeder gesunden und weiter aussehenden Speculation genommen wurde. Zu russischer Zeit war das erste derartige Verbot von Peter dem Großen erlassen worden; nachdem Stadt und Land in den Jahren 1725 und 1728 „conjunctiv" um Aufhebung desselben nachgesucht, erfolgte dieselbe (wie es nach den uns vorliegenden Daten scheint) unter der Kaiserin Anna. Aber schon 1742 erfolgte ein neues Verbot, welches 10 Jahre lang aufrecht erhalten wurde und nach wiederholten „Supplicationen" (1744, 1748 und 1751) erst im Jahre 1752 durch die Verwendung des damaligen livländischen Geschäftsführers

in Petersburg, Capitain Udam, aufgehoben wurde. Aber ſchon im folgenden Jahre remonſtrirte das Kriegs-Collegium gegen dieſe Maßregel, von welcher eine Erhöhung des Militair-Budgets gefürchtet wurde, und drei Jahre ſpäter wurde dem livländiſchen Adel durch den General-Gouverneur mitgetheilt, „daß zufolge bei Hof gehaltener Conferenz und im Hinblick auf weitſehende Abſichten den livländiſchen Gutsbeſitzern verboten ſei, wegen Verſchiffung von Getreide nach ausländiſchen Oertern Contracte zu ſchließen". Die im Juni deſſelben Jahres erfolgte Zurücknahme dieſes Verbots war von blos kurzer Dauer; aus dem Jahre 1759 liegt eine gemeinſame Supplik der Ritterſchaft von Liv- und Eſtland, ſowie der Städte Riga und Pernau vor, in welcher dieſelben um das Recht freier Getreide-Ausſchiffung bitten und ſich verpflichten wollen, der Krone nöthigenfalls das erforderliche Korn zu einem niedrigen Preiſe zu liefern. Nachdem der Feldzeugmeiſter Graf Lacy ſich der Sache angenommen, erfolgte im Jahre 1762 die Erfüllung dieſes Geſuchs. Ein neues Verbot, welches durch den Krieg mit Schweden veranlaßt worden war, und für die Dauer deſſelben Geltung haben ſollte, erfolgte im Jahre 1788. Wiederum wurde ſeitens der Ritterſchaft und der Stadt Riga remonſtrirt; nach längeren Verhandlungen erhielt man endlich im Jahre 1791 die Erlaubniß, aus dem Rigaſchen Hafen kuriſches und polniſches Getreide auszuſchiffen, bei dem Verbot für livländiſche Producte müſſe es vor der Hand noch ſein Bewenden haben. Ein im Jahre 1793 verlautbartes Geſuch wegen gänzlicher Aufhebung fand im Jahre 1795 Erhörung und führte zu dem Beſchluß jenes Dankes an Ihre Majeſtät, der zu der vorliegenden Notiz die Veranlaſſung gab.

So wichtig dieſe Verhandlungen auch waren, die Agrarfrage ſtand doch im Mittelpunkte aller Verhandlungen von 1795. Verſchiedene Umſtände trugen dazu bei, Sivers Wünſchen für ſofortige Steuerung exorbitanter Frohnforderungen und wirkſamer Controlle über Beobachtung der Landtagsſchlüſſe von 1765 und 1777 Vorſchub zu leiſten. Ganz beſonders kam ihm und ſeinen Freunden zu ſtatten, daß die wiederholte Einmiſchung der ſtatthalterſchaftlichen Behörden in bäuerliche Klagen den Adel in Schrecken geſetzt und von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, mit der Aufſicht Ernſt zu machen, welche der Marſchall und die Kreisvertreter üben ſollten, indem ſie die Klagen der Bauern regelmäßig entgegen nahmen. Einen nachtheiligen Eindruck hatte es gemacht, daß das Niederlandgericht zu Walk die Klage eines Adſelſchen Bauern entgegengenommen und dieſen mit

seinem Erbherrn v. Rautenfeld — horribile dictu — confrontirt habe. Selbst den Gegnern des freisinnigen Gouvernements-Marschalls mag bei dieser Gelegenheit klar geworden sein, daß es in der bisherigen Weise nicht fortgehe und daß der Beschluß „die Hoffnung auszusprechen, solches werde künftig nicht mehr geschehen" nur dann Aussicht auf Effect habe, wenn eine wirkliche Abhülfe der bäuerlichen Klagen durch die Adelsrepräsentation ermöglicht worden. So gewann die ad deliberandum 24 getroffene Bestimmung, der aus dem Gouvernements-Adelsmarschall und zweien Conventsgliedern zu „etablirenden" perpetuellen Adelsrepräsentation die Erledigung der Bauerklagen zuzuweisen, dieses Mal ein ganz besonderes Gewicht.

Schon im September des nächsten Jahres (1796) wurde wiederum Landtag gehalten. Diese außerordentliche Versammlung war mittelst Ukases vom 20. Mai desselben Jahres einberufen worden, und zwar nicht (wie Merkel a. a. O. p. 177 anzunehmen scheint) um neue Concessionen an den Bauerstand herbeizuführen, sondern um die „Heusache" zum Abschluß zu bringen. Sivers konnte auch dieses Mal mit einem glänzenden diplomatischen Erfolge vor die Versammlung treten und dadurch seinen bauernfreundlichen Absichten eine freundliche Stätte bereiten. Er theilte mit, daß es ihm gelungen sei, dem „zwanzigjährigen Krebs" der Heurepartitionen zu steuern, und daß Ihre Majestät ihm und dem in dieser Angelegenheit nach Petersburg gesandten Deputirten v. Bock „concedirt" habe, daß die Heulieferungen, wenn sich Truppen innerhalb Landes befänden, innerhalb der Kreise geschehen oder mit Geld liquidirt, auch von den Adelsbeamten repartirt werden sollten. Ferner war bewilligt und mittelst Ukases festgesetzt worden, daß 1) die nöthigen Heu-Magazine angelegt, 2) die benöthigten Reste mit Geld liquidirt und 3) die Heulieferungen in natura nur bei Schlittenbahn und zwischen dem 1. December und 25. Januar geschehen sollten. 4) war vorgeschrieben, die Empfangnahme nach Anleitung des Ukases vom 26. September 1795 vorzunehmen und 5) sollte die Heuabfuhr in extraordinairen Fällen für Rechnung der außerordentlichen Summen des Hauptcommandeurs geschehen. — Wie wichtig diese Bestimmungen waren, geht einmal daraus hervor, daß die Ausführung derselben die Hauptveranlassung zur Einberufung des Landtags gebildet hatte und daß Sivers seine bezüglichen Eröffnungen an den Adel mit der Versicherung beschloß, seit Bestätigung der Privilegien sei kein Gesetz errungen worden, das diesem an Wichtigkeit zu vergleichen sei. Mit gleicher Befriedigung

wurde eine zweite Eröffnung des Gouvernements-Marſchalls entgegengenommen, welche ſich auf die Eintragungen in das adelige Geſchlechtsbuch bezog. Der Adel hatte ſich darüber beklagt, daß zahlreiche Perſonen, welche ſich in den Beſitz ausländiſcher Diplome von zweifelhaftem Werth geſetzt, die Eintragung in das Geſchlechtsbuch auf Grund von ziemlich allgemein klingenden Vorſchriften der ſtatthalterſchaftlichen Adelsordnung verlangt hätten. In Beantwortung dieſer Vorſtellung hatte Ihre Majeſtät anerkannt, daß die Entſcheidung über die Aufnahme in das Geſchlechtsbuch nach Vorſchrift von Art. 80 der neuen Adelsordnung im Ganzen Sache der Adelsverſammlungen ſei und daß eine Verbindlichkeit zur Reception nur bezüglich ſolcher Perſonen ſtattfinde, welche bürgerliche Tugenden aufzuweiſen „oder ſich Verdienſte um das Vaterland erworben hätten".

Nachdem dieſe kaiſerlichen Beſtimmungen zur Kenntniß der Verſammlung gebracht worden waren, ging Sivers in ausführlicher Rede auf die Hauptſache, die Agrar-Angelegenheit, über. Die Arbeiten des Convents ſeien beſchloſſen und könnten, da der Landtag aus den bekannten Gründen einmal zuſammengetreten ſei, dieſem vorgelegt werden, ſtatt den Kreis-Verſammlungen der Gutsbeſitzer. Der Convent habe ſich bezüglich der den Bauern zu bewilligenden Freiheiten und Eigenthumsrechte ſo großer Vorſicht und ſo beſcheidenen Maßes befleißigt, daß er nicht zu befürchten brauche, auf den Widerſpruch des Plenums zu ſtoßen. Auf zwei Punkte komme es ganz beſonders an: auf die Regelung des Gerichtsganges bei bäuerlichen Klagen und auf die Grundſätze bei Feſtſtellung der Verbeſſerungen, welche bezüglich der Leiſtungen Platz zu greifen hätten.

Die Oppoſition beantwortete die Rede, mit welcher Sivers ſeine Vorlagen einleitete, zunächſt mit dem Verſuch, dieſelben gar nicht zur Verhandlung kommen zu laſſen. Drei ihrer Führer machten von verſchiedenem Standpunkt aus geltend, daß die Sache für eine definitive Entſcheidung noch nicht reif ſei. Zunächſt verlas v. Richter einen ausführlichen Loco-Receß, deſſen Inhalt ſich zu der Behauptung zuſpitzte, daß vor einer Entſcheidung darüber, wer den Richter zwiſchen Herren und Bauern abzugeben habe, eine Beſchlußfaſſung über das Maß der zu machenden Conceſſionen unrathſam erſcheine. „Wer wird," hieß es in dem v. Richterſchen Loco-Receß, „die Grenzlinie zwiſchen unſeren Aufopferungen und den Forderungen der Bauern ziehen. Werden es Mitbrüder ſein, welche durch Compromiß zu Richtern beſtimmt würden, oder müſſen wir mit den Bauern den Gang der Chikane gehen. Im erſteren

Falle können wir weiter gehen, denn wir sind gesichert, im zweiten Falle dürfte man nur mit Vorsicht seinen Rechten entsagen." Aus diesen Gründen erscheine es rathsam, bis zur Feststellung der Jurisdictionsfrage alle definitiven und verbindlichen Beschlußfassungen auszusetzen und gemäß dem Landtagsschluß von 1795 den Kreis-Conventen weitere Vereinbarungen zu überlassen. Dem Richterschen Antrage schloß sich der nächste Redner, Herr v. Rosenkampff, an; er wünschte, daß man es zunächst bei Vorberathungen bewenden lassen und erst dem nächsten Convent einen systematischen Vorschlag machen sollte. In demselben Sinne sprach sich noch v. Zimmermann aus, indem er gleichfalls den im vorigen Jahre betretenen Weg festgehalten wissen wollte; die Kreis-Marschälle sollten die Resultate ihrer Berathungen mit den Kreis-Eingesessenen dem Convent übergeben, der dieselben prüfen und zu Landtagsschlüssen erheben sollte.

Es wurde wirklich beschlossen, daß eine allendliche Entscheidung von dem gegenwärtig versammelten Landtage nicht zu treffen sei; die Hoffnung der Opposition, die Sache dadurch zu verschleppen und in den Sand der Kreisberathungen verlaufen zu lassen, blieb aber nichts desto weniger unerfüllt. Die Vorlage des Convents wurde der Discussion übergeben und ihren Hauptpunkten nach geregelt — das Detail allerdings dem nächsten, im December zusammentretenden Convent vorbehalten.

Auf den materiellen Inhalt der Beschlüsse gehen wir dieses Mal nicht näher ein, da dieselben sammt den Ergänzungen, welche der nächste, schon im Januar 1797 zusammentretende Landtag beliebte, zum Druck befördert wurden und in der von Sivers redigirten Broschüre „Landtagsschluß zur Verbesserung des Zustandes der Bauern (Moskwa 1797)" noch gegenwärtig vorliegt, und überdies in dem bekannten Samsonschen „Versuch" den Hauptpunkten nach analysirt worden ist. Es genügt, wenn wir hinzufügen, daß dieselben sich im Wesentlichen auf der alten Basis von 1795 bewegten, in einem wichtigen Punkt aber bereits über das alte System hinausgingen. Die alten Vorschriften, daß der ordinaire Gehorch dem Werth des dem Bauern eingeräumten Grundes und Bodens entsprechen, daß jede extraordinaire Leistung vergütet werden solle, kehren unverändert wieder, ebenso die Androhung harter Strafen gegen solche Bauern, welche ohne vorhandenen Grund wegen Ueberschreitung dieser Bestimmungen geklagt haben. Die mildernden Vorschriften wegen Beschränkung der Hauszucht auf 30 Hiebe, Aufhebung der Bestimmung, daß kein Baer etwas verkaufen dürfe, ehe er es dem Herrn angeboten, kommen

nicht in Betracht, weil es hinsichtlich ihrer noch immer an allen Garantien für die stricte Beobachtung fehlte. Höchst wichtig ist dagegen, daß die Angaben der Gutsbesitzer über das Maß der zu fordernden Leistungen dieses Mal einer Revision und Regulirung durch die Oberkirchenvorsteher unterliegen und bis zum 1. August 1797 in der Ritterschafts-Kanzellei abgeliefert sein sollten. Mehr konnte für dieses Mal nicht durchgesetzt werden, aber daß dieser Fortschritt über das Maß der früheren Zugeständnisse ein höchst wichtiger war, zeigte sich schon in den nächsten Jahren: er bot die Handhabe zu einer Revision der Wackenbücher und machte möglich, daß der Grundsatz „die Leistungen des Bauern sollen dem ihm eingeräumten Grund und Boden entsprechen" zur Wahrheit wurde. Bis dazu hatte es genügt, daß der Herr angab, wie viel er forderte — jetzt war ein Forum geschaffen, das das richtige Verhältniß zwischen Forderungen und Leistungen überwachte und in jedem einzelnen Fall prüfen resp. zur Durchführung bringen konnte. Die im Jahre 1795 beliebte perpetuelle Adelsrepräsentation war durch die (sogleich näher zu erörternde) Wiederherstellung der alten Verfassung beseitigt. Die Instanz für Regulirung des Gehorchs und für Annahme aller Klagen wegen Ueberschreitung desselben wurde in die Kreise verlegt und bestand aus dem Oberkirchenvorsteher und zwei Kreis-Deputirten; es war fortan ein und dieselbe Autorität, welche die einmalige Regulirung besorgen und deren Beobachtung überwachen sollte; dadurch war die Möglichkeit geboten, ungerechte und harte Herren unter beständiger Controlle erhalten und den Bauern eine Garantie für Einhaltung der Concessionen zu schaffen, zu denen der Adel sich einmal entschlossen hatte. Zieht man weiter in Betracht, daß Sivers und dessen nähere Freunde die Männer waren, welche als Oberkirchenvorsteher diese Controlle zu üben hatten, und daß sie, wie wir aus zeitgenössischen Quellen wissen — mit denselben von Hause aus bitteren Ernst machten, so wird man einräumen müssen, daß die Landtagsschlüsse von 1796 und 1797 einen wesentlichen Fortschritt in der agrarischen Entwickelung des 18. Jahrhunderts bezeichneten und daß es eigentlich nur kaiserlicher Bestätigung und obrigkeitlicher Theilnahme an der Ausführung bedurft hätte, um das Eis der Leibeigenschaft und der alten Willkürwirthschaft für immer zu brechen und die Perspective zur allmäligen bäuerlichen Freiheit zu eröffnen.

Die kaiserliche Bestätigung dieser Beschlüsse und ihre Verwandlung in ein förmliches, für alle Theile verbindliches Gesetz ist bekanntlich nicht

erfolgt, das Gesetz der Jahre 1796 und 1797 dadurch auf den Charakter einer häuslichen und privaten Vereinbarung des Adels beschränkt geblieben. Im Zusammenhange mit der Vor- und der Nachgeschichte der bäuerlichen Entwickelung Livlands betrachtet, spielt es aber schon als Vorbereitung und Grundlage der Legislation von 1804 eine wichtige Rolle.

In diese Rolle ist der in Rede stehende Landtagsbeschluß von 1796 und 1797 übrigens erst später und namentlich zu Folge der energischen Ausführungsmaßregeln eingetreten, welche Sivers und dessen Freunde, die Landräthe Graf Mellin und v. Gersdorff, ihm zu sichern wußten. Als die im September 1796 begonnene Arbeit im Januar 1797 zum Abschluß kam, waren die Gedanken der mit ihr beschäftigten Männer von einem anderen und — wie sie glauben mochten — wichtigeren Gegenstande eingenommen: dem am 17. November 1796 erfolgten Ableben der Kaiserin Katharina war die Wiederherstellung der alten Verfassung durch den sogen. Restitutions-Ukas vom 28. November (dem Jahrestage des Privilegiums Sigismundi Augusti) auf den Fuß gefolgt. Diesem wichtigen Gegenstande werden wir, ehe wir von der Landtagsgeschichte des 18. Jahrhunderts Abschied nehmen, noch eine kurze Betrachtung zu widmen haben.

Die Quellen, aus denen diese Skizze geschöpft ist, enthalten leider keine näheren Angaben über die Umstände, denen Liv- und Estland die Wiederherstellung ihrer alten Verfassungen zu danken haben. Es muß dahin gestellt bleiben, ob die Tendenz der neuen Regierung in möglichst entschiedenen Gegensatz gegen das frühere Regime zu treten oder der Einfluß der kaiserlichen Erzieherin Fürstin Lieven oder andere Umstände diese folgenreiche Staatsveränderung (als solche wird der erwähnte Ukas auch von den russischen Schriftstellern aufgefaßt) bewirkt haben. — Sofort nach Eröffnung des zum Januar 1797 einberufenen Landtags wurde der kaiserliche Restitutions-Ukas und ein Antrag des General-Gouverneurs Fürsten Repnin auf Wiederherstellung des Landraths-Collegiums und Neubesetzung aller livländischen Behörden verlesen; nur die beiden Präsidenten des Hofgerichts, welche durch kaiserliche Majestät ernannt worden waren, sollten im Amte bleiben, alle übrigen Beamten neugewählt werden; bezüglich der Ordnungsgerichte wurde der Wunsch ausgesprochen, daß es deren fortan (wie zu statthalterschaftlicher Zeit) acht und nicht bloß vier geben sollte. — Deutlicher konnte die Regierung nicht aussprechen, daß sie den im Jahre 1783 begründeten Zustand als nicht rechtsbeständig ansah.*)

*) Die drei im Jahre 1783 begründeten neuen Provinzialbehörden: Gouvernements-Regierung, Cameral- und Domainenhof, sowie die Kreisrenteien wurden außerdem beibehalten.

Nach Verleſung dieſes Antrags erhob der bisherige Gouvernements-Marſchall Sivers ſich zu einer überwältigenden Beglückwünſchungsrede, welche „die zweite, in dieſem Jahrhundert durch Gerechtigkeit bewirkte Reſtitution unſerer Verfaſſung“ ihrer ganzen Tragweite nach hervorhob. Dann forderte er dazu auf, das Amt der Landräthe wieder aufzurichten, damit dieſe, wie es in dem kaiſerlichen Reſcript geheißen, die Rechte des Adels wahren und die Ordnung im Lande überwachen könnten. Man war einſtimmig der Meinung, die alten Landräthe ſofort wiederum zu reactiviren und damit in die Fußſtapfen des von der Regierung gegebenen Beiſpiels zu treten. Die vier anweſenden Glieder des Collegiums, Graf Münnich, v. Bock, Graf Mengden und v. Berg, traten ſofort wieder in Function und Sivers legte den Stab in die Hände Münnichs nieder um die Neuwahl des Landmarſchalls zu veranlaſſen; die abweſenden ehemaligen Landräthe Mengden und Helmerſen hatten im Voraus abgelehnt, Graf J. J. Sivers war in Petersburg. Dann wandte man ſich der wichtigſten und ſchwierigſten aller zu regelnden Fragen, der nach Wiederherſtellung der Matrikel und der Beſtimmung darüber zu, was aus den ſeit 1783 in das livländiſche Geſchlechtsbuch eingetragenen Familien werden ſollte. Die Landräthe traten mit den Immatrikulirten zu einer Specialconferenz zuſammen, in welcher der Landrath Berg, in deſſen Hände Münnich den Stab niedergelegt hatte, präſidirte. Nach kurzer Berathung kam man zu einer (wie die Tradition wiſſen will von dem ehemaligen Gouvernements-Marſchall v. Gersdorff in Vorſchlag gebrachten) Entſcheidung, welche als ſehr glücklich bezeichnet werden kann. Mit 87 gegen 18 Stimmen wurde beſchloſſen, alle im Geſchlechtsbuch verzeichnete beſitzlichen Edelleute, die (reſp. deren Vorfahren) den 8. Klaſſenrang erworben oder Landesposten bekleidet hatten und Adelsdiplome aufweiſen konnten, ſofort in die Matrikel zu recipiren. Die Eintragung ſollte durch eine eigene vom Grafen A. L. Mellin geleitete Commiſſion beſorgt, allen den Perſonen, die nicht beſitzlich aber im Geſchlechtsbuch notirt waren, das Recht vorbehalten bleiben, ſich zum Ballotement zu melden. Auf Sivers Antrag wurde dieſer Beſchluß noch dahin erweitert, daß alle Erbbeſitzer mit Oberofficiers-Rang oder im Beſitz eines Diploms „ohne Rückſicht auf den Dienſt“ eingetragen und recipirt werden ſollten. Die Zahl der auf dieſe Weiſe neu immatrikulirten Perſonen (dieſe, nicht die Familiennamen wurden einzeln gezählt) betrug 65, zu denen noch 10 in Oeſel und Eſtland recipirte „Poſſeſſores“ kamen.

Nach Erledigung dieses schwierigen Geschäfts, das leicht zu einer empfindlichen Herausforderung gegen die alte Landsassen-Partei hätte werden können, traten der Vice-Landmarschall und die alten Landräthe wieder ab, wie es scheint, um dem Wahlrecht der neuen Mitbrüder nicht zu nahe zu treten. Auf Wunsch der Versammlung entschlossen dieselben sich indessen, ihre Functionen zum zweiten Mal wieder aufzunehmen; die zur Vervollständigung des Landraths-Collegiums vorgenommenen neuen Wahlen lenkten sich auf drei Herren der liberalen Partei, Friedrich v. Sivers, den Grafen Mellin und den ehemaligen (1786—92) Gouvernements-Marschall v. Gersdorff. Der erstere abdicirte wieder, um provisorisch den Stab zu übernehmen, wurde am Schluß der Versammlung nochmals zum Landrath gewählt, nahm diese Würde aber erst nach längerem Sträuben an. Zum Landmarschall für das nächste Triennium wurde v. Samson-Urbs gewählt.

Außer den auf die bäuerlichen Zustände bezüglichen Beschlüssen, welche oben erwähnt sind, kommen noch verschiedene Desiderien zur Sprache, welche von den zur Krönung nach Moskau delegirten Vertretern der Ritterschaft geltend gemacht werden sollten. Von diesen und den ferneren Maßnahmen zur vollständigen Wiederherstellung der alten Verfassung soll in einem besonderen Aufsatz berichtet werden; da sie nicht auf dem Landtage von 1797 sondern erst mehrere Jahre später zum Abschluß kamen und mit den complicirten Verhandlungen über die künftige Verwendung der Ritterschaftsgüter im Zusammenhang stehen, liegen sie außerhalb des Zeitabschnitts, mit dem wir es hier zu thun haben. Diesen Abschnitt glauben wir aber nicht passender als mit einem Bericht über die Festlichkeiten beschließen zu können, zu denen der Besuch des Monarchen, der die alten baltischen Provinzialverfassungen wiederhergestellt hatte, Veranlassung gab. Die Quelle aus der wir dabei schöpfen, ist ein im Jahre 1839 veröffentlichter Artikel der Wochenschrift „Das Inland" (Nr. 11), der in den dreißig Jahren, welche seit seinem Abdruck vergangen sind, so vollständig vergessen sein dürfte, daß seine Erwähnung an dieser Stelle nicht überflüssig erscheint.

Kaiser Paul hatte den Deputirten Livlands, Oesels, Estlands und Kurlands während der Moskauer Krönungsfeierlichkeiten das Versprechen gegeben, Riga schon in den nächsten Monaten mit einem längern Besuch zu beehren. „Auf Wiedersehen in Riga" waren die letzten Worte gewesen, die er den Vertretern Oesels Landmarschall Eckesparre und Landrath v. Berg in der Abschieds-Audienz gesagt hatte.

Wenige Wochen später traf der Kaiser wirklich ein, um von den Bewohnern Rigas und den Vertretern der 4 Ritterschaften mit all' dem Jubel empfangen zu werden, den die Wiederherstellung der alten Verfassung erweckt hatte. Am 22. Mai fand auf dem Ritterhause ein solennes Bankett statt. Während der Tafel wandte der Kaiser sich an den neben ihm sitzenden Landrath Sivers: „Mein Wunsch", sagte er, so laut, daß die Worte auch von Anderen vernommen wurden, „mein Wunsch ist, da ich noch Großfürst war, immer gewesen, den Livländern ihre alten Rechte wiederzugeben, und ich glaubte sie beim Antritt meiner Regierung befriedigt zu haben. Allein ich habe zu meinem Erstaunen aus einigen Briefen, die mir Leute geschrieben haben, deren Namen mir entfallen sind, die aber Troschinski wissen wird, in Erfahrung gebracht, daß Livland bei der Einrichtung meiner Mutter glücklicher gewesen, als es jetzt bei meiner dem Lande wiedergegebenen alten Verfassung ist." Auf die Bedeutung dieses Wortes werden wir bei Beleuchtung der Ereignisse, welche am Wendepunkte des Jahrhunderts stattfanden, näher einzugehen Gelegenheit haben. Beantwortet wurden dieselben nicht von Friedrich v. Sivers, sondern von dem gleichfalls anwesenden Grafen Johann Jakob Sievers: „Es ist ein Glück," sagte der alte Hofmann, „daß Ew. Majestät die Namen dieser Ungeheuer vergessen haben." Der Kaiser lachte und rief den General v. Benkendorff zum Zeugen dafür auf, daß er einst in Gatschina gesagt habe: „Wenn ich zur Regierung komme, will ich meinen getreuen Livländern Alles wiedergeben, was ihnen mit Unrecht genommen ist." Als Benkendorff diesen Ausspruch mit einer Verbeugung bekräftigt hatte, klopfte der Kaiser dem Landrath Sivers auf die Schulter und sagte: „Sie haben das Ihrige gethan und ich das Meinige, Sie Alle werden mit mir zufrieden sein." Der Monarch, so heißt es am Schluß der Aufzeichnung, der wir diese Nachrichten entnehmen, saß wie ein Engel des Herrn unter uns, so froh war seine Miene, so bezaubernd sein Scherz. — Noch allgemeiner wurde die Freude über Wiederherstellung der alten Verfassung, als sich schon wenig später zeigte, daß die Regierung keineswegs Willens sei, die unter Katharina begonnene Arbeit zur Besserung der baltischen Agrarverhältnisse aufzugeben. Es zeigte sich vielmehr, daß die angeblich eifrigsten Freunde der „liberalen" Statthalterschaftsverfassung in ihren Reihen sehr entschiedene Gegner des bäuerlichen Fortschritts zählten, während die Partei der Verfassungstreuen zugleich die der wahren Bauernfreunde war.

Unſere literariſch-hiſtoriſchen Geſellſchaften.

Die letzten Hefte der Mittheilungen der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde, des Magazins der lettiſch-literäriſchen Geſellſchaft und der Schriften der gelehrten eſtniſchen Geſellſchaft liegen vor uns. Unwillkürlich drängt ſich da eine Vergleichung ihrer Leiſtungen auf und man wird dabei nicht den Vorwurf eines vorſchnellen Aburtheilens zu fürchten haben, denn alle dieſe Geſellſchaften haben mehr als ein Vierteljahrhundert hinter ſich und in ſo langer Zeit muß ſich doch wohl Charakter und Bedeutung der einzelnen hinreichend deutlich ausgeprägt haben. Werfen wir alſo einmal einen kritiſch-prüfenden Blick auf unſere wiſſenſchaftlichen und literariſchen Aſſociationen und unterſuchen wir den gegenwärtigen Stand ihrer Thätigkeit. Neben den oben genannten ziehen wir dabei in den Kreis unſerer Betrachtung noch die eſtländiſche literäriſche und die kurländiſche Geſellſchaft für Literatur und Kunſt, welche letztere alle ihre Schweſtern an Alter überragt.

Alle unſere gelehrten Geſellſchaften ſind nach deutſchem Muſter gegründet und verdanken einzelnen geiſtig und wiſſenſchaftlich hervorragenden Perſönlichkeiten ihre Entſtehung. Es gab eine Zeit in Deutſchland, gleich nach den Befreiungskriegen, in der man ſich wunderbare Dinge und außerordentliche Erfolge für die einzelnen Wiſſenſchaften von dem Zuſammenwirken vieler Gelehrten verſprach. Man meinte durch ſolche Vereinigungen in raſchem Fluge alle Schwierigkeiten überwinden und die höchſten Ziele erreichen zu können. So entſtanden überall Local- und Specialvereine, die in kürzeſter Friſt nachholen und ſchaffen ſollten, was in Menſchenaltern verſäumt worden war, und mit lebhafter Begeiſterung ging man ans Werk. Allmählich erſt brach ſich die Einſicht Bahn, daß alle Geſellſchaften der

Welt die Arbeit des einzelnen Forschers nur erleichtern und unterstützen, niemals aber ersetzen oder entbehrlich machen können, und daß aller wohlgemeinte Eifer und alles noch so rege Interesse allein nicht hinreichen, dauernde und bedeutende Erfolge zu erringen. Sind doch in allen Wissenschaften die bedeutendsten Resultate nicht durch Gesellschaften, sondern durch die Genialität und die Arbeitskraft einzelner Männer gewonnen worden. So ist man jetzt in Deutschland von den früheren übertriebenen Erwartungen, welche man hinsichtlich der Gesellschaften hegte, längst zurückgekommen. Insbesondere hat man eingesehen, daß locale Gesellschaften ihre Aufgabe erfüllen, wenn sie die Mittel liefern, neues Material herbeizuschaffen und zu veröffentlichen, und wenn sie Gelegenheit und Möglichkeit bieten, einzelne Untersuchungen anzustellen und bekannt zu machen, die sonst nicht gemacht würden oder ungedruckt blieben. Man hat erkannt: je bestimmtere Aufgaben ins Auge gefaßt werden, je concentrirter die Thätigkeit einer Gesellschaft ist, um so Bedeutenderes wird sie leisten können. Dabei ist in Deutschland größere Betheiligung sachverständiger und mitarbeitender Mitglieder, die sich in ihren mannigfaltigen Forschungen gegenseitig anregen, selbstverständliche Voraussetzung.

Unter dem Einflusse der oben charakterisirten geistigen Strömung in Deutschland sind alle unsere Gesellschaften entstanden und stehen noch heutzutage unter ihm. Ein frisches und rühriges Streben erwachte bei uns in den zwanziger Jahren; die Geschichte und das Alterthum unseres Landes, die Sprache und Cultur der Urbewohner desselben begannen in weiten Kreisen lebendiges Interesse zu erregen und allgemeine Theilnahme folgte den in diesen Richtungen unternommenen Arbeiten. Und, wie es durch den eigenthümlichen Charakter unseres Landes bedingt ist, haben ebenso sehr praktische Interessen wie rein wissenschaftliche bei der Gründung unserer Vereine mitgewirkt. Die lettisch-literärische und die gelehrte estnische Gesellschaft gingen aus warmer Theilnahme für die Lage und die Zukunft des lettischen und estnischen Volksstammes hervor und erst allmählich nahmen sie gelehrteren Charakter an, ohne doch ihren ursprünglichen Tendenzen zu entsagen. Die Gesellschaft für Geschichte der Ostseeprovinzen hat sich allerdings gleich von vornherein die Erforschung der vaterländischen Geschichte zur Aufgabe gestellt, aber sie fand es doch auch für nöthig, „den Gewinn und den Genuß, welchen das Studium der vaterländischen Geschichte bietet," ausführlich darzulegen. Allein die kurländische Gesellschaft steht in einsamer Höhe ohne bestimmte Ziele und Aufgaben; nur die geistige

Anregung der Mitglieder unter einander ist ihr Zweck. Der ehrenwerthe und liebenswürdige Dilettantismus, der sie gegründet, hat in ihr bis heute seinen Platz behauptet.

Wie steht es nun gegenwärtig um unsere Gesellschaften und wie erfassen sie heute ihre Aufgaben? Was von allen Gemeinschaften für wissenschaftliche Zwecke überall gilt, hat auf unsere Gesellschaften ganz besondere Anwendung: ihr Gedeihen und ihre Thätigkeit hängt wesentlich von einzelnen Personen ab, die mit ihrer Arbeitskraft, ihrem Eifer und und ihrer geistigen Energie der Gesammtheit Leben einhauchen und ihr Wesen bestimmen. Scheiden solche Personen aus, so wird oft die ganze Physiognomie eine andere. Wie fühlbar ist der Hingang Napiersky's in Riga, wie unverkennbar der Mangel eigentlich leitender Persönlichkeiten in der estnischen Gesellschaft zu Dorpat, wie deutlich spiegelt sich in der kurländischen die Verschiedenheit ihrer Secretaire ab, wie sehr hat endlich die lettisch-literarische Gesellschaft unter ihrem jetzigen trefflichen Präsidenten gewonnen! Es läßt sich nicht verkennen, daß es gegenwärtig unseren Gesellschaften sehr an bestimmenden und arbeitsfreudigen Personen fehlt und daß in Folge dessen eine immer größere Lethargie sich über die meisten breitet, die nur selten gestört wird. Namentlich auf dem Gebiete der Landesgeschichte macht sich das Zurückbleiben immer bemerkbarer. Man vergleiche doch nur den regen Eifer im Bekanntmachen von Urkunden, Sammeln zerstreuten Materials, im fleißigen Zusammenstellen und in dankenswerthen Veröffentlichungen, wie er sich in den Jahren 1840 bis 1856 zeigt, mit der jetzigen Unfruchtbarkeit und Oede. Es ist so als ob mit den alten Arbeitern auch alle Arbeitskraft und alles Interesse in den Gesellschaften dahingegangen seien. Gegen das, was ein einziger Mann in den letzten Jahren geleistet, verschwindet die gesammte Thätigkeit aller unserer historischen Vereine. Und wenn doch noch eine Arbeit erscheint, so behandelt sie regelmäßig die geringfügigsten Dinge. So bringen uns z. B. die Mittheilungen die eingehendsten Beschreibungen und historischen Darstellungen von rigischen Kirchen, Wohlthätigkeitsanstalten, öffentlichen Gebäuden, während die Handels- und Verfassungsgeschichte Rigas, die ein dringendes Bedürfniß sind, vergeblich eines Bearbeiters harren und die betreffenden Schätze des Rathsarchivs ungehoben in ihrem Dunkel ruhen. Und als ob die Kirchenbeschreibungen epidemisch werden sollen, brachten die Sitzungsberichte der kurl. Gesellschaft, welche gleich fliegenden Blättern kommen und vergehen, jüngst ebenfalls genaue Schilderungen mitauscher

Kirchen. So treffend weiß man Wichtiges und Unwichtiges zu scheiden! Es klebt eben allen unseren Gesellschaften etwas Dilettantisches an. Fast überall zeigt sich mehr das Interesse des Liebhabers, der zur Erholung diesen oder jenen Gegenstand behandelt, der seine eigentliche Kraft auf ganz anderen Gebieten verwendet. Die charakteristischen Eigenschaften des Dilettantismus: eifriges Sammeln und Vertiefen in alte Scherben und Töpfe, alte Spangen, Sporen und Ringe — Bestrebungen, deren relative Verdienstlichkeit, wenn sie wissenschaftlich getrieben werden, nicht geleugnet werden soll — Aufstellung von Hypothesen über Wohnsitze und Verwandtschaft der Völker in vorhistorischer Zeit ohne die Grundlage exacter sprachlicher und geschichtlicher Forschungen, Vorliebe für das Naheliegende und Locale, während allgemeinere Gesichtspunkte von großer Wichtigkeit unbeachtet bleiben — alle diese Eigenschaften finden sich in unseren Gesellschaften vertreten. Der Grund dieses Uebels liegt darin, daß es keine historische Schule bei uns gibt, daß jeder Einzelne immer wieder von vorn anfängt. Selbst das in der neuesten Zeit lebendiger denn je in der jüngeren Generation erweckte Interesse für die Geschichte Livlands hat zu keiner selbstständigen Production geführt. Jetzt allerdings, wo der Mittelpunkt aller geschichtlichen Studien unseres Landes verschwunden, ist weniger denn je Hoffnung auf Heranbildung einer Schule junger livländischer Historiker. Und wie groß ist doch das Arbeitsfeld, wie sehr bedürfen fast alle Abschnitte unserer Geschichte eingehender Untersuchung und Erforschung! Wie kann an eine auch nur einigermaßen befriedigende Geschichte unseres Landes gedacht werden, so lange noch die ersten Vorarbeiten für ganze große Zeitabschnitte fehlen. Wir haben doch nicht einmal eingehende kritische Untersuchungen über die Zeit Bischof Alberts, des großen Gründers deutscher Herrschaft in diesen Landen, oder über die Regierung Walters von Plettenberg. Wie oft schon ist die Einführung der Reformation in Livland behandelt, aber ungesichtet und ungeprüft schleppen sich stets dieselben Nachrichten und Ansichten durch alle diese Schriften fort. Rigas Stellung in der Hansa oder Estland unter der Dänenherrschaft — welche Aufgaben für historische Studien! Solche und ähnliche Untersuchungen und Forschungen wären recht eigentlich Sache der Gesellschaft für Geschichte der Ostseeprovinzen. Aber aus dieser scheint alle regere Thätigkeit geschwunden zu sein; nur Bibliothek und Sammlungen erfreuen sich altbewährter Pflege. Immer langsamer folgt ein Heft dem andern, immer dürftiger, immer einseitiger wird der Inhalt, immer geringer die Theilnahme

an der Geſellſchaft außerhalb Rigas und auch innerhalb, ſo daß der Secretair im letzten gedruckten Jahresbericht von allem Anderen mehr als von einer erfolgreichen Thätigkeit der Geſellſchaft zu berichten gewußt hat. Laſſen wir doch einmal das officielle Schönfärben und Verhüllen und ſprechen wir es unumwunden aus, daß die Geſellſchaft augenblicklich ſehr wenig ihrer Aufgabe genügt. Allein eine klare Einſicht in das, was uns fehlt, kann in Zukunft Abhülfe bringen. Statt deſſen beruhigt man ſich beſtändig mit ſolchen Entſchuldigungen, wie, es fehle nun einmal an den geeigneten Kräften, den Einzelnen auch an Zeit, die Theilnahme im Publicum ſei zu gering. Aber angenommen, es fehle wirklich in der Geſellſchaft an Perſonen, welche geſchichtliche Studien in der oben angedeuteten Art machen könnten, ſo bleibt immer noch eine Aufgabe, die Bekanntmachung ungedruckten Materials. Wie viel Stoff iſt noch vorhanden zu einem dritten und vierten Bande Scriptores und vielen Bänden Monumenta! Die Chroniken und Urkunden über die Kalender-Unruhen in Riga, die Receſſe aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die auf Livland bezüglichen Urkunden in Greifswald, Lübeck, im Deutſchordens-Archiv zu Wien würden allein ſchon Bände des intereſſanteſten Materials liefern. Sollte es denn wirklich ganz unmöglich ſein, eine Vereinigung unſerer ſämmtlichen Geſellſchaften zur Unterſtützung und Ermöglichung ſolcher Herausgabe zu Stande zu bringen? Wie ſehr freilich die geſchichtliche Arbeit erlahmt und das Intereſſe für vaterländiſche Geſchichte geſchwunden iſt, dafür gibt es keinen ſchlagenderen Beweis, als daß eine ſo bedeutende Quellenbereicherung wie Hermann von Wartberg und die ſo wichtige Auffindung des Codex Zamoscianus von Heinrich von Lettland, die vor 30 Jahren in den weiteſten Kreiſen Aufſehen erregt hätten, an unſeren Geſellſchaften ſpurlos vorübergegangen ſind.

Am weiteſten in geſchichtlicher Forſchung ſteht Kurland zurück. Die Geſellſchaft, welche für alle möglichen Dinge Raum und Intereſſe hat und deren Publicationen in früherer Zeit auf dem Gebiete der Mathematik und Alterthumswiſſenſchaft Ausgezeichnetes enthalten, hat für die Landesgeſchichte ſeit Recke's Tode ſehr wenig Theilnahme gezeigt. Im ganzen Lande giebt es ſeit Kallmeyers allzu frühem Tode keinen Geſchichtsforſcher mehr und die reichen Urkundenſchätze der Güter, die hinreichendes Material zu einer kurländiſchen Briefſlade bieten, das alte herzogliche Archiv, zum Theil auch die Sammlungen des Provinzial-Muſeums, liegen völlig unbenutzt und

undurchforscht. Für jeden echten Kurländer ist ja mit Gruse's Kurland unter den Herzögen alles erschöpft und jede weitere Forschung überflüssig; was vor Gotthard Kettler im Lande geschehen, ist ja gleichgültig. Aus lauter Fürsorge für mögliche Unglücksfälle in der Zukunft werden die zur Erhaltung und Vervollständigung des Museums bestimmten Summen gespart; dafür sucht man in der Bibliothek desselben unentbehrliche Werke, wie Theiners Monumenta Poloniae et Lithuaniae, Raczynski's Codex, die Scriptores rerum Prussicarum u. a. vergebens. Wenn die Gesellschaft nun einmal so unüberwindliche Abneigung gegen Untersuchung und Herausgabe von Urkunden hat, so könnte sie sich schon dadurch ein großes Verdienst um die Kenntniß der Vergangenheit erwerben, daß sie ihr Mitglied Bielenstein mit den erforderlichen Mitteln zur planmäßigen Entdeckung und Untersuchung der s. g. Burgberge in Kurland ausrüstete. Der eifrige Forscher würde sich zu einer solchen Unternehmung gewiß leicht bereit finden lassen und auf die historische Topographie des Landes würde dadurch ein neues Licht fallen. Doch jeder solche Vorschlag würde als eine unerhörte Verletzung des Althergebrachten erscheinen und auch diese Zeilen werden wol keinen andern Erfolg haben als den einiger unmuthiger Klagen über die negative Kritik der Gegenwart.

Was dagegen ein Verein auch bei uns zu leisten vermag, wenn er seine Aufgaben eng umschrieben hat, das zeigt trotz einzelner Mängel die lettisch-literärische Gesellschaft, die in der That erfolgreich wirkt und in erfreulicher und fruchtbringender Weise die Kenntniß der lettischen Sprache, Mythologie und Sittenkunde fördert.

Am wenigsten vermögen wir von der estländischen literärischen Gesellschaft zu sagen. Sie soll auch einige Sitzungsberichte herausgegeben haben, die wir aber aller Bemühungen ungeachtet nicht zu Gesichte bekommen haben. Jedenfalls hat sie sich durch die von ihr unterstützte Herausgabe des Archivs, zumal der letzten Bände, welche die Quellen zur Geschichte des Unterganges livländischer Selbständigkeit enthalten, ein großes Verdienst um die Landesgeschichte erworben. Warum sie aber mit dem 5. Bande der N. F. die Herausgabe eingestellt — denn daß der Herausgeber jener wichtigen Sammlung bereit gewesen wäre sie fortzuführen, wissen wir — ist weniger zu begreifen.

Die estnische Gesellschaft in Dorpat hat vor ihren Schwestern den Vorzug in lebendiger Beziehung zur Universität zu stehen; daher schwindet die wissenschaftliche Arbeit in ihr nie ganz. Auch hat sie von Anfang an das Glück gehabt, zu ihren Mitgliedern Männer zu zählen, die für estnische Sprache, Poesie und Alterthumskunde reges Interesse, verbunden mit genauer Kenntniß, besitzen. So gehört sie denn auch im gegenwärtigen Augenblick zu den nicht erfolglos wirkenden Gemeinschaften, wenn schon Theilnahmlosigkeit und Arbeitsscheu der Mitglieder auch hier reichlich vertreten sind. Sollte sich denn nicht endlich Jemand in Dorpat finden, der sich eine Geschichte der Stadt oder, was noch wichtiger, des Bisthums zur Aufgabe setzte?

Fassen wir alle unsere Bemerkungen zusammen, so werden wir sagen müssen, daß unsere Gesellschaften im Ganzen doch nur wenig von dem leisten, was sie wollen. Ueberall zeigt sich die echt baltische Abneigung praktisch einzugreifen, überall die Neigung lieber Mittheilungen Anderer anzuhören als selbst zu arbeiten, überall ein Eingehen auf das Kleine und Unbedeutende und ein Vorbeigehen an dem Bedeutenden und Wichtigen. Ich habe es oft bedauert, daß das Geschick uns nicht einen Gelehrten gegeben hat, der für die Geschichte Livlands das leistete, was Voigt für den Ordensstaat in Preußen gethan. Dann hätte jeder einzelne Forscher den unermeßlichen Vortheil, sich mit seinen Studien an etwas schon Gegebenes anschließen zu können, daran zu prüfen, zu bessern, Kritik zu üben, während es jetzt an jedem Mittelpunkte fehlt. Buch auf Buch über unsere Landesgeschichte hat die letzte Zeit gebracht, eines ungenießbarer, einseitiger, ungründlicher als das andere; aber die Unkenntniß der Vergangenheit im gebildeten Publicum ist unglaublich groß. Mehr aber als alle bisherigen Forscher und Darsteller, bei Weitem das Größte hat für das Verständniß unserer Geschichte mit genauester Kenntniß, schärfstem Urtheil, lebendigster Auffassung ein Mann gethan. Seiner genialen, vielleicht zuweilen etwas einseitigen Auffassung und seiner charaktervollen Darstellung verdanken wir die Erkenntniß der Vergangenheit und die Einsicht in die Gegenwart.

Wenn unsere literarischen und historischen Gesellschaften sich nicht mit dem frischen Geiste der Gegenwart erfüllen, wenn sie sogar hinter der Wirksamkeit früherer Tage zurückbleiben, dann tragen sie den Keim des

Todes in sich, und mögen sie auch noch ein Zeitlang vegetieren, untergehen werden sie dann doch gewiß. Allein kräftige, energische Arbeit ist das Heilmittel für sie, dann wird sich die Theilnahme, über deren Mangel beständig geklagt wird, allmählich schon heben und die Zahl der Mitglieder sich mehren. Und dazu kann und soll jeder Einzelne das Seine thun. Und wer in den Sternen zu lesen versteht, der wird erkennen, daß solche Arbeit Pflicht ist für uns alle und daß wir durch sie allein erweisen können, ob wir werth sind zu bleiben, was wir sind.

Zum Abſchiede.

Es war im Anfange der Regierung Alexanders II. Der große Krieg gegen die Weſtmächte war beendet und mit friſchem Muthe ging man wieder an die Werke des Friedens. Die nächſte und größte Aufgabe, die der Herrſcher ſich und ſeinem Reiche ſtellte, war die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Rußland. Andere bedeutende Reformpläne zeigten ſich in weiterer Perſpective. Ihnen waren alle Kräfte der Regierung und alle Gedanken der ruſſiſchen Geſellſchaft zugewendet. Wie wenig war noch die letztere bemüßigt ſich um das aparte und ihr ſehr unverſtändliche Weſen unſerer „Grenzmark“ zu kümmern! Dieſe aber wurde regiert und vertreten von dem Fürſten Suworow, mit demſelben Vertrauen von Seiten des Landes und mit demſelben Anſehen bei den höheren Staatsgewalten wie ſchon ſeit einem Jahrzehnt. Der Moment ſchien günſtig zur Durchführung von Reformen auch in dieſen nach dem Maße der allgemein-europäiſchen Zeitideen in gar manchen Stücken rückſtändig gebliebenen Provinzen; ja, es ſchien ebenſo ſehr aus Gründen der Klugheit als der Ehre geboten eine dem Fortſchritt im Reich proportionale Bewegung auch hier in Scene zu ſetzen. Die Einen mochten ſich dieſelbe als eine zu der jenſeitigen blos parallele, die Andern als mehr oder weniger mit ihr convergirend denken, ohne ſich noch durch die Vorſtellung einer demnächſt eintreten könnenden allzu jähen Convergenz von der Reformidee überhaupt abſchrecken zu laſſen. So bildete ſich damals eine liberale Partei, die ſich auch auf anderen Gebieten als dem bisher bevorzugten der Agrar- und Bauerverordnungen zu bethätigen vor hatte, obgleich auch dieſes letztere ihr um ſo weniger gleichgültig bleiben konnte, als gerade in der letzten Zeit innerhalb der livländiſchen Ritterſchaft (Landtag von 1856) eine an der Lectüre der Kreuzzeitung erſtarkte Reaction über den „Agrarliberalismus“ Fölkerſahms triumphirt hatte.

Eine Partei bedarf eines Preßorganes, und zwar vor Allem für sich selbst; denn eine Partei ist niemals etwas Fertiges; sie hat das Bedürfniß ihre zunächst nur allgemeinen Gedanken immer bestimmter zu entwickeln; die Partei schafft sich ein Organ, aber auch umgekehrt: erst das Organ schafft eine wirkliche Partei. Und jene baltisch-liberale Partei vor zehn Jahren war so unfertig wie je eine. Abgesehen von der Agrar- und Bauernsache und dem schon lange ventilirten Güterbesitzprivileg, lag für sie alles Uebrige, worauf sie ihren Grundgedanken anzuwenden hätte, noch in der unbestimmtesten Dämmerung. Um so mehr also bedurfte sie eines Organs, und es geschah — zum ersten Male in unserem Lande — daß eine Partei ein solches Bedürfniß begriff. Ein auserwählter Kreis Rigascher Patrioten legte Hand an's Werk und die Baltische Monatsschrift wurde gegründet.

Es könnte gefragt werden, ob gerade die Form einer Monatsschrift die für den Anfang richtige gewesen sei und warum man nicht lieber die einer täglichen Zeitung gewählt habe. Die Antwort auf diese Frage scheint dem Unterzeichneten, der jene Gründungszeit nicht miterlebt hat, in der Mäßigung und Besonnenheit der Gründer gesucht werden zu müssen. Man hat eben keine Agitation, sondern gründliche, umsichtige Gedankenarbeit gewollt und sein Augenmerk zunächst nur auf den vorzugsweise gebildeten Theil unserer Gesellschaft gerichtet. Wie dem aber auch sei, so ergab sich alsbald die Folge, daß die liberale Parteimeinung auch in zwei Zeitungen, der neugegründeten Revalschen und der aus ihrer althergebrachten Bedeutungslosigkeit heraustretenden Rigaschen, Posto faßte. Die Baltische Monatsschrift hatte ihnen den Weg gewiesen.

Wir schreiben hier keine Geschichte der baltisch-liberalen Idee, der Idee, die an der Wiege der Monatsschrift gestanden hat. Sonst wäre noch zu erzählen, wie, bald nachdem die Rigasche Zeitung „mit der glücklichen Insolenz der Jugend" für dieselbe in's Zeug gegangen war, ein schon damals Hervorragender es unternahm diese Insolenz zu strafen; es wäre von dem den eigentlichen Höhepunkt jener ganzen Phase bildenden Streit zwischen dem Dorpater Tagesblatt und der Rigaschen Zeitung zu berichten und ein an dem Lichte der nachfolgenden Ereignisse gereiftes Urtheil über Recht und Unrecht beider Seiten abzugeben; es wäre insbesondere davon zu reden, wie die Baltische Monatsschrift ihrerseits sich zu diesem Kampfe verhalten habe, was sie von dem Dorpater Tagesblatt gelernt zu haben bekennen muß und worin sie auch heute noch von ihm,

wie es war, sich unterschieden weiß; es wäre endlich nicht unerwähnt zu lassen, wie der seit Mitte 1864 von der russischen Presse gegen den baltischen „Separatismus" eröffnete Federkrieg mit seinem Gefolge thatsächlicher Wirkungen jenen eine Zeit lang so brennenden innern Gegensatz allmählich wieder ganz still gemacht hat. Auf alles das gehen wir hier nicht näher ein; wir können aber nicht umhin, wenigstens noch einmal an eine Unterscheidung zu erinnern, die schon hin und wieder in der Baltischen Monatsschrift formulirt worden ist und die am besten die von ihr in den letzten Jahren eingenommene Position kennzeichnet. Es ist die Unterscheidung der Reformen in solche, die mehr negativer, und solche, die mehr positiver Natur sind; in solche, bei denen es sich hauptsächlich nur um Aufhebung hinderlich gewordener älterer Gesetze, und solche, bei denen es sich um weitläufige neue Codificirungen handelt; mit einem Worte: in Emancipationen und Reorganisationen. Von den in der Baltischen Monatsschrift überhaupt in Betracht gekommenen Reformen gehörten zu der ersterwähnten Klasse z. B. die Aufhebung des Güterbesitzprivilegs und des entsprechenden städtischen Näherrechts, die Zulassung auch der kurländischen Bauern zum Gesindekauf, die Erleichterung der bäuerlichen Freizügigkeit in allen drei Provinzen, die Aufhebung des Zunftzwanges in unseren Städten, die Erweiterung der bürgerlichen Rechte unserer Juden und selbstverständlich auch die Aufhebung jeder Hemmung der Religionsfreiheit, sei es zwischen den christlichen Confessionen unter einander oder zwischen Christenthum und Judenthum. Zu der anderen Klasse dagegen gehörten Reformen wie die unseres Justizwesens, unserer Städteverfassungen, auch die neue Gemeindeordnung und die Idee einer neuen Provinzialverfassung. Das Weitere aber ist nun dieses: wir halten die Emancipationen sowohl im Allgemeinen für nothwendiger, als auch in unserem besonderen Falle für ungefährlicher als die Reorganisationen; wir verlangen daher, man solle liberal sein bei jenen und conservativ bei diesen, — deutlicher gesagt, kühn bei jenen und bedachtsam oder, je nach Umständen, abwehrend bei diesen; wir behaupten endlich, es sei in den letzten Zeiten und schon früher unendlich dadurch geschadet worden, daß man, statt der hier aufgestellten Maxime zu folgen, vielmehr nur einerseits die Lust zum Vorwärtstreiben überhaupt, andererseits die Lust zum Retardiren überhaupt im Blute gehabt hat. —

Fast zehn Jahre sind seit dem Erscheinen des ersten Heftes unserer Zeitschrift vergangen, und 18 Bände sind gefüllt worden. Sie alle noch-

mals durchblätternd, fühlt ſich der ſcheidende Redacteur in einer Weiſe bewegt, wie es überhaupt der Fall zu ſein pflegt, ſo oft das Bild eines vergangenen Lebens vor unſerer Erinnerung ſich wieder entrollt. Man überſieht dann mit einem Blick, wie Vieles man erſtrebt und erhofft, wie viel man ſich gemüht und wie wenig im Grunde erreicht hat. Es ſind die Grenzen menſchlichen Schaffens überhaupt und die der eigenen Perſönlichkeit insbeſondere, die Einem dann wie handgreiflich entgegentreten. Es iſt das Geweſene und nicht mehr zu Aendernde, in das man ſich dann mit wehmüthiger Ergebung zu fügen hat.

Immerhin wird Niemand ſagen wollen, daß die Baltiſche Monatsſchrift ganz vergeblich da geweſen ſei. Sie hat das Ihrige dazu gethan unſere Geſellſchaft an eine größere Oeffentlichkeit des politiſchen Lebens zu gewöhnen; manche unſer provinzielles Gemeinweſen angehende Frage iſt in ihren Spalten in mehr oder weniger fördernder Weiſe durchgearbeitet worden; durch viele und zum Theil ſehr ausgezeichnete Aufſätze provinzialgeſchichtlichen oder einheimiſch-biographiſchen Inhalts hat ſie geholfen das hiſtoriſche Selbſtbewußtſein des Landes lebendig zu erhalten; durch Ueberſetzungen aus der ruſſiſchen Literatur und durch „Petersburger Correſpondenzen" hat ſie ihre Leſer über die Geiſtesſtrömungen jenſeit des Peipus auf dem Laufenden zu erhalten geſucht; und nebenbei hat ſie auch noch Raum gehabt (in der letzten Zeit leider nur zu viel) für verſchiedene Themata allgemein-menſchlichen Intereſſes. Wenn die hier aufgezählten Rubriken nicht immer in dem richtigen quantitativen Verhältniß zu einander geſtanden haben und wenn oft auch Artikel geringerer Qualität, als ſich eigentlich ziemte, aufgenommen werden mußten, ſo durfte man doch hoffen, dieſe Mängel immer mehr ſchwinden zu ſehen; wenn aber während der drei letzten Jahrgänge ſtatt des Aufſchwungs vielmehr ein ſichtlicher Verfall eintrat, ſo hat das nicht an der Redaction oder den Mitarbeitern gelegen, ſondern an gewiſſen äußeren Umſtänden, auf deren Folgewichtigkeit die Redaction ſofort, Bd. XII. S. 502—505, aufmerkſam gemacht hat. Auf jene kurze Notiz zurückverweiſend, glauben wir alles zu unſerer Entſchuldigung Nöthige geſagt zu haben.

Schwerlich auch würde ſich der Unterzeichnete entſchloſſen haben, das gleichſam mit ſeiner Perſon verwachſene und immerhin noch einigermaßen gemeinnützige Unternehmen aufzugeben, wenn ſich ihm nicht dabei von vornherein die Ausſicht eröffnet hätte, daſſelbe vielmehr nur in andere, und

zwar jüngere Hände übergehen zu lassen. Es ist Herr Ernst v. d. Brüggen in Riga, von dem ein paar Aufsätze in unserem Jahrgang 1867 standen, der den Muth hat, die Baltische Monatsschrift auch unter den gegebenen Verhältnissen weiter fortzuführen. Er gedenkt die „Neue Folge" derselben mit dem October dieses Jahres zu beginnen und dann überhaupt den Jahrgang von October zu October zu rechnen. Die förmliche Aufforderung zu Beiträgen und zum Abonnement aber kann noch nicht erlassen werden, weil die obrigkeitliche Bestätigung des neuen Redacteurs noch nicht erfolgt ist.

Wir wünschen unserem Nachfolger Glück auf den Weg — was so, wie es ist, geworden ist, kann ja auch wieder anders werden — und empfehlen ihn angelegentlichst der Gunst unserer bisherigen Mitarbeiter und Abonnenten. In der „Neuen Folge" finden wir alle, die wir in irgend einer Weise an dieser Zeitschrift betheiligt gewesen sind, uns hoffentlich wieder zusammen: nur freilich der unterzeichnete bisherige Redacteur nicht mehr als solcher, sondern als einfacher Leser und dann und wann wohl auch als Schreiber. Also kein Abschied auf immer, sondern — auf Wiedersehen!

G. Berkholz.

Riga, den 18. Juni 1869.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 21. Juni 1869.

Redacteur G. Berkholz.